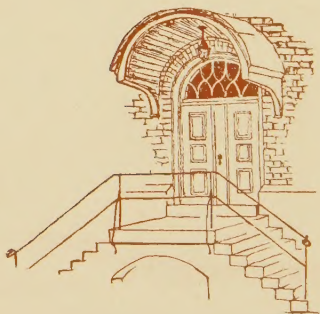


SALEM COLLEGE
LIBRARY



WITHDRAWN

Digitized by the Internet Archive
in 2024

C. F. MEYER, WERKE BAND I



CONRAD FERDINAND
MEYER

WERKE
IN ZWEI BÄNDEN

ERSTER BAND

CONRAD FERDINAND
MEYER

GEDICHTE

NOVELLEN I

J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG
STUTTGART

SALEM COLLEGE LIBRARY

Herausgegeben von Hermann Engelhard

838.89

M 575

V.1

© 1960 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. GmbH., Stuttgart · Satz und
Druck Süddeutsche Verlagsanstalt und Druckerei GmbH., Ludwigsburg · Binde-
arbeiten Großbuchbinderei Sigloch, Künzelsau · Papier Schoeller & Hoesch,
Gernsbach/Baden · Printed in Germany

GEDICHTE

Zur neuen Auflage

Mit dem Stifte les ich diese Dinge,
Auf der Rasenbank im Freien sitzend,
Plötzlich zuckt mir einer Vogelschwinge
Schatten durch die Lettern freudig blitzend.

Was da steht, ich hab es tief empfunden,
Und ergötzt sich drüberhinzuschweben.
Meine Seele flattert ungebunden
Und es bleibt ein Stück von meinem Leben –

I. VORSAAL

Fülle

Genug ist nicht genug! Gepriesen werde
Der Herbst! Kein Ast, der seiner Frucht entbehrte!
Tief beugt sich mancher allzu reich beschwerte,
Der Apfel fällt mit dumpfem Laut zur Erde.

Genug ist nicht genug! Es lacht im Laube!
Die saftge Pfirsche winkt dem durstgen Munde!
Die trunkenen Wespen summen in die Runde:
«Genug ist nicht genug!» um eine Traube.

Genug ist nicht genug! Mit vollen Zügen
Schlürft Dichtergeist am Borne des Genusses,
Das Herz, auch es bedarf des Überflusses,
Genug kann nie und nimmermehr genügen!

Das heilige Feuer

Auf das Feuer mit dem goldnen Strahle
Heftet sich in tiefer Mitternacht
Schlummerlos das Auge der Vestale,
Die der Göttin ewig Licht bewacht.

Wenn sie schlummerte, wenn sie entschlief,
Wenn erstürbe die versäumte Glut,
Eingesargt in Gruft und Grabestiefe
Würde sie, wo Staub und Moder ruht.

Eine Flamme zittert mir im Busen,
 Lodert warm zu jeder Zeit und Frist,
 Die, entzündet durch den Hauch der Musen,
 Ihnen ein beständig Opfer ist.

Und ich hüte sie mit heilger Scheue,
 Daß sie brenne rein und ungekränkt;
 Denn ich weiß, es wird der ungetreue
 Wächter lebend in die Gruft versenkt.

Schillers Bestattung

Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
 Und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
 Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
 Mit keinem Kranz, dem kargsten nicht, und kein Geleit!
 Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
 Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
 Von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
 Schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius wars.

Liederseelen

In der Nacht, die die Bäume mit Blüten deckt,
 Ward ich von süßen Gespenstern erschreckt,
 Ein Reigen schwang im Garten sich,
 Den ich mit leisem Fuß beschlich;
 Wie zarter Elfen Chor im Ring
 Ein weißer lebendiger Schimmer ging.
 Die Schemen hab ich keck befragt:
 Wer seid ihr, luftige Wesen? Sagt!

«Ich bin ein Wölkchen, gespiegelt im See.»
 «Ich bin eine Reihe von Stapfen im Schnee.»
 «Ich bin ein Seufzer gen Himmel empor!»
 «Ich bin ein Geheimnis, geflüstert ins Ohr.»

«Ich bin ein frommes, gestorbenes Kind.»
 «Ich bin ein üppiges Blumengewind –»
 «Und die du wählst und ders beschied
 Die Gunst der Stunde, die wird ein Lied.»

Schwarzschattende Kastanie

Schwarzschattende Kastanie,
 Mein windgeregtes Sommerzelt,
 Du senkst zur Flut dein weit Geäst,
 Dein Laub, es durstet und es trinkt,
 Schwarzschattende Kastanie!
 Im Porte badet junge Brut
 Mit Hader oder Lustgeschrei,
 Und Kinder schwimmen leuchtend weiß
 Im Gitter deines Blätterwerks,
 Schwarzschattende Kastanie!
 Und dämmern See und Ufer ein
 Und rauscht vorbei das Abendboot,
 So zuckt aus roter Schiffslatern
 Ein Blitz und wandert auf dem Schwung
 Der Flut, gebrochnen Lettern gleich,
 Bis unter deinem Laub erlischt
 Die rätselhafte Flammenschrift,
 Schwarzschattende Kastanie!

Nachtgeräusche

Melde mir die Nachtgeräusche, Muse,
 Die ans Ohr des Schlummerlosen fluten!
 Erst das traute Wachtgebell der Hunde,
 Dann der abgezählte Schlag der Stunde,
 Dann ein Fischer-Zwiegespräch am Ufer,
 Dann? Nichts weiter als der ungewisse
 Geisterlaut der ungebrochnen Stille,
 Wie das Atmen eines jungen Busens,
 Wie das Murmeln eines tiefen Brunnens,
 Wie das Schlagen eines dumpfen Ruders,
 Dann der ungehörte Tritt des Schlummers.

Die toten Freunde

Das Boot stößt ab von den Leuchten des Gestads.
Durch rollende Wellen dreht sich der Schwung des Rads.
Schwarz qualmt des Rohres Rauch . . . Heut hab ich schlecht,
Das heißt mit lauter jungem Volk gezecht –

Du, der gestürzt ist mit zerschossener Stirn,
Und du, verschwunden auf einer Gletscherfirn,
Und du, verlodert wie schwüler Blitzesschein,
Meine toten Freunde, saget, gedenkt ihr mein?

Wogen zischen um Boot und Räderschlag,
Dazwischen jubelt ein dumpfes Zechgelag,
In den Fluten braust ein sturmgedämpfter Chor,
Becher läuten aus tiefer Nacht empor.

Der schöne Tag

In kühler Tiefe spiegelt sich
Des Juli-Himmels warmes Blau,
Libellen tanzen auf der Flut,
Die nicht der kleinste Hauch bewegt.

Zwei Knaben und ein ledig Boot –
Sie sprangen jauchzend in das Bad.
Der eine taucht gekühlt empor,
Der andre steigt nicht wieder auf.

Ein wilder Schrei: «Der Bruder sank!»
Von Booten wimmelts schon. Man fischt.
Den einen rudern sie ans Land,
Der fahl wie ein Verbrecher sitzt.

Der andre Knabe sinkt und sinkt
Gemach hinab, ein Schlummernder,
Geschmiegt das sanfte Lockenhaupt
An einer Nymphe weiße Brust.

Über einem Grabe

Blüten schweben über deinem Grabe.
 Schnell umarmte dich der Tod, o Knabe,
 Den wir alle liebten, die dich kannten,
 Dessen Augen wie zwei Sonnen brannten,
 Dessen Blicke Seelen unterjochten,
 Dessen Pulse stark und feurig pochten,
 Dessen Worte schon die Herzen lenkten,
 Den wir weinend gestern hier versenkten.

Maiennacht. Der Sterne mildes Schweigen . . .
 Dort! ich seh es aus der Erde steigen!
 Unterm Rasen quillt hervor es leise,
 Flatterflammen drehen sich im Kreise,
 Ungelebtes Leben zuckt und lodert
 Aus der Körperkraft, die hier vermodert,
 Abgemähter Jugend letztes Walten,
 Letzte Glut verrauscht in Wunschgestalten,

Eine blasse Jagd: Voran ein Zecher,
 In der Faust den überfüllten Becher!
 Wehnde Locken will der Buhle fassen,
 Die entflatternd nicht sich haschen lassen,
 Lustgestachelt rast er hinter jenen,
 Ein verhülltes Mädchen folgt in Tränen.
 Durch die Brandung mit verstürmten Haaren
 Seh ich einen kühnen Schiffer fahren.

Einen jungen Krieger seh ich toben,
 Helmbedeckt, das lichte Schwert erhoben.
 Einer stürzt sich auf die Rednerbühne,
 Weites Volksgeto beherrscht der Kühne.
 Ein Gedräng, ein Kämpfen, Ringen, Streben!
 Arme strecken sich und Kränze schweben –
 Kränze, wenn du lebstest, dir beschieden,
 Nicht erreichte! Knabe, schlaf in Frieden!

Der Marmorknabe

In der Capuletti Vigna graben
Gärtner, finden einen Marmorknaben,
Meister Simon holen sie herbei,
Der entscheide, welcher Gott es sei.

Wie den Fund man dem Gelehrten zeigte,
Der die graue Wimper forschend neigte,
Kniet' ein Kind daneben: Julia,
Die den Marmorknaben finden sah.

«Welches ist dein süßer Name, Knabe?
Steig ans Tageslicht aus deinem Grabe!
Eine Fackel trägst du? Bist beschwingt?
Amor bist du, der die Herzen zwingt?»

Meister Simon, streng das Bild betrachtend,
Eines Kindes Worte nicht beachtend,
Spricht: «Er löscht die Fackel. Sie verloht.
Dieser schöne Jüngling ist der Tod.»

Liebesflämmchen

Die Mutter mahnt mich abends:
«Trag Sorg zur Ampel, Kind!
Jüngst träumte mir von Feuer –
Auch weht ein wilder Wind.»

Das Flämmchen auf der Ampel,
Ich lösche es mit Bedacht,
Das Licht in meinem Herzen
Brennt durch die ganze Nacht.

Die Mutter ruft mich morgens:
«Kind, hebe dich! 's ist Tag!»
Sie pocht an meiner Türe
Dreimal mit starkem Schlag

Und meint, sie habe grausam
 Mich aus dem Schlaf geschreckt –
 Das Licht in meinem Herzen
 Hat längst mich aufgeweckt.

Brautgeleit

Ich sehe dich, den Kranz im Haar,
 Die zur Vermählung schreitet,
 Von einer jungen Genienschär
 Umjubelt und begleitet.

Ein kleines Heer, ein feines Heer,
 Sind alles deine Schwestern.
 Du bist sie und bist sie nicht mehr
 Und warest sie noch gestern.

Wer gibt Geleit mit Lustgetön
 Dem stillen Hochzeitspaare?
 Das sind, bekränzt mit Rosen schön,
 All deine raschen Jahre.

Voran ein Kindlein weint und lacht,
 Vom Mutterarm getragen,
 Das zweite setzt die Füßchen sacht
 Und schreitet noch mit Zagen.

Es folgen Stufen mannigfalt
 Des jungen Menschenbildes,
 Mit einem scheuen Kinde wallt
 Ein Mägdlein schon, ein wildes.

Dann ist ein frisches minniges
 Lenzangesicht zu schauen,
 Und dann ein blasses inniges
 Antlitz mit ernsten Brauen.

Nun eines noch, versunken ganz
 In still verklärten Zügen,
 Erfüllung in des Blickes Glanz
 Und seliges Genügen.

Jetzt trittst du durch das Kirchentor,
Dich ewig zu verbinden,
Die Mädchen bleiben all davor,
Vergehen und verschwinden.

Hochzeitslied

Aus der Eltern Macht und Haus
Tritt die züchtge Braut heraus
An des Lebens Scheide –
Geh und lieb und leide!

Freigesprochen, unterjocht,
Wie der junge Busen pocht
Im Gewand von Seide –
Geh und lieb und leide!

Frommer Augen helle Lust
Überstrahlt an voller Brust
Blitzendes Geschmeide –
Geh und lieb und leide!

Merke dirs, du blondes Haar:
Schmerz und Lust Geschwisterpaar,
Unzertrennlich beide –
Geh und lieb und leide!

Die Jungfrau

Wo sah ich, Mädchen, deine Züge,
Die drohnden Augen lieblich wild,
Noch rein von Eitelkeit und Lüge?
Auf Buonarottis großem Bild:

Der Schöpfer senkt sich sachten Fluges
Zum Menschen, welcher schlummernd liegt,
Im Schoße seines Mantelbuges
Ruht himmlisches Gesind geschmiegt:

Voran ein Wesen, nicht zu nennen,
Von Gottes Mantel keusch umwallt,
Des Weibes Züge, zu erkennen
In einer schlanken Traumgestalt.

Sie lauscht, das Haupt hervorgewendet,
Mit Augen schaut sie, tief erschreckt,
Wie Adam Er den Funken spendet
Und seine Rechte mahnend reckt.

Sie sieht den Schlummerer sich erheben,
Der das bewußte Sein empfängt,
Auch sie sehnt dunkel sich, zu leben,
An Gottes Schulter still gedrängt –

So harrst du vor des Lebens Schranke,
Noch ungefesselt vom Geschick,
Ein unentweihter Gottgedanke,
Und öffnest staunend deinen Blick.

Die Fei

Mondnacht und Flut. Sie hangt am Kiel,
Umklammert mit den Armen ihn,
Sie treibt ein grausam lüstern Spiel,
Den Nachen in den Grund zu ziehn.

Der Ferge stöhnt: «In Seegesträuch
Reißt nieder uns der blanke Leib!
Rasch, Herr! Von Sünde reinigt Euch,
Begehrt Ihr heim zu Kind und Weib!»

Der Ritter hält den Schwertesgriff
Sich als das heilige Zeichen vor –
Aus dunkeln Haaren lauscht am Schiff
Ein schmerzlich bleiches Haupt empor.

«Herr Christ! ich beichte Rittertat,
Streit, Flammenschein und strömend Blut,
Doch nichts von Frevel noch Verrat,
Denn Treu und Glauben hielt ich gut.»

Er küßt das Kreuz. Gell schreit die Fee!
Auflangen sieht er eine Hand
Am Steuer, blendend weiß wie Schnee,
Und starrt darauf, von Graun gebannt.

«Herr Christ! ich beichte Missetat!
Ich brach den Glauben und die Treu,
Ich übt an einem Lieb Verrat.
Es starb. Ich tue Leid und Reu!»

Sie löst die Arme. Sie versinkt.
Das Ruder schlägt. Der Nachen fliegt.
Vom Strand das Licht des Erkers winkt,
Wo Weib und Kind ihm schlummernd liegt.

Die Dryas

O Liebe, wie schnell verrinnest du,
Du flüchtige, schöne Stunde,
Mit einer Wunde beginnest du
Und endest mit einer Wunde.

Ein Jüngling irrt im Waldesraum,
Umspielt von goldnen Schimmern,
Und späht nach einem schönen Baum,
Sich draus ein Boot zu zimmern.

«Jungeiche mit dem stolzen Wuchs,
Du bist mir gleich die rechte,
Dich zeichn ich mit dem Beile flugs,
Dann ruf ich meine Knechte.»

Er führt den Streich. Ein schmerzlich Ach
Macht jählings ihn erbleichen.
«Ich sterbe!» stöhnts im Stamme schwach,
«Die jüngste dieser Eichen!»

Ein Tröpfchen Blutes oder zwei
Sieht er am Beile hangen
Und schleuderts weg mit einem Schrei,
Als hätt er Mord begangen.

Schnell flüsterts aus dem Baume jetzt:
 «Der Mord ist nicht vollendet!
 Ich bin nur leicht am Arm verletzt.
 Ich hatt mich umgewendet.»

«Komm, Göttin», fleht er, «Waldeskind,
 Daß ich Vergebung finde!»
 Die Schultern schmiegend schlüpft geschwind
 Die Dryas aus der Rinde.

Ein Dämmer lag auf Stirn und Haar,
 Ein Brüten und ein Weben,
 Von grünem Blätterschatten war
 Der schlanke Wuchs umgeben.

Er fing den Arm zu küssen an,
 Die Stelle mit dem Hiebe,
 Und, der er viel zuleid getan,
 Die tat ihm viel zuliebe.

«In meinem Baum – ist lauter Traum . . .»
 Sie schlüpft zurück behende
 Und lispelt in den Waldesraum:
 «Ich weiß, wen ich dir sende!»

Der Botin Biene Dienst ist schwer,
 Sie muß sich redlich plagen,
 Honig und Wermut hin und her,
 Waldaus, waldein zu tragen.

Einmal kam Bienchen wild gebrummt.
 «Dryas, mich kanns entrüsten!»
 Es setzt sich an den Stamm und summt:
 «Ich sahs, wie sie sich küßten!

Sie ist ein blühend Nachbarkind,
 Muß ihn beständig necken –
 Dich läßt er nun bei Wetter und Wind
 In deinem Baume stecken!»

Ein schmerzlich Ach, als wände sich
Ein schlanker Leib und stürbe!
Das Laub vergilbt, die Krone blich,
Die Rinde bröckelt mürbe.

Ein Lied Chastelards

Sehnsucht ist Qual!
Der Herrin wag ichs nicht zu sagen,
Ich wills den dunkeln Eichen klagen
Im grünen Tal:
Sehnsucht ist Qual.

Mein Leib vergeht
Wie schmelzend Eis in bleichen Farben,
Sie sieht mich dursten, lechzen, darben,
Bleibt unerfleht –
Mein Leib vergeht.

Doch mag es sein,
Daß sie an ihrer Macht sich weide!
Ergötzt sie grausam sich an meinem Leide,
So denkt sie mein –
Drum mag es sein.

Sehnsucht ist Qual!
Dem Kühnsten macht die Folter bange,
Ein Grab, darin ich nichts verlange,
Gib mir, o Tal!
Sehnsucht ist Qual.

Die kleine Blanche

An dem kleinen Hofe von Navarra
War das Leben eine lose Fabel,
Eine drohende oder heitre Maske,
Eine überraschende Novelle,
Ein phantastisch wahrheitloses Schauspiel. –
Der am Hofe war auf kurzen Urlaub,
Hauptmann Duplessis saß vor der Bühne,

Drauf ein Mädchen an verratner Liebe
 Starb. Im letzten Akte lag sie marmorn
 Auf dem Grabmal als ihr eigen Bildnis,
 Schluchzend rang die Hände der Verräter,
 Sieh! da hob sie sachte sich und lebte.
 Andern Tages wandelte der Hauptmann
 In des Schlosses irrsam dunkeln Gärten,
 An die zarte kleine Blanche denkend,
 Die er schnell geküßt und schnell verraten –
 Etwas sieht er schimmern durch Zypressen:
 Auf dem Grabmal liegt die kleine Blanche
 Marmorn. An dem Sockel ist zu lesen:
 «Blanche schlummert nach verratner Liebe.»
 «Heb dich, kleine Blanche!» ruft der Hauptmann,
 «Wickle dich aus deinen weißen Tüchern!
 Spiel nicht mit dem Tode, kleine Blanche!»
 Doch der Marmor fühlte nichts. Es fühlte
 Nichts, die drunter schläft. Sie starb im Ernste.

Die gelöschten Kerzen

Ein gewaltger Herd mit glühnden Kohlen
 Und zwei hellen Kerzen auf dem Simse.
 Dran ein plaudernd Paar: ein narbger Feldherr
 In der Majestät des Greisenalters
 Und ein unbefangnes Kind der Neuzeit,
 Ein geliebter und verzogner Neffe.
 Würdevoll erzählt der Greis von weiland,
 Von Verschollnem oder Halbverschollnem.
 «Damals warst du noch ein Ungeborner,
 Neffe», sagt er, «oder in den Windeln . . .»
 Auf dem Herde zuckt ein blaues Flämmchen,
 Ein vergeßnes Flämmchen aus der Asche,
 Und die beiden sehn den Irrwisch tanzen,
 Und der Irrwisch, unversehens springt er
 Auf des Jünglings blühend kecke Lippen:
 – «Ohm, wie war es denn mit der Camargo?»
 Der Benarbte lächelt. «Wissen willst du
 Das mit der Camargo?» – Eine Kerze

Haucht er aus und auch die andre Kerze.
 «Du erlaubst? Nur daß ich nicht erröte!
 Also . . .» Durch das Dunkel glühn die Kohlen.
 Und der Jüngling streicht ein Holz, die eine
 Kerze flammt er an und dann die andre:
 «Ohm, wie wars denn mit dem Sturm auf Düppel?»

Fingerhütchen

Liebe Kinder, wißt ihr, wo
 Fingerhut zu Hause?
 Tief im Tal von Acherloo
 Hat er Herd und Klause;
 Aber schon in jungen Tagen
 Muß er einen Höcker tragen;
 Geht er, wunderlicher nie
 Wallte man auf Erden!
 Sitzt er, staunen Kinn und Knie,
 Daß sie Nachbarn werden.

Körbe flicht aus Binsen er,
 Früh und spät sich regend,
 Trägt sie zum Verkauf umher
 In der ganzen Gegend,
 Und er gäbe sich zufrieden,
 Wär er nicht im Volk gemieden;
 Denn man zischelt mancherlei:
 Daß ein Hexenmeister,
 Daß er kräuterkundig sei
 Und im Bund der Geister.

Solches ist die Wahrheit nicht,
 Ist ein leeres Meinen,
 Doch das Volk im Dämmerlicht
 Schaudert vor dem Kleinen.
 So die Jungen wie die Alten
 Weichen aus dem Ungestalten –
 Doch vorüber wohlgemut
 Auf des Schusters Räppchen
 Trabt er. Blauer Fingerhut
 Nickt von seinem Käppchen.

Einmal geht er heim bei Nacht
 Nach des Tages Lasten,
 Hat den halben Weg gemacht,
 Darf ein bißchen rasten,
 Setzt sich und den Korb daneben,
 Schimmernd hebt der Mond sich eben:
 Fingerhut ist gar nicht bang,
 Ihm ist gar nicht schaurig,
 Nur daß noch der Weg so lang,
 Macht den Kleinen traurig.

Etwas hört er klingen fein –
 Nicht mit rechten Dingen,
 Mitten aus dem grünen Rain
 Ein melodisch Singen:
 «Silberfähre, gleitest leise» –
 Schon verstummt die kurze Weise.
 Fingerhütchen spähet scharf
 Und kann nichts entdecken,
 Aber was er hören darf,
 Ist nicht zum Erschrecken.

Wieder hebt das Liedchen an
 Unter Busch und Hecken,
 Doch es bleibt der Reimgespan
 Stets im Hügel stecken.
 Silberfähre, gleitest leise» –
 Wiederum verstummt die Weise.
 Lieblich ist, doch einerlei
 Der Gesang der Elfen,
 Fingerhütchen fällt es bei,
 Ihnen einzuhelfen.

Fingerhütchen lauert still
 Auf der Töne Leiter,
 Wie das Liedchen enden will,
 Führt er leicht es weiter:
 «Silberfähre, gleitest leise» –
 Ohne Ruder, ohne Gleise.»

Aus dem Hügel rufts empor:
«Das ist dir gelungen!»
Unterm Boden kommt hervor
Kleines Volk gesprungen.

«Fingerhütchen, Fingerhut»,
Lärmt die tolle Runde,
«Faß dir einen frischen Mut!
Günstig ist die Stunde!
Silberfahre, gleitest leise
Ohne Ruder, ohne Gleise!
Dieses hast du brav gemacht,
Lernet es, ihr Sänger!
Wie du es zustand gebracht,
Hübscher ists und länger!

Zeig dich einmal, schöner Mann!
Laß dich einmal sehen:
Vorn zuerst und hinten dann!
Laß dich einmal drehen!
Weh! Was müssen wir erblicken!
Fingerhütchen, welch ein Rücken!
Auf der Schulter, liebe Zeit,
Trägst du grause Bürde!
Ohne hübsche Leiblichkeit
Was ist Geisteswürde?

Eine ganze Stirne voll
Glücklicher Gedanken,
Unter einem Höcker soll
Länger nicht sie schwanken!
Streckt euch, verkrümmte Glieder!
Garstger Buckel, purzle nieder!
Fingerhut, nun bist du grad,
Deines Fehls genesen!
Heil zum schlanken Rückengrat!
Heil zum neuen Wesen!»

Plötzlich steckt der Elfenchor
Wieder tief im Raine,
Aus dem Hügelrund empor
Tönts im Mondenscheine:

«Silberfähre, gleitest leise
Ohne Ruder, ohne Gleise.»

Fingerhütchen wird es satt,
Wäre gern daheime,
Er entschlummert laß und matt
An dem eignen Reime.

Schlummert eine ganze Nacht
Auf derselben Stelle;
Wie er endlich auferwacht,
Scheint die Sonne helle:
Kühe weiden, Schafe grasen
Auf des Elfenhügels Rasen.

Fingerhut ist bald bekannt,
Läßt die Blicke schweifen,
Sachte dreht er dann die Hand,
Hinter sich zu greifen.

Ist ihm Heil im Traum geschehn?
Ist das Heil die Wahrheit?
Wird das Elfenwort bestehn
Vor des Tages Klarheit?
Und er tastet, tastet, tastet:
Unbebürdet! Unbelastet!

«Jetzt bin ich ein grader Mann!»
Jauchzt er ohne Ende,
Wie ein Hirschlein jagt er dann
Über Feld behende.

Fingerhut steht plötzlich still,
Tastet leicht und leise,
Ob er wieder wachsen will?
Nein, in keiner Weise!
Selig preist er Nacht und Stunde,
Da er sang im Geisterbunde –
Fingerhütchen wandelt schlank,
Gleich als hätt er Flügel,
Seit er schlummernd niedersank
Nachts am Elfenhügel.

Traumbesitz

«Fremdling, unter diesem Schutte
Wölbt sich eine weite Halle,
Blüht des Inka goldner Garten,
Prangt der Sessel meines Ahns!

Alles Laub und alle Früchte
Und die Vögel auf den Ästen
Und die Fischlein in den Teichen
Sind vom allerfeinsten Gold.»

– «Knabe, du bist zart und dürftig,
Deine greisen Eltern darben –
Warum gräbst du nicht die nahen
Schätze, die dein Erbe sind?»

«Solches, Fremdling, wäre sündlich!
Nein, ich lasse mir genügen
An dem kleinen Weizenfelde,
Das mir oben übrigblieb.

Im Geheimen meines Herzens,
Mit den Augen meines Geistes
Schwelg ich in den lichten Wundern,
In dem unermeßnen Hort:

O des Glanzes! O der Fülle!
Siehst du dort die Büschel Maises
Mit den schön geformten Kolben?
Siehst du dort den goldnen Thron?»

Die gefesselten Musen

Es herrscht' ein König irgendwo
In Dazien oder Thrazien,
Den suchten einst die Musen heim,
Die Musen mit den Grazien.

Statt milden Nektars, Rebenblut
Geruhten sie zu nippen,
Die Seele des Barbaren hing
An ihren selgen Lippen.

Erst sang ein jedes Himmelskind
Im Tone, der ihm eigen,
Dann schritt der ganze Chor im Takt
Und trat den blühnden Reigen.

Der König klatschte: «Morgen will
Ich wieder euch bestaunen!»
Die Musen schüttelten das Haupt:
«Das hängt an unsern Launen.»

«An euren Launen . . .?» Der Despot
Begann zu schmähn und lästern.
«Ihr Knechte», schrie er, «Fesseln her!»
Und fesselte die Schwestern.

Der König wacht', um Mitternacht
Vernahm er leises Schreiten,
Ge Flüster: «Seid ihr alle da?»
Und Schüttern zarter Saiten.

Er fuhr empor. «Den hellen Chor
Ergreift, getreue Wächter!»
Die Schergen griffen in die Luft,
Und silbern klang Gelächter.

Am Morgen war der Kerker leer,
Der Reigen über die Grenze –
Drin hingen statt der Ketten schwer
Zerrißne Blumenkränze.

II. STUNDE

Morgenlied

Mit edeln Purpurröten
Und hellem Amselschlag,
Mit Rosen und mit Flöten
Stolziert der junge Tag.
Der Wanderschritt des Lebens
Ist noch ein leichter Tanz,
Ich gehe wie im Reigen
Mit einem frischen Kranz.

Ihr taubenetzten Kränze
Der neuen Morgenkraft,
Geworfen aus den Lüften
Und spielend aufgerafft –
Wohl manchen ließ ich welken
Noch vor der Mittagsglut;
Zerrissen hab ich manchen
Aus reinem Übermut!

Mit edeln Purpurröten
Und hellem Amselschlag,
Mit Rosen und mit Flöten
Stolziert der junge Tag –
Hinweg, du dunkle Klage,
Aus all dem Licht und Glanz!
Den Schmerz verlornen Tage
Bedeckt ein frischer Kranz.

Eppich

Eppich, mein alter Hausgesell,
Du bist von jungen Blättern hell,
Dein Wintergrün, so still und streng,
Verträgt sichs mit dem Lenzgedräng?
– «Warum denn nicht? Wie meines hat
Dein Leben alt und junges Blatt,
Eins streng und dunkel, eines licht
Von Lenz und Lust! Warum denn nicht?»

Das tote Kind

Es hat den Garten sich zum Freund gemacht,
Dann welkten es und er im Herbst sacht,
Die Sonne ging, und es und er entschlief,
Gehüllt in *eine* Decke weiß und tief.

Jetzt ist der Garten unversehns erwacht,
Die Kleine schlummert fest in ihrer Nacht.
«Wo steckst du?» summt es dort und summt es hier.
Der ganze Garten frägt nach ihr, nach ihr.

Und blickt ins Haus: «Komm hinterm Schrank hervor!
Die blaue Winde klettert schlank empor
Wo birgst du dich? Du tust dirs selbst zuleid!
Was hast du für ein neues Sommerkleid?»

Lenz Wanderer, Mörder, Triumphator

I

Ich lag an einem Raine
Mit einem dürrn Stab.
Was lauf ich? Meine Beine
Erlaufen nur das Grab . . .

Ein Wandrer zog derenden,
War noch ein Knabe fast,
Der hieß als Stab in Händen
Den blütenreichsten Ast.

«Grüß Gott dich, schöner Wanderer!
Bist du es, Knabe Lenz?»
Er rief: «Ich bin kein andrer
Und komme von Florenz!»

Das mußte mich erwecken.
«Kind Lenz, ich wandre mit!»
Wir hoben unsre Stecken
In einem Schritt und Tritt.

Die beiden Stäbe hoben
Kind Lenz und ich zugleich;
Auch meiner ward von oben
Bis unten blütenreich.

II

Nieder trägt der warme Föhn
Der Lawine fern Getön,
Hinter jenen hohen Föhren
Kann den dumpfen Schlag ich hören.

In des Lenzes blauen Schein
Aus der Scholle dunkelm Schrein
Drängt und drückt das neue Leben,
Lüftet Kleid und Decken eben –

Von derselben Kraft und Lust
Wächst das Herz mir in der Brust,
Heute kann es noch sich dehnen
Mit den Liedern, mit den Tränen!

Aber blauen wird ein Tag,
Da sichs nicht mehr dehnen mag –
Mit den Veilchen, mit den Flöten
Kommt mich dann der Lenz zu töten.

III

Frühling, der die Welt umblaut,
Frühling mit der Vöglein Laut,
Deine blühnden Siegespforten
Allerenden, allerorten
Hast du niedrig aufgebaut!

Ungebändigt, kreuz und quer,
Über alle Pfade her
Schießen blütenschwere Zweige,
Daß dir jedes Haupt sich neige,
Und die Demut ist nicht schwer.

Maientag

Englein singen aus dem blauen Tag,
Mägdlein singen hinterm Blütenhag,
Jubelnd mit dem ganzen Lenzgesind
Singt mir in vernarbter Brust – ein Kind.

Was treibst du, Wind?

Was treibst du, Wind,
Du himmlisches Kind?
Du flügelst und flügelst umsonst in der Luft!
«Nicht Wanderschmerz!
Ich nähre das Herz
Mit Erdgeruch und Waldesduft!»

Was bringst du, Wind,
Du himmlisches Kind?
«Einen Morgengruß, einen Schrei der Lust!»
Aus Vogelkehle nur?
Aus Lerchenseele nur?
«Nein, nein! Aus voller Menschenbrust!»

Was trägst du, Wind,
Du himmlisches Kind?
«Seeüber ein wallend, ein hallend Geläut!»
Senken sie ein
Den Totenschrein?
«Nein, nein! Sie halten Hochzeit heut!»

Lenzfahrt

Am Himmel wächst der Sonne Glut,
Auf quillt der See, das Eis zersprang,
Das erste Segel teilt die Flut,
Mir schwillt das Herz wie Segeldrang.

Zu wandern ist das Herz verdammt,
Das seinen Jugendtag versäumt,
Sobald die Lenzessonne flammt,
Sobald die Welle wieder schäumt.

Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ewgen Sehnsucht Hort,
Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort!

Und ob die Locke nur ergraut
Und bald das Herz wird stille stehn,
Noch muß es, wann die Welle blaut,
Nach seinem Lenze wandern gehn.

Lenz, wer kann dir widerstehn?

Jedem, außer an die Toten,
Sendet Frühling einen Boten,
Ein Gezwitscher aus den Lüften,
Eines Wölkchens helles Wehn,
Einer roten Knospe Springen,
Irgendein verstohl'nes Düften
Oder ein verlornes Singen –
Lenz, wer kann dir widerstehn?

Durch das Wiesengrün, das linde,
Wandr' ich mit dem eignen Kinde,
Und es kann an Murbäcken
Nicht mit stummen Lippen gehn –
Wann die Knospen alle brechen,
Wollen Lippen sich entfalten,
Auf den jungen, auf den alten
Will ein kleines Lied entstehn.

Lieb und Lust und Leben saugen
 Will ich aus den Kinderaugen,
 In dem Blicke meiner Kleinen
 Will ich nach dem Leben spähn,
 Ja, es ist das gleiche Scheinen,
 Hier im Blauen, dort im Blauen,
 Und das selbige Vertrauen –
 Lenz, wer kann dir widerstehn?

Kuckuck ruft! Willst du erfahren
 Deine Jahre, gläubge Seele?
 Kuckuck ruft im Walde, zähle!
 Neun und zehn und mehr als zehn . . .
 Ei, das will ja gar nicht enden,
 Frühling schenkt aus vollen Händen –
 Soll auf diesen blonden Haaren
 Noch den Myrtenkranz ich sehn . . .?

Der Lieblingsbaum

Den ich pflanzte, junger Baum,
 Dessen Wuchs mich freute,
 Zähl ich deine Lenze, kaum
 Sind es zwanzig heute.

Oft im Geist ergötzt es mich,
 Über mir im Blauen
 Schlankes Astgebilde, dich
 Mächtig auszubauen.

Lichtdurchwirkten Schatten nur
 Legst du auf die Matten,
 Eh du dunkel deckst die Flur,
 Bin ich selbst ein Schatten.

Aber haschen soll mich nicht
 Stygisches Gesinde,
 Weichen werd ich aus dem Licht
 Unter deine Rinde.

Frische Säfte rieseln laut,
Rieseln durch die Stille.
Um mich, in mir webt und baut
Ewger Lebenswille.

Halb bewußt und halb im Traum
Über mir im Lichten
Werd ich, mein geliebter Baum,
Dich zu Ende dichten.

Der verwundete Baum

Sie haben mit dem Beile dich zerschnitten,
Die Frevler – hast du viel dabei gelitten?
Ich selber habe sorglich dich verbunden
Und traue: Junger Baum, du wirst gesunden!
Auch ich erlitt zu schier derselben Stunde
Von schärferm Messer eine tiefe Wunde.
Zu untersuchen komm ich deine täglich,
Und meine fühl ich brennen unerträglich.
Du saugest gierig ein die Kraft der Erde,
Mir ist, als ob auch ich durchrieselt werde!
Der frische Saft quillt aus zerschnittner Rinde
Heilsam. Mir ist, als ob auch ichs empfinde!
Indem ich deine sich erfrischen fühle,
Ist mir, als ob sich meine Wunde kühle!
Natur beginnt zu wirken und zu weben,
Ich traue: Beiden geht es nicht ans Leben!
Wie viele, so verwundet, welkten, starben!
Wir beide prahlen noch mit unsern Narben!

Das bittere Trünklein

Ein betrogen Mägdlein irrt im Walde,
Flieht den harten Tag und sucht das Dunkel,
Wirft auf eine Felsenbank sich nieder
Und beginnt zu weinen unersättlich.

In den wettermürben Stein des Felsens
Ist gegraben eine kleine Schale –

Da das Mägdlein sich erhebt zu wandern,
Bleibt die Schale voller bitterer Zähren.

Abends kommt ein Vöglein hergeflattert,
Aus gewohntem Becherlein zu trinken,
Wo sich ihm das Himmelswasser sammelt,
Schluckt und schüttelt sich und fliegt von hinnen.

Abendrot im Walde

In den Wald bin ich geflüchtet,
Ein zu Tod gehetztes Wild,
Da die letzte Glut der Sonne
Längs den glatten Stämmen quillt.

Keuchend lieg ich. Mir zu Seiten
Blutet, siehe, Moos und Stein –
Strömt das Blut aus meinen Wunden?
Oder ists der Abendschein?

Jetzt rede du!

Du warest mir ein täglich Wanderziel,
Viellieber Wald, in dumpfen Jugendentagen,
Ich hatte dir geträumten Glücks so viel
Anzuvertraun, so wahren Schmerz zu klagen.

Und wieder such ich dich, du dunkler Hort,
Und deines Wipfelmeers gewaltig Rauschen –
Jetzt rede du! Ich lasse dir das Wort!
Verstummt ist Klag und Jubel. Ich will lauschen.

Die Lautenstimmer

Schlummernd jüngst in Waldesraum,
Hatt ich einen hübschen Traum:
Etwas regt sich in der Hecke,
Etwas klimpert im Verstecke.

Das Gesträuch mit leiser Hand
Teilt ich, bis das Nest ich fand:
Kinder, rings im Grase sitzend.
Mit den hellen Augen blitzend!

Rutschend auf dem nackten Knie,
Stimmten eine Laute sie –
«Sagt, was lagert ihr im Runde?
Sprecht, was schaffet ihr im Bunde?»

Auf das zarte Werk erpicht,
Hörten sie die Frage nicht.
«Seht, wie ist sie zugerichtet!
Wundgerissen! Fast vernichtet!»

Emsig ward geklopft, gespäht,
An den Saiten flink gedreht,
Ließen eine tiefer klingen,
Ließen eine hohe springen –

Endlich klang die Laute rein,
Und die Kinder spielten fein,
Bis ich aus dem Traum erwachte
Und mir seinen Sinn bedachte:

Dumpf entschlummert, jetzo hell,
Ganz ein anderer Gesell!
Was die Kinder ohne Fehle
Stimmten, es war meine Seele!

Sonntags

Ich liebe, Nymphe, deine keusche Flut,
Die kühl im allertiefsten Walde ruht.
Du spiegelst weder Stadt noch Firneschnee,
Den Himmel schimmerst du, mein kleiner See!
Dein Antlitz sagt mir alles, rasch erregt,
Was dir das kindliche Gemüt bewegt,
Und leicht erhellt, verdunkelt ohne Grund,
Macht es mir alle deine Launen kund.

Der Kahn, geborgen tief im Schilfe dort,
 Gefesselt ist er durch ein Zauberwort.
 Nie hat gelöst ihn eine trunkne Schar,
 Nie hat sich eine Dirn im Flatterhaar,
 Von rohen Buhlen durch den Wald gehetzt,
 Vor deinen Spiegel keuchend hingesezt.
 Nie hat ein unstet zuckend Fackelrot
 Dir über deine kühle Stirn gelobt!

Horch! Stimmen durch den Wald! Ein Lustgeschrei!
 Gekreisch! Gewieher! Freches Volk, vorbei!
 Den Gassenhauer, liederlich gejoht
 – Schäme dich, Echo! – hast du wiederholt!
 Verhülle, Nymphe, deiner Augen Schein,
 Verbirg dich tiefer in den Wald hinein!
 Und zürnend gegen den Tumult gewandt:
 «Hinweg!» gebot ich mit erhobner Hand.

«Nicht näher!» Und im Walde ward es Ruh.
 Der Jubel zog sich einer Schenke zu.
 Du bliebst in deinem blauen Kleide rein,
 In deinem grünen Waldesdämmerchein –
 Indessen hat die Sonne sich geneigt.
 Wie süß in jedem Blatt die Stille schweigt!
 In Tannenduft und unter Himmelsruh,
 Bewacht von meinem Blick, entschlummerst du!

Schwüle

Trüb verglomm der schwüle Sommertag,
 Dumpf und traurig tönt mein Ruderschlag –
 Sterne, Sterne – Abend ist es ja –
 Sterne, warum seid ihr noch nicht da?

Bleich das Leben! Bleich der Felsenhang!
 Schilf, was flüsterst du so frech und bang?
 Fern der Himmel und die Tiefe nah –
 Sterne, warum seid ihr noch nicht da?

Eine liebe, liebe Stimme ruft
Mich beständig aus der Wassergruft –
Weg, Gespenst, das oft ich winken sah!
Sterne, Sterne, seid ihr nicht mehr da?

Endlich, endlich durch das Dunkel bricht
– Es war Zeit! – ein schwaches Flimmerlicht –
Denn ich wußte nicht, wie mir geschah.
Sterne, Sterne, bleibt mir immer nah!

In Harmesnächten

Die Rechte streckt ich schmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten –
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.

Votivtafel

Mit kümmernden Gedanken schlief
Ich ein auf meinem Krankenbett,
Da kam sie, da erschien sie mir
In einem wunderklaren Traum.

Sie war ein Mädchen groß und schlank
Mit feurig blauem Augenlicht,
Sie kam und nahm mich bei der Hand
Und sagte freundlich: «Wirb um mich!

Vertraue! Habe Zuversicht!
Halt an und überleg es nicht!
Halt an und überlaß es mir!
Erbitte mich! Erbitte mich!» –

Da wacht ich auf im Morgenlicht
Und hob die Hände hoch empor:
Gebt sie, versaget sie mir nicht,
Ihr Götter, sonst bin ich dahin.

Die Göttlichen erhörten mich,
Und wieder atm' ich leichter schon,
Denn, siehe, die Genesung wars,
Die mir erschien im Morgentraum.

Eingelegte Ruder

Meine eingelegten Ruder triefen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.

Nichts, das mich verdroß! Nichts, das mich freute!
Niederrinnt ein schmerzenloses Heute!

Unter mir – ach, aus dem Licht verschwunden –
Träumen schon die schönern meiner Stunden.

Aus der blauen Tiefe ruft das Gestern:
Sind im Licht noch manche meiner Schwestern?

Ein bißchen Freude

Wie heilt sich ein verlassen Herz,
Der dunkeln Schwermut Beute?
Mit Becher-Rundgeläute?
Mit bitterm Spott? Mit frevlem Scherz?
Nein. Mit ein bißchen Freude!

Wie flicht sich ein zerrißner Kranz,
Den jach der Sturm zerstreute?
Wie knüpft sich der erneute?
Mit welchem Endchen bunten Bands?
Mit nur ein bißchen Freude!

Wie sühnt sich die verjährte Schuld,
Die bitterlich bereute?
Mit einem strengen Heute?
Mit Büßerhast und Ungeduld?
Nein. Mit ein bißchen Freude.

Im Spätboot

Aus der Schiffsbank mach ich meinen Pfühl.
Endlich wird die heiße Stirne kühl!
O wie süß erkaltet mir das Herz!
O wie weich verstummen Lust und Schmerz!
Über mir des Rohres schwarzer Rauch
Wiegt und biegt sich in des Windes Hauch.
Hüben hier und wieder drüben dort
Hält das Boot an manchem kleinen Port:
Bei der Schiffslaterne kargem Schein
Steigt ein Schatten aus und niemand ein.
Nur der Steurer noch, der wacht und steht!
Nur der Wind, der mir im Haare weht!
Schmerz und Lust erleiden sanften Tod.
Einen Schlummrer trägt das dunkle Boot.

Vor der Ernte

An wolkenreinem Himmel geht
Die blanke Sichel schön,
Im Korne drunten wogt und weht
Und rauscht und wühlt der Föhn.

Sie wandert voller Melodie
Hochüber durch das Land,
Frühmorgen schwingt die Schnittrrin sie
Mit sonnenbrauner Hand.

Erntegewitter

Ein jäher Blitz. Der Erntewagen schwankt.
 Aus seinen Garben fahren Dirnen auf
 Und springen schreiend in die Nacht hinab.
 Ein Blitz. Auf einer goldnen Garbe thront
 Noch unvertrieben eine frevle Maid,
 Der das gelöste Haar den Nacken peitscht.
 Sie hebt das volle Glas mit nacktem Arm,
 Als brächte sie's der Glut, die sie umflammt,
 Und leerts auf einen Zug. Ins Dunkel wirft
 Sie's weit und gleitet ihrem Becher nach.
 Ein Blitz. Zwei schwarze Rosse bäumen sich.
 Die Peitsche knallt. Sie ziehen an. Vorbei.

Schnitterlied

Wir schnitten die Saaten, wir Buben und Dirnen,
 Mit nackenden Armen und triefenden Stirnen,
 Von donnernden dunkeln Gewittern bedroht –
 Gerettet das Korn! Und nicht einer, der darbe!
 Von Garbe zu Garbe
 Ist Raum für den Tod –
 Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!

Hoch thronet ihr Schönen auf güldenen Sitzen,
 In strotzenden Garben umflimmert von Blitzen –
 Nicht eine, die darbe! Wir bringen das Brot!
 Zum Reigen! Zum Tanze! Zur tosenden Runde!
 Von Munde zu Munde
 Ist Raum für den Tod –
 Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!

Auf Goldgrund

Ins Museum bin zu später
 Stunde heut ich noch gegangen,
 Wo die Heil'gen, wo die Beter
 Auf den goldnen Gründen prangen.

Dann durchs Feld bin ich geschritten
Heißer Abendglut entgegen,
Sah, die heut das Korn geschnitten,
Garben auf die Wagen legen.

Um die Lasten in den Armen,
Um den Schnitter und die Garbe
Floß der Abendglut, der warmen,
Wunderbare Goldesfarbe.

Auch des Tages letzte Bürde,
Auch der Fleiß der Feierstunde
War umflammt von heil'ger Würde,
Stand auf schimmernd goldnem Grunde.

Requiem

Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!

Abendwolke

So stille ruht im Hafen
Das tiefe Wasser dort,
Die Ruder sind entschlafen,
Die Schifflein sind im Port.

Nur oben in dem Äther
Der lauen Maiennacht,
Dort segelt noch ein später
Friedfertger Ferge sacht.

Die Barke still und dunkel
Fährt hin in Dämmerchein
Und leisem Sterngefunkel
Am Himmel und hinein.

Mein Stern

Oft in meinem Abendwandel hefte
Ich auf einen schönen Stern den Blick,
Zwar sein Zeichen hat besondere Kräfte,
Doch bestimmt und zwingt er kein Geschick.

Nicht geheime Winke will er geben,
Er ist wahr und rein und ohne Trug,
Er beseligt und stärkt das Leben
Mit der tiefsten Sehnsucht stillem Zug.

Nicht versteht er Gottes dunkeln Willen
Noch der Dinge letzten ewgen Grund,
Wunden heilt er, Schmerzen kann er stillen
Wie das Wort aus eines Freundes Mund.

In die Bangnis, die Bedrängnis funkelt
Er mit seinem hellsten Strahle gern,
Und je mehr die Erde mählich dunkelt,
Desto näher, stärker brennt mein Stern.

Holder, einen Namen wirst du tragen,
Aber diesen wissen will ich nicht,
Keinen Weisen werd ich darum fragen,
Du mein tröstliches, mein treues Licht!

Mein Jahr

Nicht vom letzten Schlittengleise
Bis zum neuen Flockentraum
Zähl ich auf der Lebensreise
Den erfüllten Jahresraum.

Nicht vom ersten frischen Singen,
Das im Wald geboren ist,
Bis die Zweige wieder klingen,
Dauert mir die Jahresfrist.

Von der Kelter nicht zur Kelter
Dreht sich mir des Jahres Schwung,
Nein, in Flammen werd ich älter
Und in Flammen wieder jung.

Von dem ersten Blitze heuer,
Der aus dunkler Wolke sprang,
Bis zu neuem Himmelsfeuer
Rechn ich meinen Jahregang.

Wanderfüße

Ich bedacht es oft in diesen Tagen,
Meinem flüchtgen Wandel zu entsagen;
Doch was fang ich an mit meinen Füßen,
Die begehren ihre Lust zu büßen?
Von den ruhelosen Jugendtrieben
Sind mir meine Füße noch geblieben,
Schreitend durch die Sommerabendröten,
Schreitend mit dem Lenz und seinen Flöten,
Rasch vorüber den gefüllten Kufen,
Gleitend auf des Winters weißen Stufen
Über die verschneite Jahreswende,
Rastlos schreitend ohne Ziel und Ende!
Längst beschrieb die Stirne sich mit Falten,
Doch die Füße wollen nicht veralten,
Ihren Stapfen tritt auf Waldeswegen
Meiner Jugend Wanderbild entgegen,
Durch das leichte Paar, das stets entflammte,
Bin ich der zum Reiseschritt Verdamnte!
Finden möcht ich ohne Sterbebette
Meinen Füßen eine Ruhestätte . . .

Die Veltlinertraube

Brütend liegt ein heißes Schweigen
Über Tal und Bergesjoch,
Evoe und Winzerreigen
Schlummern in der Traube noch.

Purpurne Veltlinertraube,
Kochend in der Sonne Schein,
Heute möcht ich unterm Laube
Deine vollste Beere sein!

Mein unbändiges Geblüte,
Strotzend von der Scholle Kraft,
Trunken von des Himmels Güte,
Sprengte schier der Hülse Haft!

Aus der Laube niederhangend,
Glutdurchwogt und üppig rund,
Schwebt ich dunkelpurpurprangend
Über einem roten Mund!

Weinsegen

Heut atm' ich mit den Sommerlüften
Die allerfeinsten Würzen ein,
Ich kenne dieses seltnen Düften:
Heut blüht der echte Klosterwein.
Hier zog im Land die ersten Trauben
Zum ersten Liebesmahl der Abt,
Der mit dem teuern Christenglauben
Uns öde Heiden einst begabt.

Das Kloster, längst ist schon verschwunden,
Zerstäubt mit Altar, Gruft und Chor,
Doch steigt in diesen Mittagsstunden
– So heißt's – der erste Abt empor.
Nicht will er zu der Lese kommen,
Wo wild die Kelter überschäumt,
Nein, wie sich ziemt für einen Frommen,
Wann mystisch süß die Blüte träumt.

Was dort? Wer öffnet still das Gatter?
 Berauscht die starke Würze mich?
 Ein wallend blankes Rockgeflatter
 Bewegt sich sacht und feierlich!
 Es ist der Abt. Ich sehe bücken
 Das edelgreise Haupt ihn dort,
 Die frechen Nachbarskinder drücken
 Sich schleunig durch die Hecke fort.

Er prüft genau die zarte Blüte,
 Die jungen Schosse licht und grün,
 Sein Angesicht ist voller Güte
 Und voll von herzlichem Bemühn.
 Hochwürden blickt so hell und heiter,
 Dies Jahr gerät der Wein wie nie!
 Er wandelt zu den Stufen weiter,
 Und geisterleicht ersteigt er sie.

Schon auf des Weinbergs Höhe schreitet
 Er bei dem kleinen Winzerhaus.
 Er setzt sich auf die Bank. Er breitet
 Die Geisterhände mächtig aus.
 Er segnet seine Klosterreben,
 Sein eigen, vielgeliebtes Kind,
 Uns Ketzer segnet er daneben,
 Die seines Weinbergs Erben sind.

Säerspruch

Bemeßt den Schritt! Bemeßt den Schwung!
 Die Erde bleibt noch lange jung!
 Dort fällt ein Korn, das stirbt und ruht.
 Die Ruh ist süß. Es hat es gut.
 Hier eins, das durch die Scholle bricht.
 Es hat es gut. Süß ist das Licht.
 Und keines fällt aus dieser Welt.
 Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

Einem Tagelöhner

Lange Jahre sah ich dich
Führen deinen Spaten,
Und ein jeder Schaufelstich
Ist dir wohlgeraten.

Nie hat dir des Lebens Flucht
Bang gemacht, ich glaube –
Sorgtest für die fremde Frucht,
Für die fremde Traube.

Nie gelodert hat die Glut
Dir in eignem Herde,
Doch du fußttest fest und gut
Auf der Mutter Erde.

Nun hast du das Land erreicht,
Das du fleißig grubest,
Laste dir die Scholle leicht,
Die du täglich hubest!

Ewig jung ist nur die Sonne

Heute fanden meine Schritte mein vergeßnes Jugendtal,
Seine Sohle lag verödet, seine Berge standen kahl.
Meine Bäume, meine Träume, meine buchendunkeln Höhn –
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

Drüben dort in schilfgem Grunde, wo die müde Lache liegt,
Hat zu meiner Jugendstunde sich lebendige Flut gewiegt,
Durch die Heiden, durch die Weiden ging ein wandernd
Herdgetön –
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

Novembersonne

In den ächzenden Gewinden
Hat die Kelter sich gedreht,
Unter meinen alten Linden
Liegt das Laub hoch aufgeweht.

Dieser Erde Werke rasten,
Schon beginnt die Winterruh –
Sonne, noch mit unverblaßten,
Goldnen Strahlen wanderst du!

Ehe sich das Jahr entlaubte,
Gingen, traun, sie müßig nie,
Nun an deinem lichten Haupte
Flammen unbeschäftigt sie.

Erst ein Ackerknecht, ein Schnitter,
Und ein Traubenkoch zuletzt
Bist du nun der freie Ritter,
Der sich auf der Fahrt ergetzt.

Und die Schüler, zu den Bänken
Kehend, grüßen jubelvoll,
Hingelagert vor den Schenken,
Dich als Musengott Apoll.

Aus der Höhe

Schreitend meinen Höhenpfad,
Seh ich, statt lebendger Flut,
Unter mir des Eises Flur,
Drauf der Wettlauf Tausender
Unermüdlich sich ergötzt.
Horch! Ein dunkel Geisterlied,
Wie des Bienenkorbs Gesumms:
Dröhnend sonder Unterbruch
Durch die reine Winterluft
Des gestählten Schuhs Ton!
Meiner Jugend einzge Lust
Läutet dumpf zu mir empor.

Die Schlittschuhe

«Hör, Ohm! In deiner Trödelkammer hangt
Ein Schlittschuhpaar, danach mein Herz verlangt!
Von London hast du einst es heimgebracht,
Zwar ist es nicht nach neuster Art gemacht,
Doch damasziert, verteufelt elegant!
Dir rostet ungebraucht es an der Wand,
Du gibst es mir!» – Hier, Junge, hast du Geld,
Kauf dir ein schmuckes Paar, wie dirs gefällt! –
«Ach was! Die damaszierten will ich, deine!
Du läufst ja nimmer auf dem Eis, ich meine?»
Der liebe Quälgeist läßt mir keine Ruh,
Er zieht mich der verschollnen Stube zu;
Da lehnen Masken, Klingen kreuz und quer
An Bayles staubbedecktem Diktionär,
Und seine Beute schon erblickt der Knabe
In dunkelm Winkel hinter einer Truhe:
«Da sind sie!» Ich betrachte meine Habe,
Die Jugendschwingen, die gestählten Schuhe.
Mir um die Schläfen zieht ein leiser Traum . . .
«Du gibst sie mir!» . . . In ihrem blonden Haar,
Dem aufgewehten, wie sie lieblich war,
Der Wangen edel Blaß gerötet kaum! . . .
In Nebel eingeschleiert lag die Stadt,
Der See, ein Boden spiegelhell und glatt,
Drauf in die Wette flogen, Gleis an Gleis,
Die Läufer; Wimpel flaggten auf dem Eis . . .
Sie schwebte still, zuerst umkreist von vielen
Geflügelten wettlaufenden Gespielen –
Dort stürmte wild die purpurne Bacchantin,
Hier maß den Lauf die peinliche Pedantin –
Sie aber wiegte sich mit schlanker Kraft,
Und leichten Fußes, luftig, elfenhaft
Glitt sie dahin, das Eis berührend kaum,
Bis sich die Bahn in einem weiten Raum
Verlor und dann in schmalre Bahnen teilte.
Da lockt' es ihren Fuß in Einsamkeiten,
In blaue Dämmerung hinauszugleiten,
Ins Märchenreich; sie zagte nicht und eilte

Und sah, daß ich an ihrer Seite fuhr,
 Nahm meine Hand und eilte rascher nur.
 Bald hinter uns verklang der Menge Schall,
 Die Wintersonne sank, ein Feuerball;
 Doch nicht zu hemmen war das leichte Schweben,
 Der selge Reigen, die beschwingte Flucht,
 Und warme Kreise zog das rasche Leben
 Auf harterstarrter, geisterhafter Bucht.
 An uns vorüber schoß ein Fackellauf,
 Ein glüh Phantom, den grauen See hinauf . . .
 In stiller Luft ein ungewisses Klingen,
 Wie Glockenlaut, des Eises surrend Singen . . .
 Ein dumpf Getos, das aus der Tiefe droht –
 Sie lauscht, erschrickt, ihr graut, das ist der Tod!
 Jäh wendet sie den Lauf, sie strebt zurück,
 Ein scheuer Vogel, durch das Abenddunkel,
 Dem Lärm entgegen und dem Lichtgefunkel,
 Sie löst gemach die Hand . . . o Märchenglück! . . .
 Sie wendet sich von mir und sucht die Stadt,
 Dem Kinde gleich, das sich verlaufen hat. –
 «Ei, Ohm, du träumst? Nicht wahr, du gibst sie mir,
 Bevor das Eis geschmolzen . . .?» – Junge, hier.

Begegnung

Mich führte durch den Tannenwald
 Ein stiller Pfad, ein tief verschneiter,
 Da, ohne daß ein Huf gehallt,
 Erblickt ich plötzlich einen Reiter.

Nicht zugewandt, nicht abgewandt,
 Kam er, den Mantel umgeschlagen,
 Mir deuchte, daß ich ihn gekannt
 In alten, längst verschollnen Tagen.

Der jungen Augen wilde Kraft,
 Des Mundes Trotz und herbes Schweigen,
 Ein Zug von Traum und Leidenschaft
 Berührte mich so tief und eigen.

Sein Rößlein zog auf weißer Bahn
Vorbei mit ungehörten Hufen.
Mich faßts mit Lust und Grauen an,
Ihm Gruß und Namen nachzurufen.

Doch keinen Namen hab ich dann
Als meinen eigenen gefunden,
Da Roß und Reiter schon im Tann
Und hinterm Schneegeflock verschwunden.

Neujahrsglocken

In den Lüften schwellendes Gedröhne,
Leicht wie Halme beugt der Wind die Töne:

Leis verhallen, die zum ersten riefen,
Neu Geläute hebt sich aus den Tiefen.

Große Heere, nicht ein einzler Rufer!
Wohllaut flutet ohne Strand und Ufer.

Das Heute

Das Heut ist einem jungen Weibe gleich.
Schlag Mitternacht wird ihm die Wange bleich.
Es schaudert. Einen vollen Becher faßt
Es gierig noch und schlürft in toller Hast.
Der üppge Mund, indem er lechzt und trinkt,
Entfärbt sich und verwelkt. Der Becher sinkt.
Langsam zieht es den Kranz sich aus dem Haar.
Das Haar ergraut, das eben braun noch war.
Tief runzelt sich das schöne schuldge Haupt.
Zusammenbricht das Knie, der Kraft beraubt.
Die Horen kleiden dicht in Schleier ein
Und führen weg ein greises Mütterlein.

Unter den Sternen

Wer in der Sonne kämpft, ein Sohn der Erde,
Und feurig geißelt das Gespann der Pferde,
Wer brünstig ringt nach eines Zieles Ferne,
Von Staub umwölkt – wie glaubte der die Sterne?

Doch das Gespann erlahmt, die Pfade dunkeln,
Die ewgen Lichter fangen an zu funkeln,
Die heiligen Gesetze werden sichtbar.
Das Kampfgeschrei verstummt. Der Tag ist richtbar.

III. IN DEN BERGEN

Schutzgeister

Aus Goethe-Jahrbuch 1887

Nahe wieder sah ich glänzen
Meiner Firne scharfe Grenzen,
Meiner Alpen weiße Bünde,
Wurzelnd tief im Kern der Schweiz;
Wieder bin ich dort gegangen,
Wo die graden Wände hangen
In des Sees geheime Gründe
Mit dem dunkelgrünen Reiz.

Nimmer war ein Tag so helle,
Niemals reiner meine Augen,
Erd und Himmel einzusaugen,
Meine Schritte gingen sacht;
Schauend pilgert ich und lauschte,
Weil ein guter Weggeselle
Heimlich Worte mit mir tauschte
Von der Berge Herzensmacht.

Traulich fühlt ich seine Nähe
Und mir ward, ob ich ihn sähe,
Und er sprach: «Vor manchen Jahren
Bin ich rüstig hier gereist,
Hier geschritten, dort gefahren!»
Und er lobte Land und Leute,
Daß sich meine Seele freute
An dem liebevollen Geist.

Und er wies auf ein Gelände:
 «Hier an einem lichten Tage
 Fand ich eure schönste Sage,
 Und ich nahm sie mit mir fort.
 Wandernd hab ich dran gesonnen;
 Was zu bilden ich begonnen,
 Legt in Schillers edle Hände
 Nieder ich als reichen Hort.»

Da er seinen Bruder nannte
 Und mir drob das Herz entbrannte,
 Wars, als schlugen weite Flügel
 Sausend über mir die Luft,
 Schwingen, die den Raum besiegen,
 Wie sie nicht um niedre Hügel
 Flattern, Schwingen, die sich wiegen,
 Herrschend über Berg und Kluft.

Selig war ich mit den beiden,
 Dämmerung verwob die Weiden,
 Und ich sah zwei treue Sterne
 Über meiner Heimat gehn.
 Leben wird mein Volk und dauern
 Zwischen seinen Felsenmauern,
 Wenn die Dioskuren gerne
 Segnend ihm zu Haupte stehn.

Der Reisebecher

Gestern fand ich, räumend eines langvergeßnen Schrankes Fächer,
 Den vom Vater mir vererbten, meinen ersten Reisebecher.
 Währenddes ich, leise singend, reinigt ihn vom Staub der Jahre,
 Wars, als höbe mir ein Bergwind aus der Stirn die grauen Haare,
 Wars, als dufteten die Matten, drein ich schlummernd lag ver-
 sunken,
 Wars, als rauschten alle Quelle, draus ich wandernd einst ge-
 trunken.

Nach der ersten Bergfahrt

Einem jungen Mädchen

Liebes Kind, du bist gemagert, bist verbrannt von Mittagssonnen,
Deine Wangen blühen frischer, wuschest dich an kühlen
 Bronnen,
Wie du schreitest, schlank und kräftig, über deines Gärtchens
 Stufen!
Deine Stimme wurde voller, die das Echo wachgerufen,
In dem klaren Herdgeläute wurde deine Stimme heller,
Deine wegeskundgen Blicke kreisen rascher, streifen schneller,
Deine Lippen wurden stiller, edler wurde deine Stirne,
Und dein Auge, großgeöffnet, es betrachtet noch die Firne.

Das weiße Spitzchen

Ein blendendes Spitzchen blickt über den Wald,
Das ruft mich, das zieht mich, das tut mir Gewalt:

«Was schaffst du noch unten im Menschengewühl?
Hier oben ists einsam! Hier oben ists kühl!

Der See mir zu Füßen hat heut sich enteist,
Er kräuselt sich, flutet, er wandert, er reist.

Die Moosbank des Felsens ist dir schon bereit,
Von ihr ists zum ewigen Schnee nicht mehr weit!»

Das Spitzchen, es ruft mich, sobald ich erwacht,
Am Mittag, am Abend, im Traum noch der Nacht.

So komm ich denn morgen! Nun laß mich in Ruh!
Erst schließ ich die Bücher, die Schreine noch zu.

Leis wandelt in Lüften ein Herdegeläut:
«Laß offen die Truhen! Komm lieber noch heut.»

Firnelicht

Wie pocht' das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderlust,
Wann, heimgewendet, ich erschaut
Die Schneegebirge, süß umblaut,
Das große stille Leuchten!

Ich atmet eilig, wie auf Raub,
Der Märkte Dunst, der Städte Staub.
Ich sah den Kampf. Was sagest du,
Mein reines Firnelicht, dazu,
Du großes stilles Leuchten?

Nie prahlt' ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh im Grabe ruhn?
Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!

Himmelsnähe

In meiner Firne feierlichem Kreis
Lagr ich an schmalem Felsengrate hier,
Aus einem grünerstarrten Meer von Eis
Erhebt die Silberzacke sich vor mir.

Der Schnee, der am Geklüfte hing zerstreut,
In hundert Rinnen rieselt er davon,
Und aus der schwarzen Feuchte schimmert heut
Der Soldanelle zarte Glocke schon.

Bald nahe tost, bald fern der Wasserfall,
Er stäubt und stürzt, nun rechts, nun links verweht,

Ein tiefes Schweigen und ein steter Schall,
Ein Wind, ein Strom, ein Atem, ein Gebet!

Nur neben mir des Murmeltieres Pfiff,
Nur über mir des Geiers heisser Schrei,
Ich bin allein auf meinem Felsenriff,
Und ich empfinde, daß Gott bei mir sei.

Allerbarmen

An dem Bauernhaus vorüber
Schritt ich eilig, weil mir grauste,
Weil im dumpfen Hof ein trüber,
Brütender Kretine hauste.

Schauernd warf ich einen halben
Blick in seinen feuchten Kerker –
Eben war die Zeit der Schwalben,
Wo sie baun an Dach und Erker.

Den Enterbten sah ich kauern,
Über seiner Lagerstätte
Blitzten Schwalben um die Mauern,
Nester bauend um die Wette.

Der erloschne Blick erfreute
Sich, in einem kleinen blauen
Raum das Werk der Schwalben heute,
Dieses kluge Werk, zu schauen.

Blitzend kreiste das Geschwirre
An dem engen Horizonte,
Und das Lachen klang, das irre,
Drin sich doch der Himmel sonnte.

Göttermahl

Wo die Tannen finstre Schatten werfen
Über Hänge goldbesonnt,
Unverwundet von der Firne Schärfen
Blaut der reine Horizont,

Wo das Spiel den rastlos wehenden Winden
Kein Gebälk und keine Mauer wehrt,
Wo, wie einer dunkeln Sorge Schwinden,
Jede Wolke sich verzehrt,

Wo das braune Rind, wie Juno schauend,
Weidet und mit heller Glocke tönt,
Wo das Zicklein, lüstern wiederkauend,
Den bemoosten Felsen krönt,

Schlürf ich kühle Luft und wilde Würzen,
Mit den selgen Göttern kost ich da
– Die mich nicht aus ihrem Himmel stürzen –
Nektar und Ambrosia!

Das Seelchen

Ich lag im Gras auf einer Alp,
In selge Bläuen starrt ich auf –
Mir war, als ob auf meiner Brust
Mich etwas sacht betastete.
Ich blickte schräg. Ein Falter saß
Auf meinem grauen Wanderrock.
Mein Seelchen wars, das flugbereit,
Die Schwingen öffnend, zitterte.
Wie sind die Schwingen ihm gefärbt?
Sie leuchten blank, betupft mit Blut.

Das Glöcklein

Er steht an ihrem Pfühl in herber Qual,
Den jungen Busen muß er keuchen sehn –
Er ist ein Arzt. Er weiß, sein traut Gemahl
Erblaßt, sobald die Morgenschauer wehn.

Sie hat geschlummert: «Lieber, du bei mir?
Mir träumte, daß ich auf der Alpe war.
Wie schön mir träumte, das erzähl ich dir –
Du schickst mich wieder hin das nächste Jahr!

Dort vor dem Dorf – du weißt den moosgen Stein –
Saß ich, umhallt von lauter Herdgetön,
An mir vorüber zogen mit Schalmein
Die Herden nieder von den Sommerhöhn.

Die Herden kehren alle heut nach Haus –
Das ist die letzte wohl? Nein, eine noch:
Noch ein Geläut klingt an und eins klingt aus!
Das endet nicht! Da kam das letzte doch!

Mich überflutete das Abendrot,
Die Matten dunkelten so grün und rein,
Die Firne brannten aus und waren tot,
Darüber glomm ein leiser Sternenschein –

Da horch! Ein Glöcklein läutet in der Schlucht,
Verirrt, verspätet, wanderts ohne Ruh,
Ein armes Glöcklein, das die Herde sucht –
Aufwacht ich dann, und bei mir warest du!

O bring mich wieder auf die lieben Höhn –
Sie haben, sagst du, mich gesund gemacht . . .
Dort war es schön! Dort war es wunderschön!
Das Glöcklein! Wieder! Hörst du's? Gute Nacht . . .»

Spiel

Denkst, Freund, des wilden Knabenspiels du noch,
Das wir getrieben einst am Bergesjoch,
Wann unser freudger Wandertag verglomm
Und höher stets und immer höher klomm?
Wir sprangen jubelnd über Stock und Stein
Bergan und wieder in das Licht hinein,
 Und noch einmal und noch einmal,
Bis uns entschlüpft' der letzte Sonnenstrahl.

Das Spiel, das wir im Alpentale dort
Getrieben, Freund, wir spielens heut noch fort.
Wann neben uns das süße Licht erbleicht,
Wir steigen, bis von neuem wirs erreicht.

Wir springen rüstig über Stock und Stein
 Und mitten wieder in den Tag hinein,
 Und noch einmal und noch einmal,
 Bis uns entschlüpft der letzte Lebensstrahl.

Ich würd es hören

Läg dort ich unterm Firneschein
 Auf hoher Alp begraben,
 Ich schliefe mitten im Juchhein
 Der wilden Hirtenknaben.

Wo sonst ich lag im süßen Tag,
 Läg ich in dunkeln Decken,
 Der Laue Krach und dumpfer Schlag,
 Er würde mich nicht wecken.

Und käme schwarzer Sturm gerauscht
 Und schüttelte die Tannen,
 Er führe, von mir unbelauscht,
 Vorüber und von dannen.

Doch klänge sanfter Glockenchor,
 Ich ließe wohl mich stören
 Und lauscht ein Weilchen gern empor,
 Das Herdgeläut zu hören.

Die Bank des Alten

Ich bin einmal in einem Tal gegangen,
 Das fern der Welt, dem Himmel nahe war,
 Durch das Gelände seiner Wiesen klangen
 Die Sensen rings der zweiten Mahd im Jahr.

Ich schritt durch eines Dörfchens stille Gassen.
 Kein Laut. Vor einer Hütte saß allein
 Ein alter Mann, von seiner Kraft verlassen,
 Und schaute feiernd auf den Firneschein.

Zuweilen, in die Hand gelegt die Stirne,
Seh ich den Himmel jenes Tales blaun,
Den Müden seh ich wieder auf die Firne,
Die nahen, selig klaren Firne schaun.

's ist nur ein Traum. Wohl ist der Greis geschieden
Aus dieser Sonne Licht, von Jahren schwer;
Er schlummert wohl in seines Grabes Frieden,
Und seine Bank steht vor der Hütte leer.

Noch pulst mein Leben feurig. Wie den andern
Kommt mir ein Tag, da mich die Kraft verrät;
Dann will ich langsam in die Berge wandern
Und suchen, wo die Bank des Alten steht.

Die alte Brücke

Dein Bogen, grauer Zeit entstammt,
Steht manch Jahrhundert außer Amt;
Ein neuer Bau ragt über dir:
Dort fahren sie! Du feierst hier.

Die Straße, die getragen du,
Deckt Wuchs und rote Blüte zu!
Ein Nebel netzt und tränkt dein Moos,
Er dampft aus dumpfem Reußgetos.

Mit einem luftgewobnen Kleid
Umschleiert dich Vergangenheit,
Und statt des Lebens geht der Traum
Auf deines Pfades engem Raum.

Das Carmen, das der Schüler sang,
Träumt noch im Felsenwiderklang,
Gewieher und Drommetenhall
Träumt und verdröhnt im Wogenschwall.

Du warst nach Rom der arge Weg,
 Der Kaiser ritt auf deinem Steg,
 Und Parricida, frevelblaß,
 Ward hier vom Staub der Welle naß!

Du brachtest nordwärts manchen Brief,
 Drin römische Verleumdung schlief,
 Auf dir mit Söldnern beuteschwer
 Schlich Pest und schwarzer Tod daher!

Vorbei! Vorüber ohne Spur!
 Du fielest heim an die Natur,
 Die dich umwildert, dich umgrünt,
 Vom Tritt des Menschen dich entsühnt!

Der Kaiser und das Fräulein

Hoch am Septimer, dem Kaiserpasse
 – Denn die Kaiser pflegten nach Italien
 Über dieses Bergesjoch zu reiten –
 Hielt ich unter steilen Sonnenstrahlen
 Mittagsrast. Mir gegenüber wand sich
 Um den Felsen noch ein Stück des alten
 Saumwegs, schwebend über jähem Abgrund.
 Mittag ist des Berges Geisterstunde.
 In die Sonne blinzelt ich. Ein Hornruf!
 Banner flattern. Schwert und Bügel klirren.
 Fraun und Ritter gleiten aus den Sätteln.
 Sorglich leiten Säumer scheue Rosse.
 Die gestrenge Kais'rin seh ich schreiten,
 Ein versteinert Weib mit harten Zügen.
 Hinter ihr die Fräulein. Einer Zarten
 Schwindelt plötzlich. Ihre Kniee wanken.
 Sich entfärbend lehnt sie an die Bergwand . . .
 Rasch ein Held – er trägt das Kaiserkrönlein
 Um die Kappe – fängt in seinen mächtgen
 Armen auf das wanke Kind und trägt es
 An die Brust gedrückt. Das Mädchen schwebte
 Sicher überm Abgrund, und er raubt' ihr
 Einen flüchtgen Kuß. Da schwand das Blendwerk.

Weiterpilgernd rätselt ich ein Weilchen:
War es einer der Ottonen, oder
Wars ein Heinrich, oder wars ein Friedrich,
Der die wehrlos Schwebende geküßt hat?

Reisephantasie

Mittagsruhe haltend auf den Matten
In der morschen Burg gezacktem Schatten,
Vor dem Türmchen eppichübersponnen,
Hab ich einen Sommerwunsch gesonnen,
Während ich ein Eidechsschwänzchen blitzen
Sah und, husch, verschwinden durch die Ritzen . . .
Wenn es lauschte . . . wenn es meiner harnte . . .
Wenn – das Pförtchen in der Mauer knarrte . . .
Dem Geräusche folgend einer Schleppe,
Fänd ich eine schmale Wendeltreppe
Und, von leiser Hand emporgeleitet,
Droben einen Becher Wein bereitet . . .
Dann im Erker saßen wir alleine,
Plauderten von nichts im Dämmerne,
Bis der Pendel stünde, der da tickte,
Und ein blondes Haupt entschlummernd nickte,
Unter seines Lides dünner Hülle
Regte sich des blauen Quells Fülle . . .
Und das unbekannte Antlitz trüge
Ähnlichkeiten und Geschwisterzüge
Alles Schönen, was mir je entgegen
Trat auf allen meinen Erdewegen . . .
Was ich Tiefstes, Zartestes empfunden,
Wär an dieses blonde Haupt gebunden,
Und in eine Schlummernde vereinigt,
Was mich je beseligt und gepeinigt . . .
Dringend hätt es mich emporerufen
Dieser Wendeltreppe Trümmerstufen,
Daß ich einem ganzen vollen Glücke
Stillen Kuß auf stumme Lippen drücke . . .
Einmal nur in einem Menschenleben –
Aber nimmer wird es sich begeben!

Der Rheinborn

Ich bin den Rhein hinauf gezogen
Durch manches schattge Felsentor,
Entlang die blauen, frischen Wogen
Zu seinem hohen Quell empor.

Ich glaubte, daß der Rhein entspringe,
So liedervoll, so weinumlaubt,
Aus eines Sees lichtem Ringe,
Doch fand ich nicht, was ich geglaubt.

Indem ich durch die Matten irrte
Nach solchen Bornes Freudeschein,
Wies schweigend der befragte Hirte
Empor mich zum Granitgestein.

Ich klomm und klomm auf schroffen Stiegen,
Verwognen Pfaden, öd und wild,
Und sah den Born im Dunkel liegen
Wie einen erzgegoßnen Schild.

Fernab von Herdgeläut und Matten
Lag er in eine Schlucht versenkt,
Bedeckt von schweren Riesenschatten,
Aus Eis und ewgem Schnee getränkt –

Ein Sturz! Ein Schlag! Und aus den Tiefen
Und aus den Wänden brach es los:
Heerwagen rollten! Stimmen riefen
Befehle durch ein Schlachtgetos!

Die Felswand

Feindselig, wildzerrissen steigt die Felswand.
Das Auge schrickt zurück. Dann irrt es unstat
Daran herum. Bang sucht es, wo es hafte.
Dort! über einem Abgrund schwebt ein Brücklein
Wie Spinnweb. Höher um die scharfe Kante
Sind Stapfen eingehaun, ein Wegesbruchstück!

Fast oben ragt ein Tor mit blauer Füllung:
Dort klimmt ein Wanderer zu Licht und Höhe!
Das Aug verbindet Stiege, Stapfen, Stufen.
Es sucht. Es hat den ganzen Pfad gefunden,
Und gastlich, siehe, wird die steile Felswand.

Hohe Station

Hoch an der Windung des Passes bewohn ich ein niedriges
Berghaus –
Heut ist vorüber die Post, heut bin ich oben allein.
Lehnend am Fenster belausch ich die Stille des dämmernden
Abends.
Rings kein Laut! Nur der Specht hämmert im harzigen Tann!
Leicht aus dem Wald in den Wald hüpf über die Matte das
Eichhorn,
Spielend auf offenem Plan; denn es ist Herr im Bezirk.
Jammer! Was hör ich? Ein schrilles Gesurre: «Gemordet ist
Garfield!»
«Bismarck zürnt im Gezelt!» «Väterlich segnet der Papst!»
Schwirrt in der Luft ein Gerücht? Was gewahr ich? Ein schwärz-
liches Glöcklein!
Unter dem Fenstergesims bebt der elektrische Draht,
Der, wie die Schläge des Pulses beseelend den Körper der
Menschheit,
Durch das entlegenste Tal trägt die Gebärde der Zeit.

Vision

Als ich jüngst vom Pfad verirrt war,
Wo kein Jäger und kein Hirt war,
Führt' ein Licht aus dunkelm Tann
Mich an eines Hüttleins Schwelle,
Drin bei matter Ampelhelle
Eine greise Parze spann.

Draußen schlug der Wind die Schwingen,
Und die Bergesströme singen
Hört ich ihren dunkeln Sang

Und ich sah den Faden schweben,
Und der Faden schien ein Leben –

Wage, Mensch, die höchsten Flüge,
Deiner Parze starre Züge
Sehen längst das nahe Ziel!
Tummle dich, ein kühner Ringer:
Ihre hagern, harten Finger
Enden bald das edle Spiel . . .

Eine Träne seh ich zittern,
Einen Kranz mit Silberflittern
Seh ich hangen an der Wand:
In der Alpenhütte Kammer
Spinnt an einem alten Jammer
Einer Greisin welke Hand.

Der Hengert

Vater Lucas sprach beim Frühstück:
«Heute, Herr, ist hier ein Hengert!»
Und ich fragte: «Was ist Hengert?»
Mich belehrte Vater Lucas:
«Hengert, Herr, bedeutet Reigen,
Ball und Sprung und Fußgezappel
In der Sprache der Grisonen,
Und Ihr möchtet böse schlummern,
Sucht Ihr heut nicht stillre Ruhstatt!»
«Vater Lucas, keine Sorge!
Hab ich erst mich müd gewandert,
Schief ich auch in einem Meersturm!»

Freudig nahm ich meinen Bergstock,
Stieg hinan die saftgen Weiden,
Wo sich tummeln braune Fohlen,
Durch bewegliches Gerölle
Klomm ich auf zum selgen Gipfel,
Den mit leichtem Kuß berühren
Heimatlose Wanderwolken.

Müde kehrt ich heim ins Berghaus
Um die Zeit der ersten Lichter.
Vor der Pforte stand ein Häuflein,
In der Mitte Musikanten,
Rechts die Bursche, links die Mädchen,
Doch kein Scherzwort flog herüber,
Und hinüber flog kein Trutzwort.
Lässig mit gekreuzten Armen
Standen sie geschieden, feindlich
Sich mit dunkeln Blicken messend.

Und ich stieg in meine Kammer,
Legte mich getrost zur Ruhe.
Bald erklang Musik piano,
Allgemach begann der Hengert,
Sachte schritt er, schläfrig schleift er,
Wie Geschlurfe von Pantoffeln.
Heimlich spottet ich der trägen
Füße, der bequemen Herzen
Im Gebirge der Grisonen
Und versank in süßen Schlummer . . .

Horch! Ein Ton, ein feurig greller,
Schlägt empor wie eine Flamme!
Jach erhitzen sich die Bleche,
Und die Geige streicht ein Dämon!
Mir zur Rechten, mir zur Linken,
Mir zu Häupten, mir zu Füßen,
Ungezügelt, ungebändigt,
Erderschütternd stampft der Reigen,
Immer lauter, wilder, toller
Tobt und rast und dröhnt und tritt er,
Daß erbeben alle Balken.
Tosend sausten durch die Lüfte
Berghaus, Hengert, Folterkammer,
Wie voreinst die hochgelobte
Casa santa durch die Lüfte
Fuhr von Istrien nach Loretto,
Doch von Engeln sie getragen,
Ich von höllischen Gewalten
An den Sabbat auf dem Blocksberg . . .

Also ging es bis zum Morgen,
 Da die heilige Frühe löschte
 Stern an Stern am ewgen Leuchter
 Über schwarzen Tannenbergen.
 Lechzend öffnet ich das Fenster,
 Einzuschlürfen Morgenlüfte,
 Abzukühlen die zertanzte,
 Fieberschwüle Stirn im Winde . . .
 Wagen rollten in die Ferne,
 Trugen fort die letzten Gäste.
 Unterm Vordach ein Geflüster –
 Ein aus tiefster Brust geseufztes,
 Ein aus tiefster Brust erwidert
 Leidenschaftliches Addio . . .

Die zwei Reigen

Ein Cherub schritt das Tal empor
 Und schlug das Volk mit Schwert und Pest,
 Hinsank der halbe Jugendflor –
 Die Schwalbe kehrt und baut das Nest.

Brautführer will der Frühling sein,
 Und wer das Lieb verloren hat,
 Dem gibt mit einem blühnden Mai'n
 Er eines an des toten Statt.

Er führt auf schwellend grünen Plan
 Den Rest der Jugend, neu gepaart,
 Und hebt ein mächtig Fiedeln an
 Von Liebesglück und Minnefahrt.

Die Paare fliegen rasch daher,
 Ein Lenzgesind, gejagt vom Wind,
 Dabei wird manches Herze schwer,
 Das an die alte Liebe sinnt . . .

Doch Leben hat das Leben gern,
 Und leicht gewöhnt sich Brust an Brust,
 Die Toten liegen tief und fern
 Und wissen nichts von unsrer Lust . . .

Die Sonne schwand. Hell scheint ins Land
Der Mond und streut den Silberglanz,
Der Reigen dreht sich Hand in Hand
Und Mund an Mund und Kranz an Kranz...

Da steigt es aus der Wiese leis
Und beut sich auch die Hände sacht:
Genüber schwebt ein stiller Kreis
Im blauen Duft der Lenzesnacht.

Es haucht ein sanfter Flötenlaut,
Und toter Jüngling, tote Maid
Umschlingen sich im Reigen traut
Und ohne Neid und ohne Leid.

Bacchus in Bündeln

Wo stürzend aus rätischen Klüften der Rhein
Um silberne Hüften sich gürtet den Wein,
Ziehn paukende Masken mit Zimbelgeläut:
«Du Traube von Trimmis, dich wimmeln wir heut!»

Sie treten den Reigen, sie stampfen den Chor,
Da dunkelts und lodern die Fackeln empor:
Ein Kranz in den Lüften! Ein wirbelndes Paar!
Ein brennender Nacken! Ein purpurnes Haar!

Die Fackeln verlöschen. Es hebt sich der Glanz
Des schimmernden Monds und vergeistert den Tanz –
Ein adliger Jüngling von fremder Gestalt
Bemeistert den Reigen mit Herrschergewalt.

Er schwebt in der Mitte, bekränzt und allein,
Mit leuchtenden Füßen in himmlischem Schein,
Die Schulter umflattert getigertes Fell,
Er trägt einen Zepter, der kühne Gesell.

Er neigt ihn vor Irma, der träumenden Maid:
«In nachtdunkle Haare taugt blitzend Geschmeid!»
Er geift in den Himmel mit mächtiger Hand,
Er raubt aus den Sternen ein flimmerndes Band:

Schön Irma schwebt hin mit dem Krönlein von Licht,
Als fesselte fürder die Erde sie nicht,
Er schwingt ihr zu Häupten den Thyrsus, umrankt
Mit üppigem Laube, von Trauben umschwankt . . .

Zwölf Schläge verkünden die Mitte der Nacht.
Der Reigen ermüdet. Das Fest ist vollbracht!
«Herunter die Masken! So will es der Brauch!
Du Führer des Reigens, entlarve dich auch!

Wir sind unser zwanzig, und voll ist die Zahl!
Wer bist du, der frech in die Gilde sich stahl?
Ein Gaukler? Ein Zauberer? Sprich, wie du dich nennst!
Sonst fürcht unsre Messer, bist du kein Gespenst!»

Ein Mönchlein, ein zechend entschlafnes, wird reg:
«Wer bist du? Der Satan? Dir weis ich den Weg!»
Er zeichnet ein Kreuz. «Nun entmumme dich nur!
Ich bin der gelehrte Pankrazi von Chur!»

Der Jüngling entlarvt ein von Eppich umlaubt,
Ein hohes, ein mildes, ein gnädiges Haupt:
«Zu Füßen dem Herrscher, vermessen Gesind!
Ich bin Dionysos, des Donnerers Kind!»

Er lächelt dem Mönch in das feiste Gesicht:
«Silenos, Silenos, verleugne mich nicht!
Mich hat Seine Gnaden, der Bischof, gebannt
Und ist doch mein treuster Bekenner im Land.

Weinfröhliche Räter, etrusch Geschlecht,
Ihr habt schon am Reno* gehörig gezecht,
Doch hüben am Rhein in germanischer Mark
Bezechet ihr euch doppelt und dreimal so stark!»

* Ein italienischer Fluß

Fiebernacht

«Berggeist, ich höre deine Ströme rauschen –
Gib mir Gehör! Wir wollen Rede tauschen!
Du von der Firn und aus der Gletscher Kühle,
Ich aus der engen Krankenkammer Schwüle!
Du weißt es, Geist, ich liege hier gefangen
Und lasse den geknickten Flügel hangen,
Ich ächz und stöhne, den gelähmten, wunden,
Gebrochnen Arm dicht an den Leib gebunden.
Zwei kurzer Wandertage süßes Träumen –
Und dich verdroß ein Gast in deinen Räumen.
Von deinem Tische stießest du den Zecher,
Entrisdest ihm den eisgewürzten Becher
Und rolltest ihn hohnlachend durch die Klüfte
Hinunter in des Fieberlagers Grüfte.
Verräter, schmäählich hast du mich betrogen!
Hast du mich leise rufend nicht gezogen?
Warst du mir lange Jahre nicht gewogen?
Und wann in deinem Reich ich mich verirrte,
Schritt nicht, wie Zufall, mir voran ein Hirte
Und ließ mich – ungerufen, ungebeten –
Bergab in seine sichern Stapfen treten?
Du bist mir gram geworden? Laß dich fragen!
Muß ich der führerlosen Fahrt entsagen?
Des hohen Irreganges mich entwöhnen?»
Mir gab Bescheid der Geist mit tiefen Tönen
Im Flutensturz und in der Laue Dröhnen,
Es klang wie Drohn und wieder klang wie Höhnen:
«Ein junger Wanderer kam zu mir gefahren
Mit hastgen Schritten und mit wehnden Haaren,
Ein bleiches Bild! So ist er ohne Bangen
Auf meinen schmalen Gräten umgegangen,
Und über Klüften, schwindelnd abgrundtiefen,
Aus welchen jubelnd ihn die Wogen riefen,
Ist er gewandelt auf gestürzten Föhren
Und schien in meine Wildnis zu gehören,
Ein dumpfer Ton in meinen dumpfen Chören –
Du warsts . . . und gingst an eines Abgrunds Saume,
Unkundig der Gefahr, in wachem Traume.

Doch mir gefiel der Kühne und der Blinde,
Und Sorge trug ich dir als einem Kinde –
Jetzt, lieber Herr, bist leidlich du vernünftig,
Hast Weib und Hof, bist in der Gilde zünftig,
Verlaß dich nicht auf meine Flügel künftig!»

Noch einmal

Noch einmal ein flüchtiger Wandergesell –
Wie jagen die schäumenden Bäche so hell,
Wie leuchtet der Schnee an den Wänden so grell!

Hier oben mischet der himmlische Schenk
Aus Norden und Süden der Lüfte Getränk,
Ich schlürf es und werde der Jugend gedenk.

O Atem der Berge, beglückender Hauch!
Ihr blutigen Rosen am hangenden Strauch,
Ihr Hütten mit bläulich gekräuseltem Rauch –

Den eben noch schleiernder Nebel verwebt,
Der Himmel, er öffnet sich innig und lebt,
Wie ruhig der Aar in dem strahlenden schwebt!

Und mein Herz, das er trägt in befiederter Brust,
Es wird sich der göttlichen Nähe bewußt,
Es freut sich des Himmels und zittert vor Lust –

Ich sehe dich, Jäger, ich seh dich genau,
Den Felsen umschleichest du grau auf dem Grau,
Jetzt richtest empor du das Rohr in das Blau –

Zu Tale zu steigen, das wäre mir Schmerz –
Entsende, du Schütze, entsende das Erz!
Jetzt bin ich ein Seliger! Triff mich ins Herz!

Burg «Fragmirnichtnach»

Wo weiß die Landquart durch die Tannen schäumt,
Irrt unbekümmert ich um Weg und Zeit,
Da stand ein grauer Turm, wie hingeträumt
In ungebrochne Waldeseinsamkeit.
Ich sah mich um und frug: «Wie heißt das Schloß?»
Ein bucklig Mütterlein, das Kräuter brach;
Da murrte sie, die jedes Wort verdroß:
«Fragmirnichtnach.»

Ich schritt hinan; im Hof ein Brunnlein scholl,
Durch den verwachsenen Torweg drang ich ein,
Ein dünnes kühles Rieseln überquoll
Auf einer Gruft den schwarzbemoosten Stein.
Ich beugte mich nach des Verschollnen Spur,
Entziffernd, was des Steines Inschrift sprach,
Nicht Zahl, nicht Namen – ein Begehren nur:
Frag mir nicht nach!

Gespenster

Am Horizonte glomm des Abends Feuer;
Ich stieg, indes die Purpurglut verblich,
Zum Römerturm empor und lehnte mich
Randüber auf das dunkelnde Gemäuer –

Und sah, wie sich am Hange, scheu und scheuer,
Die Beerenleserin vorüberschlich.
Das arme Weibchen drückt und duckte sich
Und schlug ein Kreuz: Ihr war es nicht geheuer.

Mich flog ein Lächeln an. Im Eppich neben
Der Brüstung flüsterts: «Freund, in deinem Leben
Ist auch ein Ort, wo die Gespenster schweben!
Führt dich Erinnerung dem zerstörten Ort
Vorbei, du huschest noch geschwinder fort
Als das von Graun gepackte Weibchen dort.»

Alte Schrift

Jüngst verlockt' es mich im Abendglimmen,
Zum Lombardenturm emporzuklimmen,
Dem verschollnen Herrscher hier im Gaue,
Der die Ferne noch beherrscht, die blaue.

In den Mauern bin ich lang geblieben:
Alte Namen standen rings geschrieben
Hoch im Raume, wo die Luken schimmern,
Doch die Wendeltreppe lag in Trümmern.

Die den Blick ins Weite dort gerichtet,
Ihre Wanderstäbe sind vernichtet,
Ihre leichten Mäntel sind verstoben,
Ihre Sprüche blieben aufgehoben.

Einer dichtet Anno fünfzehnhundert:
«Gott hab ich in der Natur bewundert!»
«Gaudeamus!» gräbt ein flotter Zeher
Um den keck entworfenen Riesenbecher.

Dort ein Herz von einem Pfeil durchschnitten:
«Hedewig» steht auf des Bolzes Mitten;
Dicht daneben schrieb ein Fahrtgenosse
Gut lateinisch eine derbe Posse –

Dann in des Kastelles tiefem Schatten
Warfen sich die Schüler auf die Matten,
Leerten einen Humpen, und von dannen
Pilgerten sie singend durch die Tannen.

Das Gemälde

Trüb brennt der Schenke Kerzenlicht,
Der Wirtin junges Angesicht,
Ermüdet, schlummertrunken,
Nickt auf die Brust gesunken,
Denn schon ist Mitternacht vorbei.
Am Schiefertische spielen zwei,

Die weißen Würfel schallen,
Schlecht ist der Wurf gefallen –
Ein junges, wildes Augenpaar
Droht aus verworrenem Lockenhaar:
«Das war mein letztes Silberstück!
Doch wenden muß sich jetzt das Glück!
Du, Alter, mußt mir borgen!
Wir spielen bis zum Morgen!»
Mit grünen Katzenaugen blitzt
Der andre, der im Dunkel sitzt:
«Laß dich zu Bette legen,
Die Mutter spricht den Segen!»
Des Jungen Faust zerdrückt das Glas
Mit einem Fluch – «Kind, weißt du was?
«Ein Schlößlein steht auf grünem Plan»,
So fängt ein altes Märchen an.
Ich meine das im Walde,
Hier oben an der Halde.
Verschlossen sind die Fenster,
Drin hausen nur Gespenster
Für den, der an Gespenster glaubt –
Sobald das Jahr den Wald entlaubt,
Macht sich der Herr von hinnen
Von diesen luftgen Zinnen –
Schwelgt in der Stadt im Marmorsaal
Und spielt bei lustgem Kerzenstrahl.
Kling, kling! Ich hör es klingen,
Wie goldne Füchse springen . . .
Dein Vater – ward mir recht gesagt?
War Pächter und ist ausgejagt . . .
Da weißt du droben ein und aus,
Du kennst den Hund, du kennst das Haus –
Ich borge mir mein Spielgeld frisch
Von dieses reichen Mannes Tisch!
Nimm, was da liegt, nimm, was da steht,
Ein Prunkgeschirr, ein Goldgerät,
Mir darfst du gleich verhandeln,
Ich kanns in Münze wandeln.
Von selber öffnet sich der Schrein,
Du müßtest nicht ein Schlosser sein . . .»

Der Bursche lauscht mit dumpfem Hirn
Dem höllischen Gemunkel,
Ein Schatten steht auf seiner Stirn,
Ein Schatten tief und dunkel:
Und wieder leis und lüstern
Beginnt das grimme Flüstern:
«Kurt, sieh den Lauf der Welt dir an!
Was wohl gelingt, ist wohl getan!
Betrachte dir die Taten
Der großen Diplomaten,
Die klugen Herrn verstehn den Pfiff,
Ein leiser Schritt, ein sichrer Griff!
Dann spielt man hübsch Verstecken
Und läßt sich nicht entdecken –
Du blickst so wild, als wolltst du mich
Erstechen, Kurt, besinne dich!
Wo suchst du deine Schlüssel, Kurt?
Du trägst den ganzen Bund am Gurt!» ...
Er stürzt hinaus, empört, betört,
Die Wirtin, die ihn schreiten hört,
Lallt halb im Traum, sie weiß nicht wie:
«Wie gehts der Mutter? Grüße sie!»
Er taumelt in die Nacht hinaus,
Um seine Stirn fliegt ein Gebraus
Betrunkener Gedanken,
Und seine Schritte wanken.
Er stürmt empor die Strecke
Zum Schloß auf Schnees Decke,
Das Gitter übersteigt er leis,
Und knisternd bricht das Tannenreis,
Er schleicht und nach der Leiter langt
Er, die am Dach der Scheune hangt,
Er steht am Herrenhause schon,
Er klettert über den Balkon,
Sein Herz, er hört es pochen ...
Und hat die Tür erbrochen.
Rasch ist ein Wachslight angebrannt,
Laut kracht es in der Tafelwand,
Ihm steigt das Haar, hin starrt er wild
Und sieht ein farbenlieblich Bild,

Von lichtem Reif umgeben,
Sich aus dem Döster heben:
Den Schlummer eines Knaben sieht
Er, neben dem die Mutter kniet,
Die blauen Augen strahlen licht
Von einer guten Zuversicht.
Nicht kann den Blick er wenden
Von diesen flehnden Händen . . .
Da muß mit Tränenbächen
Die harte Rinde brechen –
Dumpf klirrend fällt der Schlüsselbund.
Die Mutter dankt mit frohem Mund.
Er flüchtet über den Balkon,
Die Leiter trägt er schnell davon,
Als wandelt er auf Gluten –
Und wendet sich zum Guten.

Die Rehe

Fern von dem fürstlichen keuschen Gemahl
Jubelt ein blühender Jüngling im Saal:
«Hebet die Becher und ruft, daß es schallt:
Freiheit, sie lebe! Die Freiheit im Wald!»
All die Genossen der waidlichen Lust
Bringen das Hoch aus erglühender Brust:
«Lebe die Jugend und Bacchus' Gewalt!
Freiheit, sie lebe! Die Freiheit im Wald!»

Schmetternde Hörner! Dann flüstern sie sacht,
Scherzen und locken die Elfen der Nacht
Aus ihren Waldesverstecken hervor –
Ängstliche Schläge bestürmen das Tor.
«Setz dich ans Feuer, du herziges Kind!»
Lärmt im erleuchteten Hof das Gesind.
«Fürstlich bewirten mit Kuchen dich wir!
Drinnen was suchst du? Bescheide dich hier!»

Rasch in den Saal, in den fürstlichen, tritt
Eine Gescheuchte mit hastigem Schritt,

Über den Busen, vom Laufe bewegt,
Kreuzweis die flehenden Arme gelegt –
Blätter am Röcklein, herbströtlich und falb!
Krausdunkle Haare, noch flattern sie halb,
Süßbraune Augen und schmerzlich dabei,
Blutende Füße – nicht die einer Fei!

«Sage, wer bist du, krauslockiges Haupt,
Schimmernd von purpurnen Blättern umlaubt?»
– «Rehe, die Rehe, so heiß ich im Land
Von meinem braunen Gelock und Gewand –»
«Mein ist die Rehe! Des Herrn ist die Jagd!»
Jubelt der Jüngling, es sträubt sich die Magd . . .
«Halali!» hetzt es und tobt es und hallt.
Ringend entwindet sie sich der Gewalt.

Lodernde Augen, wie Blitze der Nacht –
Doch sie besinnt sich. Dann redet sie sacht:
«Rehe, die Rehe, so heiß ich im Land,
Wilpert der Schütz ist der Vater genannt –
Auf eine Jagd, die dem Herrn nur gebührt,
Hat ihn ein äsendes Rudel verführt.
Siehe, da kniet er, da zielt er und knallt –
Heut hat der Vater gefrevelt im Wald!
Doch deine Förster ergriffen ihn, weh,
Ihn und das sündlich erbeutete Reh.
Ich, von der Angst und dem Jammer gejagt,
Lief in den Wald, eine hilflose Magd.
Da schier das Herz mir im Busen zersprang,
Sah ich die Kerzen und hörte den Klang –
Glaubte die gütige Herzogin hier,
Und nun erzitr ich und steh ich vor dir.
Gib mir den Vater und gib mir ihn bald,
Daß ich getröstet verlasse den Wald!
Gnade!»

Der Herzog gesteht sich verwirrt,
Daß man sich leichtlich im Walde verirrt,
Und er bekennt, vom Gewissen gerührt,
Daß eine Rehe vom Wege verführt.
Murmelnd verlangt er ein Blatt, einen Stift,
Schreibt eine Zeile mit schwankender Schrift:

«Wilpert dem Schützen gewähr ich Pardon!»
Und sie bedankt sich, und fort ist sie schon.
Er tritt ans Fenster und öffnet es sacht:
Leuchtende Sterne der ruhigen Nacht . . .
Dort eine flüchtige dunkle Gestalt!
Und eine Rehe verschwindet im Wald.

Die Zwingburg

Gebrochen ist der alte Twing,
Ringsum ergrünt sein Mauerring,
Der Eppich schwankt im Fenster,
Versunken in der Erde Schoß
Tief unter das besonnte Moos
Sind Ritter und Gespenster.

Wo durch das tiefgewölbte Tor
Die zornige Fehde schritt hervor
Und ließ die Hörner schmettern,
Da hat sich, duftig eingeengt,
Ein Zicklein ans Gesträuch gehängt
Und nascht nach jungen Blättern.

Wo wildverträumt Frau Minne stund,
Zerrann auf blauem Himmelsgrund
Der kecke Bau des Erkers;
Wo im Verlies der Haß gegrollt
Ist in das weite Gras gerollt
Ein Quaderstein des Kerkers.

Und wo den Teich vom Hügelhang
Herab die trotzge Feste zwang,
Da rudert, von der Flut benetzt,
Da rudert, von der Flut benetzt,
Der Burg zerstörtes Wappen jetzt:
Ein Schwan mit Silberflügeln.

IV. REISE

«Tag, schein herein!
und Leben, flieh hinaus!»

Tag, schein herein! Die Kammer steht dir offen!
Holdselger Lenzesmorgen, schein herein!
Schon glitzert, von der Sonne Strahl getroffen,
Das Tintenfaß, der eichne Bücherschrein.
Vogt Winter muß dem Lenze Rechnung geben,
Dem schönen Erben, über Hof und Haus –
Auch mir zugut geschrieben ist ein Leben –
Tag, schein herein! und Leben, flieh hinaus!

Ich war von einem schweren Bann gebunden.
Ich lebte nicht. Ich lag im Traum erstarrt.
Von vielen tausend unverbrauchten Stunden
Schwillt ungestüm mir nun die Gegenwart.
Aus dunkelm Grunde grüne Saat zu wecken,
Bedarf es Sonnenstrahles nur und Taus,
Ich fühle, wie sich tausend Keime strecken.
Tag, schein herein! und Leben, flieh hinaus!

Ein Segel zieht auf wunderkühlen Pfaden,
In Flutendunkel spiegelt sich der Tag.
Was hat die Barke dort für mich geladen?
Vielleicht ists etwas, das mich freuen mag!
Entgegen ihr! Was wird die Barke bringen
Durch blauer Wellen freudiges Gebraus?
Entgegen ihr! Mit weitgestreckten Schwingen!
Tag, schein herein! und Leben, flieh hinaus!

La Röse*

Als der Bernina Felsentor
Durchdonnerte der Wagen
Und wir im Süden sahn empor
Die Muschelberge ragen,
Blies schmetternd auf dem Rößlein vorn
Der in der Lederhose –
«Wen grüßest du mit deinem Horn?»
«Die Rose, Herr, die Rose!»

Mit flachem Dach ein Säulenhaus,
Das erste welsche Bildnis,
Schaut Röse, weinumwunden, aus
Erstarrter Felsenwildnis –
Es ist, als ob das Wasser da
In weichern Lauten tose,
Hinunter nach Italia
Blickt der Balkon der Rose.

Nun, Herz, beginnt die Wonnezeit
Auf Wegen und auf Stegen!
Mir strömt ein Hauch von Üppigkeit
Und ewgem Lenz entgegen –
Es suchen sich um meine Stirn
Zwei Falter mit Gekose –
Den Wein bringt eine junge Dirn
Mit einer jungen Rose.

Noch einmal darf in südlich Land
Ich Nordgeborner wallen,
Vertauschen meine Felsenwand
Mit weißen Marmorhallen.
Gegrüßt, Italia, Licht und Lust!
Ich preise meine Lose!
Du bist an unsrer Erde Brust
Die Rose, ja die Rose!

* Erste Station auf der Südseite
des Berninapasses

Die Schlacht der Bäume

Hier am Sarazonenturme,
Der die Straße hielt geschlossen,
Ist in manchem wilden Sturme
Deutsch und welsches Blut geflossen.

Nun sich in des Tales Räumen
Länger nicht die Völker morden,
Ringen noch mit ihren Bäumen
Hier der Süden und der Norden.

Arvbaum ist der deutschen Bande
Bannerherr, der düsterkühne,
Üppig Volk der Sonnenlande,
Rebe führts, die sonniggrüne.

Ohne Schild- und Schwertgeklirre,
Ohne der Drommete Schmettern
Kämpfen in der Felsenirre
Hier die Nadeln mit den Blättern.

Der Triumphbogen

Ein leuchtend blauer Tag. Ein wogend Ährenfeld,
Daraus ein wetterschwarzer Mauerbogen steigt.
In seinem kurzen Schatten schläft das Schnittervolk.
Allein emporgerichtet sitzt die schönste Maid,
Des Landes Kind, doch welchen Lands? Italiens!
Ein strenggeschnittnes, musenhaftes Angesicht,
Am halbzerstörten Sims des Bogens hängt der Blick,
Als müht' er zu enträtseln dort die Inschrift sich.
(Wenn nicht des Auges Dunkel von dem Liebsten träumt!)
Sie hebt die erste sich, erweckt die Schnitterschar,
Ergreift die blanke Sichel, die im Schatten lag,
Und schreitet herrlich durch das Goldgewog des Kornes,
Umblaut vom Himmel, als ein göttliches Gebild.
's ist Klio, die das Altertum enträtselnde,
Vergilbten Pergaments und der Archive müd,
Gelockt vom Rauschen einer überreifen Saat,
Wird sie zur starken Schnitterin. Die Sichel klingt.

Venedigs erster Tag

Eine glückgefüllte Gondel gleitet auf dem Canal Grande,
 An Giorgione lehnt die Blonde mit dem roten Samtgewande.
 «Giorgio, deiner Laute Saiten hör ich leise, leise klingen --»
 «Julia Vendramin, Erlauchte, was befehlst du mir zu singen?»

«Nichts von schönen Augen, Giorgio! Solches Thema sollst du
 lassen!

Singe, wie dem Meer entstiegen diese wunderbaren Gassen!
 Feßle kränzend keine Locken, die sich ringeln los und ledig!
 Giorgio, singe mir von meinem unvergleichlichen Venedig!»

«Meine süße Muse will es! Es geschieht!» Er präludierte.
 «Weiland, eh des heiligen Markus Flagge dieses Meer regierte,
 Drüben dort, wo duftverschleiert Istriens schöne Berge blauen,
 Sank vor ungezählten Jahren eine Dämmerung voller Grauen.

Durch das Dunkel huschen Larven, angstgeschreckte Hunde
 winseln,
 Schreie gellen, Stimmen warnen: «Löst die Böte! Nach den
 Inseln!»
 In den Lüften haucht ein Odem, wie es in den Gräbern modert—
 Schaurig tagen Meer und Himmel! Aquileja brennt und lodert!

Von der Stätte, wo die stillen, ungezähmten Flammen wogen,
 Kommt ein dumpfes Menschenbrausen nach dem freien Strand
 gezogen:
 Attila, die Gottesgeißel, jagt auf blutbesprengten Pfaden
 Krieger mit zerbrochnen Schwertern, Fraun mit Schätzen schwer
 beladen.

Wie zum Hades Schatten wandern, ziehn zum Meere die Ge-
 scheuchten,
 Das die purpurrot gefärbten Wolken weit hinaus beleuchten,
 Witwen, Waisen schreiten jammernd, schweigend stürzen
 wunde Männer,
 Mitten im Gewühle bäumen Wagen sich und scheue Renner.

Knice wanken, Füße gleiten, Kästchen brechen, draus die hellen
 Goldnen Reife rollend springen und die weißen Perlen quellen.

Nackte Küstenkinder starren gierig auf das rings zerstreute
Gold, und doch betastets keines – Etzels ist die ganze Beute!

Schiffer rüsten dunkle Nachen, drüber Wogen schäumend
schlagen,
Durch die weiße Brandung werden bleiche Fraun an Bord ge-
tragen –
Mit der Rechten an die phrygsche Mütze langt der Meerplebejer,
Beut zum Sprung ins Boot die Linke dem behelmten Aquilejer.

Schon entflieht ein Schiff mit wehnden Segeln, flatternden Ge-
wanden,
Drin sich weitgetrennte Lose sonder Wahl zusammenfanden,
Unbekannte Hände drücken sich in angstbeklommnem Traume,
Aquilejas Überbleibsel schmiegen sich in engem Raume.

Letzte Scheideblicke wendend, sehn sie noch den Himmel
bluten,
Aber tiefer stets und ferner brennen die gesunkenen Gluten.
Still verglimmt der Heimat müde Todesfackel. Auf die Ruder
Beugt sich Unglück neben Unglück, Bruder seufzend neben
Bruder.

Eine Fürstin küßt ein Knäblein, ein dem Edelblute fremdes,
Eine Sklavin wärmt ein fürstlich Kind im Schoß des Wollen-
hemdes –
Unter ihnen *eine* Tiefe, über ihnen *eine* Wolke –
Liebe taut vom Himmel, Liebe wächst in diesem neuen Volke.

Über eines Mantels Flattern, sturmverwehten greisen Haaren
Will das Schweben einer Glorie einen Heiligen offenbaren,
Dieses ist der heilige Markus, rüstig rudernd wie ein andrer –
Nach den nahenden Lagunen lenkt die Fahrt der selge Wandrer.

Neben ihm der Jugendschlanke schlägt die Wellen, daß sie
schallen,
Wirren Locken sind die Kränze schwelgerischer Lust entfallen.
Der Bacchant wird zum Äneas. Niederbrannte Trojas Feuer.
Mit den rudernden Genossen sucht er edles Abenteuer.

Mählich lichtet sich der Osten. In der ersten Helle schauen
Kecke Männer tief ins Antlitz morgenbleicher schöner Frauen –

Lieblieh Haupt, das blonde Flechten wie mit lichtem Ring um-
winden,
Bald an einem tapfern Herzen wirst du deine Heimat finden!

Scharf gezeichnet neigt sich eines Helden narbge Stirne denkend,
In das göttliche Geheimnis ewgen Werdens sich versenkend;
Rings in Stücke sprang zerschmettert Romas rostge Riesenkette,
Neue Weltgeschicke gönnen junger Freiheit eine Stätte . . .

Wie geworfen aus dem Himmel heiter spielend von Auroren,
Schwimmt ein lichter Kranz von Inseln in die blaue Flut ver-
loren,
Durch die Brandung gehn die Kähne mit beseelten Ruder-
schlägen,
Fischer stehen, schaumgebadet, und sie rufen sich entgegen:

«Flehnde kommen wir, Veneter! Drüben flammt ein weit Ver-
derben!

Unsre Seelen sind entronnen einem ungeheuern Sterben!»
«Freuet euch! Ihr lebt und atmet! Hier ist euch Asyl gegeben!
Friede sei mit euern Toten! Freude denen, die da leben!»

Machtvoll, Schwert und Ruder tragend, wallen Genien vor den
Böten;
Auch ein Schwarm von Liebesgöttern flügelt durch die jungen
Röten –
Über das Gestein der Insel geht ein Hauch von Lust und Wonne,
Ahnungsvollem Meer entsteigend, prangt Venedigs erste Sonne.

Blonde Julia, deiner Heimat Ursprung hab ich dir verkündet,
Liebe hat die Stadt Venedig, Liebe hat die Welt gegründet –
Deiner Augen strahlend blauer Himmel würde bleichen ohne
Liebesfeuer und verstummen wie die Laute des Giorgione!»

Venedig

Venedig, einen Winter lebt ich dort –
Paläste, Brücken, der Lagune Duft!
Doch hier im harten Licht der Gegenwart
Verdämmert mählich mir die Märchenwelt.

Vielleicht vergaß ich einen Tizian.
 Ein Frevel! Jenen doch vergaß ich nicht,
 Wo über einem Sturm von Armen sich
 Die Jungfrau feurig in die Himmel hebt,
 Sowenig als den andern Tizian
 – Doch kein gemalter wars – die Wirklichkeit:
 Am Kai, dem nächtgen, der Slawonen wars,
 Im Dunkel stand ich. Fenster schimmerten.
 Zwei dürftge Frauen kamen hergerannt.
 Hart an die Scheibe preßt' das junge Weib
 Die bleiche Stirn. Was drinnen sie erblickt',
 Das sie erstarren machte, weiß ich nicht.
 (Vielleicht den Herzgeliebten, welcher sie
 An eines andern Weibes Brust verriet.)
 Ich aber sah den feinsten Mädchenkopf
 Vom Tod entfärbt. Ein Antlitz voller Tod!
 Die Mutter führte weg die Schwankende . . .
 Die beiden Tiziane blieben mir
 Stets gegenwärtig; löschen sie, so lischt
 Die Göttin vor dem armen Menschenkind.

Auf dem Canal Grande

Auf dem Canal Grande betten
 Tief sich ein die Abendschatten,
 Hundert dunkle Gondeln gleiten
 Als ein flüsterndes Geheimnis.

Aber zwischen zwei Palästen
 Glüht herein die Abendsonne,
 Flammend wirft sie einen grellen
 Breiten Streifen auf die Gondeln.

In dem purpurroten Lichte
 Laute Stimmen, hell Gelächter,
 Überredende Gebärden
 Und das frevle Spiel der Augen.

*Eine kurze, kleine Strecke
Treibt das Leben leidenschaftlich
Und erlischt im Schatten drüben
Als ein unverständlich Murmeln.*

Die Narde

Nach einem venezianischen Bilde

Die brave Marthe tat, was sie vermocht',
Sie rupfte, spickte, briet und sott und kocht',
Sie schob dem Herrn die braunsten Kuchen zu,
Und: «Diesen», sagt' sie, «Herr, versuche du!»

Maria nahte, die den schlanken Krug,
Gefüllt mit einer seltnen Narde, trug.
Sie neigt' das Knie, den Krug. Die Narde floß.
Sie neigt' das Herz, das strömend sich ergoß.

In der beseelten Hand Mariens ruht'
Der edle Fuß. Drauf quoll der Narde Flut.
Ihn abzutrocknen, löste sie des Haars
Geschlungenen Knoten. Blond und seiden wars.

Ein spitz Geflüster regte sich am Tisch,
Wie der getretenen Viper scharf Gezisch:
«Das duftet! Tausend oder mehr Denar
Verduften mit! Ich wollt, wir hätten bar!

Bei Levi legten wirs auf Zins geschwind
Und draus erzögen wir ein Waisenkind –»
«Still», sagt' der Göttliche, «laß unentweiht,
Judas! Wer liebt, verschwendet allezeit.»

Nach einem Niederländer

Der Meister malt ein kleines zartes Bild,
Zurückgelehnt beschaut ers liebevoll.
Es pocht. «Herein.» Ein flämischer Junker ists
Mit einer drallen, aufgedonnerten Dirn,

Der vor Gesundheit fast die Wange birst.
 Sie rauscht von Seide, flimmert von Geschmeid.
 «Wir habens eilig, lieber Meister. Wißt,
 Ein wackrer Schelm stiehlt mir das Töchterlein.
 Morgen ist Hochzeit. Malet mir mein Kind!»
 «Zur Stunde, Herr! Nur noch den Pinselstrich!»
 Sie treten lustig vor die Staffelei:
 Auf einem blanken Kissen schlummernd liegt
 Ein feiner Mädchenkopf. Der Meister setzt
 Des Blumenkranzes tiefste Knospe noch
 Auf die verblichne Stirn mit leichter Hand. –
 «Nach der Natur?» – «Nach der Natur. Mein Kind.
 Gestern beerdigt. Herr, ich bin zu Dienst.»

Ja

Nach einer alten Skizze

Als der Herr mit mächtger Schwinge
 Durch die neue Schöpfung fuhr,
 Folgt in gedrängtem Ringe
 Geister seiner Flammenspur.

Seine schönsten Engel wallten
 Ihm zu Häupten selig leis,
 Riesenhafte Nachtgestalten
 Schlossen unterhalb den Kreis.

«Eh ich euern Reigen löse»,
 Sprach der Allgewaltge nun,
 «Schwöret, Gute, schwöret, Böse,
 Meinen Willen nur zu tun!»

Freudig jubelten die Lichten:
 «Dir zu dienen, sind wir da!»
 Die zerstören, die vernichten,
 Die Dämonen, knirschten: «Ja.»

Die Kapelle der unschuldigen Kindlein

Aus Henkerfäusten flogen zum Himmel sie empor,
 Sie treten zwei und zweie hinein ins selge Tor,
 Einand an Händchen haltend und singend wohlgemut,
 Sie tragen in den Locken ein leuchtend Mal von Blut.

«Wir kommen in den Himmel – und solches ist uns lieb –
 Weil das gelobte Kindlein statt unser unten blieb!
 Wir litten für das Büblein den herben Todeskuß,
 Den es am bittern Kreuze statt unser leiden muß!»

Die Engel alle kommen heran in hellem Flug,
 Sie bringen schönes Spielzeug und Blumenlust genug.
 Jetzt führen sie den Reigen mit Fiedel und Schalmel . . .
 Es klagt aus ferner Tiefe der Mütter Wehgeschrei.

Die Kartäuser

Ich sehe sie auf Sacchis süßem Bilde
 Beschreiten ihrer toten Brüder Gräfte,
 Gegürtet mit dem Knotenstrick die Hüfte,
 In weißen Kleidern, festlich, göttlich milde –

Manch einer schleppte sich mit Schwert und Schilde,
 Gepanzert saust' zu Roß er durch die Lüfte,
 Bevor er suchte die verlornen Klüfte
 Und weltentsagend trat in diese Gilde.

Sie alle wollen hier in öder Wildnis
 Vergessen ein verführerisches Bildnis,
 Sie alle wollen hier ein Stündlein büßen,

Um mit den Reinen rein sich zu begrüßen,
 Sie alle wollen hier ein Stündlein beten,
 Bevor sie vor den strengen Richter treten.

Der römische Brunnen

Aufsteigt der Strahl, und fallend gießt
 Er voll der Marmorschale Rund,
 Die, sich verschleiern, überfließt
 In einer zweiten Schale Grund;
 Die zweite gibt, sie wird zu reich,
 Der dritten wallend ihre Flut,
 Und jede nimmt und gibt zugleich
 Und strömt und ruht.

Tarpeja

Am Brunnen überflutet im Dämmerlicht
 Der volle Krug, und die Mägde merkens nicht,
 Denn Nina plaudert: «Freundinnen, wißt ihr wohl,
 Daß eine sitzt im Gestein am Kapitol?

Mein Schatz, der Beppo, hat sie unlängst gesehen
 Vor ihrem runden Silberspiegel stehn,
 Die sich zu Haupt das güldne Krönlein hub –
 Mein Schatz, der Beppo, da er nach Münzen grub.

Er schüpfte durch einen schmalen Felsengang,
 Er tappte sich einen finstern Pfad entlang –
 Sie glomm im Höllenlicht! Er rief: «Wie schön!»
 Die Treppe brach mit donnerndem Getön.

Sie war des römischen Kastellanes Kind
 Und sie verriet die Burg und das Burggesind!
 Mit Fingerdeut bedang sich die schlaue Maid
 Des Feindes Helmgekrön und Schildgeschmeid!

Die Krönlein all und die Stein' und die goldnen Ring'
 Beäugelt' sie, die in Feindes Lager ging!
 Sie öffnet' ihm ein Tor mit sündgem Mut
 Und sah des Vaters Haupt, es schwamm in Blut.

Doch da am Feinde sie die Löhnung sucht',
 Ward sie mit Hohn erdrückt und mit Schildeswucht,

Sie stürzte, von ihrem eigenen Hort entseelt,
Erstickt vom Lohne, den sie selbst gewählt.

Dann grub die Zeit sie tief und tiefer ein,
Sie sank hinunter, hinab ins Felsgestein,
Hinab, hinunter viel hundert Klafter tief
Mit ihrem gleißenden Hort, darin sie schlief.

Da sitzt die arme Seele nun in Pein
Und putzt, die eitle, sich mutterseelallein –
Tarpeja, gib heraus der Kettlein drei!
Wir tragens den Knaben zu Lust in Lüften frei!

Tarpeja, gleite durch den Felsenspalt
Drei Kettlein und drei goldene Ringlein bald!
Tarpeja lieb! Wir sind zufrieden, gibst
Du nur, was du verächtlich beiseite schiebst.

Der Beppo sagt: Weil du begingst Verrat,
Bist du verdammt für deine Missetat!
Behüt mich Gott! In Ewigkeit verdammt!
Weil dir nach rotem Gold das Herz geflammmt.

Man hört es oft – so sagt er –, wie du lachst,
Wann du dich schön vor deinem Spiegel machst!
Man hört es oft – so sagt er –, wie du weinst,
Weil nicht du kommst in den schönen Himmel einst!

Tarpeja lieb, entsage der bösen Lust!
Tarpeja, gib die Kettlein um Hals und Brust!
Wir beten, Arge, für dich den Rosenkranz,
Du steigst empor, empor in den Himmelsglanz!»

Die gezeißelte Psyche

Wo von alter Schönheit Trümmern
Marmorhell die Säle schimmern,
Windet blaß und lieblich eine
Psyche sich im Marmelsteine.

Unsichtbarem Geißelhiebe
Beugt sie sich in Qual und Liebe,
Auf den zarten Knien liegend,
Enge sich zusammenschmiegend.

Flehend halb und halb geduldig
Trägt sie Schmach und weiß sich schuldig,
Ihre Schmerzensblicke fragen:
Liebst du mich? und kannst mich schlagen?

Soll dich der Olymp begrüßen,
Arme Psyche, mußt du büßen!
Eros, der dich sucht und peinigt,
Will dich selig und gereinigt.

Der tote Achill

Im Vatikan vor dem vergilbten Marmorsarg,
Dem ringsum bildgeschmückten, träumt ich heute lang,
Betrachtend seines feinen Zierats üppgen Kranz:
Thetis entführt den Sohn, den Rufer in der Schlacht,
Den Renner, dem die Knie erschlaffen, welchem schwer
Die Lider sanken – von Delphinen rings umtanzt,
Im Muschelwagen durch des Meers erregte Flut.
Tritonen, bis zum Schuppengurt umbrandete,
Bärtge Gesellen, schilfbekränztes, stumpfes Volk,
Gebärden sich als Pferdelenker. Es bedarf
Der mutgen Rosse Paar, das, Haupt an kühnem Haupt,
Die weite Flur durchrudert mit dem Schlag des Hufs,
Des Zügels nicht! In des Peliden Waffen hat
Sich schäkernd ein leichtsinniges Gesind geteilt:
Die Nereiden. Eine hebt das Schwert und ziehts
Und lacht und haut und sticht und wundet Licht und Luft.
Ein schlankes Mädchen zielt mit rückgebognem Arm,
In schwachgeballter Faust den unbesiegten Speer,
Der auf und nieder, wie der Waage Balken, schwankt.
Die dritte schiebt der blanken Schulter feinen Bug
Dem Erzschild unter, ganz als zöge sie zu Feld,
Dann deckt damit den sanften Busen gaukelnd sie,
Als schirmt' das Eisen eines Kriegers tapfre Brust.

Die vierte – Held, du zürntest, schlummertest du nicht! –
 Setzt jubelnd sich den Helm, den wildumflatterten,
 Auf das gedankenlose Haupt und nickt damit.
 Scherzt Kinder! Nur mit dir ein Wort, Vollendeter!
 (Denn mit der Mutter, die dein schlummerschweres Haupt
 Im Schoß gebettet hält, der dir das Leben gab,
 Der schmerzversunkenen Mutter, plaudert es sich nicht.)
 Pelide, sprich! Was ist der Tod? Wohin die Fahrt?
 Wozu die Waffen? Zu erneutem Lauf und Kampf?
 Zu deines Grabes Schmuck und düstern Ehren nur?
 Was blitzt auf deinem Schwerte? Deine letzte Tat,
 Verglimmend wie der Abend eines heißen Schlachtentags?
 Die Morgensonne eines neuen Kampfgefelds?
 Bedarfst du deines Schwertes noch, du Schlummernder?
 Wohin der Lauf? Zum Hades? Nein, es lügt Homer!
 Den Odem neiden einem kleinen Ackerknecht
 Sieht nicht dir ähnlich, Heros! Eher fährst
 Du einer Geisterinsel bleichem Frieden zu
 Und trägst den Myrtenkranz, beseligt und gestillt,
 Mit den Geweihten. Doch auch solches ziemt dir nicht!
 Was einzig dir geziemt, ist Kampf und Kampfespreis –
 Pelide! Ein Erwachen schwebt vor deinem Boot
 Und schimmert unter deinem mächtigen Augenlid!
 Du lebst, Achill? Gib Antwort! Wohin wanderst du?
 Er schweigt! Er schweigt. Der Wagen rollt. Ein Triton bläst
 Sein Muschelhorn, daß leis und dumpf der Marmor tönt.

Der Musensaal

Jüngst trug ein Traum auf dunkler Schwinge mich
 Nach Rom, der ewgen Stadt. Den Vatikan
 Betrat ich. Ich betrat den Musensaal
 Verwundert, denn er war ein anderer heut
 Als ich geschaut mit jungen Augen ihn,
 Da Pio Nono höchster Priester war.
 Verschwunden aus dem edeln Oktogon,
 Dem kuppelhellen, war der Musaget,
 Apollo, der die Zither zierlich schlug,
 Voranzugehn dem Chor tanzmeisterlich.

Die neune saßen oder standen nicht,
 Umher verteilt, in schönen Stellungen –
 In wilder Gruppe schritten eilig sie,
 Wie Schnitterinnen, die auf blachem Feld
 Ein flammendes Gewitter überrascht!
 Voran die blutige Melpomene,
 Die an den Söhnen rächt der Väter Schuld.
 Sie trägt das Schwert und auch den Kranz von Wein.
 Wer schreitet, schlicht gewandet, neben ihr?
 Kalliope, die keusch und kindlich blickt,
 Die den erblindeten Homer geführt,
 Die tapfre Helden liebt und Schildgetos
 Und Roßgestampf und dann abseits der Schlacht
 Im jugendzarten Busen Lose wägt.
 Weithallend redet dort ein mächtig Paar,
 Terpsichore und Polyhymnia:
 «Der Tag ist fern, und er erfüllt sich doch:
 Die Völker schreiten *einen* Reigen einst,
 Sich an den Händen haltend, frei gestellt,
 Vieltausendstimmig dröhnt der Chorgesang!»
 «Dann weicht das Leid! Nicht alles, aber doch
 Das meiste Leid!» Euterpe flötet es,
 Das liebliche Geschöpf, die Schmeichlerin!
 «Dann füllt», Erato lachts mit blühndem Mund,
 Die schöne Schelmin, die das Liebeslied,
 Das Zechlied für allein unsterblich hält,
 «Dann füllt ein jeder seine Schale sich
 Mit duftgem Wein und schlürft, und keiner darbt!» –
 «Törinnen!» gellt ein scharfgeschnittner Mund,
 «Verspote sie, mein Aristophanes . . . !
 Doch eure Kampfgesellin bin ich auch!
 Ich morde lachend, was nicht sterben kann,
 In trunkner Lust, wie die Bacchante jach
 Ein Zicklein oder Reh in Stücke reißt.
 Mordlustger bin ich noch und tragischer
 Als du, mein Schwesterchen Melpomene,
 Denn du erhellest unter Zähren dich,
 Doch mein Gelächter, Tränen schluchzen drin!»
 Thalia riefs, und unterm Efeukranz
 Verlarvte mit der Satyrmaske sie
 Die wehmutvoll ergriffnen Züge sich

Und hob mit nervgem Arm das Tympanum.
 Die letzte wandelt noch Urania,
 Die Gläubige, mit dem gehobnen Blick.
 Die andern nennen sie die Schwärmerin,
 Doch trennt sie sich von den Geschwistern nicht.
 Sie sieht den Sturm der Erdendinge ruhn
 In friedevollen Händen immerdar –
 Auf flattert das Gewand! Die Locken wehn!
 Die Kuppel weicht! In leuchtend tiefem Blau
 Entfesselt schwebt der Musenchor einher.

Alte Schweizer*

Sie kommen mit dröhnenden Schritten entlang
 Den von Raffaels Fresken verherrlichten Gang
 In der puffigen alten geschichtlichen Tracht,
 Als riefte das Horn sie zur Murtener Schlacht:

«Herr Heiliger Vater, der Gläubigen Hort,
 So kann es nicht gehn, und so geht es nicht fort!
 Du sparst an den Kohlen, du knickerst am Licht –
 An deinen Helvetiern knausre du nicht!

Wann den Himmel ein Heiliger Vater gewann,
 Ergibt es elf Taler für jeglichen Mann!
 So galts und so gilts von Geschlecht zu Geschlecht,
 Wir pochen auf unser historisches Recht!

Herr Heiliger Vater, du weißt, wer wir sind!
 Bescheidene Leute von Ahne zu Kind!
 Doch werden wir an den Moneten gekürzt,
 Wir kommen wie brüllende Löwen gestürzt!

Herr Heiliger Vater, die Taler heraus!
 Sonst räumen wir Kisten und Kasten im Haus . . .
 Potz Donner und Hagel und höllischer Pfuhl!
 Wir versteigern dir den Apostolischen Stuhl!»

* Bei der Thronbesteigung Leos XIII. brach im Vatikan eine kleine Palastrevolte aus, weil der sparsame Papst den Schweizern das übliche Donativ zurückhielt.

Der Heilige Vater bekreuzt sich entsetzt
Und zaudert und langt in die Tasche zuletzt –
Da werden die Löwen zu Lämmern im Nu:
«Herr Heiliger Vater, jetzt segne uns du!»

Abschied von Korsika

Ölbaumsilber, Myrte, Lorbeer, Pinie,
Bald im Schnee der Heimat denk ich euer –
Sanfte Buchten, blaue Meereslinie,
Auf dem Abend dunkelnd Burggemäuer!
Aus der Schlucht erstrahlend Hirtenfeuer!

Lebet, Korsen, wohl, mir lieb geworden!
Vor den Kirchen lüpft ihr leicht die Hüte!
Gerne knallt ihr, und ein bißchen Morden
Steckt seit alter Zeit euch im Geblüte –
Daß die Heilge Jungfrau euch behüte!

Klimmend am Gestein des Insellandes,
Lebet wohl, ihr hitzgen kleinen Pferde!
Wallend um die Krümmungen des Strandes,
Lebet, Schafe, wohl! Gedrängte Herde
Mit den weichsten Vliesen auf der Erde!

Lebet wohl, ihr grellen Hirtenflöten,
Um die Gunst der jungen Korsin werbend!
Lebet wohl, ihr warmen Abendröten,
In den weiten Himmeln selig sterbend,
Erst die Wolken, dann die Fluten färbend.

Märchen, aus dem Tageslicht verschollen,
An Ajaccios nächtger Hafenstiege
Töne fort im dumpfen Wogenrollen!
Ehernes Gedröhn der hundert Siege
Um des toten Welterobers Wiege!

Schwer entsagt das Aug der offenen Ferne,
Schwer das Ohr dem Meereswellenschlage –
Unter kältere Sonnen, blaßere Sterne
Folget mir, ihr Inselwandertage,
Und umklingt mich dort, wie eine Sage . . .

Napoleon im Kreml

Er nickt mit seinem großen Haupt
Am Feuer eines fremden Herds:
Im Traum erblickt er einen Geist,
Der seines Purpurs Spange löst.

Der Dämon schreit mit wilder Gier:
«Mich lüstet nach dem roten Kleid!
In ungezählter Menschen Blut
Getaucht, verfärbt der Purpur nicht!»

Die beiden rangen Leib an Leib.
«Gib her!» «Gib her!» Der Dämon fleucht
Mit spitzen Flügeln durch die Nacht
Und schleift den Purpur hinter sich.

Und wo der Purpur flatternd fliegt,
Sprühn Funken, lodern Flammen auf!
Der Korse fährt aus seinem Traum
Und starrt in Moskaus weiten Brand.

Die Korsin

Als das Mütterlein erkrankt',
Zog es ächzend aus die Schuh,
Ist dem Bettlein zugewankt,
Bettet' sich zur ewgen Ruh,
Seine Haare weiß wie Flachs,
Seine Füße gelb wie Wachs –
Statt wie Mütterlein zu tun,
Sterb ich stracks in meinen Schuhn!

Heute war ich in der Stadt
Mit dem letzten Silberling,
Schaute, was der Krämer hat,
Kramte weder Kreuz noch Ring,
Kaufte Mehl von Weizenkorn
Und ein volles Pulverhorn –
In die freien Berge nun
Lauf ich stracks in meinen Schuhn!

Reiten just die Blauen* aus,
Trinken beim Battista Wein,
Laden scharf am Zollerhaus,
Sprengen ins Gebirg hinein . . .
Rasch zur Linken abgeschweift!
Psss . . . Die erste Kugel pfeift –
Nächtens bei dem Liebsten ruhn
Werd ich stracks in meinen Schuhn!

Der Gesang des Meeres

Wolken, meine Kinder, wandern gehen
Wollt ihr? Fahret wohl! Auf Wiedersehen!
Eure wandellustigen Gestalten
Kann ich nicht in Mutterbanden halten.

Ihr langweilet euch auf meinen Wogen,
Dort die Erde hat euch angezogen:
Küsten, Klippen und des Leuchtturms Feuer!
Zieheth, Kinder! Geht auf Abenteuer!

Segelt, kühne Schiffer, in den Lüften!
Sucht die Gipfel! Ruhet über Klüften!
Brauet Stürme! Blitzet! Liefert Schlachten!
Traget glühnden Kampfes Purpurtrachten!

Rauscht im Regen! Murmelt in den Quellen!
Füllt die Brunnen! Rieselt in die Wellen!
Braust in Strömen durch die Lande nieder –
Kommet, meine Kinder, kommet wieder!

* Die Gendarmerie

Das Strandkloster

Bollwerk und Mauern trutzen
Dem Wellenwurf schon ein Jahrtausend ja,
Wir singen, elf Kapuzen,
Ein kräftig schallend Deo Gloria!

Die Kutten, stark gewoben,
Umhingen uns in braunen Lappen lang,
Sie sind gemach verstoben,
Die Stäubchen irren durch den Klostergang.

Die Orgel im Empore
Spielt unser zwölftes totes Brüderlein,
Hier rieselt uns im Chore
Der morsche Kalk sanft ins Geripp herein.

Es glitt vor tausend Jahren
Dem Strand ein Sarazenensegel nah,
Sobalds vorbeigefahren,
Anstimmten wir ein kräftig Gloria.

Ergötzt von unserm Singen,
Nahm der Pirat zu uns zurück den Lauf,
Zwölf Köpfe ließ er springen,
Das Blut schoß wie aus Brunnenröhren auf.

Wir singen ohne Kehlen,
Wir sitzen fröhlich ohne Schädel da,
Wir singen mit den Seelen
Ein kräftig schallend Deo Gloria!

Der Morgenstrahl, der schiefe,
Durchs rechte Fenster äugelt er herein,
Vergoldend in der Tiefe
Ein lustiglich psallierend Totenbein.

Der Abendstrahl, der schräge,
Durchs linke Fenster blinzelt er herein
Und zählt, ob allewege
Wir richtig unser elf Gespenster sein.

Oft übertäubt das Dröhnen
Des Meers die Noten unsrer Litanei,
Aus unsern Orgeltönen
Erhebt sich oft ein schriller Möwenschrei –

Bollwerk und Mauer trutzen
Dem Wellenwurf noch tausend Jahre ja,
Wir singen, elf Kapuzen,
Ein kräftig schallend Deo Gloria!

Nicola Pesce

Ein halbes Jährchen hab ich nun geschwommen,
Und noch behagt dir dieses kühle Gleiten,
Der Arme lässig Auseinanderbreiten –
Die Fastenspeise mag der Seele frommen!

Halb schlummernd lieg ich stundenlang, umglommen
Von Wetterleuchten, bis auf allen Seiten
Sich Wogen türmen. Männlich gilts zu streiten.
Ich freue mich. Stets bin ich durchgekommen.

Was machte mich zum Fisch? Ein Mißverständnis
Mit meinem Weib. Vermehrte Menschenkenntnis,
Mein Wanderdrang und meine Farbenlust.

Die Furcht verlernt ich über Todestiefen,
Fast bis zum Frieren kühlt ich mir die Brust –
Ich bleib ein Fisch, und meine Haare triefen!

Zwiegespräch

SONNE

Meine Strahlen sind geknickte Speere,
Ich versank in blutger Heldenehre –

ABENDRÖTE

Wie der Ruhm, will ich mit lichten Händen
In das nahe Dunkel Grüße spenden.

SONNE

Folge deiner Sonne! Längs dem Strande
Schleppe nicht die dämmernden Gewande!

ABENDRÖTE

Darf ich nicht ans Sterben mich gewöhnen
Mit den sanften, mit den grünen Tönen?

SONNE

Eile dich! Bevor den jungen Helden
Eines neuen Tages Fackeln melden!

ABENDRÖTE

Ich bin dein, dir folg ich unaufhaltsam!
Ich bin dein, doch zieh mich nicht gewaltsam . . .

Flut und Ebbe

In einem fernen, umbrandeten Land
Spielen die Mädchen ein Spiel an dem Strand,
Schreiten im Reigen, heiter gesinnt,
Wann zu steigen die Flut beginnt,
Weichen zurück in gemeßner Flucht
Aus der schwellenden Meeresbucht.
In den Gewässern ruhigklar
Werden sie krause Gestalten gewahr,
Rollt eine Woge, sie sehen ein Roß,
Sehn einen Reiter, bis er zerfloß.
«Schauet den Meermann! Garstig Gesicht!
Grinsende Larve, du haschest mich nicht!»
Aber das Meer, es wächst und naht –
«Fliehet, ihr Schwestern! Sonst wirds zu spat!»
Alle sie stürzen in hastigem Lauf,
Gleiten und reißen die Strauchelnden auf
Bis zu der Bank, wo die Ebbe beginnt,
Wo, wie sie wissen, das Wasser zerrinnt.
Dort ist gelagert der flüchtige Chor,
Zieht an dem Felsen die Füße empor,
Fleht in den Himmel mit brünstigem Schrein:
«Götter! Ihr lasset die Unschuld allein?»

Aber die Flut, da den Raub sie berührt,
 Hat das Verhängnis des Ebbens gespürt,
 Und, wie erschreckt durch das maidliche Ach,
 Gleitet sie nieder und fällt gemach! –
 Gegen die Ziehnde mit drohendem Arm
 Hebt sich verfolgend der blühende Schwarm:
 «Höhnst die Feigen! Sie flieh'n aus dem Krieg!
 Kränzt die Locken und feiert den Sieg!»

Also vergnügt sich das sterbliche Heer
 Mit dem gelaßnen, dem ewigen Meer.

Möwenflug

Möwen sah um einen Felsen kreisen
 Ich in unermüdlich gleichen Gleisen,
 Auf gespannter Schwinge schweben bleibend,
 Eine schimmernd weiße Bahn beschreibend,
 Und zugleich in grünem Meeresspiegel
 Sah ich um dieselben Felsenspitzen
 Eine helle Jagd gestreckter Flügel
 Unermüdlich durch die Tiefe blitzen.
 Und der Spiegel hatte solche Klarheit,
 Daß sich anders nicht die Flügel hoben
 Tief im Meer als hoch in Lüften oben,
 Daß sich völlig glichen Trug und Wahrheit.

Allgemach beschlich es mich wie Grauen,
 Schein und Wesen so verwandt zu schauen,
 Und ich fragte mich, am Strand verharrend,
 Ins gespenstische Geflatter starrend:
 Und du selber? Bist du echt beflügelt?
 Oder nur gemalt und abgespiegelt?
 Gaukelst du im Kreis mit Fabeldingen?
 Oder hast du Blut in deinen Schwingen?

Das Ende des Festes

Da mit Sokrates die Freunde tranken
Und die Häupter auf die Polster sanken,
Kam ein Jüngling, kann ich mich entsinnen,
Mit zwei schlanken Flötenbläserinnen.

Aus den Kelchen schütteten wir die Neigen,
Die gesprächsmüden Lippen schweigen,
Um die welken Kränze zieht ein Singen . . .
Still! Des Todes Schlummerflöten klingen!

V. LIEBE

Alles war ein Spiel

In diesen Liedern suche du
Nach keinem ernsten Ziel!
Ein wenig Schmerz, ein wenig Lust,
Und alles war ein Spiel.

Besonders forsche nicht danach,
Welch Antlitz mir gefiel,
Wohl leuchten Augen viele drin,
Doch alles war ein Spiel.

Und ob verstohlen auf ein Blatt
Auch eine Träne fiel,
Getrocknet ist die Träne längst,
Und alles war ein Spiel.

Zwei Segel

Zwei Segel erhellend
Die tiefblaue Bucht!
Zwei Segel sich schwellend
Zu ruhiger Flucht!

Wie eins in den Winden
Sich wölbt und bewegt,
Wird auch das Empfinden
Des andern erregt.

Begehrt eins zu hasten,
 Das andre geht schnell,
 Verlangt eins zu rasten,
 Ruht auch sein Gesell.

Hesperos

Über schwarzem Tannenhange
 Schimmerst mir zum Abendgange,
 Eine Liebe fühl ich neigen
 Sich in deinem Niedersteigen,
 Unbemerkt bist du gekommen,
 Aus der blassen Luft entglommen.
 So mit ungehörten Tritten
 Durch die Dämmerung hergeglitten,
 Kam die Mutter, die mir legte
 Auf die Schulter die bewegte
 Hand, daß ich ihr nicht verhehle,
 Was ich leide, was mich quäle
 Und warum ich ohne Klage
 Mich verzehre, mich zernage.
 Und ich schwieg, und unter Zähren
 Ließ sie meinen Trotz gewähren.
 Hat sie Wohnung jetzt, die Milde,
 Dort in deinem Lichtgefülle?
 Deiner Strahlen saug ich jeden,
 Durch das Dunkel hör ich reden,
 – Und mir ist, als ob die kühle
 Hand ich auf der Schulter fühle –
 Reden nicht von Seligkeiten,
 Nur Erinnerung alter Zeiten!
 Jetzt versteht sie ohne Kunde,
 Wer ich bin im Herzensgrunde.
 Dies und jenes muß sie schelten,
 Andres läßt sie heiter gelten,
 Und sie meint, wie sichs entschieden,
 Gebe sie sich auch zufrieden . . .
 Abendstern, du eilst geschwinde!
 Laß sie plaudern mit dem Kinde!
 Freundlich zitternd gehst du nieder . . .
 Mutter, Mutter, komme wieder!

Das begrabene Herz

Mich denkt es eines alten Traums.
 Es war in meiner dumpfen Zeit,
 Da junge Wildheit in mir gor.
 Bekümmert war die Mutter oft.
 Da kam einmal ein schlimmer Brief
 – Was er enthielt, erriet ich nie –
 Die Mutter fuhr sich mit der Hand
 Zum Herzen, fast als stürb es ihr.
 Die Nacht darauf hatt ich den Traum:
 Die Mutter sah verstohlen ich
 Nach unserm Tannenwinkel gehn,
 Den Spaten in der zarten Hand,
 Sie grub ein Grab und legt' ein Herz
 Hinunter sacht. Sie ebnete
 Die Erde dann und schlich davon.

Ohne Datum

An meine Schwester

Du scherzest, daß ein Datum ich vergaß,
 Und meinst, ich dürfte bei dem Stundenmaß
 Mit einem Federstriche mich verweilen.
 Du schreibst: «Datiere künftig deine Zeilen!»
 Doch war das Zählen meine Sache nie,
 Nach dem Wievielten such ich stets vergebens,
 Auch diese Zeilen, wie datier ich sie?
 «Aus allen Augenblicken meines Lebens!»

Kurz ist und eilig eines Menschen Tag,
 Er drängt, er pulst, er flutet Schlag um Schlag,
 Wie eines Herzens ungestümes Klopfen . . .
 Wer teilt die Jagd des Bluts und seiner Tropfen?
 Es ist der Sturm, der nie zur Rüste geht,
 Die Wechselglut des Nehmens und des Gebens,
 Und meine Haare flattern windverweht
 In allen Augenblicken meines Lebens.

Zu ruhn ist mir versagt, es treibt mich fort,
 Die Stunde rennt – doch hab ich einen Hort,
 Den keine mir entführt, in deiner Treue!
 Sie ist die alte wie die ewig neue,
 Sie ist die Rast in dieser Flucht und Flut,
 Ein fromm Geleite leisen Flügelschwebens,
 Sie ist der Segen, der beständig ruht
 Auf allen Augenblicken meines Lebens.

Ich hemme die beschwingten Rosse nicht,
 Ich freue mich, mit jedem neuen Licht,
 Das Feld gestreckten Laufes zu durchmessen,
 Ein fernes, dunkles Gestern zu vergessen,
 Ich fliege – hinter mir versinkt die Zeit –
 Im Morgensonnenstrahl verjüngten Strebens . . . !
 Vorbei . . . ! Nur du allein weißt noch Bescheid
 Von allen Augenblicken meines Lebens.

Die Ampel

An des Jahres Wende sprach ich: Muse,
 Keiner Mutter Hand beschert mich! Gib mir
 Du mein Angebinde, Muse! fleht ich.
 In die Kammer, lauschend von dem Lager,
 Sah ich bald der Schwestern eine schreiten.
 Auf mein Tischchen setzt' sie einer Ampel
 Zarte Form mit schlankgeschweiften Henkeln,
 Aber die mir keineswegs antik schien.
 Ich erschrak. Was meinst du, Muse? Rätst du
 Nächtlich auszufeilen meine Verse?
 Schon entschwebend, wandte sie das Antlitz
 Halb. Ich sah des Musenhauptes edeln
 Umriß mit den spottend feinen Lippen . . .
 Als ich dann in neuem Jahr erwachte,
 Keine Ampel! Doch ich fand sie wieder
 – Und erkannte gleich sie an der zarten
 Form und an den schlankgeschweiften Henkeln –
 In des Liebchens Hand, das mir die Treppe
 Nächtlich hellt' mit stillen Ampelstrahlen.
 Scheidend auf die letzte Stufe setzt' sie
 Das Geschenk der Muse sacht und küßt' mich.

Unruhige Nacht

Heut ward mir bis zum jungen Tag
 Der Schlummer abgebrochen,
 Im Herzen ging es Schlag auf Schlag
 Mit Hämmern und mit Pochen.

Als trieb sich eine Bubenschar
 Wild um in beiden Kammern,
 Gewährt hat, bis es Morgen war,
 Das Klopfen und das Hammern.

Nun weist es sich bei Tagesschein,
 Was drin geschafft die Rangen:
 Sie haben mir im Herzensschrein
 Dein Bildnis aufgehangen!

Der Kamerad

Mit dem Tode schloß ich Kameradschaft.
 Über einem vollen Humpen saßen
 Oft wir nächtens und philosophierten.
 Auch zusammen gingen wir spazieren,
 Lauschten mit elegischen Gefühlen
 Nach dem Pilgerruf der Abendglocke.
 Aber männlich auch an meiner Seite
 Stand der Kamerad und sekundierte,
 Oder wann ich im Gebirg verirrt war,
 Hangend über schwindelnd tiefem Abgrund,
 Sprach er: «Blick mir in das Auge ruhig!»
 Und ich tat es, und ich war gerettet.
 Lange standen wir auf gutem Fuße,
 Bis mich volles Leben überströmte,
 Glühend warm mit unbekannter Fülle,
 Und mir schauderte vor meinem Freunde . . .
 Als das Liebchen heute mir am Hals hing,
 Über seine Schulter weg erblickt ich
 Meines Kameraden leichten Umriß
 Auf dem Abendhimmel, und er grollte:
 «Bin ich dir verleidet? Deine feigen

Lippen meiden meinen schlichten Namen?
Ist das hübsch von einem Kameraden?»
In demselben Augenblick umarmte
Liebchen mich und rief: «So möcht ich sterben!
Komme, Tod, und raub mich, Tod, im Kusse!»
Und der Tod, von schwellend jungen Lippen
Heiß und leidenschaftlich angerufen,
Hörte seinen Namen mit Vergnügen.
Über sein geheimnisvolles Antlitz
Glitt ein Leuchten, und er schied in Minne.

Spielzeug

Liebchen fand ich spielend. Einen Kasten
Hatte sie entdeckt voll längstvergeßnen,
Staubgen Kinderspielzeugs: Mauern, Tore,
Rathaus, Häuser, Häuserchen und Kirche . . .
Sie erbaut das Städtchen mit gelenken
Händen, stellt den Kirchturm in die Mitte.
Doch ein Häuschen hat sie vorbehalten,
Vorbehalten sieben grüne Pappeln
Für ein allerliebstes kleines Landgut.
Nicht zu nah! Im Städtchen klatscht man sündlich.
Nicht zu ferne! Man bedarf der Menschen.
«Eben sind wir eingezogen!» jubelt'
Sie und klatscht' in ihre kleinen Hände.
In der Wonne des erworbnen Heimes
Riß ich Liebchen an mich so gewaltsam,
Daß den Arm sie streckte wie ertrinkend . . .
Was erwischte sie mit schnellen Fingern,
Eng an meine Brust gepreßt? Die Kirche,
Ja, die Kirche mit dem roten Dach wars.
Und sie stellt' sie dicht vor unser Landhaus.

Weihgeschenk

Heute deiner zu gedenken,
Deren Grab die Nacht betaut,
Nahen wir mit Weihgeschenken
Und gedämpftem Klagelaut!

Warum war dirs nicht gegeben,
Mutig deinen Tag zu leben?

CHOR

Warum schwandst du vor dem Ziel,
Allerlieblichstes Gespiel?

Braune, schwermutvolle Augen,
Öffnet euch ein letztes Mal!
Laßt aus euern Tiefen saugen
Mich noch einen süßen Strahl!
O wie hatt ich euch so gerne,
Traute, träumerische Sterne –

CHOR

Sanften Schlummer, gute Ruh!
Tu die Augen wieder zu!

Wie das Schüttern zarter Saiten
Schlichen sich in jedes Herz
Deine stillen Lieblichkeiten,
Deiner Züge leiser Schmerz!
Feuchte Waldesschatten lagen
Über dir in Lenzestagen –

CHOR

Schwermut, Königin der Nacht,
Hat ihr Mägdlein umgebracht!

Wie ein Reh dem Wald entronnen,
Das ein üppig Tal entdeckt,
Nahtest schüchtern du dem Bronnen,
Bebst, vom eignen Bild erschreckt!
Ängstlich, wo sich Wege teilen,
Seh ich zweifeln dich und weilen –

CHOR

Ohne Glauben an das Glück,
Flohst ins Dunkel du zurück!

Zeigte jung ein arger Spiegel
Dir den Wurm in jeder Frucht?
Schwebte nahen Todes Flügel
Über dir mit Eifersucht?
Nie hat dich ein Arm umschlossen,
Liebe hast du nie genossen –

CHOR

In der Selgen keuschen Hain
Tratest unvermählt du ein.

Willig stiegst du die Stufen
Nieder in dein frühes Grab,
Wandtest dich, von uns gerufen,
Lächelnd um – und stiegst hinab!
Mit gelassener Gebärde
Schiedest du vom Grün der Erde –

CHOR

Ließest du das süße Licht,
Doch vergessen bist du nicht!

Der Blutstropfen

Zur Zeit der Lese wars im Winzerhaus.
Des Herdes goldne Flamme prasselte,
Die Fensterscheiben überhauchten sich
Und draußen scholl das Evoe geisterhaft
Aus Nebeldämmer. Becher klangen. Jung
Und alt empfand die bacchische Gewalt.
Mit einem zarten Schimmer röteten
Selbst ihr die Wangen sich, die unser Gast
Und dieser Erde-Gast nicht lange war,
Ein stilles, scheues, ungezähmtes Kind.
Zum Reigen rief Lyäus. Jene schlich
Sich weg. Ins Freie blickte sie hinaus
Durchs Fenster. Dann beschrieb sie träumerisch,
Die ganz sich unbeachtet Wähnende,
Die Scheibe mit dem Finger. Weh! umstellt,
Belauert wurde sie von einem Schwarm

Und überfallen. Rasch in Trümmer schlug,
 Das Antlitz glutbedeckt, die Scheibe sie,
 Sich selbst verwundend. Dieses Tüchlein hier,
 Das als Reliquie mir im Schreine liegt,
 Fing, über die verletzte Hand gelegt,
 Das Quellen eines Tropfen Blutes auf,
 Der warm ihr eben erst im Herzen rann.
 Jung schwand sie hin, und kein Lebendger weiß,
 Was dort geschrieben auf der Scheibe stand –
 Als dieser bleiche Tropfen Bluts vielleicht.

Stapfen

In jungen Jahren wars. Ich brachte dich
 Zurück ins Nachbarhaus, wo du zu Gast,
 Durch das Gehölz. Der Nebel rieselte,
 Du zogst des Reisekleids Kapuze vor
 Und blicktest traulich mit verhüllter Stirn.
 Naß ward der Pfad. Die Sohlen prägten sich
 Dem feuchten Waldesboden deutlich ein,
 Die wandernden. Du schrittest auf dem Bord,
 Von deiner Reise sprechend. Eine noch,
 Die längre, folge drauf, so sagtest du.
 Dann scherzten wir, der nahen Trennung klug
 Das Angesicht verhüllend, und du schiedst,
 Dort wo der First sich über Ulmen hebt.
 Ich ging denselben Pfad gemach zurück,
 Leis schwelgend noch in deiner Lieblichkeit,
 In deiner wilden Scheu, und wohlgemut
 Vertrauend auf ein baldig Wiedersehn.
 Vergnüglich schlendernd, sah ich auf dem Rain
 Den Umriß deiner Sohlen deutlich noch
 Dem feuchten Waldesboden eingeprägt,
 Die kleinste Spur von dir, die flüchtigste,
 Und doch dein Wesen: wandernd, reisehaft,
 Schlank, rein, walddunkel, aber o wie süß!
 Die Stapfen schritten jetzt entgegen dem
 Zurück dieselbe Strecke Wandernden:

Aus deinen Stapfen hobst du dich empor
Vor meinem innern Auge. Deinen Wuchs
Erblickt ich mit des Busens zartem Bug.
Vorüber gingst du, eine Traumgestalt.
Die Stapfen wurden jetzt undeutlicher,
Vom Regen halb gelöscht, der stärker fiel.
Da überschlich mich eine Traurigkeit:
Fast unter meinem Blick verwischten sich
Die Spuren deines letzten Gangs mit mir.

Wetterleuchten

Im Garten schritt ich durch die Lenzesnacht.
Des Jahres erste Blitze loderten.
Die jungen Blüten glommen feuerrot
Und blichen wieder dann. Ein schönes Spiel,
Davor ich stille hielt. Da sah ich dich!
Mit einem Blütenzweige spieltest du,
Die junggebliebne Tote! Durch die Hast
Und Flucht der Zeit zurück erkannt ich dich,
Die just des Himmels Feuer überglohm.
Erglühend standest du wie dazumal,
Da dich das erste Liebeswort erschreckt,
Du Ungebändigte, du Flüchtende!
Dann mit den Blüten wieder blichest du.

Lethe

Jüngst im Traume sah ich auf den Fluten
Einen Nachen ohne Ruder ziehn,
Strom und Himmel stand in matten Gluten
Wie bei Tages Nahen oder Fliehn.

Saßen Knaben drin mit Lotoskränzen,
Mädchen beugten über Bord sich schlank,
Kreisend durch die Reihe sah ich glänzen
Eine Schale, draus ein jedes trank.

Jetzt erscholl ein Lied voll süßer Wehmut,
Das die Schar der Kranzgenossen sang –
Ich erkannte deines Nackens Demut,
Deine Stimme, die den Chor durchdrang.

In die Welle taucht ich. Bis zum Marke
Schaudert ich, wie seltsam kühl sie war.
Ich erreicht' die leise ziehnde Barke,
Drängte mich in die geweihte Schar.

Und die Reihe war an dir zu trinken,
Und die volle Schale hobest du,
Sprachst zu mir mit traurem Augenwinken:
«Herz, ich trinke dir Vergessen zu!»

Dir entriß in trotzgem Liebesdrange
Ich die Schale, warf sie in die Flut,
Sie versank, und siehe, deine Wange
Färbte sich mit einem Schein von Blut.

Flehend küßt ich dich in wildem Harme,
Die den bleichen Mund mir willig bot,
Da zerrannst du lächelnd mir im Arme,
Und ich wußt es wieder – du bist tot.

Einer Toten

Wie fühl ich heute deine Macht,
Als ob sich deine Wimper schatte
Vor mir auf diesem ampelhellen Blatte
Um Mitternacht!
Dein Auge sieht
Begierig mein entstehend Lied.

Dein Wesen neigt sich meinem zu,
Du bists! Doch deine Lippen schweigen,
Und liesest du ein Wort, das zart und eigen,
Bists wieder du,
Dein Herzensblut,
Indes dein Staub im Grabe ruht.

Mit ist, wann mich dein Atem streift,
 Der ich erstarkt an Kampf und Wunden,
 Als seist in deinen stillen Grabesstunden
 Auch du gereift
 An Liebeskraft,
 An Willen und an Leidenschaft.

Die Marmorurne setzten dir
 Die Deinen – um dich zu vergessen,
 Sie erbten, bauten, freiten unterdessen,
 Du lebst in mir!
 Wozu beweint?
 Du lebst und fühlst mit mir vereint!

Ihr Heim

Lang vorüber ging ich den Gehegen,
 Drin der Giebel deines Heimes ragt,
 Dieser Pforte, diesen Schattenwegen!
 Wer da wohne, hab ich nicht gefragt.

Wer da wohne
 Hinter einer dunkeln Lindenkronen
 Hat das Herz mir nicht vorausgesagt.

Pfade liefen durch die feuchte Wiese,
 Kleine Sohlen sah ich hier und dort
 Eingezeichnet auf dem weichen Kiese,
 Aber meines Weges zog ich fort.

Ich begehrte
 Zu verfolgen nicht die flüchtge Fährte,
 Zu betreten nicht den stummen Ort.

Auch ein Rauschen hört ich aus der Linde,
 Die der Hauch der Abendlüfte bog;
 «Komme, Wanderer», rief es, «komm und finde!»
 Während rascher ich des Weges zog.

Ich vertraute
 Dem Versprechen nicht der Geisterlaute,
 Deren Wehn oft mir das Herz betrog.

Und den Stern der Liebe sah ich eilen
Dort zum dunkelscharfen Bergesrand,
Auf dem schlanken Giebel blitzend weilen
Wie ein zitternd Feuer, eh er schwand.

Im Entweichen
Gab der Freund am Himmel mir ein Zeichen,
Wann er über meinem Glücke stand.

Längst versunken glaubt ichs in die Ferne,
Das so nahe mir verborgen lag!
Wer versteht den stillen Wink der Sterne
Vor dem rechten, dem bestimmten Tag?
Vor der Stunde,
Die ihn zieht zu dem ersehnten Bunde,
Den nicht Tod noch Leben trennen mag?

Lang vorüber ging ich deiner Liebe
Durch den Staub des Lebens unbewußt,
Daß zur Wonne mir die Klage bliebe
Und ein leiser Schmerz in selger Brust –
Schmerz und Klage
Über ohne dich verdarbte Tage,
Die mit deinem Kuß du stillen muß.

Liebesjahr

Hat sich die Kelter gedreht? Tanzt dort mit dem Laub eine
Flocke?
Zuckte der Blitz im August? Blühten die Kirschen im Mai?
Blüten und Ähren und Trauben erblickt ich in schwellenden
Kranz nur
Um das geliebteste Haupt, und ich erblicke sie noch.

Weihnacht in Ajaccio

Reife Goldorangen fallen sahn wir heute, Myrte blühte,
Eidechs glitt entlang der Mauer, die von Sonne glühte.

Uns zu Häupten neben einem morschen Laube flog ein Falter
Keine herbe Grenze scheidet Jugend hier und Alter.

Eh das welke Blatt verweht ist, wird die Knospe neu geboren –
Eine liebliche Verwirrung, schwebt der Zug der Horen.

Sprich, was träumen deine Blicke? Fehlt ein Winter dir, ein
bleicher?

Teures Weib, du bist um einen lichten Frühling reicher!

Liebst du doch die langen Sonnen und die Kraft und Glut der
Farben!

Und sehnst dich nach der Heimat, wo sie längst erstarben?

Horch! Durch paradieseswarne Lüfte tönen Weihnachtsglocken!
Sprich, was träumen deine Blicke? Von den weißen Flocken?

Schneewittchen

Schneewittchen hast im Scherz du dich genannt,
Da plaudernd einst zusammen wir gesessen,
Der Augen tiefes Blau, die Elfenhand,
Des Nackens Blondgekraus, wer kanns vergessen?

Noch jüngst – ich schritt ein hohes Tal entlang,
Es war gekrönt mit sieben Silberspitzen,
Die von dem himmelnahen Felsenhang
Herunter auf die grünen Pfade blitzen –

«Schneewittchen!» rief ich laut und unbewußt,
«Schneewittchen hinter deinen sieben Bergen!
Führst droben pünktlich du mit kühler Brust
Den kleinen Haushalt deinen sieben Zwergen?»

Ein spottend Echo nur antwortet' mir,
Die Felsstirn rümpfte lachend ihre Falten;
Und doch, und doch, mir wars, ich hätt von dir,
Schneewittchen! einen lieben Gruß erhalten.

Hirtenfeuer

Liebest unter uns dich nieder,
Liebe, liebenswerte Frau,
Aber heute ziehst du wieder,
Wie die Sterne ziehn im Blau.

Siehst den Abendstern du blinken
Dort vor seinem Untergang?
Einen Augenblick im Sinken
Ruht er auf dem Bergeshang.

In der flüchtigen Minute,
In dem eilenden Moment
Ists, als ob er gastlich ruhte,
Wie ein Hirtenfeuer brennt.

Aber nur die kleinste Weile
Bringt er auf der Erde zu,
Sieh – er zittert ja vor Eile
Und verschwindet, Frau, wie du.

Laß scharren deiner Rosse Huf!

Geh nicht, die Gott für mich erschuf!
Laß scharren deiner Rosse Huf
Den Reiseruf!

Du willst von meinem Herde fliehn?
Und weißt ja nicht, wohin, wohin
Dich deine Rosse ziehn!

Die Stunde rinnt! das Leben jagt!
Wir haben uns noch nichts gesagt –
Bleib, bis es tagt!

Du darfst aus meinen Armen fliehn?
Und weißt ja nicht, wohin, wohin
Dich deine Rosse ziehn . . .

Dämmergang

Du lebst meerüber
In blauer Ferne,
Und du besuchst mich
Beim ersten Sterne.

Ich mach im Felde
Die Dämmerrunde,
Umbellt, umsprungen
Von meinem Hunde.

Es rauscht im Dickicht,
Es webt im Düster,
Auf meine Wange
Haucht warm Geflüster.

Das Weggeleite
Wird trauter, trauter,
Du schmiegst dich näher,
Du plauderst lauter.

Da gibts zu schelten,
Da gibts zu fragen
Und hell zu lachen
Und leis zu klagen.

Was wedelt Barry
So glückverloren?
Du kraust dem Liebling
Die weichen Ohren . . .

Die tote Liebe

Entgegen wandeln wir
Dem Dorf im Sonnenkuß,
Fast wie das Jüngerpaar
Nach Emmaus,
Dazwischen leise
Redend schritt

Der Meister, dem sie folgten
 Und der den Tod erlitt.
 So wandelt zwischen uns
 Im Abendlicht
 Unsre tote Liebe,
 Die leise spricht.
 Sie weiß für das Geheimnis
 Ein heimlich Wort,
 Sie kennt der Seelen
 Allertiefsten Hort.
 Sie deutet und erläutert
 Uns jedes Ding,
 Sie sagt: So ists gekommen,
 Daß ich am Holze hing.
 Ihr habet mich verleugnet
 Und schlimm verhöhnt,
 Ich saß im Purpur,
 Blutig, dorngekrönt,
 Ich habe Tod erlitten,
 Den Tod bezwang ich bald
 Und geh in eurer Mitten
 Als himmlische Gestalt –
 Da ward die Weggesellin
 Von uns erkannt,
 Da hat uns wie den Jüngern
 Das Herz gebrannt.

Mit einem Jugendbildnis

Hier – doch keinem darfst du's zeigen,
 Solche Sanftmut war mir eigen,
 Durfte sie nicht lang behalten,
 Sie verschwand in harten Falten,
 Sichtbar ist sie nur geblieben
 Dir und denen, die mich lieben.

VI. GÖTTER

Die Schule des Silen

In der schattendunkeln Laube gab Silen, der weise, Stunde,
Der ihm weich ans Knie geschmiegte Bacchus hing an seinem
Munde,
Lieblich lauschend.

Unter seinem krausen Barte lachte schelmisch der Ergraute,
Da er in das milde Feuer junger Götteraugen schaute.
Dann begann er:

«Kind, betrachte dieses Antlitz, die gedankenschweren Lider!
Kind, in jedem greisen Zecher ehre du die Züge wieder
Deines Lehrers.

Oft, wo die Veliten wankten, jene prahlerischen Knaben,
Sind es die Triarier, Liebbling, die das Feld behauptet haben
Unerschüttert!

Wenn auf Chios mit dem Mädchen teilt den Becher der Ephebe,
Laß sie nippen, laß sie kosen – mit der vollsten Schale schwebe
Du vorüber.

Lenke deine götterleichten Schritte zu Homer, dem alten,
Netze seine heiligen Lippen, glätte seiner Stirne Falten,
Wundertäter!

Lös ihm jeder Erdenschwere Fessel mit der Hand, der milden,
Fülle du des Blinden Augen mit unsterblichen Gebilden,
Ewig schönen!»

Pentheus

Sie schreitet in bacchisch bevölkertem Raum,
 Mit wehenden Haaren ein glühender Traum,
 Von Faunen umhüpft,
 Um die Hüfte den Gürtel der Natter geknüpft.

Melodisch gewiegt und von Eppich umlaubt,
 Ein flüsterndes, rücklings geworfenes Haupt –:
 «Ich opfre mich dir.
 Verzehre, Lyäus, was menschlich in mir!»

«Agave!» rufts, und der bacchische Schwarm
 Zerstiebt, und der Vater ergreift sie am Arm.
 «Weg, trunken Gesind!
 Erwach und erröte, verlorenes Kind!

Du dienst einem Gaukler!» Im Schutz des Gewands
 Verhüllt er den Busen, entreißt ihr den Kranz –
 Wild hebt sie den Stab.
 Sie schlug! Aufstöhnt, der das Leben ihr gab.

«Ich glaube den Gott! Ich empfinde die Macht!
 Ich strafe den Frevler, der Götter verlacht!
 Wer bist du, Gesicht?
 Ich bin die Bacchantin! Ich kenne dich nicht!»

Er betrachtet sein Kind. Er erstaunt. Er erblaßt.
 Er entspringt, von entsetzlichem Grauen erfaßt.
 Er flieht im Gefild,
 Ein rennender Läufer, ein hastendes Wild.

«Herbei alle Schwestern! Mänaden, herbei!»
 Erhebt sie den Waidruf, das helle Geschrei.
 «Zur Jagd! Zur Jagd!»
 – «Wir folgen dir, blonde, begeisterte Magd!»

Sie jagen den König, Agave vorauf,
 Er stürzt in den Strom und erneuert den Lauf
 Am andern Gestad.
 Aufspritzen die Wasser, sie springen ins Bad.

Er wirbelt mit bebenden Füßen den Staub,
 Es dämmert – die Bacchen verfolgen den Raub –
 Es dämmert empor
 Ein Fels ohne Pfad, eine Wand ohne Tor.

Er steht und er starrt an die grausige Wand,
 Da trifft ihn der Thyrsus in rasender Hand –
 Nacht schwebt heran
 Und erschrickt und verhüllt, was Agave getan.

Vor einer Büste

Bist du die träumende Bacche? Der Sterblichen lieblichste bist du!
 Still in den Winkeln des Munds lächelt ein grausamer Zug.

Die sterbende Meduse

Ein kurzes Schwert gezückt in nervger Rechten,
 Belauert Perseus bang in seinem Schild
 Der schlummernden Meduse Spiegelbild,
 Das süße Haupt mit müden Schlangenflechten.
 Zur Hälfte zeigt der Spiegel längs der Erde
 Des jungen Wuchses atmende Gebärde –
 «Raub ich das arge Haupt mit raschem Hiebe,
 Verderblich der Verderberin genaht?
 Wenn nur die blonde Wimper schlummern bliebe!
 Der Blick versteint! Gefährlich ist die Tat.
 Die Mörderin! Sie schließt vielleicht aus List
 Die wachen Augen! Sie, die grausam ist!
 Durch weiße Lider schimmert blaues Licht
 Und – zischte dort der Kopf der Natter nicht?»

Medusen träumt, daß einen Kranz sie winde,
 Der Menschen schöner Liebling, der sie war,
 Bevor die Stirn der Göttin Angebinde
 Verschattet ihr mit wirrem Schlangenhaar.
 Mit den Gespielen glaubt sie noch zu wandern
 Und spendet ihnen lockenschüttelnd Grüße,
 In blühndem Reigen, regt sie mit den andern
 Die freudehellen, die beschwingten Füße.

Ihr Antlitz hat vergessen, daß es töte,
 Es glaubt, es glaubt an die barmherzge Lüge
 Des Traums. Es lauscht dem Hauch der Hirtenflöte,
 Der weichmelodisch zieht durch seine Züge.
 Es lächelt still, von schwerem Bann befreit,
 In unverlorner erster Lieblichkeit.

Der Mörder tritt an ihre Seite dicht,
 Und dunkler träumt Medusens Angesicht.

Ihr ist, sie habe Haß empfunden schon,
 Vor sich geschaudert, dumpf und bang gelitten,
 Die Menschen habe scheu sie erst geflohn,
 Dann ihnen nachgestellt mit Meuchlerschritten –
 Sie sinnt, was Unheilbares sie gequält,
 Daß sie dem eignen Leben feind geworden
 Und andres Leben sich ergötzt zu morden –
 Sie sinnt umsonst. Ihr hält's der Traum verhehlt,
 Die grause Larve, die sie lang geschreckt,
 Ist wie mit einem Purpurtuch bedeckt.
 Das Graun ist aufgelöst in Seligkeit,
 Begonnen hat der Seele Feierzeit.
 Der Dämmer herrscht. Das harte Licht verblich.
 Als eine der Erlösten fühlt sie sich.
 Sie fürchtet keines Schreckens Wiederkehr,
 Sie weiß, die Qualen kommen nimmermehr,
 Nein, nimmermehr, und nun ist alles gut!

Sie liegt, den Hals gebogen, auf dem Rasen,
 Sie hört die Hirtenflöte wieder blasen
 Und lauscht. Sie zuckt. Sie windet sich. Sie ruht.

Nächtliche Fahrt

Ein Schiff befuhr das Meer. Aufrauschend quoll
 Die Flut am Kiel. Er suchte Pylos' Strand.
 Das Steuer führt ein Jüngling kummervoll,
 Dem früh des Vaters Rat und Hilfe schwand.

Der Glückbedürftge hieß Telemachos
Und schaute nach des Segels nächtgem Flug,
Dicht neben ihm der hohe Fahrtgenoß,
Athene wars, die Mentors Züge trug.

Unendlich brach hervor der Sterne Heer,
Die lichten Waller wußten ihre Bahn . . .
Da sprach die Tochter Zeus' auf dunkelm Meer:
«Zusammen rufen wir die Götter an!»

Die Hände, wie der Staubgeborne fleht,
Erhob sie ausgebreitet in die Nacht –
Und sie erhörte selber das Gebet,
Von ihr für den Verlaßnen dargebracht.

Der Stromgott

Morgenraun. Die Karawane windet sich dem Nil zur Seite,
Eine Rede dröhnt und murmelt über dunkler Stromesbreite.

Längs dem Ufer nippen durstig silbergraugeperlte Tauben,
Trinken Ibis mit blankem Flügelpaar und schwarzen Hauben.

Nil, der segenreiche Vater, sorgt für alle seine Kinder,
Speist und tränkt aus seiner Fülle keines mehr und keines
minder –

Neben einem braunen Reiter ein gebundner Knabe wandelt,
Joseph ists, von seinen Brüdern in die Sklaverei verhandelt.

Taub' und Ibis flattern nur um wenig Flügelschläge weiter.
Joseph lauscht des Stromes Worten. Ruhig sitzt der stumme
Reiter.

«Knabe, deine Blicke trauern! Jüngling, deine Füße bluten!
Dich verkauften deine Brüder . . . Sei willkommen an meinen
Fluten!

Joseph, fremder Knabe Joseph, du gefesselter, du müder,
Bist du einst der Herr der Ernten, speise deine schlimmen Brüder!

Knabe Joseph!» rauscht es dumpfer. Das erstaunte Kind in
Banden
Tröstet sich des gütigen Grußes, bleibt er auch ihm unverstanden.

Auf des Niles weiten Wassern ist des Stromgotts Wort ver-
schollen,
Nur ein Antlitz schwimmt und schimmert, dessen Haare lockig
rollen . . .

Jetzt beleben sich die Pfade. Schiffe blähen ihre Flügel.
Kleebeladene Kamele wandern, sanftbewegte Hügel.

Frauen kommen mit dem schlanken Krüge, die gemessen
schreiten
In verhülltem, stillem Zuge, wie die Jahre, wie die Zeiten . . .

Aus der ahnungsvollen Ferne ragen Spitzen, hell besonnte,
Steigen wie beschneite Gipfel weiß am reinen Horizonte –

Joseph schaut empor zum Reiter: «Mit dir meiner Väter Frieden!
Herr, wie nennst du dort die Berge?» – «Kind, du schaust die
Pyramiden!»

Thespesius

Zwei Greise ruhten unter einer Pinie,
Stab neben Stab, an einer Quelle klarer Flut,
Wo wandernd sie begegnet sich von ungefähr.
Sie führten Zwiegespräch und sie behagten sich.
– «Man nennt mich Eukrates, und wer, mein Freund, bist du?»
– «Mich nannten Aridäus lange Jahre sie,
Seit langen Jahren bin ich nun Thespesius.»
– «Zwei Namen trugst du?» – «Beide Namen, Eukrates.
Hör an! Ein Jüngling, peitscht ich rasend das Gespann.
Die Rosse flogen. Becher, Buhlen, Würfelspiel,
Wut, Zorn, vergossen Blut – verklagend Blut!
Dem ich entfloh, die Eumeniden hinter mir.
Sie folgten meiner raschen Füße schnellstem Lauf,
Ich warf mich in den Fluß, sie sprangen jauchzend nach
Und hoben schwimmend ihrer Fackeln düstre Glut.

Ich klomm bergan – verirrt stürzt ich von einer Wand –
 Die Sinne schwanden mir. Dann lebt ich wieder – wars
 Im Traum? – und schritt auf einem weichen Wiesengrün,
 Wo Sel'ge, solche schienen sie, lustwandelten
 In still bewegten Scharen. Kränze trugen sie.
 Den einen kannt ich wohl und ward von ihm erkannt:
 Mein Blutsverwandter, welcher jüngst geschwunden war
 Aus dieser Erde Staub nach einem reinen Lauf.
 Der sprach mich an: «Ich grüße dich, Thespesius!»
 «Wozu der neue Name, wundersamer Ohm?
 Wie nennst du mich? Dein Aridäus bin ich ja!»
 Die Locken schüttelt' leis er, die ambrosischen,
 Und abermals: «Ich grüße dich, Thespesius!» –
 Jetzt wacht ich wirklich auf. Am Hange lag
 Ich blutbefleckt, von gier'gen Raben schon umschwärmt.
 Was mehr? Ich ward ein andrer. Nicht mit kleinem Kampf!
 Der Kampf ist groß! Mein neuer Name stärkte mich,
 Der makellose, der so rein und göttlich klang!
 Hab gute Fahrt!» – «Fahr wohl auch du, Thespesius!»

Der trunkene Gott

Weiße Marmorstufen steigen
 Durch der Gärten laub'ge Nacht,
 Schlanke Palmenfächer neigen
 In des Himmels blaue Pracht.
 Über Tempeln, Hainen, Grüften
 Zecht in abendweichen Lüften
 Alexanders Lieblingsschar;
 Knieend bietet ihm ein Knabe,
 Daß der Erde Herr sich labe,
 Wein in edler Schale dar.

Herrlich ists, den Wein zu schlürfen,
 Lagernd in der Götter Rat,
 Zwischen schwelgenden Entwürfen
 Und der wundergleichen Tat!
 Goldne Becher überquellen,
 Ruhmesgeister mit den hellen

Helmen tauchen aus der Flut –
 Goldne Schalen überschäumen,
 Geister, die gebunden träumen,
 Steigen auf in Zornesglut.

Kleitos neben Philipps Sohne
 Furcht die Stirne kummervoll,
 Der benarbte Mazedone
 Schlürft im Weine Gram und Groll:
 Er gedenkt der Heergenossen,
 Die die erste Phalanx schlossen
 In den Bergen kühl und fern –
 Seinen dunkeln Mut zu kränken,
 Lüstet es den schönen Schenken,
 Lagernd an dem Knie des Herrn.

Die erhabne Stirn und Braue
 Träumt den Zug ins Inderland,
 Lauschend liest den Traum das schlaue
 Kind, den Blick emporgewandt:
 «Bacchus bist du, der belaubte,
 Mit dem schwärmerischen Haupte,
 Der ins Land der Sonne zieht!
 Ohne Heer kannst du bezwingen,
 Nur den Thyrsus darfst du schwingen,
 Winke nur, und Indien kniet!»

Finster grollt der alte Streiter:
 «Durch der Wüste heißen Sand?
 Immer ferner, immer weiter?
 Nach des Indus Fabelstrand?
 Kann ein Wink dir Sieg erwerben,
 Warum bluten, warum sterben
 Wir für dich? Zu deinem Spott?
 Lebende kannst du belohnen,
 Deine toten Mazedonen,
 Wecke sie, bist du ein Gott!» –

– «Welchen dampfenden Altares
 Freust du auf der Erde dich?
 Bist du die Gewalt des Ares,
 Helmumflattert, fürchterlich?

Herr, bevor den niedern Talen
 Du dich nahtest ohne Strahlen,
 Welches war dein himmlisch Amt?
 Bist du Zeus? Bist du ein andrer?
 Bist du Helios, der Wandrer,
 Dessen Stirne sonnig flammt?»

Grimmig neigt der graue Fechter
 Sich zum Ohr des Gottes hin,
 Mit unseligem Gelächter
 Rührt er an der Schulter ihn:
 «Gast des Himmels, warum sinken
 Haupt und Schulter dir zur Linken?*

Lastet dir der Erde Raub?
 Mit den Göttern willst du zechen?
 Spotten hör ich dein Gebrechen:
 Alexander, du bist Staub!»

Eine zürnende Gebärde!
 Blitz und Sturz! Ein Gott in Wut!
 Ein Erdolchter an der Erde
 Windet sich in seinem Blut . . .
 In den Abendlüften Schauer,
 Ein verhülltes Haupt in Trauer,
 Ausgerast und ausgegrollt!
 Marmorgleich versteinte Zecher,
 Und ein herrenloser Becher,
 Der hinab die Stufen rollt.

Der Botenlauf

Blicke gen Himmel gewandt, gebreitete flehende Arme!

Murmeln und schallender Ruf kniender Mädchen und Fraun:
 «Götter, beflügelt den Boten! Entscheidung lieber als Bangnis!

Seit sich die Sonne erhob, ringen die Stadt und Tarquin.
 Siehe, die Sonne versinkt! Mitkämpfer, Kastor und Pollux,

Denkt der verlassenen Fraun, sendet den Boten geschwind!»

* Alexander war schief, seine rechte Schulter war etwas höher als die schwächere linke.

Horch! Achthuflig Geklirr bergan. Zwei befreundete Reiter!
 Schon am heiligen Quell spülen die Waffen sie rein.
 Dann, zwei gewaltige Jünglinge, stehn auf der ragenden Burg sie,
 Gegen die schauernden Fraun hat sich der eine gekehrt:
 «Freude, knospendes Mädchen! Entschlossene Römerin, Freude!
 Herrlicher Sieg ist erkämpft! Geht ihr entgegen dem Heer?»
 Einer spricht's, und der andere lauscht, zu dem Bruder gewendet.
 Jetzt in das bleichende Licht springen die Rosse empor.
 Einer der Jünglinge schwindet im Abend, es schwindet der
 andre,
 Denn wie ein liebendes Paar lassen die Brüder sich nicht.
 Über der römischen Feste gewaltigem, dunkelndem Umriß
 Hebt sich in dämmernder Nacht seliges Doppelgestirn.

Der Gesang der Parze

In der Wiege schlummert ein schönes Römerkind,
 Die graue Parze sitzt daneben und spinnt.
 Sie schweigt und spinnt. Doch ist die Mutter fort,
 So singt die Parze murmelnd ein dunkles Wort:

«Jetzt liegst du, Kindlein, noch in der Traumessruh.
 Bald, kleine Claudia, spinnest am Rocken du –
 Du wachsest rasch und entwächst den Kleidlein bald!
 Du wachsest schlank! Du wirst eine Wohlgesalt!

Die Fackel lodert und wirft einen grellen Schein,
 Sie kleiden dich mit dem Hochzeitsschleier ein!
 Die Knaben hüpfen empor am Festgelag
 Und scherzen ausgelassen zum ernstesten Tag.

Eine Herrin wandelt in ihrem eignen Raum,
 Und ihre Mägd und die Sklaven atmen kaum.
 Ihr ziemt, daß all die Hände geflügelt sind.
 Ihr ziemt, daß all die Lippen gezügelt sind.

Die blühenden Horen schwingen im Reigen sich:
 Dir ward ein Knabe, Julier, freue dich!
 Doch wann die Freude schwebt und die Flöte schallt,
 Dann» – singt die Parze– «kommt der Jammer bald.

Der Tiber flutet und überschwemmt den Strand,
 Das bleiche Fieber steigt empor ans Land,
 Der Rufer ruft und kündet von Haus zu Haus:
 › Vernehmt! Den Julier tragen sie heut hinaus! ›

Jetzt, kleine Claudia, trägst du unträglich Leid!
 In strenge Falten legst du dein Witwenkleid.
 Dein Römerknabe springt dir behend vom Schoß
 Und grüßt dich helmumflattert herab vom Roß . . .

Die Tuben blasen Schlacht und sie blasen Sieg . . .
 Da nahts. Da kommts, was empor die Stufen stieg:
 Vier Männer und die Bahre, Claudia, sinds
 Mit der bekränzten Leiche deines Kinds!

Jetzt, kleine Claudia, bist du zu Tode wund» –
 Das Kindlein lächelt. Es klirrt ein Schlüsselbund.
 Die Mutter tritt besorgt in die Kammer ein,
 Und die Parze bleicht im goldenen Morgenschein.

Der Ritt in den Tod

«Greif aus, du mein junges, mein feuriges Tier!
 Noch einmal verwachs ich zentaurisch mit dir!

Umschmettert mich, Tuben! Erhebet den Ton!
 Den Latiner besiegte des Manlius Sohn!

Voran die Trophä'n! Der latinische Speer!
 Der eroberte Helm! Die erbeutete Wehr!

Duell ist bei Strafe des Beiles verpönt . . .
 Doch er liegt, der die römische Wölfin gehöhnt!

Liktoren, erfüllet des Vaters Gebot!
 Ich besitze den Kranz und verdiene den Tod –

Bevor es sich rollend im Sande bestaubt,
 Erheb ich in ewigem Jubel das Haupt!»

Das Joch am Leman

«Die einen liegen tot mit ihren Wunden,
 Die andern treiben wir daher gebunden!
 Den Römeraar der Zwilling legion,
 Im Männerkampf, im Roßgestampf entrissen
 Der eingearnten Wölfin scharfen Bissen,
 Schwingt Divico, der Berge Sohn!»

Weit blaut die See flut. Scheltend jagen Treiber
 Am Ufer einen Haufen Menschenleiber,
 Die nackte Schmach umjauchzt Triumphgesang,
 Ein Jüngling kreist auf einem falben Pferde
 Um die zu zwein gepaarte Römerherde
 Die Krümmen des Gestads entlang.

Er schleudert auf den Aar mit stolzem Schreie,
 Er schickt den Ruf empor zur Firnenreihe
 – Die Grät und Wände blicken groß und bleich –:
 «Hebt, Ahnen, euch vom Silbersitz, zu schauen
 Die Pforte, die wir für den Räuber bauen,
 Der sich verstieg in euer Reich!

Wir bauen nicht mit Mörtel noch mit Steinen,
 Zwei Speere pflanzt! Querüber bindet einen!
 Zwei Römerköpfe drauf! Es ist getan!» –
 Das Joch umstehn verwogne Kriegsgesellen
 Mit Auerhörnern und mit Bärenfellen
 Und schauen sich das Bauwerk an.

Die Hörner dröhnen. Zu der blutgen Pforte
 Strömt her das Volk aus jedem Tal und Orte,
 Groß wundert sich am Joch die Kinderschar,
 Ein Mädeldreigen springt in heller Freude
 Um das von Schande triefende Gebäude,
 Den blühnden Veilchenkranz im Haar.

Der Manlierstirn verzogne Brauen grollen,
 Des Claudierkopfs erhitzte Augen rollen –
 Der Hirtenknabe geißelt wie ein Rind

Den Brutusenkel. Sich durchs Joch zu bücken,
Krümmt jetzt das erste Römerpaar den Rücken,
Und gellend lacht das Alpenkind.

Mit starren Zügen blickt, als ob er spotte,
Ein Felsenblock, der eigen ist dem Gotte,
Drauf hoch des Landes Priesterinnen stehn:
Ein hell Geschöpf in sonnenlichten Flechten
Und eine Drude mit geballter Rechten
Und rabenschwarzer Haare Wehn.

Die Dunkle höhnt: «Geht, Römer! Schneidet Stecken!
Mit Lumpen gürtet euch und Bettelsäcken!
Euch peitsch ein wildes Wetter durch die Schlucht!
Verflucht der Steg, darüber ihr gekommen,
Und wen ihr euch zum Führer habt genommen,
Er sei am ganzen Leib verflucht!»

Die Lichte fleht: «Du blitzest in den Lüften,
Umschwebst die Spitzen, hausest in den Klüften,
Behüte, Geist der Firn, uns lange noch!»
Die beiden singen starke Zauberlieder –
Ein Geier hangt im Blau und stößt danieder
Und setzt sich schreiend auf das Joch.

Das Geisterroß

Durch den dreigeteilten Bogen,
Des Triumphes prangend Tor,
Durch die lauten Menschenwogen
Dort zum Kapitol empor
Lenkt den Tanz der weißen Pferde
Cäsars lässige Gebärde.

Hinter des Triumphes Wagen
Duldend oder grollend gehn
Überwundne. Ketten tragen
Cäsars lebende Trophä'n.
«Dieser!» höhnt es im Gedränge,
«Dieser Trotzge!» zischt die Menge.

Unberührt vom Hohn der Stunde,
 Starren, traumgefüllten Blicks,
 Geht, ein Singen auf dem Munde,
 Ruhig Vercingetorix –
 Fremde Weise, fremde Worte,
 Mit dem Geist an fremdem Orte:

«Cäsar, blendend weiße Rosse
 Hat Hispanien dir gebracht!
 Ellid, edler Ahnen Sprosse,
 Dunkel ist er wie die Nacht –
 Deine Schimmel, deine viere,
 Tauscht ich nicht mit meinem Tiere . . .

Ellid heißt der wackre Jäger,
 Stark von Wuchs und fest im Bug,
 Welcher mich ins Römerlager
 Mit gewaltgen Sprüngen trug . . .
 Der zum Opfer ich gegeben
 Mich für meines Volkes Leben!

Dreimal flog ich um im Kreise,
 In der Faust des Schwertes Blitz,
 Noch im Lauf, nach Gallier Weise,
 Sprang ich ab vor Cäsars Sitz . . .
 Schwarzer Ellid, zu den Toten
 Send ich dich als meinen Boten!

Wie er mir ins Antlitz schnaubte,
 Stieß ich, Blick versenkt in Blick,
 Hinter seinem mächtgen Haupte
 Stracks das Schwert ihm durchs Genick . . .
 Daß mir eines Rosses Ehre
 Mangle nicht im Geisterheere.

Ellid sprengt seit langen Jahren
 Mitten in der bleichen Jagd,
 Wann daheim die Toten fahren
 Durch die Wälder, bis es tagt . . .
 Sehn sie meinen ledgen Renner,
 Wundern sich die stillen Männer . . .

Lange Jahre lag gebunden
 Ich in feuchter Kerkergruft
 –Kettenschwere, dumpfe Stunden –
 Endlich wieder Tag und Luft –
 Ellid, schwarzer Ellid, spute
 Dich! Du witterst, wo ich blute!

Heute endlich! Endlich heute!
 Wann der Kahle schwelgt am Mahl,
 Würgt er seine Siegesbeute.
 Mit dem letzten müden Strahl,
 Wann die Sonne niedergleitet,
 Wird mir Block und Beil bereitet.

Henker, nimm das Beil zu Händen!
 Nicht das Beil? . . . So nimm den Strang!
 Droßle mich! Nur enden, enden!
 Letzte Schmach! Sie währt nicht lang . . .
 Ellids kurzes Hufgestampfe
 Dröhnt in meinem Todeskampfe!

Sterbend pack ich Ellids Haare,
 Ein Befreiter, spring ich auf,
 Fahre, schwarzer Ellid, fahre!
 Nach der Heimat nimm den Lauf!
 Wogen tosen! Rhodans Stimme!
 In den Strom, mein Tier, und schwimme!»

Cäsars Schimmel blähn die Nüstern.
 «Ave Triumphator!» schallt.
 Des Gebundnen Lippen flüstern:
 «In der Heimat bin ich bald!
 Ellid mit gestrecktem Jagen
 Wird mich nach der Heimat tragen!»

Das verlorene Schwert

Der Gallier letzte Burg und Stadt erlag
 Nach einem letzten durchgekämpften Tag,
 Und Julius Cäsar tritt in ihren Hain,
 In ihren stillen Göttertempel ein.

Die Weihgeschenke sieht gehäuft er dort,
 Von Gold und Silber manchen lichten Hort
 Und edeln Raub. Doch über Hort und Schatz
 Hangt ein erbeutet Schwert am Ehrenplatz.
 Es ist die Römerklinge kurz und schlicht –
 Des Juliers scharfer Blick verläßt sie nicht,
 Er haftet auf der Waffe wie gebannt,
 Sie deucht dem Sieger wunderbar bekannt!
 Mit einem Lächeln deutet er empor:
 «Ein armer Fechter, der sein Schwert verlor!»
 Da ruft ein junger Gallier aufgebracht:
 «Du selbst verlorests im Gedräng der Schlacht!»
 Mit zorniger Faust ergreifts ein Legionar –
 «Nein, tapfrer Strabo, laß es des dem Altar!
 Verloren gings in steilem Siegeslauf
 Und heißem Ringen. Götter hobens auf.»

Das Heiligtum

Waldnacht. Urmächtge Eichen, unter die
 Des Blitzes greller Strahl geleuchtet nie!
 Dämmernde Wölbung, Ast in Ast verwebt,
 Von keines Vogels Lustgeschrei belebt!
 Ein brütend Schweigen, nie vom Sturm gestört,
 Ein heilig Dunkel, das dem Gott gehört,
 Darin, umblinkt von Schädel und Gebein,
 Sich ungewiß erhebt ein Opferstein . . .
 Es rauscht. Es raschelt. Schritte durch den Wald!
 Das kurze römische Kommando schallt.
 Geleucht von Helmen! Eine Kriegerschar!
 Vorauf ein Gallier und ein Legionar:
 «Die Stämme können dienen. Beil in Schwung!
 Cäsar braucht Widder zur Belagerung*!»
 Erbleichend spricht der Gallier ein Gebet,
 Den Römer selbst ergreift die Majestät
 Des Orts, doch hebt gehorchend er die Axt –
 Der Gallier flüstert: «Weißt du, was du wagst?

* Von Massilia

Die Stämme – diese Riesen – sind gefeilt,
 Hier wohnt ein mächtger Gott seit alter Zeit,
 In dessen Nähe nur der Priester tritt,
 Ein totenblasses Opfer schleppt er mit.
 Versehrtest nur ein Blatt du freventlich,
 Stracks kehrte sich die Waffe wider dich . . .!»
 Die heiligen Eichen drohen Baum an Baum,
 Die Römer lauschen bang und atmen kaum,
 Schwer, schwerer wird der Hand des Beiles Wucht,
 Und ihr entsinkts. Sie stürzen auf die Flucht.
 «Steht!» und sie stehn. Denn es ist Cäsars Ruf,
 Der ihre Seelen sich zu Willen schuf!
 Er ist bei seiner Schar. Er deutet hin
 Auf eine Eiche. Sie umschlingen ihn,
 Sie decken ihn wie im Gedräng der Schlacht,
 Sie flehn. Er ringt. Er hat sich losgemacht,
 Er schreitet vor. Sie folgen. Er ergreift
 Ein Beil, hebts, führt den Schlag, der saust und pfeift . . .
 Sank er verwundet von dem frevlen Beil?
 Er lächelt: «Schauet, Kinder, ich bin heil!»
 Erstaunen! Jubel! Hohngelächter! Spott!
 Soldatenwitz: «Verendet hat der Gott!»
 Die Rinde fliegt! Des Stammes Stärke kracht!
 Vom Laub zu dunklerm Laube flieht die Nacht.
 Die Beile tun ihr Werk. Die Wölbung bricht,
 Und Riesentrümmer überströmt das Licht.

Die wunderbare Rede

Auf der Appierstraße zieht ein Heer
 Schnellen Schrittes, weit umwölkt von Staub.
 Weiß am Horizont das Häusermeer –
 «Rom ist morgen euer!» zeigt Sever.
 «Flieget, Adler! Stoßt auf euren Raub!»

Morgen? Rom sorgt sich um morgen nicht.
 «Die Gladiatoren spielen heut!»
 Weiber schmücken sich. Orestes ficht!
 Manch unheimlich brennend Augenlicht
 Blitzt im Spiegel, den die Sklavin beut.

Sänften hasten zum Theater schon,
 Von Gewitterwolken überjagt,
 Schwüle Blicke, die wie Fackeln lohn!
 Ungeduldig finstre Brauen drohn:
 «Eilet, Sklaven!» Spiel ist angesagt!

Über Dach und Zinne ragt empor
 Himmelhoch ein riesenstarker Bau,
 Der ein Volk empfängt durch manches Tor.
 Hinter seinem Mauerkranz hervor
 Steigt es schwarz und schwärzer auf im Blau.

Drinnen drängen sie sich Sitz an Sitz,
 Jede Stufe strotzt und wogt und schwillt.
 Auf der Bühne züngeln hell und spitz
 Kurze Schwerter. Schimmernd flirrt ein Blitz,
 Und ein erster Sprudel Blutes quillt.

Starren Blickes, blaß vor Leidenschaft,
 Lauert vorgeneigt die Römerin
 Auf die Sterbewunde – eine gafft
 Lüstern, eine sinnt dämonenhaft,
 Eine lauscht mit hartem Mördersinn.

An der rasch gedrehten Klingen Spiel
 Haften Seelen gierig, ohne Zahl –
 Traf der Stoß? Er saß. Ein Fechter fiel,
 Wälzt sich um im Sand und ist am Ziel
 Nach der kurz empfundenen Sterbequal.

Mark und Herz erschütternd gellt ein Schrei!
 Dort auf dem Balkon ein Weib im Traum:
 Um die Schultern wehn die Haare frei,
 Und als ob sie die Sibylle sei,
 Ruft sie ehern durch den vollen Raum:

«Wehe morgen! Fechter, du bist tot!
 Gute Fahrt! Dir tun sie nichts zuleid!
 Morgen wehe! Horch! Die Tuba droht!
 Eine weite Flamme weht und loht!
 Wehe! Sie zerreißen mir das Kleid!»

In das Morgen blickt sie voller Graun,
 Schauernd wie vor Blutes tiefem Strom,
 Denn ihr Auge kann das Künftge schau'n –
 Es ist keine von den irdschen Fraun!
 Es ist Rom! Es ist die Göttin Rom!

Vor dem Volk auf hoher Stufe ragt
 Rom die Herrin in versteintem Schmerz,
 Rom, vor welcher einst die Welt gezagt,
 Jetzt die wunde, die geschlagne Magd!
 Leid und Mitleid füllen jedes Herz.

Durch die Menge geht ein Flüstern leis,
 Eine Rede schwirrt und irrt und rauscht,
 Flutet höher, höher stufenweis,
 Braust wie Meeresbrandung, füllt den Kreis,
 Jeder spricht sie mit und jeder lauscht:

«Schande! Brandmal! Striemen! Sklavenjoch!
 Wehe! Sie zerreißen dir das Kleid!
 Ach wie lange noch, wie lange noch?
 Stürbest, Göttin Roma, stürbst du doch!
 Aber du bist voll Unsterblichkeit!»

In einer Sturmnacht

Es fährt der Wind gewaltig durch die Nacht,
 In seine gellen Pfeifen bläst der Föhn.
 Prophetisch kämpft am Himmel eine Schlacht
 Und überschreit ein wimmernd Sterbgestöhn.

Was jetzt dämonenhaft in Lüften zieht,
 Eh das Jahrhundert schließt, erfüllt die Zeit –
 In Sturmespausen klingt das Friedelied
 Aus einer fernen, fernen Seligkeit.

Die Ampel, die in leichten Ketten hangt,
 Hellt meiner Kammer weite Dämmerung.
 Und wann die Decke bebt, die Diele bangt,
 Bewegt sie leise sich in sachtem Schwung.

Mir redet diese Flamme wunderbar
 Von einer windbewegten Ampel Licht,
 Die einst geglommen für ein nächtlich Paar,
 Ein greises und ein göttlich Angesicht.

Es sprach der Friedestifter, den du weißt,
 In einer solchen wilden Nacht wie heut:
 «Hörst, Nikodeme, du den Schöpfer Geist,
 Der mächtig weht und seine Welt erneut?»

Alle

Es sprach der Geist: Sieh auf! Es war im Traume.
 Ich hob den Blick. In lichtem Wolkenraume
 Sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen
 Und ahnungsvolle Liebesworte sprechen.
 Weit über ihre Häupter lud die Erde
 Er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Ein Linnen schweben
 Sah ich und vielen schon das Mahl gegeben,
 Da breiteten sich unter tausend Händen
 Die Tische, doch verdämmerten die Enden
 In grauen Nebel, drin auf bleichen Stufen
 Kummergestalten saßen ungerufen.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umblaute
 Ein unermeßlich Mahl, soweit ich schaute,
 Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
 Da streckte keine Schale sich vergebens,
 Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
 Kein Platz war leer, und keiner durfte darben.

VII. FRECH UND FROMM

Friede auf Erden

Da die Hirten ihre Herde
Ließen und des Engels Worte
Trugen durch die niedre Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternenraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:
«Friede, Friede auf der Erde!»

Seit die Engel so geraten,
O wie viele blutge Taten
Hat der Streit auf wildem Pferde,
Der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heiligen Nacht
Sang der Chor der Geister zagend,
Dringlich flehend, leis verklagend:
«Friede, Friede . . . auf der Erde!»

Doch es ist ein ewger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heiligen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!

König Etzels Schwert

Der Kaiser spricht zu Ritter Hug:
«Du hast für mich dein Schwert verspellt.
Des Eisens ist bei mir genug,
Geh, wähl dir eins, das dir gefällt!»

Hug schreitet durch den Waffensaal,
Wo stets der graue Schaffner sitzt.
«Der Kaiser gibt mir freie Wahl
Aus allem, was da hangt und blitzt!»

Er prüft und wägt. Von ihrem Ort
Langt er die Schwerter mannigfalt –
«Sprich, wessen ist das große dort,
Gewaltig, heidnisch, ungestalt?»

«Des Würgers Etzel!» flüstert scheu
Der Graue, der es hält in Hut.
«Des Hunnenkönigs! Meiner Treu,
So lechzt und dürestet es nach Blut!»

«Laß ruhn. Es hat genug gewürgt!
Die tote Wut erwecke nicht!»
«Gib her! Dem ist der Sieg verbürgt,
Der mit dem Schwert des Hunnen ficht!»

Und wieder sprengt er in den Kampf.
«Du hast dich lange nicht geletzt,
Schwert Etzels, an des Blutes Dampf!
Drum freue dich und trinke jetzt!»

Er schwingt es weit, er mäht und mäht,
Und Etzels Schwert, es schwelgt und trinkt,
Bis müd die Sonne niedergeht
Und hinter rote Wolken sinkt.

Als längst er schon im Mondlicht braust,
Wird ihm der Arm vom Schlagen matt.
Er frägt das Schwert in seiner Faust:
«Schwert Etzels, bist noch nicht du satt?

Laß ab! Heut ist genug getan!»
Doch weh, es weiß von keiner Rast,
Es hebt ein neues Morden an
Und trifft und frißt, was es erfaßt.

«Laß ab!» Es zuckt in grauser Lust,
Der Ritter stürzt mit seinem Pferd
Und jubelnd sticht ihn durch die Brust
Des Hunnen unersättlich Schwert.

Galaswinte

Im Saale jubelt Hochzeit –
Die Arme vor dem Busen
Kreuzt Fredegund in Demut,
Des Königs list'ge Buhlin:
«Ich bin die Magd und leuchte
Dem Bräutchen auf die Kammer!»
Die Alabasterampel
Mit römischen Skulpturen,
Die schwebend einst geschimmert
In stillem Grabesdunkel,
Trägt Fredegund in Demut
Und hellt die Hochzeitskammer,
Sie setzt die Ampel nieder
Und geht und lächelt tückisch.
Die zarte Galaswinte
Blickt in die wehnde Flamme,
Die Flamme loht und flackert,
Die Ampel springt in Scherben,
Die Fürstin weint im Dunkel:

«Die mich gebracht aus Spanien,
Dein Kind dem Frankenkönig,
Jetzt drehst du auf dem Rosse
Im Schein der Wanderfackel
Noch einmal dich und breitest
Nach mir die Arme, Mutter!»

Bettlerballade

Prinz Bertarit bewirtet Veronas Bettlerschaft
Mit Weizenbrot und Kuchen und edlem Traubensaft.
Gebeten ist ein jeder, der sich mit Lumpen deckt.
Der, heischend auf den Brücken der Etsch, die Rechte reckt.

Auf edlen Marmorsesseln im Saale thronen sie,
Durch Riß und Löcher gucken Ellbogen, Zeh und Knie.
Nicht nach Geburt und Würden, sie sitzen grell gemischt,
Jetzt werden noch die Hasen und Hühner aufgetischt.

Der tastet nach dem Becher. Er durstet und ist blind.
Den Krüppel ohne Arme bedient ein frommes Kind.
Ein reizend stumpfes Näschen geckt unter struppigem Schopf,
Mit wildem Mosesbarte prahlt ein Charakterkopf.

Die Herzen sind gesättigt. Beginne, Musica!
Ein Dudelsack, ein Hackbrett und Geig und Harf ist da.
Der Prinz, noch schier ein Knabe, wie Gottes Engel schön,
Erhebt den vollen Becher und singt durch das Getön:

«Mit frisch gepflückten Rosen bekrön ich mir das Haupt,
Des Reiches ehrne Krone hat mir der Ohm geraubt.
Er ließ mir Tag und Sonne! Mein übrig Gut ist klein!
So will ich mit den Armen als Armer fröhlich sein!»

Ein Bettler stürzt ins Zimmer. «Grumell, wo kommst du her?»
Der Schreckensbleiche stammelt: «Ich lauscht' von ungefähr,
Gebettet an der Hofburg . . . Dein Ohm schickt Mörder aus,
Nimm meinen braunen Mantel!» Erzschrift umdröhnt das Haus

«Drück in die Stirn den Hut dir! Er schattet tief! Geschwind!
Da hast du meinen Stecken! Entspring, geliebtes Kind!»
Die Mörder nahen klirrend. Ein Bettler schleicht davon.
– «Wer bist du? Zeig das Antlitz!» Gehobne Dolche drohn.

– «Laß ihn! Es ist Grumello! Ich kenn das Loch im Hut!
Ich kenn den Riß im Ärmel! Wir opfern edler Blut!»
Sie spähen durch die Hallen und suchen Bertarit,
Der unter dunkelm Mantel dem dunkeln Tod entflieht.

Er fuhr in fremde Länder und ward darob zum Mann.
Er kehrte heim gepanzert. Den Ohm erschlug er dann.
Verona nahm er stürmend in rotem Feuerschein.
Am Abend lud der König Veronas Bettler ein.

Die Söhne Haruns

Harun sprach zu seinen Kindern Assur, Assad, Scheherban:
«Söhne, werdet ihr vollenden, was ich kühnen Muts begann?
Seit ich Bagdads Thron bestiegen, bin von Feinden ich umgeben!
Wie befestigt ihr die Herrschaft? Wie verteidigt ihr mein Leben?»

Assur ruft, der feurig schlanke: «Schleunig werb ich dir ein Heer,
Zimmre Masten, webe Segel! Ich bevölkre dir das Meer!
Rosse schul ich. Säbel schmied ich. Ich erbaue dir Kastelle.
Dir gehören Stadt und Wüste! Dir gehorchen Strand und Welle!»

Assad mit der schlaun Miene sinnt und äußert sich bedächtig:
«Sicher schaff ich deinen Schlummer, Sorgen machen übernünftig.
Daß du dich des Lebens freuest, bleibe, Vater, meine Sache!
Über jedem deiner Schritte halten hundert Augen Wache!

Wirte, Kuppler und Barbieri, jedem setz ich einen Sold,
Daß sie alle mir berichten, wer dich liebt und wer dir grollt.»
Harun lächelt. Zu dem Jüngsten, seinem Liebling, sagt er: «Ruhst
du?
Wie beschämst du deine Brüder? Zarter Scheherban, was tust
du?»

«Vater», redet jetzt der Jüngste, keusch errötend, «es ist gut,
Daß ein Tropfen rinne nieder warm ins Volk aus deinem Blut!
Über ungezählte Lose bist allmächtig du auf Erden,
Das ist Raub an deinen Brüdern – und du wirst gerichtet werden!

Dein erhabenen Los zu sühnen, das sich türmt den Blitzen zu,
Laß mich in des Lebens dunkle Tiefe niedertauchen du!
Such mich nicht! Ich ging verloren! Sende weder Kleid noch
Spende!
Wie der Ärmste will ich leben von der Arbeit meiner Hände!

Mit dem Hammer, mit der Kelle laß mich, Herr, ein Maurer
sein!
Selber maur ich mich in deines Glückes Grund und Boden ein!
Jedem Hause wird ein Zauber, daß es unzerstörlich dauert,
Etwas Liebes und Lebendiges in den Grundstein eingemauert!

Hörest du die Straße rauschen unter deinem Marmorschloß?
Morgen bin ich dieser Menge namenloser Tischgenoß –
Blickst du nieder auf die vielen Unbekannten, die dir dienen,
Einer segnet dich vom Morgen bis zum Abend unter ihnen!»

Der Berg der Seligkeiten

Ein Bergesrücken stillbesonnt,
Allum der duftge Horizont –
Hier saß der Christ und rings im Kreis
Die Galiläer, stufenweis
Gelagert auf den steilen Triften –
Der Meister lobt' der Lilie Kleid,
Hieß göttlich Werk das Friedestiften
Und rühmte die Barmherzigkeit.
Er ließ die Segensschwinge breiten
All seines Reiches Seligkeiten.
Dann ist er sacht hinabgegangen . . .
Und hat am Kreuzesstamm gehangen.

Am Berg der Seligkeiten irrten
Der Hirtin Stapfen und des Hirten.
Wie Wolken still, wie Stürme brausend,
Zog dran vorüber ein Jahrtausend.

Die Lilie blieb des Lobes froh,
 Sie kleide sich wie Salomo,
 Die Luft, drin nie das Erz erscholl,
 Ist noch von Friedeworten voll.

Drommetenstoß! Jach klimmt empor
 Ein Heer, das Schlacht und Raum verlor.
 Kreuzritter sinds, von Saladin
 Versprengt, die wild zur Höhe fliehn!
 Heiß unter ihren Schritten her
 Entflammt den dürren Rasen er,
 In schwarzen Wolken wallt der Qualm.
 Schlachtrosse schnauben auf der Alm.
 Scharf pfeifen Sarazenenpfeile
 Durch dieses Fluchtgedränges Eile.
 Fort! Ein verfärbter Purpur weht,
 Ein junger König wankt entkräftet,
 Doch dieses Reiches Majestät
 Ist König Christ, ans Kreuz geheftet,
 Drum tragen sie das Kreuz voran,
 Der Welterbarmer schwebte dran,
 Das bittre Kreuz, davon herab
 Er seines Mordes Schuld vergab.
 Sie wuschens dann mit roten Bächen,
 Um des Erbarmers Tod zu rächen . . .
 Das Wüten, Morden, Bluten, Streiten
 Ersteigt den Berg der Seligkeiten.
 Erklommen ist der Gipfel jetzt,
 Und hinter ihm erbraust das Meer.
 Der Kurdenschleuder ausgesetzt,
 Steht auf dem Kulm das Christenheer.

Drommetenstoß! «Der Heiland lebt!
 Christus regiert!» Der Berg erbebt.
 «Hilf, König, der gekreuzigt wurde!» –
 «Zielt auf das Kreuz!» befiehlt der Kurde.
 «Wie blöde Falter um die Flamme,
 So flattern sie am Kreuzesstamme!»
 Es saust. Steilnieder zu der Bucht
 Stürzt Roß und Reiter in die Schlucht.

Das Kreuz, mit Glut und brünstger Hast
 Umfängt ein Mönch und hält's umfaßt:
 «Hörst, König, du der Heiden Spott?
 Vernichte sie, verhöhnter Gott!
 In heller Rüstung komm gefahren
 Mit deines Vaters Engelscharen!
 Lebst du, regierst du, Christe, nicht?»
 Kein Engelschwert erblitzt im Licht.
 Die Luft verfinstert Pfeilgesaus –
 «Komm!» schreit der Mönch und atmet aus.

Des Himmels innigtiefer Schein
 Umfließt ein menschenleer Gestein.
 Vom Schwert erkämpft, vom Schwert zerstört,
 Dies Reich hat nicht dem Christ gehört.

Die Gaukler

Am Strande des Gelobten Lands
 In glühem Stich des Sonnenbrands
 Kämpft Ludowig der Fromme;
 Er trägt in sich des Todes Keim,
 Ihm ahnt es, daß er nimmer heim
 Ins schöne Frankreich komme.

Scheu lauscht in Zelt's Dämmerchein
 Ein junger Edelknecht herein
 Und hinter ihm die andern:
 «Herr König, es sind Gaukler da,
 Drei Brüder aus Armenia,
 Die nach dem Grabe wandern.

Es heißt, sie spielen wunderschön!
 Erlaubt ein frisches Horngetön
 Uns allen anzuhören!»
 Der König seufzt: «Betrug der Welt!
 Bringt mir die Gaukler in das Zelt,
 Daß sie euch nicht betören!»

Jetzt heben an den Mund die drei
Das Horn und spielen frank und frei,
Als ging es aus zum Jagen.
Dann wie ein Quell im Walde quillt,
So rieselt sanft und wächst und schwillt
Ein Jubeln und ein Klagen.

Gemach vertönt der Hörner Schall,
Laut ruft Renaud von Reineval:
«Du Herzenstrost der Minne!
Lucinden, die sich um mich kränkt,
In Treuen ihres Pilgers denkt,
Sah ich auf stiller Zinne!»

«Ich schaute», fällt Jung Walter ein,
«In meinem Teich den Widerschein
Von Eichen kühl und düster,
Ich sah mein Boot, der Ruder bar,
Das halb ans Land gezogen war,
Umneigt von Schilfgeflüster!»

Ein jeder hat im Horneslaut
Sein Herz belauscht, sein Lieb geschaut,
Sein Minnen und sein Sehnen.
– «Herr König, sagt, was sinnet Ihr?
Was sehnst Ihr? Was minnet Ihr?
Was rinnen Euch die Tränen?»

Herr Ludwig flüstert: «Sel'ger Traum!
Mich hoben durch den Himmelsraum
Angelische Gestalten.
,Getreuer Knecht, willkommen!' erscholl
Ein Ruf – ich konnte wonnevoll
Die Tränen nicht verhalten.»

Thibaut von Champagne

«Heim bin ich aus dem Morgenland an Seel und Leib gesund,
Mich dürstet' in der Wüste Sand nach Euerm frischen Mund.
Ihr bliebet mir ein treues Weib, da steht mein Glaube fest,
Drum bring ich Euch das Schönste mit, was sich bescheren läßt!»

Die Gräfin wandelt auf und ab in einem sachten Schritt.
 Sie las den Brief und las den Brief. «Was bringt der Graf mir
 mit?

Ists wohl ein Span vom echten Kreuz? Den küßt ich voller
 Scheu!

Ists in den Zwinger ein Getier? Ein Pardel oder Leu?

Ists dünnen Schleiers Spinneweb, das Werk der Feienhand?
 Ein Perserteppich, wie der Fuß noch keinen weichern fand?
 Ist denn ein lichter Edelstein? Ist ein Geschirr von Gold,
 Daraus sich feiner Rauch empor in blauen Wölklein rollt?»

Der Türmer ruft. Das Tor erfüllt der freudge Pilgerzug:
 Barhaupt der Graf in seinem Helm wohl hundert Rosen trug,
 Auf manchem Wagen schwankte dann manch tönernes Geschirr,
 Darüber blüht ein Rosenhain in würzigem Gewirr.

Der Gräfin Näschen sog den Duft, das Mündchen zeigt' Verdruß,
 Dann lächelts zu dem leichten Hort und bietet sich dem Kuß –
 «Wie selig bin ich, liebe Frau, daß Euch der Flor gefällt!
 Die Rosen von Damaskus sind die vollsten auf der Welt!

In hundert Kübeln schleppten wir den Rosenwald an Bord,
 Er wär mir in der Sonnenglut verdorben und verdorrt,
 Neun Tage stürzte Regenguß, der schier das Schiff versenkt –
 Ich dachte nur, ich lachte nur: wie *der* die Rosen tränkt!

Entpanzert, Knappen, mir die Brust, noch bin ich erzumschient!
 Ich habe meinen Himmel hier und einen dort verdient!
 Mit Rosen will ich drum zu Tisch, mit Rosen schlummern gehn,
 Mit Rosen steigen in die Gruft, mit Rosen auferstehn!»

Der Pilger und die Sarazenin

Jüngst am Libanon in einem Kloster,
 Drin ich eine kurze Reiserast hielt,
 Langsam durch die kühlen Hallen wandelnd,
 Blieb ich stehn vor einem alten Bilde,
 Wohlbewahrt in eigener Kapelle.

Es berührte mich mit leisem Zauber
 Trotz der byzantinischen Gestalten,
 Denn darüber lag ein Glanz der Liebe:
 Durch das Tor des Paradieses schritten
 Eine Sarazenin und ein Pilger,
 Hand in Hand versenkt und Blick in Blick auch.
 «Was bedeutet dieses süße Märchen?»
 Frug ich Anaklet, den Klosterbruder,
 Der mich schleichend überall begleitet.
 Mit gesenkten Augen gab er Antwort:
 «Guter Herr, kein süßes Märchen ist es,
 Sondern eine tröstliche Legende,
 Auf ein altes Pergament verzeichnet
 Zur Erbauung aller gläubigen Christen.
 Dieser Pilger ist ein heiliger Märtyrer,
 Eine Märtyrin ist die Sarazenin,
 Er verschied, gesteinigt und gepeinigt,
 Sie verblich, umarmend eine Schwelle!»

Märchenlustig bin ich wie Scheherban,
 Wie die plaudernde Scheherezade!
 Und ich bat den Mönch: «Erzähle, Vater,
 Deinem Sohn die tröstliche Legende.»
 Bruder Anaklet willfahrte, sprechend:

«Einst, vor ungezählten vielen Jahren
 – Also stehts im Pergament verzeichnet,
 Das ich gründlich lernte schon als Knabe –
 Zogen Pilger nach dem Grab vorüber
 Ohne Rast und ohne Trunk und Speise
 Scheuen Fußes an der Stadt Damaskus,
 Denn verhaßt ist Christus in Damaskus!
 Vor der Stadt Damaskus rauscht ein Brunnen,
 Wo ein Löwenkopf aus seines Maules
 Tiefherabgezogenen Winkeln sprudelt
 Ein begehrtes, köstlich kühles Wasser.
 Dort am Brunnen stand die Sarazenin.

Schleierlos, die jungen warmen Augen
 Fünfzehnjährig oder sechzehnjährig,
 Stand am Brunnen eine Sarazenin,
 Die den schlanken Krug gelassen füllte.

Alle Pilger zogen ihr vorüber,
 Mit gesenktem Haupte niederblickend,
 Denn die Moslemweiber treiben Künste.
 (Aber überwunden hat sie Christus!)

Nur ein zarter Jüngling, fast ein Knabe
 Noch, entwich der Pilgerreihe durstig,
 Nahte sich der jungen Sarazenin
 Flehend, forderte von ihr zu trinken.
 Langsam senkte sie den Krug. Er schlürfte.
 Langsam hob den Krug zu Haupt sie wieder,
 Heimwärts wandelnd. Vor des Tores Wölbung
 Wandte sie das Haupt mitsamt dem Kruge,
 Schritte fühlend hinter ihren Sohlen:
 ‹Pilger, hüte dich vor diesem Tore!
 Denn es würde dir zum Tor des Todes!
 Meine dunkeln Augen sind verderblich,
 Und verhaßt ist Christus in Damaskus!›

Und sie wandelt durch des Tores Wölbung,
 Und sie wandelt durch die dunkeln Gassen,
 Schritte fühlend hinter ihren Sohlen.
 Ihre Türe öffnet sie und schließt sie,
 Und empor zum innern Söller steigend,
 Sieht sie mit den Sinnen ihres Geistes
 Einen Pilger liegen auf der Schwelle,
 Auf der Schwelle vor des Hauses Pforte.

In der ersten Morgenhelle stand sie
 Vor dem Pilger, heftig ihn zu schelten:
 ‹Pilger, hebe dich von dieser Schwelle,
 Die zur Schwelle würde dir des Todes!
 Will nicht schuldig sein an deinem Tode!
 Meine dunkeln Augen sind verderblich!
 Alle schlügen heute dich mit Stäben,
 Alle würfen heute dich mit Steinen,
 Und du lägest tot in deinem Blute!
 Denn verhaßt ist Christus in Damaskus!
 Weiche, Pilger! Heb dich, lästger Bettler!

Fremdling! Abergläubscher! Götzendiener!
 Diesen Lippen einen Kuß! Entweiche! ›
 Doch er weigerte sich mit dem Haupte,
 Zornig wich von ihm die Sarazenin.

In der letzten Abendhelle stand sie
 Vor dem Pilger, dem das Blut aus vielen
 Wunden strömte, heftig ihn zu schelten:
 ›Weiche, Pilger! Heb dich, lästger Bettler!
 Fremdling! Abergläubscher! Götzendiener!
 Meine dunkeln Augen sind verderblich,
 Und verhaßt ist Christus in Damaskus!
 Will nicht schuldig sein an deinem Tode!
 Waschen will ich deine roten Striemen,
 Küssen will ich deine blutgen Wunden,
 Leugnest du den bleichen Mann am Holze! ›
 Doch er weigerte sich mit dem Haupte,
 Weinend wich von ihm die Sarazenin,
 Und empor zum innern Söller steigend,
 Hört sie mit den Sinnen ihres Geistes
 Leise stöhnen einen Todeswunden
 Auf der Schwelle vor des Hauses Pforte.
 Ferne blieb der Schlummer ihren Lidern,
 Endlich kam der Schlummer und ein Traum kam.

Rings empor an eines Gipfels Abhang
 Klommen unter heiligen Gesängen
 Pilger auf zum Tor des Paradieses.
 Einer klomm voran, ein junger Märtrer,
 Den die andern grüßten ehrerbietig.
 In des Tores Wölbung stand der Heiland:
 ›Tritt herein! Du hast für mich geblutet! ›
 Doch der Pilger weigerte sich standhaft:
 ›Heiland, laß mich liegen auf der Schwelle,
 Bis sie kommt, die stündlich ich erwarte!
 Hand in Hand versenkt und Blick in Blick auch,
 Tritt sie, mir gesellt, in deine Freude,
 Keine Sarazenin, eine Christin. ›

Solches träumend, stürzten ihr die Tränen
 So gewaltig, daß sie drob erwachte.

Jährlings springt sie auf von ihrem Lager,
 Fliegt hinab des Hauses hundert Stufen:
 Leer und blutbegossen lag die Schwelle
 In des ungeborenen Tages Frühlicht.
 Auf die harte Schwelle kniet sie nieder,
 Badet sie mit unerschöpften Tränen,
 Drängt den warmen Busen ihr entgegen,
 Preßt sie fest, als klopft' ein Herz im Steine.
 Keines klopft, doch ihres zum Zerspringen.

Als die Füße derer wiederkehrten,
 Die den Toten vor das Tor getragen,
 Eilten sie der Schwelle scheu vorüber.
 Auf der Schwelle sahn sie eine Tote,
 Auf der Schwelle lag die Sarazenin.
 Keine Sarazenin, eine Christin! »
 Endet' Bruder Anaklet erbaulich.

Am Himmelstor

Mir träumt', ich komm ans Himmelstor
 Und finde dich, die Süße!
 Du saßest bei dem Quell davor
 Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Rast
 Den blendend weißen Schimmer,
 Begannst mit wunderlicher Hast
 Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: «Was badest du dich hier
 Mit tränennassen Wangen?»
 Du sprachst: «Weil ich im Staub mit dir,
 So tief im Staub gegangen.»

Mit zwei Worten

Am Gestade Palästinas, auf und nieder, Tag um Tag,
«London?» frug die Sarazenin, wo ein Schiff vor Anker lag.
«London!» bat sie lang vergebens, nimmer müde, nimmer zag,
Bis zuletzt an Bord sie brachte eines Bootes Ruderschlag.

Sie betrat das Deck des Seglers, und ihr wurde nicht gewehrt.
Meer und Himmel. «London?» frug sie, von der Heimat
abgekehrt,
Suchte, blickte, durch des Schiffers ausgestreckte Hand belehrt,
Nach den Küsten, wo die Sonne sich in Abendglut verzehrt . . .

«Gilbert?» fragt die Sarazenin im Gedräng der großen Stadt,
Und die Menge lacht und spottet, bis sie dann Erbarmen hat.
«Tausend Gilbert gibts in London!» Doch sie sucht und wird
nicht matt.
«Labe dich mit Trank und Speise!» Doch sie wird von Tränen
satt.

«Gilbert!» – «Nichts als Gilbert? Weißt du keine andern Worte?
Nein?»

«Gilbert!» – «Hört, das wird der weiland Pilger Gilbert Becket
sein –

Den gebräunt in Sklavenketten glüher Wüste Sonnenschein –
Dem die Bande löste heimlich eines Emirs Töchterlein –»

«Pilgrim Gilbert Becket!» dröhnt es, braust es längs der Themse
Strand.

Sieh, da kommt er ihr entgegen, von des Volkes Mund genannt,
Über seine Schwelle führt er, die das Ziel der Reise fand.
Liebe wandert mit zwei Worten gläubig über Meer und Land.

Das kaiserliche Schreiben

Petrus, schreib – zu seinem Kanzler
sprachs der gramverstörte Staufen –
Satteln sollen meine Boten,
hundert Rosse sollen laufen!

Meinen Eignen, meinen Städtern,
 meinen Pfaffen und Baronen!
 Dem Geringsten wie dem Höchsten!
 Allen, die das Reich bewohnen!
 Klage! Klage! Totenklage!
 Meinen Sohn hab ich verloren ...
 Heinrich mit den finstern Locken ...
 Den Konstanze mir geboren* ...
 Der das Reich verriet ... dem eignen
 Vater brach das Lehnsversprechen ...
 Den ich beugen, beugen mußte,
 dessen Trotz ich mußte brechen ...
 Lange brütet' er im Kerker –
 endlich hat er mich gerufen –
 Da ich kam, flog er vorüber,
 flog empor die Wendelstufen –
 Wieder wars, als ob, verzweifelnd,
 er vom höchsten Söller rief –
 Da! Der Knabe springt vor meinen
 Augen in die Todestiefe!
 Jammeranblick ohnegleichen!
 Kommt, daß wir zusammen klagen!
 Helft mir meine schlimmen Träume,
 meine Nachtgedanken tragen! –
 Könnt ich ihn erwecken, nimmer
 würd ich aus dem Arm ihn lassen!
 Saget, ist es nicht entsetzlich,
 daß mein Kind mich mußte hassen? ...
 Petrus, zeig mir, was du schreibest!
 Willst du mir den Mund verhalten?
 Über meine Qualen wirfst du
 würdevolle Purpurfalten?
 Meines Knaben Schrei erstickst du?
 Meine Tränen sind verboten?
 Kanzler Petrus, schreibe Wahrheit
 über mich und meinen Toten!
 Reden will ich zu den Vätern:
 Sagt mir, würdet ihr nicht einen

* Dieser König Heinrich ist der Sohn des genialen Kaisers Friedrich II., gegen den er sich empörte. Er starb im Kerker, und man sprach von Selbstmord.

Knaben, der euch Not und dunkeln
Kummer brachte, doch beweinen?
Den ihr in der Wiege küßtet
– ob er auch ein Arger wäre –
Wenn er ginge zu den Schatten,
weigertet ihr ihm die Zähre?
Prüfet eure Herzen, Väter!
Was wir von den Kindern dulden,
Ist es nicht gerechte Sühne,
nicht das eigene Verschulden? . . .
Petrus, du erschrickst? So ende!
Ende mit dem kurzgefaßten
Reichsbefehl: Wir ordnen Trauer
an für diesen Frühverblaßten.

Kaiser Friedrich der Zweite

In den Armen seines Jüngsten
Phantasiert der sieche Kaiser,
An dem treuen Herzen Manfreds
Kämpft er seinen Todeskampf.

Mit den geisterhaften blauen
Augen starrt er in die Weite,
Während seine fieberheiße
Rechte preßt des Sohnes Hand:

«Manfred, lausche meinen Worten!
Drüben auf dem Marmortische
Mit den Greifen liegt mein gültig
Unterschrieben Testament.

Eine Kutte, drin zu sterben,
Schenkten mir die braven Mönche,
Daß ich meine Seele rette
Trotz dem Bann des Heil'gen Stuhls.

Manfred, meines Herzens Liebling,
Laß den Herold auf den Söller

Treten und der Erde melden,
Daß der Hohenstaufe schied.

Manfred mit den blonden Locken,
Sarge prächtig ein die Kutte,
Führe sie mit Schaugepränge
Nach dem Dome von Palerm!

Weißt du, Liebling, das Geheimnis?
Diese Nacht in einer Sänfte
Tragen meine Sarazenen
Sacht mich an den Strand des Meers.

Meiner harrt ein schwellend Segel:
Auf des Schiffes Deck gelagert,
Fahr entgegen ich dem Morgen
Und dem neugebornen Strahl.

Fern auf einem Vorgebirge,
Das in blaue Flut hinausragt,
Steht ein halb zertrümmert Kloster
Und ein schlanker Tempelbau.

Zwischen Kloster und Rotunde
Schlagen wir das Zelt im Freien.
Selig atm ich Meer und Himmel,
Bis mich Schlummer übermannt.»

Konradins Knappe

«Auf diesem kurzen Bergesrasen hier,
Nur wen'ge Monde sind es, zechten wir,
Er und das Edelfolk, in hohem Raum –
Und drüben war Italien wie ein Traum.

In diesem Passe lagen wir gestreckt,
Der Staufe hat mich minniglich geneckt:
Nicht blöde, Hans! Sprich! Was begehrtst du gleich?
Ich geb es dir in meinem Königreich!

Dann klomm die Fahrt an Wänden schwarz und kahl,
Wo ich der Mutter Gottes mich empfahl.
Noch eh ich Amen sagte, glitt mein Tier –
Der Staufen und die Sinne schwanden mir.

Dann lag ich im Hospize fieberbang,
Wo ich verzweifelnd mit den Mönchen rang,
Ich focht und schrie: Dem jungen Staufen nach!
Hie Napoli! Bis ich zusammenbrach.

Jetzt schlepp ich jeden Tag mich hier empor,
Wo ich den Staufen aus dem Blick verlor.
Genesen ist der Leib, die Seele schmerzt,
Denn all mein Erdenglück hab ich verscherzt.

Und zög ich heut, ich käme doch zu spät,
Schon krönte sich die junge Majestät,
Das Edelblut empfing den Ritterschlag,
Ich aber fluche meinem Unglückstag.» –

Ein Knechtlein kommt bergüber. «Gib Bescheid!
Der Staufenknabe thront in Herrlichkeit?» –
«Ja, Herr. Er litt gemach den Todesstreich
Und thront getröstet nun im Himmelreich.»

Die gezeichnete Stirne

«Weib, verrate mir, von wem gerufen
Du zur Leidgesellin dich gegeben?
Wer herunter dieses Kerkers Stufen
Dich gezogen, du mein süßes Leben?»

«König Enzo, keine Menschen haben
Mich vermocht im Kerker zu verbleichen!
Nein, ein Schicksal war mir eingegraben,
Meine junge Stirne trug ein Zeichen.

Unsre Väter nahmen dich gefangen,
Und wir Kinder hattens bald erfahren,

Daß du nimmer wirst ans Licht gelangen,
König Enzo mit den Ringelhaaren!
Daß du nimmer tragen eine helle
Rüstung wirst, wo die Drommeten klingen,
Daß du nimmer rauschen Wald und Quelle
Hörst, noch einen freien Vogel singen!

Und wir Kinder lauschten sachte, sachte
Durch das Gitter in des Kerkers Tiefe,
Leis und heftig streitend, ob Er wachte
Schwerbekümmert oder ob Er schliefe –

Meine Stirne drückt ich an das Eisen,
Drinne lagst du schlummernd, wie mir deuchte,
Blickte . . . blickte, war nicht wegzuweisen,
Bis der Wächter drohend mich verscheuchte.

Mütterlein ersah mich und wehklagte,
Schlug die Hände jammervoll zusammen:
«Kind, wer hat dir in die Stirne» – fragte
Sie – «gezeichnet dieses Kreuz von Flammen?»

Hieß mich dann in ihren Spiegel schauen –
Teuerwerter Herr, so wahr ich lebe,
Eingezeichnet über meinen Brauen
Waren deines Kerkers Eisenstäbe!

Außen wich das Zeichen; aber innen
Bleibs, da ich zur Maid erwuchs, geschrieben –
Herr, seit jenem Tag war all mein Sinnen,
Dich und deinen Kerker nur zu lieben.»

Der Tod und Frau Laura

Es war in Avignon am Karneval,
Daß sich ein Mörder in den Reigen stahl
Und daß die Pest verlarvt sich schwang im Tanz
Mit einem schlotterichten Mummenschanz.

In einer nahen Villa täuschen sie
Die Angst mit Wohllaut und mit Phantasie,
Frau Laura war und auch Petrarca da,
Als an das Tor ein dumpfer Schlag geschah.

Die blassen Lippen schaudern vor dem Wein,
Es tritt ein Weißgewandeter herein,
Der eine Maske mit dem Sterbezug
Und einen frisch gepflückten Lorbeer trug.

Der Dämon hebt den Lorbeer voller Ruh
Und sinnt und schreitet auf Petrarca zu:
«Ich grüße, Freund, und komme priesterlich,
Das ist der Sel'gen Lorbeer! Neige dich!»

Der Lorbeer schwebt. Da raubt ihn eine Hand.
Frau Laura war es, die daneben stand.
Sie schmiegt ihn um die blonden Haare leicht,
Sie steht bekränzt. Sie schaudert. Sie erbleicht.

Die Gedanken des Königs René

Der fromme Lautenschläger Herr René
Trug braune Locken – sie sind weiß wie Schnee.
An seiner Stirn verglomm der Kronen Glanz,
Da haftet nichts als nur ein Lorbeerkranz.

Schloß Tarascon – er bietets zum Verkauf –,
Dran spritzt die blaue Rhone scherzend auf,
Von hoher Warte wandert rings der Blick –
Der König wägt als Denker sein Geschick:

«'s ist eigen, daß man immer mich vertreibt!
's ist eigen, daß mir nichts in Händen bleibt!
Lothringen erbt ich, wo die Trift sich sonnt,
Das nahm mir weg Anton von Vaudemont.

Dann erbt ich flugs das Fürstentum Anjou
Und noch das nette Ländlein Bar dazu –

Herr König Ludwig trat in mein Gelaß
Als Gast, und schrieb mir meinen Wanderpaß

Reich Napel wars, das dann zu Erb mir fiel,
Dort mischte sich der Aragon ins Spiel –
Das schöne Napel! Richtig werd ich schlemm!
Mir bleibt das himmlische Jerusalem!

Da schimmert unvergänglich Dach und Fach –
Ich erb es schon. Das Erben ist mein Sach!
Doch geht mein Sach, wie hier, so droben dort,
Holt aus dem Himmel mich der Teufel fort.»

Der Mars von Florenz

Die Türme von Florenz umblaut
Der süße Lenz, der junge Lenz,
Die Frauen singen leis und laut
In allen Gassen von Florenz.

Am Rand der Arnobrücke steht
Ein schwarzverwittert Marmelbild
Mit Helmgeflatter, Kriegsgerät,
Gott Mars, und lächelt falsch und wild.

– «Gott Mars, wohl magst du finster schaun,
Drommete dröhnt im Lenze nie,
Raub eine dir von unsern Fraun!
Hoch über Venus preis ich sie!»

Ein Jüngling ruft dem Gott empor
Mit lachend ausgestreckter Hand –
Ihm dringt ein Erzgedröhn ans Ohr,
Er eilt und steht am andern Strand.

Rasch tritt aus einem Haus hervor
Ein Edelweib, das höhnt und lacht:
«Zur Amidei? Junger Tor!
Dir war das Schöne zugedacht!

Nach Gottes Ratschluß ists geschehn!
Heut wirst du – heits – mir ihr getraut –
Jetzt sollst du die Donati sehn:
Blick her! Vergleich' mit deiner Braut!

Sie zerrt ein Mägdlein an das Licht,
Es kämpft ins dunkle Haus zurück,
Im jungen bangen Angesicht
Errt er aller Himmel Glück.

«Hinweg! Die Amidei harrt!
Hinweg! Mein Kind ist keine Dirn!
Ihr blicket frech! Der Jüngling starrt
Auf die gesenkte Mdchenstirn.

Der Wunsch ist Glut! Die Scham ist Glut!
Die hohe Doppelflamme loht!
Er streckt die Hand. Das höchste Gut
Ergreift er und ergreift den Tod.

«Frau, strafet mich nicht allzu schwer!
Das se Haupt! Das blonde Haar!
Gewhret sie mir! stammelt er.
«Ich führe stracks sie zum Altar!

Den Ring, der ihm die Hand bereift,
Der Amidei Trauungsring,
Hat rasend er sich abgestreift
Und schleudert ihn. Da rollt er. Kling . . .

Jetzt kniet er im Kapellenraum,
An Freveln und an Wonnen reich,
Zur Linken kniet sein sndger Traum,
Wie Engel schön, wie Tote bleich.

Dem Paar zu Hupen murmelt leer
Und schnell ein feiles Priesterwort –
«Die Rosse her! Die Rosse her!
Zum Tor hinaus! Ins Freie fort!

Du lieb Geschöpf! Du bebst wie Laub!
 Verlarve dir das Angesicht!
 Faß Mut! Ich bringe meinen Raub
 In eine Burg, die keiner bricht!»

Am Rand der Arnobrücke steht
 Ein schwarzverwittert Marmelbild
 Mit Helmgeflatter, Kriegsgerät,
 Gott Mars, und lächelt falsch und wild.

Das Schwert des Gottes schüttert leis.
 Da springt hervor mit Erzeslaut
 Ein Hinterhalt, ein Mörderkreis,
 Die Sippe der verratnen Braut.

«Verdammter, stirb!» – «Geliebte, flieh!»
 Wild ringend stürzt er umgebracht,
 An seinen Busen gleitet sie
 Und sinkt mit ihm in *eine* Nacht.

Herab von aller Türme Hang
 Verkündet gellend Sturmgeläut
 Den Bürgerkampf. Das Schwert erklang
 Dem Gott, der sich des Mordes freut.

Die Ketzerin

Fra Dolcin, der Ketzer, der von Dante
 In den achten Höllenkreis Gebannte,
 Hat ein Weib geliebt, von dem sie sagen,
 Daß kein schönres lebt' in jenen Tagen.
 Kamen seine Jünger, ihn zu grüßen,
 Saß die Blonde schon zu seinen Füßen,
 Segnet' er das Volk mit frevler Rechten,
 Neigte sie zuerst die goldnen Flechten;
 Dem Verfemten folgte sie, dem Fliehnden,
 Durch die Schluchten des Gebirges Ziehnden –
 Da er von den Schergen ward gefangen,
 Ist sie seinen Fesseln nachgegangen;
 Wo er in der Flamme sich gewunden,
 Steht auch sie am Marterpfahl gebunden.

Lieulich ist, die Fra Dolcin verführte,
Wie noch nie ein Weib die Herzen rührte;
Augen, unergründlich wunderbare,
Schaun, als ob sie zu den Sel'gen fahre.
Die sie richten, fragen sich mit Grauen:
Kann die Hölle wie der Himmel schauen?
Und es zittern vor dem unschuldvollen
Engelsantlitz, die sie martern wollen.

Selbst der Priester spricht mit ihr gelinde,
Als mit einem irrgegangnen Kinde:
«Schwachtes Weib, der dich verleitet hatte,
Weder Bruder war er dir noch Gatte!
Seine Asche treibt im Wind! Verflogen
Sind die Stapfen, die dich nachgezogen!
Büße! Folge reuig den Geboten
Unsrer heiligen Kirche! Laß den Toten!»
In den Banden kann sich nicht bewegen
Margherita, nur die Lippen regen:
«Leiden muß ich, was Dolcin gelitten . . .
Horch, er ruft! Ich folge seinen Schritten» –
Und die warmen, tiefen Blicke strahlen –
«Durch die Martern folg ich, durch die Qualen!»
– «Ketzerin, dich stärken finstre Mächte!
Brände her!» . . . Es rühren sich die Knechte.

Siehe da! Wie flammendes Gewitter
Unter die Gescheuchten fährt ein Ritter,
Will den schönen Dämon sich erstreiten;
Er bemächtigt sich der Maledeiten,
Ihre Kniee faßt er mit der Linken,
In der Rechten droht des Schwertes Blinken:
«Tretet aus die Glut! Bei Gottes Leibe,
Lösch die Fackeln! Weg von meinem Weibe!
Sage ja . . . mit einem Wink der Lider . . .
Und vom Scheiterhaufen steigst du nieder!
Keiner wird auf meiner Burg es wagen,
Dich um deinen Glauben zu befragen!»

– «Laß mich ziehn! . . . Ich darf mich nicht verweilen . . .
Horch, Dolcino ruft! . . . Ich muß mich eilen . . .

Gib mich frei!» Er weicht mit einem herben
Hohngelächter: «Mag die Törin sterben!»

Über ihrem blonden Haupt zusammen
Schlagen Todesflammen, Liebesflammen.

Der Mönch von Bonifazio

«Korsen, löst des Portes Ketten! Jede Hoffnung ist verschwunden!
Nirgend weht ein rettend Segel! Gebt Euch! Pfl eget eure
Wunden!

Genua, euer hats vergessen! Spähet aus von eurem Riffe!
Sucht im Meere! Schärft die Augen! Nirgend, nirgend Genuas
Schiffe!

Eure Kinder hör ich wimmern, eure Fraun, die hungermatten,
Blicken hohl wie Nachtgespenster und ihr selber wankt wie
Schatten!»

Vom Verdeck des Schiffes rufts empor zu Bonifazios Walle
König Alfons milden Sinnes, aber droben schweigen alle.

Nimmer würden sich dem Dränger diese tapfern Korsen geben,
Gölt es nur das eigne, gölt es nicht der Knaben junges Leben!

Finster vor sich niederstarrend, treten flüsternd sie zusammen –
Eines Mönchs empörte Augen schießen Blitze, schleudern
Flammen:

«Feige Hunde! Keine Korsen! In die Hölle der Verräter!»
– «Schweige, Mönch! Wir haben Herzen. Wir sind Gatten, wir
sind Väter.»

Auf dem preisgegebenen Felsen kniet der Mönch in wildem
Harme:

«Leihe, Gott, mir deine Hände! Gib mir deine starken Arme!

Heute komm ich Lohn zu fordern. Alles gab ich. Nichts geblieben
Ist mir außer meinem Felsen. Aber etwas muß ich lieben.

Gott, du kannst mit deinen Kräften eines Menschen Kräfte
steigern!

Was du tatest für deine Juden, darfst du keinem Korsen weigern!

Genuas Schiffe will ich suchen! Will sie bei den Schnäbeln
fassen!

Spannen will ich weite Segel und sie nicht ermatten lassen!»

Alle seine Muskeln schwellen, alle seine Pulse beben,
Schiffe durch das Meer zu schleppen, Segel aus der Flut zu heben.

Aufgesprungen, überwindend Raum und Zeit mit seinem Gotte,
Deutet er ins Meer gewaltig: «Dort! ich sehe dort die Flotte!»

Aber keine Segel blinken aus des Meeres farbger Weite,
Unbevölkert flutet eine schrankenlose Wasserbreite.

Nur die Sonne wandert höher, ihre Strahlen brennen wärmer.
Nichts als Meer und nichts als Himmel. Alfons lächelt:
«Armer Schwärmer!»

Dort! Am Saum des Meers das Pünktchen . . . Sichtbar kaum . . .
Der zweit und dritte
Punkt und jetzt ein viert und fünfter und ein sechster in der
Mitte!

Winde blasen, Wellen stoßen. Meer und Himmel sind im Bunde.
Segel, immer neue Segel steigen aus dem blauen Grunde.

Wende deine Schiffe, König! Sonst verlierst du Ruhm und Ehre!
Woge, Fürstin Genua, woge, du Beherrscherin der Meere!

Alle Glocken Bonifazios schlagen schütternd an und stürmen,
Jubel wiegt sich in den Lüften über den zerschoßnen Türmen.

Und der Mönch, der mit der Allmacht seinen irdschen Arm
bewehrte?

An der Erde liegt er sterbend, der von ihrem Hauch Verzehrte.

Jung Tirel

«Jung Tirel, fuhrest über See?
Jung Tirel, mir willkommen hie!
Sahst du so dunkle Forste je?
So stolze Forste sahst du nie!

Ein englisch Wild erst umgebracht!
Dann geb ich dir ein englisch Lehn!»
Jung Tirel, dem das Herze lacht,
Läßt seine blanken Zähne sehn.

«Wer heut den besten Schuß mir tut,
Den Achtzehnder mir erlegt,
Der nehme sich als Lehensgut
Den Königsforst, der ihn gehegt!

Zuschwör ich dirs auf diesen Bart,
Der feuerrot die Brust mir deckt!
Zu Wald! Zu Wald! Der Rappe scharrt!
Die Bracke spürt! Der Rüde bleckt!»

Herr Wilhelm stößt ins Jägerhorn,
Ein Geier krächzt in seinem Horst,
Die Wipfel peitscht ein dunkler Zorn,
Es braust und tost. Dann schweigt der Forst.

Herr Wilhelm schlägt mit Tirel Rat:
«Ich links, du rechts! Fort! Gute Pirsch!»
Es knirscht das Laub, darauf er trat.
In heller Lichtung äst ein Hirsch:

Ein Rothirsch, der vier Ellen mißt,
Daß sich ein Jägerherze freut,
Der dieses Forstes König ist,
Mit weitverästetem Gestäud.

Her raunts aus Waldesfinsternis
Zu Tirel, der sich duckt ins Moos:
«Verdammt, daß mir die Sehne riß!
Drück du in Teufels Namen los!»

Herr Tirel lauscht. «Wer sprach das Wort?»
Ein Weilchen schweigts im Laubesdach.
«Schieß, Tirel!» raunts von anderm Ort.
Er schießt. Genüber stöhnt ein Ach.

Herr Tirel, das war schlimme Pirsch!
Im Dickicht rinnt ein Bächlein rot.
Ihr fehltet Englands größten Hirsch
Und schosset Englands König tot.

La Blanche Nef

«Herr König, ich bin Steffens Kind,
Der den Erobrer einst geführt!
Es ist ein Lehn, daß mein Gesind,
Mein Schiff allein den König führt!

Voraus den schnellsten Seglern fliegt
Mein Boot, La Blanche Nef genannt,
Es weiß, wo sichere Tiefe liegt,
Es furcht das Meer, es kennt den Strand!»

– «Nicht mich, doch meinen besten Hort,
Vier Königskinder, führest du
– Sie knospen, weil mein Leben dorrt –
Die junge Normandie dazu!

Gelobe mir dein himmlisch Teil,
Gelobe mir dein männlich Wort:
Du bringst an Leib und Seele heil
Die Kinder mir nach England dort!»

– «Ich schwöre dir mein himmlisch Teil,
Ich schwöre dir mein männlich Wort:
An Leib und Seele bring ich heil
Die Kinder dir nach England dort!»

Des Schiffers geller Pfiff erscholl,
In See das Boot des Königs stach –
Ein Korb von frischen Blumen voll,
Glitt Blanche Nef, la Belle, nach.

So leichtbeschwingt wie nie zuvor,
Durchfurchte Blanche Nef die See
Mit ihrem kräftigen Knabenflor
Und Mägdlein schlank wie Hirsch und Reh.

Die Königskinder hell und zart,
Erhöht inmitten saßen sie,
Ringsum gepaart in Zucht und Art
Das Edelblut der Normandie.

Vier Stimmen sangen frisch und schön
Und hundertstimmig scholl der Chor,
Es zog das junge Lustgetön
Die Nixen aus der Flut empor.

– «Ich warne junge Herrlichkeit
Und dich, normännisch Edelblut,
Das Singen schafft der Nixe Leid,
Dem freudelosen Kind der Flut!»

– «Und schaffen dem Gezücht wir Leid
Und quälen wir das Halbgeschlecht
Und reizen wir der Nixe Neid,
Das, Steffen, ist uns eben recht!»

Gemach verlosch das Abendrot,
Des Tages Gluten schliefen ein,
Ausbreitet über Meer und Boot
Der Mond den bleichen Geisterschein.

Die See ist wunderbar erregt.
Was wandert um des Kieles Lauf?
Von Armen wird die Flut bewegt,
Beglänzte Nacken tauchen auf.

Der Steffen ernst am Steuer stand:
«Das Meer ist klar . . . doch droht Gefahr . . .»
Er deutet mit gestreckter Hand:
«Da naht sie schon, die Nixenschar!»

Umklammert hält den schrägen Mast
Ein blanker Leib als Schiffsfigur,
Daß Blanche Nef, von Graun erfaßt,
In wilder Flucht von dannen fuhr.

– «Ich warne junge Herrlichkeit,
Vergeßt die Nachtgebete nicht!»
– «Ei, Steffen, Kind der alten Zeit,
Süß herzt es sich im Mondenlicht . . .»

Es klimmt und überklimmt das Bord,
Es läßt sich nieder aus den Taun,
Es kichert wie ein freches Wort,
Es schaudert wie ein lüstern Graun . . .

Es reizt, es quält, es schlüpft, es schmiegt
Sich zwischen Edelknecht und Maid,
Bis sich das Paar in Armen liegt
Zu früher Lust, zu Tod und Leid . . .

Dem Steffen steigt das Haar. Er starrt
Auf ein gespenstig Bacchanal:
Die Königskinder, hell und zart,
Verblühen all im Mondenstrahl.

«Verloren geht mein himmlisch Teil,
Gebrochen ist mein männlich Wort:
Nicht bring an Leib und Seele heil
Die Kinder ich nach England dort!

Stirb, Blanche Nef! Bevor es tagt!
Im Wasser weiß ich hier ein Riff . . .»
Er dreht das Steuer stracks und jagt
Der Klippe zu das Sündenschiff.

Der König lauscht zurück: «Das scholl
Wie Sterbeschrei!» Klar ist der Sund.
Ein Korb von welken Blumen voll,
Sinkt Blanche Nef zum Meeresgrund.

Der schwarze Prinz

Schwarzer Prinz und König Hans
Maßen sich in raschem Waffentanz,
Bis der Prinz den König überwand
Mit der erzgeschienten Hand.

Ins Gezelt nahm er den Raub,
Wusch den Wunden rein von Blut und Staub,
Bog das Knie und bot den Labetrunk
Ihm, der tief in Gram versank.

Frankreichs armer König träumt
Also schwer, daß er den Wein versäumt,
Ihn ermahnt der Prinz, wie ers vermag:
«Herr, es ist des Schicksals Tag!

Manchen hattet Ihr gestreckt.
Da Ihr sanket, Herr, mich hats erschreckt,
Doch man lebt, und blieb nur Ehre heil,
Duldet man sein menschlich Teil!

Morgen als des Friedens Pfand
Send ich Euch nach meinem Engelland.
Zeit ist mächtig! Jede Fessel fällt!
Nur die Erde schließt und hält!»

König Hans, aus seinem Traum
Blickt er auf und sieht des Zeltes Raum,
Und in geisterbleichem Angesicht
Zweier schwarzer Augen Licht.

Er beschaut das edle Haupt,
Das ein unsichtbarer Kranz umlaubt,
Ärgert sich und murmelt: «Worte sinds.
Deine Augen spotten, Prinz!

Heuchle! Streichle meinen Schmerz!
Leis im Panzer jubelt dir das Herz.
Horch! Es triumphiert!» Der Sieger spricht:
«König, nein. Es jubelt nicht.

Ich bin eine kurze Kraft,
Heut geharnischt, morgen weggerafft!
Frühe Stunden lost ich wie Achill,
Meinem Lose halt ich still.»

Der gleitende Purpur

«Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!»
Schallt im Münsterchor der Psalm der Knaben.
Kaiser Otto lauscht der Mette,
Diener hinter sich mit Spend und Gaben.

Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Heute, da die Himmel niederschweben,
Wird dem Elend und der Blöße
Mäntel er und warme Röcke geben.

Hundert Bettler stehn erwartend –
Einer hält des Kaisers Knie umfassen
Mit den wundgeriebenen Armen,
Dran zerrißner Fesseln Enden hangen.

– «Schalk! Was zerrst du mir den Purpur?
Harr und bete! Kennst du mich als Kargen?»
Doch der Bettler hält den Mantel
Fest und jammert: «Kennst du mich, den Argen?

Du Gesalbter und Erlauchter!
Kennst du mich . . . ? Du hast mit mir gelegen,
Mit dem Siechen, mit dem Wunden,
Unter *eines* Mutterherzens Schlägen.

Aus demselben Wollentuche
Schnitt man uns die Kappen und die Kleider!
Aus demselben Psalmenbuche
Sang das frische Jugendantlitz beider!

Heinz, wo bist du? Heinz, wo bleibst du?
Hast zum Spiele du mich oft gerufen
Durch die Säle, durch die Gänge,
Auf und ab der Wendeltreppe Stufen . . .

Wehe mir! Da du dich kröntest,
Hat des Neides Natter mich gebissen!
Mit dem Lügengeist im Bunde
Hab ich dieses deutsche Reich zerrissen!

Als den ungetreuen Bruder
Und Verräter hast du mich erfunden!
Du ergrimmtest, und du warfest
In die Kerkertiefe mich gebunden . . .

In der Tiefe meines Kerkers
Hab ich ohne Mantel heut gefroren . . .
Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Heute wird der Welt das Heil geboren!»

«Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!»
Hundert Bettler strecken jetzt die Hände:
«Gib uns Mäntel! Gib uns Röcke!
Sei barmherzig! Gib uns deine Spende!»

Eine Spange löst der Kaiser
Sacht. Sein Purpur gleitet, gleitet, gleitet
Über seinen sündigen Bruder,
Und der erste Bettler steht bekleidet . . .

Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Jubelt Erd und Himmelreich mit Schallen.
Glorie! Glorie! Friede! Freude!
Und am Menschenkind ein Wohlgefallen!

Das Goldtuch

«Ihr Mägde, schaut, was ihr im Schreine habt!
Nicht darfst du mir von hinnen unbegabt,
Mein goldgelockter Enkel, der mir bot
Mit priesterlichen Händen Gott im Brot!»

Mathilde sprach, die Fürstin, sterbeschwach.
Richburg, die Schaffnerin, seufzt': «Weh und Ach!
Hin gabst den Armen alles du! Allein
Dein goldgewoben Bahrtuch liegt im Schrein!»

– «Die goldne Decke! Gebt dem Bischof die!
Bahrtuch und Totenhemd, das mangelt nie!»
Der Bischof zaudert . . . «Nimm die Decke! Kränk
Mich nicht!» Der Jüngling zieht mit dem Geschenk . . .

Sie atmet aus. Es läutet lang und schön
Mit allen Glocken von des Münsters Höhn . . .
Fern in der Ebne gleißt wie Sonnenblick:
Mathildens Bahrtuch kehrt zu ihr zurück.

Abspringt ein Reiter, der den Turm ersteigt.
«Den Bischof warf das Roß. Ein Toter schweigt.
Wir bringen ihn! Verdoppelt das Geläut!
Ihr Glöckner, zwier bekommt ihr Löhnung heut!»

Frau Agnes und ihre Nonnen

Ein Klosterhof, ein Lenzestag!
Ein schwarzer Lindenschatten,
Wo der gekrönte Habsburg lag
Erstochen auf den Matten.

Frau Agnes, die gestrenge Frau,
Des Vaters Blut zu rächen,
Rief mordend aus:: «Ich bad in Tau!»
Und schritt in roten Bächen.

Sie freute sich, in warmes Blut
Die Knöchel einzutauchen,
Sie warf in stille Dörfer Glut,
Sie ließ die Burgen rauchen.

Nachdem Gericht gehalten war,
Vollbracht die Totenfeier,
Verbarg sie das Medusenhaar
Mit einem Nonnenschleier.

Sie schuf ein Kloster, wo hervor
Aus Grüften Geister schweben,
Sie füllt mit Blumen an den Chor,
Mit lauter jungem Leben:

Sie raubt das krause Blondgelock
Manch einem Edelkinde,
Beschert ihm einen schwarzen Rock
Und eine blanke Binde.

Sie geißelt sich den weißen Leib,
Bis rote Tupfen rinnen.
Sie will, das unbarmherzige Weib,
Den zarten Heiland minnen.

Dort sitzt sie unter Lindennacht
Am kühlen Klosterbrunnen,
Sie hat die Bibel mitgebracht
Zur Andacht ihrer Nonnen.

Am Gatter lauschen Kinder scheu
Mit frisch gepflückten Veilchen,
Ein Weiblein hinkt mit Holz vorbei,
Bückt tief sich vor der Heiligen.

Dem jüngsten Nönnchen gibt das Buch
Sie jetzt, der lieblich Bleichen:
«Wir blieben bei Sankt Pauli Spruch.
Sieh her! Da steckt das Zeichen!»

Die Zarte, die das Buch empfang,
Beschaut Sankt Paulum denkend.
Sie liest. Ihr lauscht der Schwestern Ring,
Die Wimper züchtig senkend –

«Was frommte mir die Fastenzeit,
Was frommten Geißelhiebe,
Was frommt es, trüg ich hären Kleid
Und mangelte der Liebe?»

Da schwellt ein Seufzer manche Brust
Im Nonnenrock erbaulich,
Und manche kecke Lebenslust
Blickt traurig und beschaulich . . .

Kaiser Sigmunds Ende

«Licht und lauter Bläue! Recht ein Wandertag!
Weit hinaus ins Freie! Weg aus diesem Prag!
Holt mir eine Sänfte, macht es mir zu Dank:
Vorn ein Rößlein, hinten eins, und beide blank!

Fröhlich will ich fahren tief ins Abendrot,
Sei mein schlanker Läufer, spring, Gevatter Tod!
Trabe, Läufer, trabe! Flugs bestelle mir
Ein geruhig Bettlein und das Nachtquartier!»

Durch die Gasse ging es, wo die Menge stand,
Statt des Purpurs trug er schlichtes Reis'gewand,
Von dem Lorbeerzweige das Gelock umlaubt,
Nickt' ins Volk er freundlich, zitternd mit dem Haupt.

Als er vor dem Tore blaches Feld gewann,
Pries er Erd und Himmel: «O ich selger Mann!
Herden seh ich gerne, auch den Pflüger gern:
Sei gesegnet, Nähe! Sei gesegnet, Fern!»

Wie die wandermüde Sonne niedersank,
Öffnet er die Lippen als zum Abendtrank,
Dann ist er entschlummert in der dunklen Flur,
Drauf mit weißen Rößlein seine Sänfte fuhr.

Die drei gemalten Ritter

«Frau Berte, hört: Ihr dürftet nun
Mir einmal einen Gefallen tun!»

– «Was denkt Ihr, Graf? Wohin denket Ihr?
Vor den drei gemalten Rittern hier?»

Drei Ritter prahlen auf der Wand
Mit rollenden Augen, am Dolch die Hand.

«Wer, Frau, ist diese Ritterschaft?»
– «Drei Vettern und alle drei tugendhaft!

Gelobt Ihr, Graf, die Ehe mir
Bei den drei gemalten Rittern hier,

Will ich – Ihr laßt es doch nicht ruhn –
Euch einmal einen Gefallen tun.»

Das Gräflein zwinkert den Rittern zu:
Frau Berte, welch eine Gans bist du!

Das Gräflein hebt die Finger flink:
Frau Berte, du bist ein dummes Ding!

«Trautlieb, ich schwör und beschwör es dir
Bei den drei gemalten Rittern hier!»

Jetzt rufen aus *einem* Mund die drei:
«Es ist geredet und bleibt dabei!»

Die Wand versinkt: dahinter stehn
Drei göltge Zeugen. So ists geschehn.

Einsiedel

«Was pocht mir an das Fenster?
Was klopft an meine Tür so laut?»
– «Ich bin ein junger Wildfang
Und naß bis auf die Haut.

Ich bin der Gerold Wendel,
Wir ziehen an den Hof zu zwein,
Der andre ist ein Konrad
Und nennt sich Lützelstein.

Der duckt sich etwo anders
Vor Blitzgezuck und Wetterzorn
Und bläst mich morgen munter
Mit seinem Jägerhorn.

Einsiedel, frommer Bruder,
Ihr sehet, wie es um mich steht!

Gewährt mir Euer Lager
Und sprecht mein Nachtgebet!»

Er lallt es, halb entschlummert,
Und streckt die Glieder aus zur Ruh,
Einsiedel deckt sein Lämpchen
Mit beiden Händen zu.

«Wie lieblich ist die Jugend!
Hätt ich ein Füllhorn voller Glück,
Ich leert es dir zu Häupten,
Es bliebe nichts zurück.»

Der Schlummrer wird zum Träumer,
In hastgen Worten redet er,
Lacht, weint in einem Atem
Und wirft sich hin und her.

– «Ich habe Blut vergossen!»
Einsiedel faßt besorgt ihn an.
«Du träumst nicht gut. Erwache!
Die Augen aufgetan!»

Er starrt mit wilden Blicken.
«Mein Kind, wie hast du mich erschreckt!»
– «Einsiedel, frommer Bruder,
Ich bin mit Blut bedeckt.

Wir saßen unter Linden,
Ich und der Konrad Lützelstein,
Ein Fräulein von dem Hofe
Bot lachend uns den Wein.

Sie streift' mich mit dem Ärmel,
Die binsenschlank gewachsen war,
Sie hatte schnelle Augen
Und aschenblondes Haar.

Sie streift mich mit der Achsel
Und lispelt mir ins Ohr hinein:

«Wilt, junger Edelknabe,
Mein Trautgeselle sein?»

Da schwang man einen Reigen,
Sie reigte mit dem Lützelstein –
«Wilt, junger Edelknabe,
Mein Trautgeselle sein?»

Mir schwoll die Brust vor Eifer,
Ein Hader reißt die Klingen bloß –
«Herzbruder, mein Herzbruder,
Gabst mir den Todesstoß!»

Einsiedel mahnt: «Erwache!»
Und schiebt zurück sein Fensterlein.
Da strömt mit Tannendüften
Ein Erdgeruch herein.

Und horch, ein Hifthorn schmettert,
Und eine frische Stimme schallt:
«Wo steckt der Gerold Wendel?
Den such ich durch den Wald!»

Das Münster

Des Meisters hohle Wange brennt,
Sie bringen ihm das Sakrament,
Er ißt des ewgen Lebens Brot,
Im Stubenwinkel grinst der Tod.
Fort trägt der Pfaffe die Monstranz.
Mit Augen scharf von Fieberglanz
Winkt weg der Meister seinem Weibe,
Dem Sohn, dem einzgen, winkt er: Bleibe!
Und deutet auf den Eichenschrein:
Was mag da Köstlichs drinnen sein?
Der Jüngling hebt ein Pergament
Aus einer Lade, die er kennt,
Er breitet auf die Lagerstatt
Ein langsam aufgerolltes Blatt:

Da dehnt sich feierlich-gewaltig
 Ein Münster eins und mannigfaltig
 Vom obern bis zum untern Rand –
 Ein Riß von jugendkühner Hand.
 Der Meister sieht am Brett sich stehn
 Und seine Zeichenkohle gehn,
 Sieht über blühendfrische Wangen
 Verworne Haare niederhangen –
 Und vor dem ersten seiner Pläne
 Erstaunt er und zerdrückt die Träne.
 Auflodern seine Lebensgeister,
 Mit raschen Pulsen spricht der Meister:
 «Dies Blatt erweckt den Tag mir wieder,
 Wo in der Vaterstadt ich nieder
 Gelegt den Stab der Wanderschaft –
 Ich schritt in voller Jugendkraft.
 Daheim war ein begeistert Leben,
 Ein Münster wollten sie erheben
 Mit andern Ländern um die Wette
 Und höher noch als andre Städte,
 Gott und den Heiligen all zum Ruhm,
 Zur Ehre deutschem Bürgertum.
 Mich ließ auf seine Stube kommen
 Der Rat. «Laß, junger Meister, frommen,
 Was du erwandert hast! Wohlan!
 Entwirf uns eines Münsters Plan!»

Da saß ich auf in langen Nächten,
 Zur Linken standen mir und Rechten
 Der Christ mit seiner Märtrerschar,
 Die Kaiser mit den Kronen gar,
 Viel reine Fraun und Helden gut,
 Sie nahmen mich in Zucht und Hut.
 Wollt ich in schwelgendes Verzierern,
 In üppig Blattwerk mich verlieren
 Und opferts nicht mit keuschem Sinn
 Dem Ganzen streng ich zu Gewinn,
 Gleich schlug ein altes Heldenbild
 Erzürnt an seinen eh'rnen Schild,

Den Finger hob, das Haupt von Licht
 Umrahmt, ein Heilger: Tändle nicht!
 Das Amt, das dir zu Lehen fiel,
 Das ist ein Werk und ist kein Spiel!

Da wars, als ich die Kohle führte,
 Daß Gott der Geist das Werk berührte:
 Gemach begann der Dom zu schweben
 Und regte sich aus eigenem Leben,
 Mich riß es über mich empor.
 Mit schlanken Stämmen wuchs der Chor,
 Gen Himmel blüht' in Laub und Ranke
 Der menschlich-göttliche Gedanke –
 Das Münster stand auf meinem Blatte,
 Ich wußte, *wers* vollendet hatte.

Im Flur auf unserm städtchen Haus
 Stellt ich das Blatt den Blicken aus,
 Und wie die Bürger nahe traten,
 Sprach aller Mund: ‹Du hast erraten!
 So und nicht anders soll es sein!›
 Ich legte meinen ersten Stein.
 Aus allen Herzen, allen Händen
 In freudger Fülle quollen Spenden.
 Beschattend schon die Häusermasse,
 Entstieg der Dom dem Lärm der Gasse
 Und wuchs mit abgemeßnen Schritten.
 Die Wolken und die Jahre glitten,
 Doch karger werdend mit den Jahren,
 Begannen Herz und Hand zu sparen,
 Die Flamme der Begeistrung fiel
 In müde Asche vor dem Ziel.
 Erst sprach der Rat von kurzen Fristen,
 Und stiller wards auf den Gerüsten,
 Dann setzten neue Frist sie wieder,
 Das Baugestelle faulte nieder.
 Laut feilschte rings der Markt und summtete,
 Sobald der Hammerschlag verstummte,
 Mit ekeln Buden ward verklebt
 Der Pfeiler, der nach oben strebt.

Ich aber ging dem Brote nach,
 Baut Erkerlein und Giebeldach,
 Ein wackrer Lohnknecht wie die andern.
 Doch abends im Nachhausewandern
 Bei trauter Dämmerglocke Klang
 Stand ich vor meinem Münster lang.
 Die Glut erklomm den höchsten Trümmer,
 Verglomm in letztem Tagesschimmer,
 Noch ging das Knabenspiel im Braus
 Rings um das dunkelnd hohe Haus,
 Oft hemmt' ein Junge kurz den Lauf
 Und schaut' am Münster trotzig auf –
 Dann runzelt ich die weißen Braun
 Und dachte: Werdens diese baun?

Inzwischen schossen auf die Reiser,
 Sie wurden safter und ich greiser –
 Jüngst irrt ich traurig und allein
 Um meinen Dom im Abendschein,
 Da stand das junge Volk beisammen,
 Die kräftgen Augen sprühten Flammen,
 Sie schienen warm sich zu verschwören
 Und redend nur auf sich zu hören.
 Ich schlich in ihre Nähe leis,
 Aus *einem* Munde schwur der Kreis:
 'Bei Gottes Haupte! Wir vollenden
 Den Dom mit diesen unsern Händen!> ...
 Ob sie den ersten Meister kennen
 Des Werks, das sie zu enden brennen?
 Nach den Gesichtern keck und neu
 Blickt ich hinüber still und scheu ...
 Mit einem Male rief ein dreister
 Gesell: 'Begrüßt den alten Meister!>
 Und riß die Kappe sich vom Haar,
 Da grüßte mich die ganze Schar.

Habt Dank und Gottes Lohn, Gesellen!
 Ihr wollet die Gerüste stellen?
 Nicht ich – habt Dank und Gottes Lohn –
 Geht hin und rufet meinen Sohn!

Wie wird mir? . . . Schallt im Dom das Amt?
Die Glocken dröhnen allesamt . . .»
Er faßt des Sohnes Rechte . . . «Schau!
Es steigt . . . Mein Münster steigt im Blau!»
Er starrt, den Blick emporgewendet.
Er neigt das Haupt. Er seufzt: «Vollendet!»

Die Krypte

Baut, junge Meister, bauet hell und weit
Der Macht, dem Mut, der Tat, der Gunst der Stunde,
Der Dinge wahr und tief geschöpfter Kunde,
Dem ganzen Genienkreis der neuen Zeit!

Des Lebens unerschöpften Kräften weiht
Die freudge, lichtdurchflutete Rotunde –
Baut auch die Krypte drunter, wo das wunde
Gemüt sich flüchten darf in Einsamkeit: .

Vergeßt die Krypte nicht! Dort soll sich neigen
Das heilige Haupt, das Dornen scharf umwinden!
Ich glaube: Ein'ge werden niedersteigen.

Dort unten werden ein'ge Trost empfinden.
Wir mögen, wenn die Leiden uns umnachten,
Nicht Glück noch Ruhm, nur größern Schmerz betrachten.

VIII. GENIE

Camoëns

Camoëns, der Musen Liebling,
Lag erkrankt im Hospitale.
In derselben armen Kammer
Lag ein Schüler aus Coimbra,
Ihm des Tages Stunden kürzend
Mit unendlichem Geplauder.

«Edler Herr und großer Dichter,
Was sie melden, ist es Wahrheit?
Daß gescheitert eines Tages
Am Gestad von Coromandel
Sei das undankbare Fahrzeug,
Das beehrt war, Euch zu tragen?
Daß Ihr, kämpfend in der Brandung,
Mit der Rechten kühn gerudert,
Doch in ausgestreckter Linken,
Unerreicht vom Wellenwurfe,
Hieltet Eures Liedes Handschrift?
Schwer wird solches mir zu glauben.
Herr, auch mir, wann ich verliebt bin,
Sind Apollos Schwestern günstig;
Aber ging es mir ans Leben,
Flattern meine schönsten Verse
Ließ ich wahrlich mit dem Winde,
Brauchte meine beiden Arme!»

Antwort gab der Dichter lächelnd:
 «Solches tat ich, Freund, in Wahrheit,
 Ringend auf dem Meer des Lebens!
 Wider Bosheit, Neid, Verleumdung
 Kämpft ich um des Tages Notdurft
 Mit dem einen dieser Arme.
 Mit dem andern dieser Arme
 Hielt ich über Tod und Abgrund
 In des Sonnengottes Strahlen
 Mein Gedicht, die Lusiaden,
 Bis sie wurden, was sie bleiben.»

Michelangelo und seine Statuen

Du öffnest, Sklave, deinen Mund,
 Doch stöhnst du nicht. Die Lippe schweigt.
 Nicht drückt, Gedankenvoller, dich
 Die Bürde der behelmten Stirn.
 Du packst mit nervger Hand den Bart,
 Doch springst du, Moses, nicht empor.
 Maria mit dem toten Sohn,
 Du weinst, doch rinnt die Träne nicht.
 Ihr stellt des Leids Gebärde dar,
 Ihr meine Kinder, ohne Leid!
 So sieht der frei gewordne Geist
 Des Lebens überwundne Qual.
 Was martert die lebendige Brust,
 Beseligt und ergötzt im Stein.
 Den Augenblick verewigt ihr,
 Und sterbt ihr, sterbt ihr ohne Tod.
 Im Schilf wartet Charon mein,
 Der pfeifend sich die Zeit vertreibt.

Il Pensieroso

In einem Winkel seiner Werkstatt las
 Buonarotti, da es dämmerte;
 Allmählich vor dem Blicke schwand die Schrift . . .
 Da schlich sich Julianus ein, der Träumer,

Der einzige der heitern Medici,
 Der Schwermut kannte. Dieser glaubte sich
 Allein. Er setzte sich, und in der Hand
 Barg er das Kinn und hielt gesenkt das Haupt.
 So saß er schweigend bei den Marmorbildern,
 Die durch das Dunkel leise schimmerten,
 Und kam mit ihnen murmelnd ins Gespräch,
 Geheim belauscht von Michelangelo:
 «Feigheit ists nicht und stammt von Feigheit nicht,
 Wenn einer seinem Erdenlos mißtraut,
 Sich sehnend nach dem letzten Atemzug,
 Denn auch ein Glücklicher weiß nicht, was kommt
 Und völlig unerträglich werden kann –
 Leidlose Steine, wie beneid ich euch!»*
 Er ging, und aus dem Leben schwand er dann
 Fast unbemerkt. Nach einem Zeitverlauf
 Bestellten sie bei Michelangelo
 Das Grabbild ihm und brachten emsig her,
 Was noch in Schilderein vorhanden war
 Von schwachen Spuren seines Angesichts.
 So waren seine Züge, sagten sie.
 Der Meister schob es mit der Hand zurück:
 «Nehmt weg! Ich sehe, wie er sitzt und sinnt,
 Und kenne seine Seele. Das genügt.»

Conquistadores

Zwei edle Spanier halten Wacht,
 Und einer spricht zum andern:
 «Señor, mir deucht, der Teufel lacht,
 Wie wir ins Leere wandern!
 Das Segel bauscht, es rauscht der Kiel,
 Noch keines Strandes Boten –
 Die Hölle treibt mit uns ihr Spiel,
 Wir fahren zu den Toten!

* Eigene Worte Julians in einem von ihm
 vorhandenen Sonett

Wer einem Genuesen traut,
 Hat den Verstand verloren!
 Die Klugen hat er schlecht erbaut,
 Doch lockt' er alle Toren –
 Rund sei die Erde, log er mir,
 Wie Pomeranzenbälle,
 Doch unermesslich flutet hier
 Nur Welle hinter Welle!»

Der andre blickt ins Meer hinaus
 Und runzelt finstre Brauen:
 «Señor, mich zog Columb ins Haus,
 Ließ mich die Karten schauen,
 Was er doziert', verstand ich nicht,
 Ich ließ es alles gelten –
 Sein übermächtig Angesicht
 Verhiess mir neue Welten!

Ist er ein Narr und haben wir
 Uns in das Nichts verlaufen,
 Ein rädger Hund, Señor, wie Ihr,
 Darf fröhlich mit ersaufen!»
 – «Señor, da betet Ihr nicht gut!
 Zurück Euch in den Rachen
 Den rädgen Hund! Ihr raucht von Blut
 Und risset aus den Wachen!»

«Señor, ich dolcht ein falsches Weib,
 Bekenn ich unverhohlen!
 Nicht hab dem Bäcker einen Laib
 Vom Brett ich weggestohlen!
 Señor, Ihr seid ein Galgenstrick!»
 – «Señor, Ihr seid nicht besser!»
 Sie ziehen mit entflammtem Blick
 Und kreuzen blanke Messer . . .

Da zwischen ihre Messer walzt
 In tollem Freudensprunge,
 Mit ölgetränkten Fingern schnalzt
 Miguel, der Küchenjunge.

Er drückt die Lider blinzelnd ein
 Mit schlaudem Wimperzwinken,
 Bald hüpfet er auf dem rechten Bein,
 Bald hopst er auf dem linken.

In Lüften bläht sich sein Gewand,
 Es puffen ihm die Hosen –
 Neugierig kommen hergerannt
 Soldaten und Matrosen.
 Der Junge redet kunterbunt,
 Als obs im Kopf ihm fehle,
 Dann öffnet er den großen Mund
 Und singt aus voller Kehle:

«Das Heimchen zirpt! Das Heimchen zirpt!
 Stimmt Laudes an und Psalmen!
 Und wenns mir nicht vor Freude stirbt,
 Bald weidets unter Halmen!
 Ich schwör es euch bei Gottes Haupt:
 Es atmet duftge Weiden,
 Es wittert Wälder dichtbelaubt
 Und unermeßne Heiden!

Erlauchte Herren, gebet acht,
 In meinem engen Räumchen
 Hat unsre Meerfahrt mitgemacht
 Ein andalusisch Heimchen –
 Mitnahm ichs aus dem Vaterland,
 Mich scheidend zu beschenken,
 Ich fings mit flinkem Griff der Hand
 Zu meinem Angedenken.

Da wir zu Schiffe stiegen dort,
 Die Zierden aller Lande,
 Zirpt' Heimchen mir im Busen fort,
 Als weidets noch am Strande.
 Das grüne Vorgebirg verschwand,
 Dem Heimchen ward es schaurig,
 Beklommen saß es an der Wand
 Und wurde faul und traurig.

So darbt's und dämmerts lange Zeit,
 Schon gab ich es verloren,
 Und nun, bei meiner Seligkeit,
 Ist Heimchen neugeboren!
 Bedenkt, es hockte gram und lahm
 An Dielen und an Wänden,
 Jetzt jubelts wie ein Bräutigam
 Und kann nun gar nicht enden!»

Miguel ist fort und wieder da,
 Die Fingerspitze zeigend:
 Da sitzt es ja! da singt es ja!
 Die Spanier lauschen schweigend –
 Dann sinn'n sie der Sache nach,
 Den Lustgesang im Ohre,
 Sie schütteln sich die Hände jach
 Und schrein in wildem Chore:

«Das Heimchen zirpt! Das Heimchen zirpt!
 Bald schwelgen wir in Beute!
 Wer spielt, gewinnt! Wer wagt, erwirbt!
 Wir sind gemachte Leute!
 Die Küste winkt! Das Gold erblinkt,
 Davon die Sagen melden!
 Das Morgen steigt! Das Gestern sinkt!
 Wir sind berühmte Helden!»

Don Fadrique

Don Fadrique bringt ein Ständchen
 Der possierlichen Pepita:
 «Liebchen, strecke durch die Türe
 Deines Füßchens Spitze nur!»

Und die drollige Pepita
 Streckt durch eine schmale Spalte
 Eines allerliebsten Fußes
 Weißes Spitzchen in die Luft.

Don Fadrique krümmt den Rücken,
Will das weiße Spitzchen küssen,
Knabe Amor steht beiseite,
Der den Bogen lachend spannt.

Nach dem ewigjungen Herzen
Zielt er; doch wer lacht, der zielt schlecht:
In des Ritters alten Rücken
Schießt er einen Hexenschuß.

Don Fadriques Knochen rasseln,
Don Fadrique stürzt zusammen,
Figaro holt eine Sänfte,
Figaro bringt ihn zu Bett.

«Frommer Bruder Agostino,
Exorziere mir das frevle
Allerliebste weiße Füßchen,
Das durch meine Beichte tanzt!»

Don Fadrique sucht den Hades,
Zierlich schreitend wie ein Stutzer,
Tänzelnd leuchtet ihm ein weißes
Füßchen durch die Unterwelt.

Die Schweizer des Herrn von Tremouille

Herr Karl war verdrossen,
Sein Pulver verschossen:
«O Gunst der Bellona, du wandelndes Glück!
Umstarrt allerenden
Von Felsen und Wänden,
Laß ich meine herrlichen Büchsen zurück?»

Da kam aus der Pouille
Herr Ludwig Tremouille
Und sprach: «Ich bezwinde die schwindelnde Bahn!
Nicht Rosse, nicht Farren
Vor Büchsen und Karren!
Ich spanne mich selbst und die Schweizer daran.

Die kennen die Berge!
 Das sind keine Zwerge
 Wie deine Gascogner, die zapplige Brut!
 Die haben dir Arme,
 So harte, so warme!
 Herr König, ich steh für die Büchsen dir gut!

Ihr Herrn aus den Bünden,
 Bedenkt eure Sünden:
 Den rollenden Würfel, den Becher, die Dirn!
 Die wollen wir fegen
 Auf brennenden Wegen,
 Die büßen wir heute mit tiefender Stirn!»

Weg warf er die Jacke,
 Daß fester er packe
 Das Seil, um die erste Kanone geknüpft –
 Da jauchzten die Buben
 Und schoben und huben,
 Im Nu aus den puffigen Wämsern geschlüpft.

Der stämmige Berner,
 Der lustge Luzerner,
 Sie streiften die nervigen Arme sich nackt,
 Die Kinder der Rhone,
 Der braune Grisone,
 Sie zogen die rasselnden Büchsen im Takt.

Ein knarrendes Stöhnen,
 Metallenes Dröhnen!
 Sie fuhren zu Berg mit der Herde von Erz,
 Vorüber den Schründen,
 Die Herrn aus den Bünden,
 Als ging es zum Reigen mit Jubel und Scherz.

Ein prächtiges Wetter!
 Drommetengeschmetter
 Erschüttert die blaue, die strahlende Luft.
 Ihr schollt, Apenninen,
 Von hellen Klarinen
 Und klangt bis in eure verborgenste Schlucht!

Doch hartes Bedenken!
 Da gabs keine Schenken
 Für durstige Gaumen und siedendes Blut.
 Herr Ludwig ruft munter:
 «Bald geht es bergunter!»
 Und reißt an dem Seil in der sengenden Glut.

Wie kicherte Flore,
 Wie höhnte Aurore,
 Erblickten hemdärmlich den Ritter sie hier!
 Mit keuchender Lunge,
 Mit lechzender Zunge
 Den zierlichen Helden an Fest und Turnier!

Noch einmal geschoben,
 Und jetzt sind sie oben!
 Sie rasten, auf glühende Felsen gestreckt,
 Und sehen mit Weiden
 Und goldnen Getreiden
 Die fette lombardische Fläche bedeckt.

Der Liebling der Frauen
 Nahm, sich zu beschauen,
 In Züchten sein silbernes Spieglein hervor,
 Besah in der Wildnis
 Sein schreckliches Bildnis
 Und fluchte: «Potz Blitz! Ich bin Ludwig der Mohr!»

Die Seitenwunde

Über ihre Tore statt der Muse
 Meißeln die Baglioni die Meduse,
 Und an ihren grausen Hochzeitsfesten
 Kämpft der Bräutigam mit seinen Gästen.

Heute liegen wieder sie wie Garben:
 Blutgenossen, die, sich würgend, starben!
 Wo des Bruderhasses Fackel brannte,
 Sucht das Kind und findets Atalante.

Niederstarrend, auf das Knie gesunken,
 Hebt des Sohnes Haupt sie jammertrunken,
 Drüber hebt sie die geballte Rechte,
 Daß sie fluche diesem Mordgeschlechte . . .

Ihres Knaben Haupt, ein blondes ist es,
 Wie das dorngekrönte Haupt des Christes!
 Wie des Christes Haupt ists ein erbleichtes,
 Auf die Schulter friedevoll geneigtes!

Ihrem Knaben steht die Seite offen,
 Wo der Speer Longins den Herrn getroffen . . .
 Haß und Fluch erlischt auf ihrem Munde,
 Sie verehrt die heilige Seitenwunde . . .

Cäsar Borjas Ohnmacht

Wer bin ich? Einer, welcher unterging,
 Den Kranz im Haar, den Becher in der Faust,
 Mit einem herkulanischen Gelag
 Von einem ungeheuren Sturz bedeckt?
 Ich weiß den Becher nur und meinen Sturz . . .
 Im Belvedere . . . Gestern . . . Am Bankett . . .
 Den Becher, ihn kredenzte schlürfend mir
 Der Papst, der ewig heiter lächelnde,
 Denn Cäsar Borja bin ich, Sohn des Papsts!

Die Ampel über meinem Lager kämpft
 Mit eines neuen Tages fahlem Schein . . .
 Obs gestern oder ehegestern war,
 Ich weiß es nicht, doch *eines* weiß ich wohl:
 In jenem Becher gor der Borja Gift.
 Er galt dem Gast, dem Bischof. Selbst gewürzt
 Hat sich der Vater ewgen Schlummers Trunk!
 Ein Becher ward verwechselt. Warum nicht?
 Verrat des Schenken? Zufall? . . . Es geschah.
 Ich lebe. Meine Drachenkraft bezwang
 Das Drachengift. Die Stunde ruft. Zur Tat!
 Leer steht ein Thron, und eine Krone rollt.
 Verbraucht ist das Apostelmärchen. Weg
 Damit! Der Vater war der letzte Papst!

Ein König folgt ihm nach, und der bin ich.
 Entscheidungsstunde, nicht erschreckst du mich,
 Ich habe lange dich voraus bedacht:
 Entlarve mir dein kühnes Angesicht!
 Du heißest: Heute! Kämmerer, gib das Schwert!
 Reif stehn die Ernten, und die Sichel blitzt.
 Marsch, meine Banden! Richtet das Geschütz
 Auf des Konklave Kammern! Suchst du mich,
 Hauptmann? Im Borgo, sagst du, wird gekämpft?
 Ich komme! Ich vertausendfache mich!
 Ich steige mordend auf das Kapitol,
 Und mit Italiens Krone krön ich mir
 Dies Haupt, das seine Frevel überragt!

Ich träume nur und komme nicht vom Platz.
 Sturm laufend bleib ich eingewurzelt stehn.
 Gelähmte Sehnen! Meuchlerisches Gift!
 Auf einem Krankenlager krümm ich mich.
 Kein Diener hier! Kein Arzt an meinem Pfühl!
 Mietlinge! Meine Stunde schwebt vorbei,
 Mit fliehndem Fuß berührt sie spottend mir
 Die Faust, die ein erdichtet Schwert umkrampft.
 Verweile, Schicksalsstunde . . . ! Doch sie schwebt.
 Ich fühle meiner Feinde heimlich Werk:
 Sie schaufeln, sie minieren, während ich,
 Geschleudert aus der Schranke, liege . . . Dort!
 Die grüne Feuerkugel! Ein Signal
 Von meinen Banden? Nein, ein Meteor
 Zuckt flüchtig durch die schwüle Sommernacht.
 Hier über Romas Kuppeln loht es auf:
 Nahn fackelschwingend meine Banden sich?
 Nein, es ist Borjas Glück, das flammt und brennt,
 Und seine Zinnen stürzen! Wehe mir!
 Dem Valentino netzt die Wimper sich . . .
 Pfui! Ist das eines Weibes Augenlid?

Verzweiflung! Göttin! Stähle meinen Leib!
 Ich winde mich von meinem Lager auf,
 Ich schreite . . . qualvoll . . . , doch ich schreite. Bei
 Der nackten Hölle, Sehnen, strammet euch . . . !
 Verdammnis . . . ! Wieder lieg ich hingestreckt . . . ,

Und ein erdolchter Knabe fesselt mich
 Mit Ringen an den Stein . . . Dort gafft ein Weib,
 Die Haare triefend, mit geschwollnem Hals . . .
 Blutlose Brut! Weg in des Tibers Grab . . .!
 Aus allen Wänden quillt es schwarz hervor
 Und dunkelt über mir . . . Unsagbar Graun . . .

Papst Julius

Halb vom Hades schon bezwungen,
 Von Lemuren schon umschwebt,
 Hat er doch sich losgerungen –
 Sieh, er atmet! Sieh, er lebt!
 Hinter seinen greisen Brauen
 Flammts! Jetzt langt er nach dem Bart,
 Zürnt und schilt den Tod mit rauhen,
 Ungestümen Worten hart:

«Weg mir aus dem Angesichte,
 Larven, die mir bleich gedroht!
 Charon, aus dem Sonnenlichte
 Weg ins Schilf mit deinem Boot!
 Keine Macht ist dir gegeben,
 Bis ich selbst dich rufen mag!
 Heute hab ich noch zu leben
 Einen vollgedrängten Tag!

Arzt, statt deiner faden Tropfen
 Gib mir des Falerners Glut!
 Lasse meine Pulse klopfen,
 Wirf mir Feuer in das Blut!
 Auf die Türen! Weg die Kissen!
 Meine Feldherrn, tretet ein!
 Meine Meister, laßt sie wissen,
 Daß sie dreifach emsig sein!

Regst, Bramante, die geschickten
 Hände du? Vollende doch!
 Diese Augen, sie erblickten
 Gerne deine Kuppel noch!

Michelangelo, willkommen!
 Warum schaust du wieder scheel?
 Dort erblick'ich meinen frommen,
 Meinen süßen Raphael!

Als den Hirten nicht des Lammes,
 Bildet mich als Mosen ab,
 Der den Dränger seines Stammes
 Niederschlug mit wuchtgem Stab –
 Wo die Wasserstürze tosen
 In die Brunnenschale jach,
 Setzet, Meister, mich als Mosen,
 Der die Felsenwand zerbrach!

Moses bin ich in dem Blitze
 Sinais, in Rauch und Dampf:
 Meine donnernden Geschütze
 Enden flammend jeden Kampf!
 Mit den neugegoßnen Stücken
 Bring ich Burg und Stadt zu Fall,
 Schmettre Breschen, breche Lücken
 In den stärksten Mauerwall!

Falkner, sprich, was macht mein Sperber,
 Der die Klaue sich zerstieß?
 Marschalk, sag, wie lebt mein Berber,
 Den zu scharf ich jagen ließ?
 Tummelt, Diener, zum Ergötzen
 Mir im Hof ein feurig Tier!
 Laßt es springen, laßt es setzen
 Vor den alten Augen mir!

Helmt mir die gefurchte Stirne!
 Harnischt mir die welke Hand!
 Der Italien macht zur Dirne,
 Jagt den Fremdling aus dem Land!
 Reicht ein Schwert! Ich will es retten!
 Ruft, Drommeten, ruft zur Schlacht!
 In der Faust zerrißne Ketten,
 Schreit ich durch des Hades Nacht!»

In der Sistina

In der Sistine dämmerhohem Raum,
Das Bibelbuch in seiner nervgen Hand,
Sitzt Michelangelo in wachem Traum,
Umhellt von einer kleinen Ampel Brand.

Laut spricht hinein er in die Mitternacht,
Als lauscht' ein Gast ihm gegenüber hier,
Bald wie mit einer allgewaltgen Macht,
Bald wieder wie mit seinesgleichen schier:

«Umfaßt, umgrenzt hab ich dich, ewig Sein,
Mit meinen großen Linien fünfmal dort!
Ich hüllte dich in lichte Mäntel ein
Und gab dir Leib, wie dieses Bibelwort.

Mit wehnden Haaren stürmst du feurigwild
Von Sonnen immer neuen Sonnen zu,
Für deinen Menschen bist in meinem Bild
Entgegenschwebend und barmherzig du!

So schuf ich dich mit meiner nichtgen Kraft:
Damit ich nicht der größte Künstler sei,
Schaff mich – ich bin ein Knecht der Leidenschaft –.
Nach deinem Bilde schaff mich rein und frei!

Den ersten Menschen formtest du aus Ton,
Ich werde schon von härterm Stoffe sein,
Da, Meister, brauchst du deinen Hammer schon.
Bildhauer Gott, schlag zu! Ich bin der Stein.»

Der Schreckliche

Benvenuto, sprich, was schmiedest
Du wie rasend in der Werkstatt?
Welches ungeheure Kunstwerk?
– «Messer! Scharfe, feine Messer!»

Benvenuto, sprich, was prahlst du?
Welche ungeheure Lüge
Tischest auf du den Gesellen?
– «Ich bin stummer als ein Fischchen.»

Benvenuto, sprich, was drohst du?
Welche ungeheure Mordtat,
Die vor Abend du begehn wirst?
– «Ich bin frömmere als ein Lämmlein.»

Benvenuto bringt die Eisen
Meister Jakob von Perugia,
Der den kranken Finger schneidet
Dem gedulden Kind des Goldschmieds.

Benvenutos glühnde Blicke
Folgen jedem Schnitt des Stahles.
«Raffaella, schmerzt mein Messer?»
«Nein, es schmerzt nicht, Benvenuto.»

Pergoleses Ständchen

Nina, laß den Schlummer fahren!
Bist du denn gestorben? Ach!
Bist du tot in jungen Jahren?
Horch, die Liebe ruft! Erwach!

Aus dem Schlummer sie zu wecken,
Der vor Tod und Sterben graut,
Mischt der Meister einen Schrecken
In den süßen Liebeslaut.

Willst du schweigen! hauchts im Dürer.
Ich bin blühend, bin gesund!
Küsse mich, sagt das Geflüster,
Fühle meinen frischen Mund!

Und der Wohllaut des Gesanges
Ward von Stadt und Land belobt,
Und die Macht des Liebeszwanges
Ward vom jungen Volk erprobt:

Nina, laß den Schlummer fahren!
Bist du denn gestorben? Ach!
Bist du tot in jungen Jahren?
Horch, die Liebe ruft! Erwach!

Da geschahs, daß eine schwarze
Wolke über Napel glitt
Und der Tod sich eine volle
Garbe blühnder Jugend schnitt.

Sant Agnese flammt von Kerzen,
Nina schlummert am Altar,
Pergolese spielt das Requiem
Auf der Orgel wunderbar.

In das Hallen der Posaunen,
In das Rufen, in das Drohn,
In das Zürnen mischt der Meister
Einen süßen Liebeston:

Nina, laß den Schlummer fahren!
Bist du denn gestorben? Ach!
Bist du tot in jungen Jahren?
Horch, die Liebe ruft! Erwach!

Auf Ponte Sisto

Süß ist das Dunkel nach Gluten des Tags! Auf dämmernder
Brücke

Schau ich die Ufer entlang dieser unsterblichen Stadt.
Burgen und Tempel verwachsen zu *einer* gewaltigen Sage!

Unter mir hütet der Strom manchen verschollenen Hort.
Dort in der Flut eines Nachens Gespenst! Ists ein flüchtiger
Kaiser?

Ist es der «Jakob vom Kahn»*, der Buonarotti geführt?
Gellend erhebt sich Gesang in dem Boot zum Ruhme des
Liebchens.

Horch! Ein lebendiger Mund fordert lebendiges Glück.

* In den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts setzte Meister «Jakob vom Kahn» zwischen Ponte Sisto und S. Angelo die Leute über den Tiber.

Chor der Toten

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sicheln und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an göltigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte,
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele –
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

IX. MÄNNER

Lutherlied

Ein Knabe wandert über Land
In einem schlichten Volksgewand,
Gewölke quillt am Himmel auf,
Er blickt empor, er eilt den Lauf,

Stracks fährt ein Blitz mit jähem Licht
Und raucht an seiner Ferse dicht –
So ward getauft an jenem Tag
Des Bergmanns Sohn vom Wetterschlag.

Schmal ist der Klosterzelle Raum,
Drin lebt ein Jüngling dumpfen Traum,
Er fleißigt sich der Möncherei,
Daß er durch Werke selig sei.
Ein Vöglein blickt zu ihm ins Grab,
«Luthere», singts, «wirf ab, wirf ab!
Ich flattre durch die lichte Welt,
Derweil mich Gottes Gnade hält.»

In Augsburg wars, daß der Legat
Ein Mönchlein auf die Stube bat,
Er war ein grundgelehrtes Haus,
Doch kannt er nicht die Geister aus.
Des Mönchleins Augen brannten tief,
Daß er: «Es ist der Dämon!» rief –
Du bebst vor diesem scharfen Strahl?
So blickt die Wahrheit, Kardinal!

Jetzt tritt am Wittenberger Tor
 Ein Mönch aus allem Volk hervor:
 Die Flamme steigt auf seinen Wink,
 Die Bulle schmeißt hinein er flink,
 Wie Paulus schlenkert' in den Brand
 Den Wurm, der ihm den Arm umwand,
 Und über Deutschland einen Schein
 Wie Nordlicht wirft das Feuerlein.

In Worms sprach Martin Luther frank
 Zum Kaiser und zur Fürstenbank:
 «Such, Menschenherz, wo du dich labst!
 Das lehrt dich nicht Konzil noch Papst!
 Die Quelle strömt an tiefrem Ort:
 Der lautre Born, das reine Wort
 Stillt unsrer Seelen Heilsbegier –
 Hier steh ich und Gott helfe mir!»

Herr Kaiser Karl, du warst zu fein,
 Den Luther fandest du gemein –
 Gemein wie Lieb und Zorn und Pflicht,
 Wie unsrer Kinder Angesicht,
 Wie Hof und Heim, wie Salz und Brot,
 Wie die Geburt und wie der Tod –
 Er atmet tief in unsrer Brust,
 Und du begrubst dich in Sankt Just.

«Ein feste Burg» – im Lande steht,
 Drin wacht der Luther früh und spät,
 Bis redlich er und Spruch um Spruch
 Verdeutschte das liebe Bibelbuch.
 Herr Doktor, sprecht! Wo nahmt Ihr her
 Das deutsche Wort so voll und schwer?
 «Das schöpft ich von des Volkes Mund,
 Das schlürft ich aus dem Herzensgrund.»

Herr Luther, gut ist Eure Lehr,
 Ein frischer Quell, ein starker Speer:
 Der Glaube, der den Zweifel bricht,
 Der ewgen Dinge Zuversicht,

Des Heuchelwerkes Nichtigkeit!
Ein blankes Schwert im offenen Streit! –
Ihr bleibt getreu trotz Not und Bann
Und jeder Zoll ein deutscher Mann.

In Freudepulsen hüpf't das Herz,
In Jubelschlägen dröhnt das Erz,
Kein Tal zu fern, kein Dorf zu klein,
Es fällt mit seinen Glocken ein –
«Ein feste Burg» –, singt jung und alt,
Der Kaiser mit der Volksgewalt:
«Ein feste Burg ist unser Gott,
Dran wird der Feind zu Schand und Spott!»

Hussens Kerker

Es geht mit mir zu Ende,
Mein Sach und Spruch ist schon
Hoch über Menschenhände
Gerückt vor Gottes Thron,
Schon schwebt auf einer Wolke,
Umringt von seinem Volke,
Entgegen mir des Menschen Sohn.

Den Kerker will ich preisen,
Der Kerker, der ist gut!
Das Fensterkreuz von Eisen
Blickt auf die frische Flut,
Und zwischen seinen Stäben
Seh ich ein Segel schweben,
Darob im Blau die Firne ruht.

Wie nah die Flut ich fühle,
Als läg ich drein versenkt,
Mit wundersamer Kühle
Wird mir der Leib getränkt –
Auch seh ich eine Traube
Mit einem roten Laube,
Die tief herab ins Fenster hängt.

Es ist die Zeit, zu feiern!
Es kommt die große Ruh!
Dort lenkt ein Zug von Reihern
Dem ewgen Lenze zu,
Sie wissen Pfad und Stege,
Sie kennen ihre Wege –
Was, meine Seele, fürchtest du?

Der Landgraf

Mir sitzt zu Hause jung gezähmt
Und leicht gelähmt
Ein Steinaar im Verliese,
Der martert sich den Hals zu drehn,
Ins Blau zu sehn,
Aus dem er gerne stieße.

So streck ich Landgraf ebenfalls
Den Kopf und Hals
Wohl durch das Kerkergitter,
Ob etwas auf der Straße zieht
Für mein Gemüt,
Ein Schüler oder Ritter.

Der Kaiser, der vergichtet ist,
Drum gerne mißt
Die Kost der harschen Lüfte,
Vergaß, wie schwer ein ganzer Mann
Entraten kann
Das Jagdhorn an der Hüfte.

Ich wurde hinterrücks gefällt,
Ein Netz gestellt
Ward mir mit falschen Schriften!
Wer mir mit lächelndem Gesicht
Die Treue bricht,
Der kann mich auch vergiften!

Wär ich ein römisch blöder Mann,
 Ich wähte dann:
 Damit hätt ichs verbrochen,
 Daß triumphierend ich hinaus
 Zum Gotteshaus
 Schmiß Mühmchen Lisbeths Knochen*!

Jüngst warf ich auf den Festungsrain
 Ein Stüberlein
 Dem Bettler hin, dem lahmen:
 Den schlug der Spanier bis aufs Blut –
 Mich fraß die Wut –
 Der Teufel hol ihn! Amen!

Wohl läg ich besser auf dem Feld
 – Ade, du Welt! –
 Gewundet und erstochen!
 Wie Meister Ulrich Zwingli lag
 Am grünen Hag,
 Den hellen Blick gebrochen!

Nur tröstet mich das eine doch:
 Das päpstlich Joch
 Ist in den Dreck getreten!
 Wir dürfen ohne Klerisei
 und Heuchelei
 Getrost zum Herrgott beten!

Der Rappe des Komturs

Herr Konrad Schmid legt' um die Wehr,
 Man führt' ihm seinen Rappen her:
 «Den Zwingli laß ich nicht im Stich,
 Und kommt ihr mit, so freut es mich.»
 Da griffen mit dem Herren wert
 Von Küsnacht dreißig frisch zum Schwert:
 Mit Mann und Roß im Morgenrot
 Stieß ab das kriegbeladne Boot.

* Die Reliquien der heiligen Elisabeth

Träg schlich der Tag; dann durch die Nacht
 Flog Kunde von verlornen Schlacht.
 Von drüben rief der Horgnerturm,
 Bald stöhnten alle Glocken Sturm,
 Und was geblieben war zu Haus,
 Das stand am See, lugt' angstvoll aus.
 Am Himmel kämpfte lichter Schein
 Mit schwarzgeballten Wolkenreihn.
 «Hilf Gott, ein Nachtgespenst!» Sie sahn
 Es drohend durch die Fluten nahn.
 Wo breit des Mondes Silber floß,
 Da rang und rauscht' ein mächtig Roß,
 Und wilder schnaubt's und näher fuhr's . . .
 «Hilf Gott, der Rappe des Komturs!»
 Nun trat das Schlachtroß festen Grund,
 Die bleiche Menge stand im Rund.
 Zur Erde starrt' sein Augensterne,
 Als sucht' es dort den toten Herrn . . .
 Ein Knabe hub dem edeln Tier
 Die Mähne lind: «Du blutest hier!»
 Die Wunde badete die Flut,
 Jetzt überquillt sie neu von Blut,
 Und jeder Tropfen schwer und rot
 Verkündet eines Mannes Tod.
 Die Komturei mit Turm und Tor
 Ragt weiß im Mondenglanz empor.
 Heim schritt der Rapp das Dorf entlang,
 Sein Huf wie über Gräften klang,
 Und Alter, Witwe, Kind und Maid
 Zog schluchzend nach wie Grabgeleit.

Die spanischen Brüder

«Da find ich dich! In Wintergraus
 Hält dich ein deutsches Donaunest,
 Ein schneebelastet Giebelhaus,
 Kind einer heißen Sonne, fest.

Was treibst du hier? Mit toller Brunst
 Bohrst du dich in Folianten ein?

Vom Teufel kommt die Schwarze Kunst!
Griechisch? Die Kirche spricht Latein!

Darüber sitzest, Nacht um Nacht,
Du auf? Noch qualmt der Lampe Docht!
Auch siehst du bleich und überwacht,
Der sonst so weidlich ritt und focht!

Du darbst? Du meidest jede Lust?
Von allem Denken mach dich frei!
Verbrenn an einer warmen Brust,
Ertränk in Wein die Ketzerei!

Ergreife Schwert und Eisenhut!
Dem Spanier ward die Welt zum Raub!
Nach Flandern! Eh dein Edelblut
Versiegt in ekelm Bücherstaub!

Mein Bruder Juan, komm mit mir,
Beflecke nicht der Diaz Ruhm!
Ersäufe im Guadalquivir
Das gottverdammte Luthertum!

In Wittenberg hast du – absurd! –
Auf einer Schule Bank gehockt!
Bei diesem Dolch an meinem Gurt,
Ich morde den, der dich verlockt!

Der Vater ist ein alter Christ
Und sähe lieber dich im Grab!
Die Mutter, welche gläubig ist –
Der Mutter drückst das Herz du ab!

Nie hat ein Diaz falsch geglaubt!
Nicht wahr? *Uns* tust du nicht die Schmach,
Geliebter Bruder, teures Haupt,
Ich eilte deinen Schritten nach!

Juan, ich reiße dich heraus
Mit dieser meiner Arme Kraft!

Die Rosse stampfen vor dem Haus,
Geführt von meiner Dienerschaft.

Du schweigst? Bekenn mir, obs geschah!
Tatst du den Schritt? Du schüttelst: Nein!
Wirst du ihn tun? Ja? Du nickst: Ja? . . .
Juan, es muß geschieden sein!»

Eng hält den Bruder er umfaßt,
Bang stöhnend senkt er Blick in Blick,
Küßt, küßt ihn noch einmal in Hast –
Und stößt den Dolch ihm durchs Genick.

Er hält den Bruder lang im Arm,
Mit unerschöpften Tränen netzt
Und badet er den Toten warm:
«Noch starbest als ein Christ du jetzt!»

Das Auge des Blinden

Durch das Marktgedräng von Namur
Stelzt ein armer, narbger Krüppel.
«Leute, bringt mich zu Don Juan!»
«Schweigst du wohl! Da ist Don Juan!»

«Schweigst du wohl, blick auf! Da ist er!»
In des Volkes Gasse reitet
Ein Gespenst am hellen Tage:
Don Juan der Österreicher –

Don Juan der Österreicher,
Der im Wein das Gift getrunken
König Philipps, seines Bruders,
Und Don Juan weiß den Mörder.

Seinen Mörder kennt Don Juan,
Auch den armen Krüppel kennt er,
Der den Bügel ihm betastet,
Der die Hand ihm deckt mit Küssen –

Der ihm deckt die Hand mit Küssen:
«Bin zerfetzt wie eine Fahne!
Wohne jetzt in Barcelona –
Braves Volk, bei meiner Ehre!

Braves Volk! Es speist und trinkt mich:
«Alter, leere dieses Glas mir!»
«Alter, kanntest du Don Juan?»
«Sprich uns immer von Don Juan!»

Immer sprech ich von Don Juan!
In den Schenken, an dem Hafen
Gab ich tausendmal zum besten
Bei Lepanto die Viktorie!

Die Viktorie von Lepanto
Gab ich tausendmal zum besten . . .
Hergestelzt bin ich nach Flandern
Zu dem Abgott meines Lebens!

Helle Freude meines Lebens!
Sohn des Kaisers! Kind des Glückes!
Deines Volkes Held und Liebling!
Ruhmgekrönter, junger Feldherr!

Junger Feldherr mit dem Lorbeer
In den goldnen Ringelhaaren,
Mit dem Himmel in den Augen,
Sonnig wie ein Engel Gottes!

Eia, schöner Engel Gottes . . .!»
Durch die Menge, die des Todes
Bild betrachtet, geht ein Schauder.
Juan, der gespenstig bleiche,

Juan mit des Grabes Antlitz
Sucht erstaunt das Aug des Krüppels –
Ist es trunken? Lohts im Wahnsinn? –
Es ist leer. Es ist erloschen!

Ist dem Tageslicht erloschen.
Don Juans zerstörte Jugend
Blüht in eines Blinden Auge
Fort in unversehrter Schönheit.

Die verstummte Laute

Sie mochte gern an seiner Schulter lehnen
In einem weichen Abenddämmerlicht,
Sie barg vor ihm das Rieseln ihrer Tränen,
Den halbenthüllten Reiz der Seele nicht:
«Freund, einzger Freund auf diesem düstern Eiland,
Ich welke! Chastelard, auch du bist bleich!
Schlag deine Laute! Singe mir von weiland!
Von meinem ersten Königreich!»

Er stürmte durch die Saiten: «Jener Tage
Ins Meer gesunkne Sonnen sind verblaßt!
Maria Stuart! Ich erhebe Klage,
Daß du geschluchzt an meinem Herzen hast!
Mit deinen Tränen bade hier dem reinen,
Entseelten Gott die Marmorfüße bleich –
Weib, sündlich ists vor einem Menschen weinen
Mit diesen Augen warm und weich!

Was war ich dir? Der nichtige Vertraute!
Ein Echo, das von deinen Seufzern scholl!
Ein Spiegel, drin sie eitel sich beschaute,
Die Zähre, die dir an der Wimper quoll!
War dir die Laute nur, darauf zu breiten
Die Fingerspitzen, und ich hallte schön –
Ich hasse dich!» Er riß entzwei die Saiten
Mit einem gellen Mißgetön.

Er floh davon, hinaus in Wald und Wildnis,
Doch wo er lechzend schlürft' aus einem Quell,
Sah er im Brunnen ein geliebtes Bildnis
Aus naher Tiefe schimmern dunkelhell,

Sah er ein blasses Angesicht in Zähren,
 Es schwand und blickte wiederum empor,
 Von Sehnen und Erfüllen und Gewähren
 Rauschts um den Born in Schilf und Rohr.

«Maria!» so beginnt in ihrer Kammer
 Am Lager kniend sie das Nachtgebet.
 «Maria!» wiederholt voll Glut und Jammer
 Ein Mund, der neben ihr im Dunkel fleht.
 Sie schreit. Man kommt. Von Fackelglut gerötet,
 Bebt sie vor Zorn: «Ein Mörder! Fesselt ihn!»
 Er lächelt: «Ist sie schön! Auch wenn sie tötet!»
 Und gibt den Schergen sich dahin.

Er schreitet seinem Blutgerüst entgegen
 In einem klaren, kühlen Morgenrot,
 Mit hohlen Blicken flüstert angelegen
 Als hagrer Pater der verummte Tod:
 «Freund, du bekommst es gut! Du wirst entlastet!
 Ich absolviere dich von Lust und Pein!
 Von keiner weichen, weißen Hand betastet,
 Wirst du die stumme Laute sein!»

Das Weib des Admirals

Auf mondenhellem Lager wälzt ein Weib,
 Ein schlummerloses, sich: «O banger Pfühl!
 Auch du, mein sorgender Gemahl, du wachst!
 Wer dürfte schlafen? Horch, die Folter stöhnt . . .
 Erwürgte modern ohne Leichentuch,
 Sieh unser Linnen, Chatillon, wie fein!
 Gen Himmel schreit der Märtrer frommes Blut,
 Ich schreie, Herr, in deinen Armen mit!
 Mein Held, ich rede Zeugnis gegen dich
 Vor Gott, entrollest du dein Banner nicht!»
 Sie schweigt in düstrer Glut. Er sinnt und sagt:
 «Erwäge, Weib, die Schrecken, die du wählst!
 Dies Haus in Rauch und Trümmern! Dies mein Haupt
 Verfemt, dem Meuchelmord gezeigt – geraubt!

Entehrt dies Wappen von des Henkers Hand!
 Du mit den Knaben bettelnd auf der Flucht!
 Wählst du dir solches? Nimm drei Tage Frist!»
 – «Drei Tage Frist? Sie sind vorbei. Brich auf!»

Hugenottenlied

In die Schule bin ich gegan
 Bei dem Meister Hans Calvin,
 Lehre hab ich dort empfangen:
 Vorbestimmt ist alles ewighin!
 Jeder volle Wurf im Würfelspiele,
 Jeder Diebestritt auf Liebchens Diele,
 Jeder Kuß –
 Schicksalsschluß!

Dann bin ich zu Roß gestiegen
 Mit dem Hauptmann Des Adrets,
 Der das Kindlein in der Wiegen
 Würgt und sich ergötzt an Qual und Weh!
 Jeder First, der raucht und dampft und lodert,
 Jeder Tote, der im Graben modert,
 Jeder Schuß –
 Schicksalsschluß!

Die Karyatide

Im Hof des Louvre trägt ein Weib
 Die Zinne mit dem Marmorhaupt,
 Mit einem allerliebsten Haupt.
 Als Meister Goujon sie geformt
 In feinen Linien, überschlan,
 Und stehend auf dem Baugerüst
 Die letzte Locke meißelte,
 Erschoß den Meister hinterrücks
 (Am Tag der Saint-Barthélemy)
 Ein überzeugter Katholik.
 Vorstürzend überflutet er
 Den feinen Busen ganz mit Blut,

Dann sank er rücklings in den Hof.
Die Marmormagd entschlummerte
Und schlief dreihundert Jahre lang,
Ein Feuerschein erwärmte sie
(Am Tag, da die Kommüne focht).
Sie gähnt' und blickte rings sich um:
Wo bin ich denn? In welcher Stadt?
Sie morden sich. Es ist Paris.

Mourir ou parvenir!

Herr Heinrich Guise schrieb. Da rauscht' Gewand –
Es war sein Lieb, das aus der Kirche kam,
Sein zärtlich Lieb, dem schäkernd aus der Hand
Er das mit Gold beschlagne Meßbuch nahm.
Er blättert' drin. Hell wars von Farbenglut
Und keck verschlungner Arabeskenzier –
«Geliebter, dich verdirbt dein Übermut!
Hinweg! Entflieh von hier!

Du bist zu hoch! Der König, feig und schlau,
Bebt wie ein Kind vor deinen mächtgen Braun!
Dich haßt er tödlich – glaub es einer Frau!
Ihn sah ich lächeln jüngst – mich schüttelt Graun!»
Zur Feder griff er. «Flora, schlanke Fei!
Wie könnt ich leben», seufzt er, «fern von dir?»
Und schrieb ins Meßbuch, wo die Zeile frei:
Mourir –

«Versuche Gott nicht! Das Verderben reift!
Hinweg aus Blois! Mein Alles, Schmerz und Lust!
Ich weiß: In diesem Augenblicke schleift
Der Meuchelmord ein Schwert für deine Brust!»
In ihrem Büchlein schrieb er ruhig fort,
Soviel ihm Raum gewährte das Papier,
Als wärs ein auferbaulich Bibelwort:
– Ou parvenir!

«Mich so zu quälen! Schlimm hat mir geträumt!
Mein Gott! Du wandest dich in Todesschmerz!

Hinweg! Jetzt! Heute! Hörst du? Nicht gesäumt!»
 Die Bange zog er kosend an das Herz,
 Sie senkte des betränten Auges Glanz –
 In kühnen Zügen stand der Spruch vor ihr,
 Umrant von einem üppgen Blumenkranz:
 Mourir ou parvenir!

Das Reiterlein

Das Bächlein nimmt nach der Loire den Gang,
 An beiden Seiten
 Auf und ab, die Ufer entlang
 Spähn sie und reiten.
 Sie sind sich so nahe! Sie sind sich so fern!
 «Bonjour, meine Herrn!»
 Grüßt keck eine Stimme.

Ein feurig, unbändig Reiterlein
 Springt ab behende,
 Setzt rechts ein Bein und links ein Bein
 In beide Gelände:
 «Groß ist der Sonne Glut –
 Herrn, meint Ihrs gut,
 Schafft eins zu trinken!»

Rechts kommt ein Pokal und links ein Pokal
 Von verschiedener Helle,
 Der: schäumender Champagnerstrahl,
 Der andre: Purpurwelle –
 «Katholik? Calvinist?
 Hier ein Christ! Dort ein Christ!»
 Er schlürft aus beiden Bechern.

«Mit streitender Théologie
 Mach ich mir nichts zu schaffen.
 Den Guisen überlaß ich sie,
 Den Weibern und den Pfaffen!
 Predgerrock? Meßgewand?
 Stich und Schuß! Mord und Brand!
 Ins Meer geschwemmte Leichen!

Bekennt mir, Herren, frei und frank:
 Wie tut ihr, wann ihr dürstet?
 Ihr setzt euch rittlings auf die Bank
 Und ruft nach Wein und bürstet!
 Zug und Schluck! Schluck und Zug!
 Noch ein Trunk! Nie genug!
 Die einen wie die andern.

Genießt ihr wonnge Minnelust
 Nach Dogmen oder Schulen?
 Kost alle nicht ihr Brust an Brust
 Mit euern trauten Buhlen?
 Tört ihr nicht? Trügt ihr nicht?
 Schwört ihr nicht? Lügt ihr nicht?
 Die einen wie die andern.

Drum lassen wir auf sich bestehn
 Die Lehren, die uns trennten,
 Da wir erbaulich einig gehn
 In allen Elementen:
 Erntefest! Winzertanz!
 Ährenkranz! Traubenkranz!
 Feldruhm und edle Waffen!»

Sprichts, und es fährt ein elektrischer Schlag
 Rundum und setzt alles in Flammen:
 Frankreich hoch! Freudetag!
 Heut wächst es zusammen!
 Sie springen ins Wasser, sie waten im Fluß,
 Sie spitzen die bärtigen Lippen zum Kuß,
 Sie fallen sich all in die Arme.

Der Kleine drückt und küßt und herzt
 Sie alle wie alte Bekannte.
 «Wie aber, Herren, steht es», scherzt
 Er, «mit dem Proviant?
 Alles her! Fleisch oder Fisch!
 Ihr seid geladen heut zu Tisch
 Bei Heinrich von Navarra.»

Die Füße im Feuer

Wild zuckt der Blitz. In fahlem Lichte steht ein Turm.
Der Donner rollt. Ein Reiter kämpft mit seinem Roß,
Springt ab und pocht ans Tor und lärmst. Sein Mantel saust
Im Wind. Er hält den scheuen Fuchs am Zügel fest.
Ein schmales Gitterfenster schimmert goldenhell,
Und knarrend öffnet jetzt das Tor ein Edelmann . . .

– «Ich bin ein Knecht des Königs, als Kurier geschickt
Nach Nîmes. Herbergt mich! Ihr kennt des Königs Rock!»
– «Es stürmt. Mein Gast bist du. Dein Kleid, was kümmerts
mich?

Tritt ein und wärme dich! Ich sorge für dein Tier!»
Der Reiter tritt in einen dunkeln Ahnensaal,
Von eines weiten Herdes Feuer schwach erhellt,
Und je nach seines Flackerns launenhaftem Licht
Droht hier ein Hugenott im Harnisch, dort ein Weib,
Ein stolzes Edelweib aus braunem Ahnenbild . . .
Der Reiter wirft sich in den Sessel vor dem Herd
Und starrt in den lebendgen Brand. Er brütet, gafft . . .
Leis sträubt sich ihm das Haar. Er kennt den Herd, den Saal . . .
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.
Den Abendtisch bestellt die greise Schaffnerin
Mit Linnen blendend weiß. Das Edelmägdlein hilft.
Ein Knabe trug den Krug mit Wein. Der Kinder Blick
Hangt schreckensstarr am Gast und hangt am Herd entsetzt . . .
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.

– «Verdammt! Dasselbe Wappen! Dieser selbe Saal!
Drei Jahre sinds . . . Auf einer Hugenottenjagd . . .
Ein fein, halsstarrig Weib . . . «Wo steckt der Junker? Sprich!»
Sie schweigt. «Bekenn!» Sie schweigt. «Gib ihn heraus!» Sie
schweigt.

Ich werde wild. Der Stolz! Ich zerre das Geschöpf . . .
Die nackten Füße pack ich ihr und strecke sie
Tief mitten in die Glut . . . «Gib ihn heraus!» . . . Sie schweigt . . .
Sie windet sich . . . Sahst du das Wappen nicht am Tor?
Wer hieß dich hier zu Gaste gehen, dummer Narr?
Hat er nur einen Tropfen Bluts, erwürgt er dich.» –
Eintritt der Edelmann. «Du träumst! Zu Tische, Gast . . .»

Da sitzen sie. Die Drei in ihrer schwarzen Tracht
 Und er. Doch keins der Kinder spricht das Tischgebet.
 Ihn starren sie mit aufgerißnen Augen an –
 Den Becher füllt und übergießt er, stürzt den Trunk,
 Springt auf: «Herr, gebet jetzt mir meine Lagerstatt!
 Müd bin ich wie ein Hund!» Ein Diener leuchtet ihm,
 Doch auf der Schwelle wirft er einen Blick zurück
 Und sieht den Knaben flüstern in des Vaters Ohr . . .
 Dem Diener folgt er taumelnd in das Turmgemach.

Fest riegelt er die Tür. Er prüft Pistol und Schwert.
 Gell pfeift der Sturm. Die Diele bebt. Die Decke stöhnt.
 Die Treppe kracht . . . Dröhnt hier ein Tritt? Schleicht dort ein
 Schritt . . . ?

Ihn täuscht das Ohr. Vorüberwandelt Mitternacht.
 Auf seinen Lidern lastet Blei, und schlummernd sinkt
 Er auf das Lager. Draußen plätschert Regenflut.

Er träumt. «Gesteh!» Sie schweigt. «Gib ihn heraus!» Sie
 schweigt.

Er zerzt das Weib. Zwei Füße zucken in der Glut.
 Aufsprüht und zischt ein Feuermeer, das ihn verschlingt . . .
 – «Erwach! Du solltest längst von hinnen sein! Es tagt!»
 Durch die Tapetentür in das Gemach gelangt,
 Vor seinem Lager steht des Schlosses Herr – ergraut,
 Dem gestern dunkelbraun sich noch gekraust das Haar.

Sie reiten durch den Wald. Kein Lüftchen regt sich heut.
 Zersplittert liegen Ästetrümmer quer im Pfad.
 Die frühsten Vöglein zwitschern, halb im Traume noch.
 Friedselge Wolken schwimmen durch die klare Luft,
 Als kehrten Engel heim von einer nächtgen Wacht.
 Die dunkeln Schollen atmen kräftigen Erdgeruch.
 Die Ebne öffnet sich. Im Felde geht ein Pflug.
 Der Reiter lauert aus den Augenwinkeln: «Herr,
 Ihr seid ein kluger Mann und voll Besonnenheit
 Und wißt, daß ich dem größten König eigen bin.
 Lebt wohl! Auf Nimmerwiedersehn!» Der andre spricht:
 «Du sagsts! Dem größten König eigen! Heute ward
 Sein Dienst mir schwer . . . Gemordet hast du teuflisch mir
 Mein Weib! Und lebst . . . Mein ist die Rache, redet Gott.»

Die Rose von Newport

Sprengende Reiter und flatternde Blüten –
 Einer voraus mit gescheitelten Locken –
 Ist es der Lenz auf geflügeltem Renner?
 Karl ists, der Jüngling, der Erbe von England,
 Und die sich nähern in goldener Mailuft,
 Das sind die Giebel und Tore von Newport,
 Drüber das Wappen der Stadt: eine Rose!
 Jubelnde Gassen und jubelnde Wimpel
 Und ein von treibender Jugend geschwelltes,
 Jubelndes Herz in dem Busen des Stuart . . .
 Unter den blühenden Linden des Marktes
 Schreitet ein Reigen von blühnden Gestalten,
 Und eine Schönste mit herzlichem Beben
 Bietet dem Prinzen die Rose von Newport:
 «Seliges Gestern und Morgen und Heute,
 Herr, dir die Rose von Newport bedeute!»

Morgen erzählen die Linden das Märchen
 Von der entblätterten Rose von Newport.

Sprengende Reiter und wirbelnde Flocken,
 Einer voraus mit verwilderten Haaren –
 Ist es der Winter, der finstre Geselle?
 Karl ists, der Flüchtling, der König von England.
 Seit er das Blut seines Volkes vergossen,
 Reitet er neben zerschmetterndem Abgrund . . .
 Und die sich nähern in weißem Gestöber,
 Das sind die Giebel und Tore von Newport,
 Drüber das Wappen der Stadt: eine Rose!
 Nirgend ein Jubel und nirgend ein Wimpel,
 Polternde Hämmer und kreischende Feilen –
 Und ein von eisernen Fäusten gepreßtes,
 Ächzendes Herz in dem Busen des Stuart . . .
 Unter den frierenden Linden des Marktes
 Bettelt ein Kind mit verschatteten Augen,
 Bietet dem König ein dorrendes Röschen:
 «Seliges Gestern und Morgen und Heute,
 Herr, dir die Rose von Newport bedeute!»

Karl, der die Züge des Kindes betrachtet,
Schmal und gespenstig im Spiegel des Elends
Sieht er das eigene Antlitz und schaudert.

Morgen erzählen die Linden das Märchen
Von dem enthaupteten König in England.

Der sterbende Cromwell

Vor der Königsburg in nächtger Stunde
Knickt der Tod die Eichen in die Runde,
Drinne sucht er dann ein zäher Leben
Aus den Wurzeln allgemach zu heben –
Whitehall ist Cromwells Sterbestätte,
Ein Waldenser kniet an seinem Bette!
«Herr, ich komm, ein Kind des welschen Tales,
Wo du bist der Schutzgott jedes Mahles,
Unsern Dank auf deine Knie zu legen,
Leben, Cromwell, mußt du unsertwegen!
Rom befiehlt uns mit seinen Pfaffen,
Unser Herzog rüstet frevle Waffen
Gegen unser Tal, den lautern Glauben
Will er oder uns das Leben rauben!
Doch du sahst in deinen Schmerzensnächten
Uns gefoltert schon von Henkersknechten,
Und du hobest dich in Fieberschwüle,
Auf den Arm gestützt, empor vom Pfühle,
Und du drohtest, über Meer gewendet –
Pfaffen, Henker blieben ungesendet.
Wenn wir, Cromwell, deine Söhne wären,
Herber könnten wir dich nicht entbehren!
Deine bangen Atemzüge geben
Uns den Odem, fristen *uns* das Leben.
Dennoch – wie du leidest, Herr – unsäglich –
Deine Qualen werden unerträglich? –
Dennoch – ob uns Hartes sei beschieden –
Friedestifter, fahre hin in Frieden!»

Miltons Rache

Am Grab der Republik ist er gestanden,
Doch sah er nicht des Stuart Schiffe landen,
Ihn hüllt' in Dunkel eine gütge Macht:
Er ist erblindet! Herrlich füllt mit lichten
Gebilden und dämonischen Gesichtern
Die Muse seines Auges Nacht . . .

Ein eifrig Mädchenantlitz neigt sich neben
Der müden Ampel, feine Finger schweben,
Auf leichte Blätter schreibt des Dichters Kind
Mit eines Stiftes ungehörtem Gleiten
Die Wucht der Worte, die für alle Zeiten
In Marmelstein gehauen sind . . .

Er spricht: «Zur Stunde, da» – Hohnrufe gellen,
Das Haupt, das blinde, bleiche, zuckt in grellen,
Lodernden Fackelgluten, zürnt und lauscht . . .
Durch Londons Gassen wandern um die Horden
Der Kavaliers, Schlaf und Scham zu morden.
Von Wein und Übermut berauscht:

«Schaut auf! Das ist des Puritaners Erker!
Der Schreiber hält ein blühend Kind im Kerker!
Der Schuhu hütet einen duftgen Kranz!
Wir schreiten schlank und jung, wir sind die Sünden
Und kommen ihr das Herzchen zu entzünden
Mit Saitenspiel und Reigentanz!

Vertreibt den Kauz vom Nest! Umarmt die Dirne! . . .»
Geklirr! Ein Stein! . . . Still blutet eine Stirne,
Der Vater schirmt das Mädchen mit dem Leib,
Die Bleiche drückt er auf den Schemel nieder,
Ein Richter, kehrt zu seinem Lied er wieder:
«Nimm deinen Stift, mein Kind, und schreib!

Zur Stunde, da des Lasterkönigs Knechte
Umwandern, die Entheiliger der Nächte . . .
Zur Stunde, da die Hölle frechen Schalls

Aufschreit, empor zu den erhabnen Türmen . . .
Zur Stunde, da die Riesenstadt durchstürmen
Die blutgen Söhne Belials . . .»

So sang mit wunder Stirn der geisterblasse
Poet. Verschollen ist der Lärm der Gasse,
Doch ob Jahrhundert um Jahrhundert flieht,
Von einem bangen Mädchen aufgeschrieben,
Sind Miltons Rächerverse stehengeblieben,
Verwoben in sein ewig Lied.

Der Daxelhofen

Den Hauptmann Daxelhofen
Bestaunten in der Stadt Paris
Die Kinder und die Zofen
Um seines blonden Bartes Vlies –
Prinz Condé zog zu Felde,
Der Hauptmann Daxelhofen auch,
Da fuhr am Bord der Schelde
Der Blitz und quoll der Pulverrauch

Die Lilienbanner hoben
Sich sachte weg aus Niederland
Und schoben sich und schoben
Tout doucement zum Rheinesstrand.
«Herr Prinz, welch köstlich Düften!
So duftet nur am Rhein der Wein!
Und dort der Turm in Lüften,
Herr Prinz, das ist doch Mainz am Rhein?

In meinem Pakt geschrieben
Steht: Ewig nimmer gegens Reich!
So stehts und ist geblieben
Und bleibt sich unverbrüchlich gleich!
Ich bin vom Schwabenstamme,
Bin auch ein Eidgenosse gut,
Und daß mich Gott verdamme,
Vergieß ich Deutscher deutsches Blut!

In Mainz als Feind zu rücken
 Reißt mich kein Höllenteufel fort,
 Betret ich dort die Brücken,
 So sei mir Hand und Schlund verdorrt!
 Nicht dürft ich mich bezechen
 Mit frommen Christenleuten mehr!
 Mein Waffen lieber brechen
 Als brechen Eid und Mannesehr!»

«La la», kirrt Condé, «ferner
 Dient Ihr um Doppel-Tripellohn.»
 Da bricht vorm Knie der Berner
 In Stücke krachend sein Sponton,
 Dem Prinzen wirft zu Füßen
 Die beiden Trümmer er und spricht:
 «Den König laß ich grüßen,
 Das Deutsche Reich befehdt ich nicht!»

Ein Pilgrim

Epilog

's ist im Sabinerland ein Kirchentor
 – Mir war ein Reisejugendtag erfüllt –,
 Ich saß auf einer Bank von Stein davor,
 In einen langen Mantel eingehüllt,
 Aus dem Gebirge blies ein harscher Wind –
 Vorüber schritt ein Weib mit einem Kind,
 Das, zu der Mutter flüsternd, scheu begann:
 Da sitzt ein Pilgrim und Wandersmann!

Mir blieb das Wort des Kindes eingepägt,
 Und wo ich neues Land und Meer erschaut,
 Den Wanderstecken neben mich gelegt,
 Wo das Geheimnis einer Ferne blaut,
 Ergriff mich unersättlich Lebenslust
 Und füllte mir die Augen und die Brust,
 Hell in die Lüfte jubelnd rief ich dann:
 Ich bin ein Pilgrim und Wandersmann!

Es war am Comer- oder Langensee,
Auf lichter Tiefe trug das Boot mich hin
Entgegen meinem ewgen stillen Schnee
Mit einer andern lieben Pilgerin –
Rasch zog mir meine Schwester aus dem Haar,
Dem braungelockten, eins, das silbern war,
Und es betrachtend, seufzt ich leicht und sann:
Du bist ein Pilgerim und Wandersmann!

Mit Weib und Kind an meinem eignen Herd
In einer häuslich trauten Flamme Schein
Dünkt keine Ferne mir begehrenswert.
So ist es gut! So sollt es ewig sein . . .
Jetzt fällt das Wort mir plötzlich in den Sinn
Der kleinen furchtsamen Sabinerin,
Das Wort, das nimmer ich vergessen kann:
Da sitzt ein Pilgerim und Wandersmann!

HUTTENS LETZTE TAGE

Eine Dichtung

FRANZ WILLE und ELIZA WILLE
zu eigen

Da mirs zum erstenmal das Herz bewegt,
Hab ich das Buch auf euern Herd gelegt,
Und nun, so oft es tritt ans Tageslicht,
Vergißt es seine alten Wege nicht.

... Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch ...

Die Ufenau

I

Die Landung

Schiffer! Wie nennst du dort im Wellenblau
Das Eiland? – «Herr, es ist die Ufenau!»

Ein grüner Ort. Dank, Zwingli, für die Rast,
Die du, der Gute, mir bereitet hast!

In braunen Wölklein wirbelt auf ein Rauch,
Bewohnt von Menschen scheint das Eiland auch.

Willkommen, mein gewünschtes Ithaka!
Ein irrender Odysseus bin ich ja.

Viel kämpften, edler Dulder, beide wir;
In andern Stücken gleich ich wenig dir.

Und nicht im Eignen werd ich wohnen dort,
Ich bleibe Gast auf Erden immerfort.

Dir, Vielgewandter, ward ein besser Los,
Du warst an Klugheit und im Lügen groß!

Und ohne deine Göttin fahr ich hier ...
Ein Kirchlein winkt herüber still zu mir.

Sieh dort! Ein Mann erwartet mich am Strand.
Er grüßt. Den Priester kündet das Gewand.

Es ist der Arzt, den Zwingli mir verhieß . . .
Hier waltet Friede wie im Paradies!

Die Wache hält ein Eichbaum düsterkühn
Und färbt den kleinen Hafen dunkelgrün.

Der Ferge mäßigt seinen Ruderschwing
In breiter Abendschatten Dämmerung.

Mein Wirt, der Pfarrer, hat ein mild Gesicht,
Mit diesem Antlitz disputier ich nicht . . .

– «Die Hand, Herr Hutten! Tretet aus dem Kahn!
Ihr seids. Das Falkenauge zeigt es an.»

Wes ist der Boden? – «Klostergut. Doch jetzt
Schier herrenlos; hier wohnt Ihr unverletzt.»

Wie stark ist, Pfarrer, die Besatzung hier?
– «Der Schaffner drüben, ich und, Ritter, Ihr.»

Du gibst mir Herberg unter deinem Dach?
– «Ihr habt in meinem Haus das Gastgemach.

Hierdurch! Jetzt, Ritter, bückt Euch, tretet ein!
Die Tür ist niedrig, das Gemach ist klein;

Doch steht der Bau nach allen Seiten frei,
Ihr schlürft Bergluft ein als Arzenei

Und schauet auf den hellsten See der Schweiz,
Das Auge ruht in dieser Bläue Reiz.

Dem einen Ufer fern, dem andern nah,
Haust, Ritter, Ihr nicht allzu einsam da.

Machts Euch bequem! Hier werdet Ihr gesund!»
Ich glaubs. So oder so! Wahr spricht dein Mund.

II

Die erste Nacht

Ich hörts im Traum und hör es noch erwacht:
Glockengetöne wandert durch die Nacht.

Nicht Domesglocken sind es dumpf und schwer,
Des Schaffners Herde weidet um mich her.

Sie läutete vom nahen Wiesenrain
In die Gefilde meines Traums herein.

Mir träumte von der Ahnen Burg so schön,
Die auch umklungen wird von Herdgetön.

Vor zwanzig Jahren aus der Väter Haus
Zog ich mit leichtem Wanderbündel aus.

Das größte Stück der Arbeit ist getan,
Nun hebt das Herdeläuten wieder an.

Der Reigen, der die Wiege mir umfing,
Hallt wieder hell und schließt den Schicksalsring.

III

Huttens Hausrat

Ich schau mich um in meinem Kämmerlein
Und räume meine Siebensachen ein.

Ich gebe jedem seinen eignen Ort,
Die Klinge lehn ich in den Winkel dort.

Die Feder leg ich, meinen besten Stolz,
Auf diesen Tisch von rohem Tannenholz.

Mein ganzes knappes Hausgerät ist hier,
Mit Schwert und Feder half und riet ich mir.

In einer schwertgewohnten Hand begehrt
Die Feder ihre Fehde, wie das Schwert.

Erst flog sie wie der Pfeil in Feindes Heer,
Doch meine Feder wuchs und ward zum Speer!

Frohlockend stieß ich sie, ein tötend Erz,
Der Priesterlüge mitten durch das Herz.

Und Schwert und Feder, wann mein Arm erschläft,
Sind Huttens ganze Hinterlassenschaft.

Mein Schwert, das länger ich nicht führen kann,
Ergreifen mags getrost ein andrer Mann –

Von keinem Finger werde sie berührt,
Die Feder, welche Huttens Hand geführt!

Die streitet fort. Sie streitet doppelt kühn,
Wann ich vermodert bin im Inselgrün.

IV

«Ritter, Tod und Teufel»

Weil etwas kahl mein Kämmerlein ich fand,
Sprach ich zum Pfarrer: Ziere mir die Wand!

– «Da meine Brief und Helgen! Hutten, schaut,
Was Euch belustigt oder auferbaut!

Ergötzt Euch «Ritter, Tod und Teufel»* hier?
Nehmt hin das Blatt! Der Ritter, Herr, seid Ihr.»

Das sagst du, Pfarrer, gut. Ich häng es auf
Und nagl es an mit meines Schwertes Knauf.

* Der berühmte Kupferstich Albrecht Dürers

Dem garstgen Paar, davor den Memmen graut,
Hab immerdar ich fest ins Aug geschaut.

Mit diesen beiden starken Knappen reit
Ich auf des Lebens Straßen allezeit,

Bis ich den einen zwing mit tapferm Sinn
Und von dem andern selbst bezwungen bin.

V

Konsultation

Gib deine Weisheit kund! Was ist ihr Schluß,
Mein Gastfreund, Seelenhirt und Medikus?

Berichtet hab ich dir, was ich vermocht,
Du hast mir lauschend an die Brust gepocht.

Wie stehts? Sag an! – «Herr Hutten, Eure Kraft
Erliegt dem Stoß der Herzensleidenschaft,

Und Euer Geist, das scharfe Schwert, zerstört
Den Leib, die Scheide, die zum Schwert gehört.

Des Leibes strengstes Fasten tut es nicht,
Solang die Seele noch die Fasten bricht.

Beschränket Euch auf dieses Eiland hier!
Horcht nicht hinaus, horcht nicht hinüber mir!

Vergesset, Ritter, was die Welt bewegt
Und Euch in jeder Fiber aufregt!

In dieser Bucht erstirbt der Sturm der Zeit:
Vergesset, Hutten, daß Ihr Hutten seid!»

Für deinen weisen Ratschlag habe Dank!
Ich sehe schon, ich bin zum Sterben krank.

Wie? Wenn der Papst die Christenheit betrügt,
So ruf ich nicht: Der arge Römer lügt?

Wie? Wirft die Wahrheit auf ihr kühn Panier,
So jubl ich nicht auf meiner Insel hier?

Wie? Stürzt ein deutsches Heer in heißen Kampf,
So atm und schlürf ich nicht den Pulverdampf?

Wie? Sinkt der Sickingen, bedeckt mit Blut,
So brennt michs nicht, wie eigner Wunde Glut?

Freund, was du mir verschreibst, ist wundervoll:
Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll!

Das Buch der Vergangenheit

VI

Das Geflüster

Erinnrung plaudert leise hinter mir
Auf diesen stillen Inselfaden hier.

Sie rauscht im Eichenlaub, im Buchenhag,
Am Ufer plätschert sie im Wellenschlag,

Und mag ich schreiten oder stille stehn,
So kann ich ihrem Flüstern nicht entgehn.

Da streck ich lieber gleich mich aus ins Gras!
Erinnrung, rede laut! Erzähl etwas!

Hier lagre dich, zeig dein Geschichtenbuch!
Und wir ergötzen uns an Bild und Spruch.

VII

Gloriola

Wir malten eine Sonnenuhr zum Spaß,
Als ich in Fuldas Klosterschule saß.

Ringsum ein Spruch gedankentief und fein
Und schlagend mußte nun ersonnen sein.

Der Abbas sprach: «Zwei Worte sind gegönnt,
Ihr Schüler, sucht und eifert, ob ihrs könnt!»

Hell träumend ging ich um, mich mied der Schlaf,
Bis mich wie Blitzesstrahl das Rechte traf:

«Ultima latet.» Stund um Stunde zeigt
Die Uhr, die doch die letzte dir verschweigt.

Der Abbas sprach: «Das hast du klug gemacht.
Es ist antik, und christlich ists gedacht.»

Manch Kränzlein hab ich später noch erjagt,
Wie dieses erste hat mir keins behagt;

Denn Süßres gibt es auf der Erde nicht
Als ersten Ruhmes zartes Morgenlicht.

VIII

Der Stoff

Als ich von hoher Schule Weisheit troff,
Bat ich die Muse: Jungfrau, gib mir Stoff.

«Wohlan, Herr Ritter», sagte sie, «bedenkt,
Ob etwa jemand Euch das Herz gekränkt?»

Ich sprach: Die Lötze schenkten mir Gewand
Und nahmens wieder mir mit Räuberhand.

Zornmütiger Querelen zweimal zehn
Ließ gegen Sohn und Vater ich ergehn.

Was, Muse, nun? Gib Stoff! Hilf ab der Not!
Sie sang: «In Schwaben rinnt ein Bächlein rot.»

Da rannt ich wütend Herzog Ulrich an,
Der Vetter Hansen schimpflich abgetan.

Und wieder sprach ich zu der Muse nun:
Ich bin der starke Knecht. Frau, gib zu tun!

Sie lachte. «Ritter, mäßigt Euern Sturm!
Sonst singt Ihr um den Steckelbergerturm.»

Gib, Muse, Stoff! Erhöre mein Gesuch!
Gib Stoff! Ein starkes, dauerhaftes Tuch!

«Ein sächsisch Mönchlein aus der Kutte schloß.
Da, Ritter, habt Ihr einen guten Stoff!»

IX

Epistolae obscurorum virorum

Wir scharnten uns zu lustgem Mummenschanz,
Kapuzen über vollem Lockenkranz!

Wir trugen Pfaffenlarven heuchlerisch
Und blitzten draus mit Augen jugendfrisch.

Wir schlurften tappig mit Sandalentrtritt,
Wir äfften nach bis auf der Kutte Schnitt.

Gründlich studierten wir beim Becherklang
Der Mönchlein närrischen Gedankengang.

Die Dummheit haben wir mit Witz verziert,
Die Torheit mit Sentenzen ausstaffiert!

Wir haben sie zum Spott der Welt gemacht,
Wir haben uns und sie zu Tod gelacht!

Zu Tode? Nein. Wir haben sie geweiht
Aristophanischer Unsterblichkeit.

Schleiferius! Caprimulgius! Ochsenhorn!
Schlaraff! Der saubre Täufling Pfefferkorn!

Wir brachen keck in ihre Zellen ein
Und hausten schlimm in ihrem Bücherschrein.

Wir sprachen ihr Latein – ergötzlich Spiel! –
Und Briefe schrieben wir im Klosterstil:

«Laetificor archangelice
Cum una speciosa virgine!»

Hellauf! Der Narrenglöcklein schriller Schall!
Und heia, hussa, Jagd und Peitschenknall!

Die Pfaffen sprangen über Stock und Stein,
Der Esel bockte, grunzend lief das Schwein.

Du Fest der jugendlichen Grausamkeit,
Verklungen bist du längst! Streng ward die Zeit.

Als wir im losen Mummenschanz getobt,
Da hat man unsers Witzes Salz gelobt;

Doch als die Wahrheit wir im Ernst gesagt,
Da wurden wir, die Jäger, selbst gejagt.

Wir irren heimatlos, geächtet, arm
Und essen fremdes Brot in Not und Harm.

Die Pfäfflein, denen unsre Hetze galt,
Sie tafeln alle noch gesund und alt.

Die Mönchlein, die wir kniffen bis aufs Blut,
Sie bechern alle wieder wohlgemut;

Und schneidet eines apfelschälend sich
Und quillt ein Tropfen Bluts bescheidenlich,

So stöhnt es: «Würdige Brüder, schauet hier!
Das blutige Märtertum erleiden wir!»

X

Der Vetter Hans

Ein schöner Mensch, mit dem das Glück gedahlt,
Hat dunkelm Schicksal schweren Zoll gezahlt.

Fortunens Liebling war der Vetter Hans,
Der mich an Lebenskraft verdunkelt ganz.

Oft dacht ich, dem die Wange früh gebleicht:
In einem solchen Körper lebt sichs leicht!

Das Haupt mit dem gepflegten Bart, er trugs
Siegreich und war von schlankem Edelwuchs.

Er ritt und focht und tanzte meisterhaft,
War aller Fraun und Mädchen Leidenschaft.

Er freite flink. Das junge Weib gefiel
Dem Herzog, und der Teufel trat ins Spiel.

Der Herzog sank vor Vetter Hans aufs Knie:
«Dein Weib! Nicht leben kann ich ohne sie!»

Das fand der Vetter Hans ein seltsam Wort,
Und er bespottets weidlich hier und dort:

«Der Herzog wendet an den Rechten sich!
Den Mann ums Weib zu bitten! Lächerlich!»

Sein Trutzen ward dem Herzog hinterbracht
Und Vetter Hans erwürgt, weil er gelacht.

XI

Der «Ritter ohne Furcht und Tadel»

Als in Pavia ich studierte, ward
Mir dort gezeigt der tapfre Held Bajard.

Der «Ritter ohne Furcht», der nie geflohn,
Befehligte die welsche Garnison.

Nach längst verschollnen Moden trug er sich,
Er und sein Rappe schritten feierlich.

Die abgekommne Cortesie erhob
Er hoch, bedeutend: «Diese Welt wird grob!»

Er hielt den Spiegel ritterlicher Zeit
Vor unsrer jungen Ungebundenheit.

Zu Grabe werde, gab er zu verstehn,
Mit ihm der Glanz der Paladine gehn.

Lang, hager, würdevoll, galant mit Fraun,
War rührend er und komisch anzuschau'n,

Entschwundner Jahre rühmliche Gestalt,
Wenn er den Zeigefinger hob und schalt.

Man grüßte tief und raunte sich ins Ohr,
Der «Ritter ohne Tadel» sei ein Tor.

Doch, daß ich sein gespottet, reut mich schwer;
Denn, Hutten, bist du nicht ein Tor wie er?

Ins Abendgold hat er zurückgeschaut –
Dein Auge späht, wo kaum der Morgen graut.

Dein Ohr vernimmt durch Nebel und durch Nacht
den Siegesjubiläum einer künftigen Schlacht.

Wie Mittagsglut hast du den Strahl verspürt,
Der kaum der Berge Spitzen noch berührt.

Bajard, den du mit manchem Witz verhöhnt,
Bajard sah die Vergangenheit gekrönt!

Er frönte trügerischer Phantasie –
Die Zukunft aber, Hutten, kennst du die?

Wer weiß, erlebst du noch die neue Welt,
Ob sie dem fränkischen Edelblut gefällt?

Wer weiß, ob nicht das Ziel, drob du verscherzt
Der Erde Güter, ist erreicht, dich schmerzt?

Bajard, der ohne Furcht und Tadel war,
Vergib! Reich mir die Hand! Wir sind ein Paar.

Wir sind ein fahrend Ritterpaar, Bajard,
Und taugen beide nicht zur Gegenwart.

XII

Romfahrt

Erwerben wollt ich fremder Muse Gunst,
Den edlen Kranz der alten Redekunst.

Latein gedrechselt hab ich manches Jahr,
Und ein Latein, das schlank und zierlich war.

Nun blieb mir die Rotunde noch zu sehn,
Als Pilger auf das Kapitol zu gehn.

Am Wege traf ich manchen Lorbeerstrauch
Und Myrtenbusch und manchen Fladen auch.

Gewölk und schneidger Wind und Tannenduft
Bekommt mir besser als die welsche Luft.

Die Trümmer sah ich alter Römerpracht
Zur Festung dienen einer Priestermacht.

Entartet und verheuchelt sah ich da
Den Kopf des Claudiers und der Claudia.

Ich sah ein Weib, das mit sich handeln ließ,
Die man die «allgemeine Kirche» hieß.

Ich fand von feiler Schreiberschar entweiht
Die ciceronische Beredsamkeit,

Sah unsrer Väter Glauben in der Hand
Ungläubger Priester als ein Gängelband.

Sag ich es kurz und klassisch, was ich sah
Am Tiberstrom? Cloaca Maxima!

Mich freute Tempel nicht noch Monument.
Mein Volk verachtet sehn! Das würgt und brennt!

Mir den Geschmack zu bilden hofft ich dort,
Und bitter war der Mund mir immerfort.

Mir gor das Blut, die Galle regte sich,
Ich sprach: Jetzt, Hutten, schilt! Sonst tötets dich.

Vor Petri neuem Tempel höhnt ich laut:
Der Simon hats mit unserm Geld gebaut!

Was soll die übermütge Pfarre da
Mit Zinne, Porticus und Statua?

Der Stier im Wappen sagt: Hie hat gehaust
Der Borgia Lust, davors dem Teufel graust!

Der zehnte Leo nun verkauft den Geist,
Der über seinem roten Käppchen kreist!

Du malest, Raffael, zu seinem Glanz?
Mal ihm zur Warnung einen Totentanz,

Damit der Unfehlbare nicht vergißt,
Daß er, wie wir, ein armer Sünder ist!

Ich ging. Mit einem derben Kohlenstrich
Beschrieb des Vatikanes Mauer ich:

«In diesen tausend Kammern thront der Trug!
Ein Deutscher kam nach Rom und wurde klug.»

XIII

Die Ablassbude

Und, sieh, da wälzte sich das Rad der Zeit,
Wir traten mit der welschen Macht in Streit.

Ich schrie: Ihr Männer, geht mir an die Hand:
Des Papstes Ablassbude wird berannt!

Erkaufen Gold und Silber Seelenheil,
So steht es bald auf allen Märkten feil.

Die Ware wird von jung und alt gesucht,
Und nur der arme Schlucker bleibt verflucht.

Die Tasche wende jeder! Ist sie leer,
So trete keck in unser Lager er!

Das rat ich dir, du heilsbedürftger Mann,
Der keinen Ablasszettel lösen kann!

Wir greifen nach dem Himmel unverwehrt!
Uns wird die Seligkeit umsonst beschert!

Ich sprach ein rauhes Deutsch in Hast und Zorn,
Es dröhnte wie vom Turm das Wächterhorn.

Antwort erscholl wie Sturm und Meergebraus:
«Herr Hutten, fasset an und räumt aus!»

XIV

Lügengeister

Der Zaubrer Faust erschien am Hof zu Mainz,
Er liebt der Kardinäle Purpur, scheint's.

Verhangen ward ein Saal und blaß erhellt
Für die Besuche der Gespensterwelt.

Der Kurfürst setzte sich. Ihm stand ich links.
Der bleiche Magier harrete seines Winks.

Natürlich ging die erste Frage da
Nach der erlauchten Bübin Helena.

Er rief der Leda Kind. Es zeigte sich
Ein blanker Fuß und tanzte wunderbarlich.

Das leere Gaukelspiel, das mich verdroß,
Entzückte den vernarrten Pfaffentroß.

«Was schiert die Metze mich? Herr Nekromant,
Seid Ihr mit edlern Toten nicht bekannt?»

– «Wen fordert Ihr?» – «Den Kaiser Konstantin!»
Er rief. Ein Purpurtragender erschien.

«Ich frage Majestät, ob Ihr gedenkt,
Daß sie dem Papst die Ew'ge Stadt geschenkt?»

«Ja», nickte das Gespenst. «Wie? Wo? und wann?
Ein Märchen ists, das Eigennutz ersann!

Es ist Betrug, und das beweis ich stramm
Mit scharfer Kunst, die nennt man Criticam.

Du bist ein Pfaffengeist! Zur Hölle fort!»
Der Lügenkaiser schwand vor meinem Wort.

XV

Das Hütlein

Es war in Brüssel vor dem Ständehaus.
Die Sage ging: Der Kaiser reitet aus!

Noch hatt ich nie das junge Haupt geschaut,
Dem wir des Reiches höchstes Amt vertraut.

Das Buch der Vergangenheit

Ein edles Roß ist unsre Zeit. Es stampft.
Es wiehert mütig. Seine Nüster dampft.

Ob er die Zügel klug und kühn ergreift?
Ob ers bewältigt? Obs ihn wirft und schleift . . .?

Da wir Poeten abergläubisch sind,
Erdacht ich ein Orakel mir geschwind:

Für diesen Kaiser gelte fort und fort
Das erste seinem Mund entfallne Wort!

Er kam. Ein Hütlein trug er, meiner Treu,
Mit Reiherfedern, funkelnagelneu!

Der Himmel macht' ein mißvergnügt Gesicht,
Sich selber fragend: Regn ich oder nicht?

Jetzt klatschten Tropfen auf das Pflaster schwer,
Die junge Stirne legt' in Falten er

Und lugte sorgend zu den Wolken auf.
«Mein altes Hütlein!» rief er, «Kämmrer, lauf!»

Ich aber sprach zu mir: Das wird nicht gut!
Sein erster Ruf geht nach dem alten Hut.

XVI

Das Kindlein in Mainz

O Mainz, du lustger Sitz, du traute Stadt,
Die Huttens Feder oft belobet hat!

Der Mainzer Albrecht war mir redlich hold
Und bot mir manchen Trunk in purem Gold.

Er lauschte meinen kühnen Scherzen gern,
Ich nannt ihn meinen Freund und meinen Herrn.

Ich spottete vor seinem Ohre dreist,
Er zürnte nicht, er ist ein freier Geist;

Doch in der Stunde der Versuchung, ach,
Der Geist war willig, und das Fleisch war schwach!

Ihm hielt ich Treue, bis er mich verstieß.
Wo lebt der Freund, den Hutten je verließ?

Die Kanzlei von Rom schrieb Brief um Brief,
Bis mich der Albrecht nicht mehr zu sich rief.

Geächtet wurde Luther und gebannt –
Ich lebte von der Faust und streift im Land.

Ein treuer Rüde, stahl ich wieder hin
Zum Mainzer mich und still umschlich ich ihn.

Ich blickt ihm ins Gemach: er saß beim Mahl,
Landfremden Pfaffen bot er den Pokal.

Gemunkel ging: mit Luther sei's vorbei,
Der eingetan und aufgehoben sei.

Die langen welschen Nasen nickten fein
Und freuten sich an ihren Schelmerein.

Er lächelte! Mir gab es einen Stich –
Mein Edelfalke, Gott behüte dich!

Ade, mein Albrecht, mein verlornor Hort! –
Ich schlich betrübt mich in die Krone fort,

Wo einst bei Becherklang ich manche Nacht
Mit witzigen Gesellen durchgelacht.

Hier setzt ich mich zu einem Krüge Bier,
Des Wirtes Kind gesellte sich zu mir.

Das Mägdlein, mein ich, stand im vierten Jahr,
Ich fuhr ihm durch das blonde Ringelhaar:

Sag mir dein Nachtgebetlein, wie du's weißt!
Das Kind hub an: «Gott Vater, Sohn und Geist,

Dein Name sei gelobt! Hüt uns vor drei:
Vor Wassersnot und Brand und Kriegsgeschrei!

Den Schiffern gnade du in Nacht und Sturm!
Sei Bruder Martins Burg und fester Turm!

Umschleicht ihn mit dem Dolch ein Mörder wild,
So deck ihn, Herr, mit deinem starken Schild!

Und leidet dein Gerechter Hungersnot,
So schick ihm du durch deine Raben Brot!»

Wer lehrte dich, mein Kindlein, dies Gebet?
– «Die Mutter heißt michs beten früh und spät.»

Nun mein ich aber, daß kein Leid geschicht
Dem Mann, für den zu Gott ein Kindlein spricht.

XVII

Die Mainzerspieße

Sie machten mir ein Kämmerlein bereit,
Doch mied der Schlaf mich drinnen lange Zeit.

Ich hörte, wie das Pflaster dumpf erklang:
Die Mainzer Scharwach schritt mit schwerem Gang.

Mich heimelts aus den alten Zeiten an,
Denn oft mit diesem Heer gedieh mir Span,

Wann nächtlich ich, vom Humpen übermocht,
Mit ihnen auf der Gasse klirrend focht.

Versuchte Männer sinds von Schluck und Hand,
Geworben rings in Hoch- und Niederland.

Ich lauscht im Finstern heiter, und mir schien:
Die Spieße sangen etwas vor sich hin.

Ein alter Brummbaß sang gemütlich vor,
Und zehen Bässe summten nach im Chor:

«Das reine Wort sie sollen lassen stan
Und dafür keinen Dank noch Löhnung han.

Gerichtet ist der Fürste dieser Welt,
Uns tut er nichts, wie saur er auch sich stellt –»

Ich, von den Mainzerspießen aufgebaut,
Sang mit in meiner dunkeln Kammer laut:

«Drum fürchten wir uns wahrlich nicht zu sehr,
Denn unser Gott ist eine starke Wehr.»

XVIII

Die Gebärde

's war in der Krone, daß mich einer fand,
Der mich in meinem ersten Flaum gekannt.

Der Ott von Gemmingen. Er drückte sich
Durch das Gelag und rückte neben mich.

«Heda! Utz! Lieber Utz! Was ward aus dir?
Bist du am Hof von Mainz ein großes Tier?

Bist Doctor utriusque juris du?
Des Kaisers Schreiber oder Rat dazu?

Nein? Nun, was bist du denn? Des Hofgerichts?»
Ich aber sagte trocken: Ich bin nichts.

Jetzt mustert' er mein ausgedient Gewand,
Die hohlen Wangen auch, die magre Hand.

«Eins bist du: Siech! Das redet dein Gesicht!»
Ich glaubte mich geheilt und bin es nicht.

Da streckt' den Finger er und zog damit
Sich sauber um die Gurgel einen Schnitt.

Du rätst . . . ? Er nickte. Drob hab ich gelacht.
Dann hab ich der Gebärde nachgedacht.

Unleidlich scheint dem frohen Kind der Welt
Dein Dasein, Hutten – drum verbrauchs als Held!

Wovor des kühnsten Mannes Busen zagt,
Das sei von dir in freier Lust gewagt!

XIX

Mißverständnis

Der Vater sprach zu mir mit leisem Hohn:
«Verstehst du's, bau mir eine Presse, Sohn!»

(Sie nennen Presse dort im Frankenland,
Was andern Ortes Kelter wird benannt.)

Sprachs und verritt. Ich ohne viel Geschrei
Berief die Meister schwarzer Kunst herbei.

Da ward gesetzt, gedruckt, gepreßt, gedreht,
Viel tausend Blätter flogen rings verweht.

Auf einem ward dem Cajetan gedroht:
«Schlagt, fromme Leute, den Legaten tot!»

Hier stand: «Und würd ich drüber Lands verjagt,
Ich, Hutten, breche durch, ich habs gewagt!»

Und dort: «Die harsche Luft der Freiheit weht,
Ich, Hutten, sporn und stachle früh und spät.»

Das war ein heißer und ein zornger Wein,
Den ich gepreßt am Steckelberger Rain.

XX

Jacta est alea

Nachdem ich meinen großen Wurf getan,
Da hub der Vater mich zu schelten an:

«Du trittst mit Rom in Fehde? Bist du toll?
Mich wunderts, Ulrich, wie das enden soll!

Poet war schlimm und klingt erbärmlich schon,
Doch Ketzer ist noch weit ein schlimmrer Ton!

Erlebt ichs nicht! Ein Sohn in Bann und Acht,
Der meinen grauen Haaren Schande macht!

So, Ulrich, mehrst du deines Stammes Glanz?
Jetzt gehst du halb zerlumpt, bald bist du's ganz!

Was kümmert dich, ob unser Haus zerfällt?
Was kümmert irgend noch dich auf der Welt?

Wenn nur in Holzschnitt du und Kupferstich
Den Lorbeer trägst – was anders kümmert dich?

Du lächelst? Du verziehst den Mund zum Scherz?
Ich wußt es nicht: Du hast ein böses Herz.»

Der Vater sprachs und blickte finster drein,
Mit Tränen bat das fromme Mütterlein:

«Mein süßer Ulrich, laß das böse Spiel!»
Ich gab zur Antwort: Nein! Der Würfel fiel.

Mein Mütterlein, behalt mich lieb und gern!
Bleib du mir milde wie der Abendstern!

Du kränkst mich, Vater, nicht, so herb du bist!
Hier schlägt ein Herz, das guter Meinung ist.

Beleidigt dich mein abgebraucht Gewand,
So laß mich treten aus des Hauses Band!

Ich sei ein Fremdling dir! Du bleibst in Ruh;
Mein Gut, du teilst es meinen Brüdern zu.

Und ärgre, Vater, dich am Lorbeer nicht,
Der nur im Bildnis mir die Stirn umflieht!

Ich selber trage sonder Prunk und Glanz
Im Leben einen schlichten Dornenkranz.

Wozu der Lorbeer? Das hat keinen Sinn.
Ein jeder weiß, daß ich der Hutten bin,

Den weder Zeit noch Tod, noch Acht, noch Bann
Vom Herzen seines Volkes scheiden kann! –

Burg Steckelberg, die von der Höhe schaut,
Von Frankens schönen Hügeln rings umblaut,

Die Brücke nieder! Öffne mir dein Tor!
Ich reit aus dir zum letztenmal hervor.

Blas, Türmer, blas mir noch ein tapfer Stück!
Ich fahr in Kampf und kehre nicht zurück.

XXI

Der Edelstein

Als ich gen Zürich ritt im Abendschein,
Da rief ich aus: «Du schmucker Edelstein!»

Bei Meister Zwingli lebte man nicht schlecht,
Er deckte mir den Tisch mit einem Hecht.

Den hab ich auf der Brücke dann verdaut,
Lustwandelnd nahes Schneegebirg geschaut –

Da sah ich einen unterm Volke gehn,
Von dessen Hute Geierfedern wehn.

Dem bog ich fluchend aus dem Wege schnell,
Denn Herzog Ulrich wars, der Mordgesell!

O blaue Flut, o freier Bergeshauch,
Gibst ein Asyl du dem Tyrannen auch?

XXII

Der Komtur

Als ich entlang das helle Seegestad
Nach Pfäfers ritt ins heiße Felsenbad,

Wo man in Unterwelt und Wellenguß
An schwankem Seile niederschweben muß,

Wo keck zur Hölle fahren Mann und Weib
Und wiederkehren mit geheiltem Leib –

Fand ich in Küsnacht gastlich Nachtquartier,
Und scherzend sagte der Komtur zu mir:

«Braucht Ihr Moneten? Tuet nicht verschämt!
Der Pächter brachte zwanzig Gulden. Nehmt!

Werft keinen nieder! Hier ists unerlaubt.
Nehmt! Und Ihr habet bloß den Staat beraubt!

Mein teurer Ritter, nehmet ungeziert!
Wir werden morgen säkularisiert!»

Ich strich es ein und schwang mich in den Sitz
Und lachte: Herr Komtur, Ihr habet Witz.

Und weiter oben, wo sich biegt der See
Und nah und näher tritt der ewge Schnee,

Bespiegelt in der Flut ein Eiland sich,
Daran ich leichten Sinns vorüberstrich.

Ich ließ es rechts im flüchtgen Wellenspiel
Und ahnte nicht mein letztes Wanderziel.

Einsamkeit

XXIII

Die Flut

In meine Kammer blickt das blaue Licht
Der nahen Flut. Ich widerstehe nicht.

Die Mittagssonne rüstet mir das Bad,
Ich schleiche mich verstohlen ans Gestad.

Ich hab es eilig. Wär mein Pfleger hier,
Mich hieß er Waghals und verwehrt' es mir.

Zum Strande nieder führt mich diese Schlucht,
Und krause Wellchen plätschern in der Bucht.

Hinein! Hinaus! Du abgrundkühle Flut,
Wie tust du meinem heißen Herzen gut!

Mit blauen Bannern ziehst du weit heran,
Und immer neue Heere seh ich nahn.

Die Reihen schlagen mit gelindem Prall
Mir an die Brust und brechen sich am Wall.

Noch lob ich meiner Arme Schwung und Zug –
Nur etwas sachter – eben Kraft genug.

Die Kunst des Knaben hab ich nicht verlernt,
Doch sind die Ufer weiter hier entfernt.

Ich schlug als Kind in übermütger Lust
Den sanften Main und trat ihn auf die Brust.

Da hab ich unter mir zu sehn geglaubt
Ein schilfbekränztes, göttlich mildes Haupt.

Es war mir immer nur zu nah das Land,
Mich warf der Flußgott scherzend auf den Sand.

Was einst des Knaben Spiel und Freude war,
Wird nun dem Mann zur Arbeit und Gefahr.

Er weiß es, wenn er ringt und wenn er strebt,
Daß er auf einer Todestiefe schwebt!

XXIV

Was die Glocken sagen

Heut geht am See ein endlos Glockenspiel,
Mir scheint, die taufen und begraben viel.

Wann Menschenblut in neuen Adern kreist,
Erneuert sich der träge Menscheng Geist.

Das Glöcklein sagt, das dort so kläglich schallt:
Ein Pöpstler steigt ins Grab, vergilbt und alt.

Das Glöcklein sagt, das hier so lustig schellt:
Es kam ein kleiner Protestant zur Welt.

XXV

Astrologie

Ihr lieben Sterne, tröstlich allezeit,
Wer dächte, daß ihr arge Zwingherrn seid!

Ihr seids! Als sich die Erde mir erhellt,
Ward mir ein widrig Horoskop gestellt.

Weil, als ich kam, der Widder just geglüht,
Bin ich von unverträglichem Gemüt.

Ein flackernd Himmelsirrlight trägt die Schuld
An meiner Wanderlust und Ungeduld.

Gewissen, lasse fürder mich in Ruh!
Den Sternen schreib ich meine Sünden zu.

Doch überleg es, Hutten! Dreimal nein!
Ein Sklave willst du nie gewesen sein.

Du bist ein Feind von jeder Tyrannei,
Und deine Sünden auch begingst du frei!

XXVI

Homo sum

Ich halte Leib und Geist in strenger Zucht
Und werde doch vom Teufel hart versucht.

Ich wünsche meiner Seele Seligkeit
Und bin mit Petri Schlüsselamt im Streit.

Am Tisch der Fugger speist ich dort und hie
Und schimpfte weidlich Pfeffersäcke sie.

Den Städterhochmut haßt ich allezeit
Und hätte gern ein städtisch Kind gefreit.

Auf ehrenfeste Sitten geb ich viel
Und fröne dem verdammten Würfelspiel.

Ich bin des Kaisers treuster Untertan
Und riet dem Sickingen Empörung an.

Das plumpe Recht der Faust ist mir verhaßt,
Und selber hab ich wohl am Weg gepaßt.

Ich bete christlich, daß es Friede sei,
Und mich ergötzen Krieg und Kriegsgeschrei.

Der Heiland weidet alle Völker gleich –
Nur meinen Deutschen gönne ich Ruhm und Reich!

Das heißt: Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

XXVII

Ariost

Die Feder leg ich weg. Heut ist ein Tag,
Da keine Zeile mir geraten mag!

Wie wend ich ab der Langenweile Fluch?
Ein Buch, Herr Pfarrer! Ein ergötzlich Buch!

– «Zu Dienst, Herr Ritter! Wenn Ihr Welsch versteht?»
Ich konnt es einst und meine noch, es geht.

Woher das Buch? – «Ein welscher Architekt
Las drinnen hier und hats nicht eingesteckt.»

Roland in Furie. Verse, welscher Gauch?
Nun, Verse machen kann der Hutten auch.

Nur keinen Schwulst, mein Dichter, keinen Frost!
Dein Name lautet? Ludwig Ariost.

Mir unbekannt. Dein Erstling, junges Blut?
Respekt! Ich bin ein Alter! Zieh den Hut!

Du hoffst, daß ich dich lese? Wahn, mein Kind!
Ich stöbre durch die Blätter wie der Wind.

Verwunschene Prinzessen – Drachenbrut –
Das tolle Zeug ist für die Kinder gut.

Was soll uns noch die bunte Wunderzeit?
Wir fußen jetzt in harter Wirklichkeit.

Ein frisches Bild! Nun ja – ein feiner Spruch!
Ei Zauber! Üppig Grün entsprießt dem Buch!

Da setzen zwei Verliebte sich hinein,
Das Blatt gewendet, und sie sind allein.

Es kracht! Ein Ritterpaar, das Lanzen bricht!
Die Splitter fliegen auf zum Sonnenlicht

Und fallen nieder, schwärzlich angebrannt,
Auf die Behelmtten, die sich umgerannt.

Hanswurst, gemacht! Das lohn der Teufel dir!
Verspottest du das löbliche Turnier?

Wes Geistes Kind? Laß sehen! Blättre, Hand!
Ein Feldgeschütz erobert Held Roland

Und flucht der Kugel und dem Pulverknall,
Als wären sie des Rittertums Verfall –

Der Sickingen erfuhrs, den, ach, ein scharf
Gezielter Schuß zum Sterben niederwarf!

Gewiß, viel änderte der Pulverblitz!
Und hier – das ist ein kapitaler Witz –,

Hier läuft ein Kerl und schwingt die Hallebard,
Ders nicht bemerkt, daß er getötet ward!

Bei meinem Bart! Das Bild der alten Zeit,
Die noch die Waffen führt und schilt und schreit,

Den jungen Tag bekämpft mit Trutz und List
Und nicht bemerkt, daß sie verstorben ist!

Ich wittre, Welscher, deinen Schlich und Brauch,
Des Witzes scharfen Bolzen schoß ich auch:

Aus wunderbaren Mären seh ich braun
Und lachend eines Schalkes Augen schau'n.

Vor einer Fabelwelt verbeugst du dich
Und grüßest hübsch – und machst sie lächerlich.

Was ich befehdet mit des Herzens Kraft,
Zerstörst du mit des Scherzes Meisterschaft.

Ich reich dir über das Gebirg die Hand,
Mein Meister Ludowig im welschen Land!

In deines Maskenscherzes Fröhlichkeit
Bist du, wie ich, ein echtes Kind der Zeit.

XXVIII

Bin ich ein Dichter?

Das Lied des Welschen wandelt voller Glanz,
Es schwebt wie Musenschritt und Grazientanz.

Der Reim des Welschen hat ein hell Geläut –
Ob ich ein Dichter bin? Das plagt mich heut.

Du zweifelst, Hutten? Hat dich eines Tags
In Augsburg nicht gekrönt der Kaiser Max?

Das gilt . . . ! Auch neben diesem welschen Lied?
Wär ich am Ende bloß ein Verseschmied?

Ich *bin* ein Verseschmied! So nenn ich mich!
Am Feuer meines Zornes schmiedet ich

Rüstung und Waffen zu des Tags Bedarf,
Und, wahrlich, meine Schwerter schneiden scharf!

Der letzte Humpen

Herr Konrad der Komtur vergaß mich nicht,
Und seine Sendung lacht wie Sonnenlicht.

Sie ist, ob auch in schlichtes Stroh gehüllt,
Bis oben an den Rand mit Geist gefüllt.

Statt eines Briefs hat der Bequeme mir
Geschickt den Krug voll Rüdesheimer hier.

Dank! Einmal solche würzge Labe noch!
Ihr Gutes hat die Pfaffengasse doch.

Der Arzt verordnet mir den Wasserstrahl,
Wohlan, ich zeche heut zum letztenmal!

Nicht brauch ich dich zu schwenken, du bist rein,
Du kommst vom Brunnen, hölzern Becherlein!

Herr Rüdesheim, was gibts am Rhein? Wie gehts
Der Klerisei von Mainz? Sie durstet stets?

Erlaucht, auf Schweizerboden keinen Stolz!
Bequemet Euch in dies Gefäß von Holz!

Lab ich allein mich aus dem Zauberquell?
Liegt nirgend hier im Gras ein Zechgesell?

Allein zu trinken ist mir schwer verhaßt,
Ein Mönchlein selber wär mir recht als Gast.

Ein Mönchlein! Wäre nur der Luther hier,
Mit Feuerzungen sprächen beide wir!

Ihn traf der Frundsberg auf der Dornenbahn
Zu Worms mit einem vollen Humpen an

Und sprach ihm zu: «Mach dir die Kehle naß!
Dann rede frisch! In vino veritas.»

Im Weine Wahrheit! Doch auch du bist hie,
Anmutge Lüge, Traum und Poesie!

Aus meinem Becher steigt ein Reigen klar,
Und lächelnd grüßt mich eine Geisterschar.

Voraus die ewig junge Lebenslust,
Sie legt den Lockenkopf mir an die Brust

Und schaut zu mir mit hellen Augen auf:
«Du wirst genesen, Hutten! Zähle drauf!»

Und hier die Blasse mit dem süßen Schein
Der trauten Blicke muß die Liebe sein!

Sie flüstert das beseligende Wort:
«Noch hüte, Hutten, ich dir einen Hort!»

Mit beiden Armen winkt sie Heil mir zu:
«Es ist die Schönste, Hutten! Traue du!»

Und der Poet in meinem Herzen singt,
Von holder Erdefreuden Chor umringt,

In tausend Melodien *ein* Getön:
«O Erde, du bist wonnig, du bist schön . . .!»

Verbleiche, Reigen! Sinnentanz, erlisch!
Herr Reformator Hutten, auf vom Tisch!

Des Weines Hälfte blieb, die heb ich auf
Dem Freunde, kehrt er müd vom Arzteslauf.

Drei Züge noch, das ist die heilige Zahl!
Drei Sprüche noch und sonder lange Wahl!

Den ersten Trunk dem Heiligen Römischen Reich!
Möcht es ein weltlich deutsches sein zugleich!

Den zweiten meinem Kaiser! Möcht er sein,
Der fünfte Karl, so echt wie dieser Wein!

Den dritten bring ich jedem auf der Welt,
Der sich und seinen Becher wacker hält!

XXX

Der Uli

Gelassen schreitet dort im Ackerfeld
Ein rüstger Mann, der späte Saat bestellt.

Schön ist ein jedes Werk das Jahr entlang,
Am liebsten doch ist mir des Säers Gang –

Mein wackrer Albrecht Dürer, mal mir heut
Den lieben Heiland, wie er Körner streut,

Mit einem deutschen Himmel frisch und klar
Und deutscher Landschaft – für den Fronaltar . . .

Als ich mit Zwingli jüngst am Mahle saß,
Erzählt' er etwas, das ich nicht vergaß.

Er sprach: Das wilde Tal, das mich gebär,
Bringt weder Wein noch Frucht im wärmsten Jahr

So kams, daß ich gelebt der Jahre zehn,
Bevor ich Egge, Pflug und Saat gesehn.

Da nahm der Vater mich zu Tale mit,
Die Säer unten zählten Schritt um Schritt

Und streuten edeln Wurfs, geheimen Winks
Die wundersamen Körner rechts und links.

Ich schaute die Gebärden allesamt,
Streng und gemessen, wie beim heiligen Amt,

Und endlich frug ich mit erstauntem Wort:
«Vater! Was tun die Männer Frommes dort?»

Er lachte: «Solches sahst du nie zu Haus!
Sie streun das Brot des lieben Gottes aus.

Was ist dir, Uli? Weinst du? Schäme dich!»
«Ei, Vater, es ist gar so feierlich.»

XXXI

Die deutsche Bibel

Ein frommer Tag, da ich, gestreckt ins Gras,
Die «Schrift, verdeutscht durch Martin Luther» las.

Gern hör ich deiner Sprache, Luther, zu,
Wer braucht das Wort gewaltiger als du?

Auf einer grün umwachsenen Burg versteckt,
Hast du die Bibel und das Deutsch entdeckt.

Ich las, und alte Mär aus Morgenland,
In Fleisch und Blut verwandelt, vor mir stand.

Den Heiland hör ich, der mich traulich lehrt,
Aus einem Fischerboot mir zugekehrt.

Und plaudert' hier am Brunn im Schattenraum
Mit einem Weiblein er, mich wunderts kaum.

Vielleicht dortüben wandelt am Gestad
Durchs hohe Korn er auf verdecktem Pfad . . .

Der Rittersmann, der Knecht im Bauerkleid
Vernimmt von ihm den Weg zur Seligkeit –

Auch seine Henker tragen deutsche Tracht,
Zu Köln wird er im Dornenkranz verlacht,

Und spottend geht an seinem Kreuz vorbei
Ein Chorherr aus der Mainzer Klerisei . . .

Leer steht das Holz. Ein Zettel flattert dran
Mit gotscher Schrift. Es hebt die Predigt an.

Die Feuerzungen wehn. Fest Pfingsten flammt.
Martinus tritt in das Apostelamt.

Der Sturm erbraust, und jede Sprache tönt –
Wie tief das Erz der deutschen Zunge dröhnt!

XXXII

Luther

Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächtger rührt er unsre Menschlichkeit.

Der selber ich der Zelle früh entsprang,
Mir graut, wie lang der Luther drinnen rang!

Er tug in seiner Brust den Kampf verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.

Er brach in Todesnot den Klosterbann –
Das Größte tut nur, wer nicht anders kann!

Er fühlt der Zeiten ungeheuern Bruch,
Und fest umklammert er sein Bibelbuch.

In seiner Seele kämpft, was wird und war,
Ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar.

Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet –
Mich wunderts nicht, daß er Dämonen sieht!

XXXIII

Die Vorrede

Heut übermochte mich – seit langer Zeit
Zum erstenmal – ein Sturm von Lustigkeit.

Ich lag im Gras. Da blitzt' mir durch den Sinn,
Wie mit dem Papst ich umgesprungen bin.

Unbändig lacht ich in der grünen Saat
Und freute mich der frechen Jugendtat.

In einer Widmung und Praefatio
Schrieb ich an unsern Heiligen Vater so:

«Die dir im Amt vorangegangen sind,
Die taugten nichts. Das weiß ein jedes Kind.

Sie fälschten, stahlen, raubten allezeit,
Ein beßrer Mensch ist deine Heiligkeit.

Sie waren Schelme. Meinst du nicht? Verglich
Ich dich mit ihnen, es betrübte dich!

Du billigst meine Rede, weiß ich schon,
Bezeug es, Vater, schriftlich deinem Sohn!

Verkünd es aller Christenheit und gib
Ein Breve: «Ulrich Hutten ist mir lieb!»»

Ich muß es mir bekennen dann und wann:
Nicht völlig ungerecht bin ich im Bann.

XXXIV

Erasmus

Frau Schwermut setzt sich heute neben mich
Und raunt mir zu: «Die Menschen lassen dich.

Du bist ein halbzertrümmert Kriegsgerät,
An dem man achtungslos vorübergeht.

Die Freunde wenden sich von dir mit Scheu,
Nur deine Feinde bleiben dir getreu.

Du warst zu kühn, und streckst du dich erbleicht,
So wird es dir und wird den andern leicht . . .»

Der Schiffer kommt. Freund! Was ist dein Gesuch?
«Hier, Ritter, bring ich etwas wie ein Buch.»

Versiegelt ists. Von wem? Ich weiß es nicht.
Die Rechte zaudert, die das Siegel bricht.

Schickt, Büchlein, dich ein Freund, mich zu erfreun?
Ein Feind, mir alte Wunden zu erneun?

Ich, sonst so kampfgewöhnt und wetterhart,
Auf dieser stillen Insel werd ich zart,

Und dessen Hand so rasch zum Schwerte fuhr,
Friedselig wird er hier wie die Natur.

Wie? Hutten zagt? Enthieltst du Gottes Spruch
Und Urteil selbst, ans Licht, verhülltes Buch!

«Erasmus gegen Hutten. Offner Brief.»
Recht! «Hutten und Erasmus» wäre schief.

Latein ist gut! Latein verdient ein Lob!
Glatt, elegant . . . Potz Blitz, da wird es grob!

«Zerlumpter Ritter!» redest du mich an,
Betitelst mich «verkommener Kumpan!»

«Zerlumpter Ritter!» Ein erbaulich Bild!
Mißgönnt der Bankert mir das Wappenschild?

Ich, Hutten, weiß, wieviel die Tinte tut,
Doch mehr vermag ein dreister Reutersmut!

Der Römling, der in unsern Landen haust,
Erbleicht vor der geschienten Edelfaust!

«Potator, aleator» – Gehts auf mich?
Du munkelst, deutest, heuchelst – schäme dich!

Und hier . . . und hier . . . Nicht möglich! Büchlein, schweig!
Ein Musenliebbling! Und so schlecht und feig!

Erasmus rät den Zürchern – niedrig Tun –
Mir zu verbieten, hier mich auszuruhen.

Mich aufzunehmen in des Gastes Recht,
Gefährlich sei's! Du kennst die Zürcher schlecht!

Das alles, weil ich, der du brav mir schienst,
Dich werben wollte für der Freiheit Dienst.

Mann, wären nicht gezählt die Tage mir,
Zu Basel auf die Bude stieg ich dir!

Ich zöge dich mit diesen Armen, glaub
Es mir, hervor aus deinem Bücherstaub.

Doch zittre nicht! Dir sollte nichts geschehn,
Ich würde nur dir Aug in Auge sehn.

Dein edles Wissen, sprach ich, liegt dir tot,
Du bietest Gold, und wir bedürfen Brot!

Die Menge hungert, ahntest du es nie?
Hervor mit deinen Horten! Speise sie!

Dein Denken, sprach ich, ist ein eitler Traum,
Wächst drangvoll nicht daraus ein Lebensbaum . . .

Was willst du? Weihrauch? Ehrerbietung? Gern.
Du bist ein schimmernd Licht, ein heller Stern!

Vor deinem Ruhme beugt der Hutten sich –
Nun aber, als ein Mann, ermanne dich!

Die Satyrmaske, lege sie beiseit –
Ein offnes Antlitz will die große Zeit.

Freund – alles ist vergeben, rede frei!
Ich schütze dich vor Papst und Klerisei!

Du kennst die Wahrheit, übe nicht Verrat,
Gib Zeugnis! Wage eine Mannestat!

Bekenn, Erasme, ob du ein Papist,
Ein Römer – oder evangelisch bist!

Kein drittes! Gib in klarem Stile dich!
Du kneifst die Lippen – Bist du unser? Sprich . . .!

Dein schlaues Auge blickt mich spöttisch an . . .?
Vale, Erasme! Tot und abgetan!

XXXV

Das Huttenlied

Der Ufenau vorüber glitt ein Kahn
Ganz nah. Fast stieß er an das Ufer an.

Von fahrenden Schülern war der Nachen voll,
Ein Lied aus zwanzig jungen Kehlen scholl.

Im Buchenlaub verborgen, unsichtbar,
Lag nahe zum Berühren ich der Schar.

Das Ruder schlug den Takt der Melodie,
Entlang das Inselufer sangen sie:

«Behüte, Christ, das edel fränkisch Blut!
Es schreibt uns viel köstlich Bücher gut!

Aus Treuen tuts der Ritter, ohne Lohn,
Die Treu verspürt die deutsche Nation!

Der Römer schickt dir Mörder vor die Tür,
Ach, edler Hut aus Franken, sieh dich für!»*

Sie brachen Zweiglein ab vom Buchenhag,
Und keiner ahnte, wer dahinter lag.

XXXVI

Deutsche Libertät

Ein lustig Trommeln zieht den Strand entlang
Mit gellen Pfeifen und mit Kriegsgesang.

Sie lösen ihre Stücke. Rauch und Dampf.
Er lichtet sich. Standarten, Roßgestampf.

Gewaltge Körper! Es ist eine Lust,
Wie sie daherstolzieren selbstbewußt.

's ist Schwyzerboden. Üppig fließt der Sold,
Wild, immer wilder brennt der Durst nach Gold.

Die Äpler haben Lebensüberfluß
Und starkes Blut, daß man sie schröpfen muß.

Wem ziehn sie bei? Die Lilien seh ich wehn,
Zu König Franz wird dieser Reislauf gehn.

Nicht treibt der Schweizer seinen feilen Lauf
Allein. Der Landsknecht nimmt es mit ihm auf.

Der deutsche Ritter auch, er ficht und rauft
Für jeden fremden König, der ihn kauft.

Fürst, Pfaffe, Bauer, Städte, Ritterschaft,
Ein jedes trotzt auf eigne Lebenskraft!

* Huttenlied

Nichtsnutzig eine Freiheit, die vergißt,
Was sie der Reichesehre schuldig ist!

Nichtsnutzig eine deutsche Libertät,
Die prahlerisch in Feindeslager steht!

Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!

Geduld! Wir stehen einst um *ein* Panier,
Und wer uns scheiden will, den morden wir!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

Geduld! Was langsam reift, das altert spat!
Wann andre welken, werden wir ein Staat.

XXXVII

Der Schmied

Am Ufer drüben seh aus einem Schlot
Ich lustge Funken wirbeln purpurrot,

Und Schmied und Amboß kommt mir in den Sinn
Davor ich einst erstaunt gestanden bin.

Als ein vom Weg Verirrter macht ich halt:
Es war um Mitternacht in schwarzem Wald.

Ein riesenhafter Schmied am Amboß stand
Und hob den Hammer mit berußter Hand.

Zum ersten schlug er nieder, daß es scholl
Ringsum im nächtgen Forst geheimnisvoll,

Und rief: «Mach, erster Streich, den Teufel fest,
Daß ihn die Hölle nicht entfahren läßt!»

Den Hammer er zum andern Male hob,
Den Amboß schlug er, daß es Funken stob,

Und schrie: «Triff du den Reichsfeind, zweiter Schlag,
Daß ihn der Fuß nicht fürder tragen mag!»

Den Hammer hob er noch zum drittenmal,
Der niederfuhr wie blanker Wetterstrahl,

Und lachte: «Schmiede, dritter, du die Treu
Und unsre alte Kaiserkrone neu!»

Huttens Gast

XXXVIII

Der Pilger

Mich drückt der Föhn. Er atmet schwer und schwül,
Dort im Kapellendunkel ist es kühl.

Zu einer Abendruhe kehr ich ein
Und werde wohl der einzige Beter sein.

Grüß Gott, mein schwäbscher Nachbar Adalrich*!
Du lächelst blöd. Ein Stümper malte dich.

Ein Kirchlein trägst du sittig in der Hand:
Du schufst ein Kloster, merk ich, hie zu Land!

Du gingest im Geleite deiner Zeit
Und hasts getan in Herzenslauterkeit.

Mir sinkt das Haupt . . . Wer da? Bin ich belauscht?
Am Fuß des Altars hat Gewand gerauscht.

Ein Pilger kniet, der stumm die Lippen regt
Und betend seinen Rosenkranz bewegt.

Ein kühner Wuchs, geduckt in Mönchsgewand!
Und – mein ich – eine schwertgewohnte Hand!

Was haucht mich an? Wie fällt mir plötzlich bei,
Daß dieser Mönch ein böses Wesen sei . . .?

* Der Kirchenheilige der Ufenau

Was flüstert mir im Ohr, daß dieser still
Versunkne Mensch mir an das Leben will . . . ?

Ein Mörder ists, gesendet gegen mich! –
Nein. Ruhig kniet und edel hebt er sich.

Er wendet sich der Uferbrandung zu –
Du bist ein Ritter! Warum pilgerst du?

XXXIX

Die Mahlzeit

Er steht am Strand und scheint hinauszusehn,
Als wollt er auf dem Kamm der Wogen gehn.

Ein Blitz! Er stürzte prasselnd in die Flut!
Das Ufer glomm in bleicher Schwefelglut . . .

Das leidenvolle Schwärmerangesicht
Umgab ein Heilgenschein von Höllenlicht . . .

Mein armer Hutten – du bist leibesschwach!
Ruf du den Pilger lieber unter Dach!

Ins Trockne, Pilger, eh der Regen wogt!
Des Hauses Herr ist fort. Ich bin der Vogt.

Was stehet Ihr verzückt? Ihr werdet naß!
Gebt mir die Hand! Wir treten ins Gelaß.

Seid hier willkommen! Machets Euch bequem!
Wohin die Reise? – «Nach Jerusalem.»

Das, rüstger Pilgrim, liegt meerüber schon.
Ich fragte nach der nächsten Station.

«Dort hinterm Berg: Einsiedelns Gnadenhaus.»
Leer ist das Nest. Die Vögel flogen aus.

Ihr schlagt ein Kreuz, als wär der Böse hier?
Erlaubt! Mit einem Christen redet Ihr!

(Die welsche Frömmerei behagt mir schlecht . . .
Sei freundlich, Hutten! Er hat Gastes Recht!)

Ich wette, Herr, Ihr trugt Soldatentracht,
Nennt mir den Feldzug, den Ihr mitgemacht!

«Pamplonas Wälle, Herr, verteidigt ich.»
Das ehrt. Die Festung hielt sich ritterlich.

Und kämpftet Ihr in keinem neuern Krieg?
«Ich kämpfe stets. Maria gibt den Sieg.»

Sein redlich Bündel trägt ein jeder Christ.
«Maria rettet uns vor Satanslist.»

(Rasch dunkelts. Lodre, Lämpchen! . . . Ein Gesicht,
Das meinem tiefsten Wesen widerspricht!)

Weltfremde Augen voller Traum und Wahn –
Und doch der Mund Entschluß . . . die Stirne Plan!)

Pilger, ich hol Euch einen Becher Wein?
Ihr weigert Euch? So schenkt Euch Wasser ein.

(Er murmelt, exorziert den lautern Quell
In Ketzerland . . . Unheimlicher Gesell!)

– Hidalgo, Ihr beginget wilde Tat
Und suchet jetzt an heiligen Orten Rat?

Ihr büßt? (Er kreuzt die Hände auf der Brust
Und schweigt. Auch mir erstirbt der Rede Lust.

s' ist besser so, uns dürfte Streit entstehen,
Am klügsten ist es, wenn wir schlafen gehn.)

Seht, Pilger, wie der nächtge Himmel loht!
Heut abend fändet schwerlich Ihr ein Boot.

Nehmt hier vorlieb, ist auch der Raum beschränkt!
Wir suchen jetzt die Ruhe, wenn Ihr denkt.

Ihr wollet lagern auf dem nackten Stein?
Das duld ich nicht. Ihr werdet müde sein.

Da meine Decke! Hier den Mantel auch!
Ihr bettet Euch nach schlichtem Feldgebrauch!

Gut Nacht! Ihr seid ein Spanier? – «Ritter, ja.»
Und nennet Euch? – «Iñigo Loyola.»*

XL

Das Gebet

Ein grauser Wetterschlag! Der Donner kracht . . .
Was sah ich dort in blitzerhellter Nacht?

Und wieder jetzt! Ein Rücken – schauerlich,
Der Spanier geißelt mit dem Gürtel sich!

An seinen hageren Schultern rieselt Blut!
Zu beten hebt er an in Andachtsglut.

Gezwungen lauschend, hör ich jedes Wort
Auf jenen qualberauschten Lippen dort:

«Maria, makellos empfangne Magd,
Zu deinen Knien hab ich der Welt entsagt.

Dem irdschen Rittertum ersterb ich hier
Und zeichne mich zum ewgen Knechte dir.

Wo darf ich bluten? Gib das Feldgeschrei!
Du deutest schmerzlich auf die Ketzerei –

* Die Pilgerfahrt Loyolas nach Jerusalem fällt in diese Zeit

Sie haben dir die Krone von dem Haupt
Und aus der Hand die Lilie dir geraubt.

Du weinstest? Deine Tränen brennen mich –
Ich führe deine Sache. Tröste dich!

Ein Wink von dir – so stürz ich in die Schlacht.
Nicht kennst du selbst die Größe deiner Macht!

Im Bibelbuche spricht der eigne Sohn
Zu dir, du Hohe, nicht in würdgem Ton.

Die heiligen Schriften sind der Ketzer Hort –
Du lächelst und besiegst das Bibelwort.

Der einge Richter Christus schreckt die Zeit,
Gern folgt' sie eines Weibes Lieblichkeit.

Wenn sich der Sohn zu Martin Luther kehrt,
Dich krönen wir, die nicht der Wonne wehrt!

Du bebst in aller Abendglocken Erz,
Du füllst die Seele, du beglückst das Herz.

Wir decken dich mit duftgen Rosen zu,
Gen Himmel schwebest ungekreuzigt du!

Die du dem gläubgen Spanier oft erschienst,
Ihm glüht der Busen noch von deinem Dienst.

Dir, Fürstin, werb ich eine Kompanie
Und führe gegen deine Feinde sie.

Ein unbarmherzig Heer, das nie erschlafft,
Versamml ich unter meiner Hauptmannschaft.

Die Ketzer tötend, doch den Sündern mild,
Bekehren wir die Welt zu deinem Bild.

Wo wir zerstörte Tempel wieder weihn.
Besteige, Göttin, den Altar allein!

Und wer zum Erdenweibe dich entweiht,
Gerichtet sei er und vermaledeit . . .!

Tauch unter, Schwan, und aus der Welle Schoß
Erstehe doppelt blank und makellos . . .!

Du lächelst deinem Knecht belohnend zu,
In goldne Himmelsglorie schwindest du . . .»

XLI

Fiebernacht

Der Morgen graut – des Pilgers Stätte leer?
Beim Hahnenruf verschwand gespenstisch er!

Was ich geschaut, ists Wahrheit? War es Traum?
Schief mit dem Teufel ich im gleichen Raum?

Es war ein Spuk! Es war ein Fieberwahn!
Die welsche Fratze hat mirs angetan!

Nein, Wahrheit wars! Kein Morgenwind verweht
Das andachtsvoll irrsinnige Gebet . . .!

Was quäl ich mich? Unfähig ist der Tat
Ein Frömmler! Doch ein Spanier? Ein Soldat?

Kein Mönchlein ists, in Müßiggang erschlaft,
Er hat des Kriegers Zucht und Willenskraft.

Er ist ein Schwärmer! Voller Selbstbetrug!
Daneben ist er wie die Hölle klug!

Ein Weib vergöttern – Aberwitz und Schmach –
Von Even stammend, die den Apfel brach!

Zutunlich naht die üppge welsche Kunst,
Andacht verkuppelnd mit der Sinne Brunst.

Die Kirche steigt phantastisch wieder auf
Und gürtet sich zu neuem Siegeslauf;

Mit feiger Fürstentyrannie gepaart,
Steht sie um ihre Götzen fest geschart;

Der Drache Rom, getroffen bis ins Mark,
Durch seine Wunde wird er wieder stark,

Und von der Wahrheit Schwert des Kopfs beraubt,
Wächst er empor mit einem giftgern Haupt.

O Menschheit, qualenvoller Sisyphus,
Der seinen Felsen ewig wälzen muß!

Ein flüchtig Vorgefecht hat mich genarrt,
Jetzt erst erblick ich meinen Widerpart.

Nun ich auf Erden meinen Tag vertan,
Fängt sich der grimmste Feind zu zeigen an.

Absonderliche Laute: «Loyola» –
Blutstropfen röten diese Silben da.

Das ist ein Name, der die Wahrheit höhnt,
Wie Flammen lodert, wie die Folter stöhnt!

Der Höllensendling wird die Welt durchziehn!
Was stieß ich nieder nicht im Beten ihn?

Pfui, Hutten, Meucheltat! Das Fieber plagt
Und rüttelt dich. Gottlob, der Morgen tagt . . .

Vielleicht wars eine Ausgeburth der Nacht?
Und doch! Hätt ich den Spanier umgebracht!

Menschen

XLII

Die Bilderstürmer

Ich sprach: So, Hutten, kanns nicht länger gehn,
Heut mußst du wieder einmal Menschen sehn!

Und sprang ins Boot und bahnte mir den Pfad
Mit Ruderschlag ans rechte Seegestad.

Ein stattlich Dorf erzielt ich mit dem Boot –
Da regte sichs, als wäre Feuersnot.

Wo sich der Dorfbach in den See ergoß,
Lärmt' eine Männerschar, ein Kindertroß.

Aus ihrem Kirchlein schleppten mit Geschrei
Die Bilder ihrer Heiligen sie herbei

Und warfen in die Flut der Väter Hort
Mit manchem schnöden Witz und frechen Wort.

Der Strudel führte weg den alten Graus
Und wusch der Märtrer blutge Wunden aus.

Wachsherz, Votivgeschenk, Reliquienschrein
Flog alles lustig in den Bach hinein –

Da werd ich eines Steingebilds gewahr,
Mit schwielgen Händen hobs ein Männerpaar,

Und ich erschrak. Es war ein zart Gebild:
Die Magd Maria lächelte so mild

Und sah das grobe Volk so rührend an,
Als spräche sie: «Was hab ich euch getan?»

Wie kam das Werk in dieses Kirchleins Raum?
In Nürnberg selber sah ich Beßres kaum.

Man fühlte, daß ein Meister spät und früh
Daran gewendet lauter Lieb und Müh.

Zerstören, was ein gläubig Herz erschuf,
Gehorsam einem leisen Engelruf,

Vernichten eine fromme Schöpferlust,
Ein Frevel ists! Ich fühlts in tiefer Brust . . .

Gebiet ich Halt? . . . Ich? Ulrich Hutten? Nein!
Ihr Männer, stürzt das Götzenbild hinein!

Ich trat hervor und riefs mit strengem Mund.
Sie warfen. Etwas Edles ging zugrund.

XLIII

Der Trunk

Blaufarbne Krüge brachten her sie dann,
Sie schenkten ein, und das Gelag begann.

– «Dem fremden Herrn ein Glas! Tut uns Bescheid,
Wenn Ihr nicht einer von den Stolzen seid!

Stoßt an, Herr Ritter . . . ! Ihr verzieht den Mund?
Trinkt! Unser Wein ist fürnehm und gesund!

Potz Hagel! Ist Euch unser Wein zu schlecht?
Seid Ihr ein Päpstler oder Fürstenknecht?

Schmeckts?» – Köstlich. – «Noch ein Glas und eines noch
Der deutsche Herr auf Ufnau lebe hoch!»

Ich trank und würgt – es war ein saurer Schluck –
Und schied mit einem biedern Händedruck.

Ich machte mich davon mit guter Art
Und lachte still ergötzt in meinen Bart:

Der ich dem Kaiser und dem Papst gedreut,
Dem Volke zu Gefallen log ich heut.

XLIV

Der Schaffner

Im Paradiese selber träfe man
Wohl einen an, den man nicht leiden kann.

Der Klosterschaffner macht mich nimmer froh
Mit seiner Faunenfratze, pfiffig roh.

Ich möchte höchstens in der Lese sehn
Gekrümmt ihn unter einer Bütte gehn.

Ich Ketzer bin dem Klosterknecht verhaßt,
Und seinen Geiz verdrießt der arme Gast.

Er schielt. Er blinzelt gegens Sonnenlicht,
Und meinen graden Blick verträgt er nicht.

Er wünscht mir: «Euch gedeih der Aufenthalt!»
Und betet: «Hole dich der Teufel bald!»

Ein Schurke, wer mir so ins Angesicht
Und hinter meinem Rücken anders spricht!

Nun hab ich ihn gelobt und damit gut!
Sein wackrer Junge hat gesunder Blut.

Hier wandeln die Geschlechter sich geschwind,
Und anders als der Vater blickt das Kind.

Natur ist in den Hochgebirgen stark,
Und ihre Lüfte stählen Herz und Mark:

Der Junge, der mit Hutten saß im Boot,
Wird brav und treu und bleibts bis in den Tod!

XLV

Der kleine Ferge

Laß, Ruodi, deinen Nachen sachter gehn!
In klare Gründe laß mich niedersehn!

Hier im kristallinen Spiegel farbenmild
Erscheint ein Mann und eines Knaben Bild.

Du schaust empor, von lichter Wolkenzier
Umrahmt. Vor zwanzig Sommern glich ich dir.

Und noch ein ander Bildnis schaut empor,
Das tiefgefurchte kommt bekannt mir vor!

Nun, diese schwer beschriebne Stirn ist mein –
Fürwahr, ich möchte nicht ein andrer sein!

Die Fläche kräuselt sich im Abendwind,
Zergangen beide Bilder. Rudre, Kind!

XLVI

Schweizer und Landsknechte

Heut hat man mit Soldaten mir getischt.
Ein ungebunden Volk. Mich hats erfrischt.

Päpstler und Ketzer saßen im Verein
Bei Unsrer Lieben Frauen Klosterwein.

Sie kamen eben braun und beuteschwer
Bergüber aus der welschen Sonne her.

Gleich frug ich einen, der ein Pflaster trug:
Bekenn, daß dich ein frommer Landsknecht schlug!

Unsinn, daß ihr euch täglich reizt und rauft,
Landsknecht und Schweizer, beide deutsch getauft!

– «Warum, Herr Ritter, ich vom Leder zog?
Weil Heini Wolleb mein Gefühl betrog!

Zum Imbiß saßen unser zwanzig da
In den «Drei Königen» von Mantua.

Rings Pfuhl und Wall. Das Fieber hauchte schwül.
Am Seelisberge, dacht ich, weht es kühl.

Da brüllts. Ein langgezogen ehrlich Muh.
Mich denkts der braunen Lisli, unsrer Kuh.

Und wieder brüllts. Nun kommt mir in den Sinn
Die andre Lisli auch, die Melkerin.

Zum dritten muhts. Aufblinkt der Ürnersee,
Scharf blitzt am Himmel ein Gezack von Schnee . . .

Mir tropft das Aug. Da lacht der Jauch: «Du Stier,
Ein Landsknecht brüllt. Kein Rindlein graset hier.»

Ich fuhr empor: «Bei meinem Eid und Schwur!
So täuschend muht der Heini Wolleb nur!»

Ins Freie rannt ich. Um die Ecke strich
Der Heini grinsend und verhöhnnte mich.

«Steh, Heinz!» Er stand, und ehrlich fochten wir,
Wie Zeugnis gibt das schwarze Pflaster hier.

In sumpfgem Mantovanerboden ruht
Der Heini, der so trefflich hat gemuht.

Ehrbarer Ritter, reichet mir die Hand,
Und wäre sie geächtet und gebannt!

Hier haust Ihr ungekränkt im Firnelicht,
Nur muhet, Herr, auf Eurer Insel nicht*!»

XLVII

Vermächtnis

Der Florentiner grollte vor sich her:
«Der Fremde Treppen, ach wie steil, wie schwer!»

Hier sing ich außerm Reich und doch im Reich
Der Schweizerrasen tritt sich leicht und weich!

Deutschland, vergiß nicht, wer dem Hutten bot
Den letzten Boden und das letzte Brot!

Zu arm bin ich zu einem Gastgeschenk,
So bleibe meiner Schuld *du* eingedenk!

XLVIII

Abendstimmung

Des Morgens lacht wie eine junge Frau,
Streng blickt am Abend meine Ufenau,

Durch Flutendunkel geisterhaft gestreckt,
Von nahen Bergesschatten zugedeckt.

Lang hat sich das Soldatenschiff ergetzt
An einem Echo. Beide schweigen jetzt.

Verklungen ist der Vesperglocke Schall,
Ein dunkler Friede waltet überall.

* Das Muhen, womit der Landsknecht den Schweizer verspottete, hat in jenen Tagen viel Blut gekostet.

Wär ich ein Jüngling voller Leidenschaft,
Beängstigt von der eignen Lebenskraft,

In Tränen löste sich, was bang und wild
Ein junges Herz bestürmt, vor diesem Bild.

Nun hab ich handelnd meine Glut gedämpft,
Den Vesperfrieden hab ich mir erkämpft

Und schreite, wann du, Sonne, dich entfernst,
Getrost durch diesen tiefen Abendernst.

In den gestrengen Zügen der Natur
Empfind ich die verwandte Seele nur.

XLIX

Nachtgespräch

Mit glühnden Spuren ist der Tag entflohn,
Am Himmel blitzen frühe Sterne schon.

Der Alte sitzt auf seiner Lieblingsbank:
Du träumest, Pfarrer? Rück ein wenig! – Dank.

Was schaust verzückt du auf zum Himmelszelt?
Was siehst du droben? – «Ritter, Welt an Welt!

Erfahrt, daß unter uns, die wir bemüht
Um die Natur sind, ein Geheimnis glüht!

Mir hats ein fahrnder Schüler anvertraut.
Neigt Euch zu mir! Man sagts nicht gerne laut.

Ein Chorherr lebt in Thorn, der hat gewacht,
Bis er die Rätsel deutete der Nacht.

Herr Köpernik beweist mit bündgem Schluß,
Daß – staunet – unsre Erde wandern muß!

Wißt, um die Fürstin Sonne kreisen wir
Und glauben dienend uns umkreist von ihr!

Ihr meint, wir sitzen ruhig hier? Erlaubt –
Wir schweben, wie von Adlerkraft geraubt!

Nicht wandern, Ritter, wir allein! Erhebt
Das Haupt! Der ganze Himmel zieht und lebt!

Ein Kreis von Pilgern ists, der uns umringt,
Von denen jeder sanft den andern zwingt,

Und unser Sternlein ist in dieser Schar
Wohl einer der geringsten Pilger gar.

Wir nahmen Welt und Himmel uns zum Raub,
Wir wähten uns das All und sind ein Staub.

Doch besser, als ein König und allein,
Ist, eines großen Ganzen Glied zu sein.

Mit höhern Welten bringt uns unser Gang
In einen leuchtenden Zusammenhang!

Ein neues Leben wird uns aufgetan
Auf hellern Stufen nach durchlaufner Bahn.

Ich lieb Euch, Hutten, und ich möchte gern
Euch wiedersehn auf einem schönern Stern.

Je näher dem Gestirn, das ewig ruht,
Um desto reiner wird die Liebesglut.

Die Leiter ists, die Jakob einst erblickt.
Ihr lächelt, Ritter? Red ich ungeschickt?

Ists zu begehrllich, was mir ahnen will?
Ins Dunkle blicket Ihr und bleibet still . . .»

– Auf Ufnau, Pfarrer, ist der Abend kühl.
Ruhsame Nacht! Ich suche meinen Pfühl

Und laß Euch mit den Sternen jetzt allein.
Ich möchte morgen wieder wacker sein.

Erst dien ich aus auf Erden meine Zeit,
Und bin ich dannzumal nicht dienstbefreit,

Verteilt man auf den Sternen neues Lehn –
Wohlan! Ich denke meinen Mann zu stehn.

L

Mythos

«Herr Ritter, habt Ihr, sagt mirs im Vertraun,
Jüngst eines Mönchleins Ohren abgehaun?

Ists wahr, wo blieb der feine Humanist
Bei der Zyklopentat? Wo blieb der Christ?

Ihr seid ein prächtger Hausgeselle zwar,
Doch habt Ihr ein gefährlich Augenpaar:

Im Zwiegespräche leuchtets heiter mild;
Derweil Ihr sinnt und brütet, droht es wild.

Sagt, tapfrer Ritter, wispert mir ins Ohr,
Ob jenes arme Pfäfflein seins verlor?»

– Pfarrer, Kritik! Bin ich ein Polyphem?
Nie hab ein Glied gekappt ich irgendwem.

Erwirbt ein Erdensohn sich Lob und Preis,
Gleich bildet sich um ihn ein Sagenkreis.

Dem Pfaffen, merkt, hab ich das Haar gerupft,
Den fetten Ohrenlappen auch gezupft –

Das, Pfarrer, ist geschichtlich aufgehellet,
Das andre spielt in schwanker Fabelwelt.

LI

Der Pfarrer

Ein müdes Ruder rauscht. Der Pfarrer kehrt
Zurück, mit einem Pflanzenbund bewehrt.

Dort hoch am Etzel wächst ein kräftig Kraut,
Davon er mir ein heilsam Tränklein braut.

Noch weht die Abendluft nicht allzu frisch –
Im Freien rüst ich beiden uns den Tisch.

Hieher! Dir ist gedeckt! Nimms nicht genau!
Noch fehlt die Wirtin auf der Ufenau.

Trotz deinem grauen Barte mußt du frein!
So reihst du dich der neuen Pfaffheit ein.

Ob diese neue Pfaffenart gedeiht
Und was sie taugt, ist ein Problem der Zeit . . .

– «Der neuen Pfaffheit wünsch ich alles Heil,
Mir selber doch kür ich ein ander Teil.

Mich treibts aus meinem kirchlichen Beruf
Hinaus zu dem, der mich ernährt und schuf,

Der heute noch gelind auf Erden geht,
Von seinem blauen Mantel weit umweht.

Der Kirche schwere Fragen sind verwirrt,
Und ewiglich verdammt ist, wer sich irrt.

Die laß ich ohne Harm auf sich beruhn
Und halte mich zu meinen Pflanzen nun.

Die Körper heilen sei mein künftig Amt,
Zur Sühne, daß ich Seelen einst verdammt!

Ein großer Arzt, der hier im Land verkehrt,
Hat mich der Kräuter stille Kraft gelehrt.

Von Paracelso habt Ihr, Ritter, schon
Gehört, der Mutter Erde Lieblingssohn,

Dem sie geschäftig ihre Schätze zeigt,
Dem plaudernd kein Geheimnis sie verschweigt?

Unfern von hier, am Etzel hält er Haus.
Ich sandte neulich einen Boten aus

Und lud nach Ufenau den Wundermann.
Ich tröste mich, daß er Euch helfen kann.

Ihr zuckt die Achseln . . . Seine Kunst ist groß,
Und, Ritter, Ihr seid gar zu glaubenslos!»

Das Todesurteil

LII

Paracelsus

Gibts auf der Welt ein Herz so männlich fest,
Daß sichs von Hoffnung nicht betören läßt?

Was mir der Freund von Paracelsus sprach,
Das flog mir wie ein lichter Falter nach,

Das senkte sich, mir selber unbewußt,
Ein treibend Keimlein, in die sieche Brust.

Ich sehnte mich, bis der Gewünschte kam,
Wie Mägdlein blicken nach dem Bräutigam.

Heut war er da. Ich lag erbärmlich krank
Im Eichenschatten auf der Rasenbank.

Er tat, als würd er meiner nicht gewahr,
Doch streifte mich sein scharfes Augenpaar.

Er nahm den Pfarrer dort am Strand beiseit
Und sprach zu ihm geheim mit Heftigkeit.

Er hat ein abenteuerlich Gesicht,
So denk ich mir den ernstesten Forscher nicht.

Ich lauschte hin. Ob er mir Rettung schafft?
Und ich vernahm: «Es fehlt die Lebenskraft . . .!»

Mein feines Ohr hat flüstern ihn gehört:
«Hier ist ein edles Organon zerstört . . .»

Indem verstohlen er herübersah,
Raunt' schnell er: «Facies hippocratica . . .!»

Was spricht der Geck das liebe Deutsch nicht rein
Und mischt so garstge fremde Brocken ein!

Er trat heran, er bot die Rechte mir,
Er sprach mit Pomp: «Ich grüße Deutschlands Zier!»

Er nannte mich der Freiheit Turm und Hort,
Von meiner Krankheit redet' er kein Wort.

Mir deucht', daß sich ein Seufzer ihm entwand,
Als seinen Finger ich am Puls empfand.

Drauf hat er meine Verse mir gerühmt,
Der Narr! Er hieß sie «stolz» und «reich beblümt».

«Die Ufnau», sprach er, «wird durch Euch bekannt
Und noch von Kind und Kindeskind genannt.

Nicht einsam lebt Ihr auf dem Eiland hier,
Bevölkert mit Gedanken habt es Ihr!»

Ich dachte: Wie zu dir dein Name paßt!
Bombastus nennst du dich – und sprichst Bombast!

Ihm gab ich das Geleit bis an den Kahn,
Dann stieg den Hügel langsam ich hinan.

Es war ein goldner Morgen im August,
Das zweite Gras gedieh mit Kraft und Lust!

Die ganze dichte blühnde Wiese klang
Und wogt' und schwirrt' und flattert', zirpt' und sang.

Ich schritt in Halm und Blumen, überflammt
Von süßem Sonnenlicht – zum Tod verdammt!

Da warf ich in die duftge Wiese mich,
Verbarg das Haupt und weinte bitterlich.

Und lange lag ich still im grünen Tal,
Mein eigen Bildnis oder Grabesmal.

LIII

Die Beichte

Hier schreit ich über meinem Grabe nun –
Hei, Hutten, willst du deine Beichte tun?

's ist Christenbrauch. Ich schlage mir die Brust.
Wer ist ein Mensch und ist nicht schuldbewußt?

Mich reut mein allzu spät erkanntes Amt!
Mich reut, daß mir zu schwach das Herz geflammt!

Mich reut, daß ich in meine Fehden trat –
Mit schärfren Streichen nicht und kühnrer Tat!

Mich reut die Stunde, die nicht Harnisch trug!
Mich reut der Tag, der keine Wunde schlug!

Mich reut – ich streu mir Aschen auf das Haupt –,
Daß ich nicht fester noch an Sieg geglaubt!

Mich reut, daß ich nur einmal bin gebannt!
Mich reut, daß oft ich Menschenfurcht gekannt!

Mich reut – ich beicht es mit zerknirschem Sinn –
Daß ich nicht Hutten stets gewesen bin!

LIV

Göttermord

Heut aber tat ich, was die Frommen freut:
Entgöttert meine Schriften hab ich heut.

Wo «Zeus» und «Herakles» zu lesen stand.
Schrieb «Jesus Christus» ich mit fester Hand.

Statt «Nektarkrügen» und statt «Bacchanal»
Setzt ich flugs «Abrams Schoß» und «Himmelssaal».

Kein einzger Griechenschwur noch Römerfluch
Prangt mehr in meinem Dialogenbuch.

Ich löge, sagt ich, daß mir Bann und Acht
Des Heidenhimmels großen Kummer macht.

Das Wiesenbächlein flutet leicht und hell –
Was brauchts, daß eine Nymphe bad im Quell?

Brennt Herz und Stirn dem Zecher minder heiß,
Der nichts vom Kranz des Dionysos weiß?

Schierts, ob man einen Sohn des Mars ihn tauft,
Den deutschen Knecht, der todeslustig rauft?

Was heißt: «Ich weihe dich der Furienschar»? –
«Der Teufel hole dich!» ist kurz und klar.

So komm ich heim aus einer tapfern Schlacht:
Ich habe Götz und Götzin umgebracht!

LV

Das fallende Laub

Heut klang ein Beil den ganzen Morgen laut
Und bis zum Abend fort. Der Schaffner baut.

Ein Vordach nur. Doch mocht ichs gerne sehn,
Ists doch ein Werden, ist doch ein Entstehn!

Da war ein Zimmerer, der es wacker trieb
Und seinen Balken säuberlich behieb.

In guten Treuen mühte sich der Mann,
Daß ihm das Wasser von der Stirne rann.

Am Abend kam der Zimmermeister leis,
Mit langgelocktem Bart ein gütger Greis,

Und rührt' dem Knecht, der nimmer wollte ruhn,
Die Schulter, mahnend: «Lieber, feire nun!»

Jetzt ward die Stätte leer; ich aber schlich
Hinaus und auf den Balken setzt ich mich.

Betrachtend das behaune Tannenstück,
Dacht ich ans eigne Tagewerk zurück . . .

Ich starrte nieder, der Gedanken Raub,
Da traf die Schulter mir ein fallend Laub.

Mich schauderte, da ich das Blatt gespürt,
Als hätte mich des Meisters Hand berührt

Und mich gemahnt: Genug! Die Sonn ist fern,
Geh ein, du Knecht, zur Ruhe deines Herrn!

LVI

Reife

Es wendet sich das Jahr, die Welle raucht,
Mein Eiland ist in Morgenduft getaucht.

Vor mir in herbstlicher Verschleierung
Bewegt sich einer Barke Ruderschwung.

Herüber glänzt durch schwankes Nebelspiel
Die hochgetürmte Burg von Rapperswyl.

Zu Häupten mir durch hellre Schleier bricht
Das süße Blau, das warme Sonnenlicht;

Und schwerer hangt die Traube schon am Schaft,
Sie schwillt und läutert ihren Purpursaft,

Sie fördert ihre Reife früh und spat –
Was meinst du, Hutten? Auch die deine naht!

Dämonen

LVII

Der wilde Hutten

Glückselig schreit ich hier im Abendglanz,
In klaren Lüften zittert Mückentanz.

Das Heute war so sonnig, wolkenrein,
Das Morgen wird noch wolkenloser sein.

Ein Zug von Tagen warm und wonniglich
Geleitet zu den Todesschatten mich.

So heiter glaubt ich nicht davonzuziehn,
Der wilde Hutten fährt in Frieden hin.

Nicht allzu köstlich, reiche Erde, hast
Du mich bewirtet, deinen armen Gast!

Nun nehm ich Urlaub, und zur Scheidezeit
Erweisest du mir alle Lieblichkeit;

Nun geh ich, und du sprichst mit leichtem Sinn:
Du wanderst, Hutten? Sieh, wie schön ich bin!

LVIII

Herzog Ulrich

Er wars! Mir pocht das Herz von Groll bewegt,
Und jede Fiber zittert aufgeregt.

Er wars! Er stand auf meiner Friedensstatt,
Der mir den Vetter Hans erschlagen hat,

Der ihm, zu seinem Weib entbrannt in Lust,
Den Degen meuchlings rannte durch die Brust,

Der ihm, da bang er mit dem Tode rang,
Ein Henker!, um den Hals den Gürtel schlang,

Den ich vertrieb von seiner Väter Herd,
Mit meines Gurts und meiner Rede Schwert,

Auf dessen Spur ich wies den Furienchor,
Auf dessen Scheitel ich die Acht beschwor . . .

Ich saß im Hauskleid still am Hügelrand,
Ein philosophisch Büchlein in der Hand,

Da hört ich einen Fremden halb bezechet
Den Schaffner loben, wie man lobt den Knecht.

Ich kannte dieser hohen Stimme Schrein!
Er lachte widrig – er gewährte mein.

Der Trunkne trat mit vollem Humpen vor –
Mir sträubte sich vor Graus das Haar empor;

Mich starr betrachtend, zweifelnd, ungewiß:
«Trink», schrie er, «siecher Bettler, und vergiß!»

Ich bin der Hutten, rief ich, den du kennst!
Er lallte: «Grabentstiegenes Gespenst!»

Ich stieß ihn weg, daß er den Wein vergoß,
Der purpurn über seine Hände floß.

Mit roten Händen, wie im Walde dort
Von meines Veters Leiche, stürzt' er fort.

Verschollen bin ich auf der Erde schon!
Er wußte nicht, daß ich hiehergeflohn.

Warum betrat er meine Friedensflur,
Der Bösewicht, dem ich Verderben schwur?

Der Schaffner wirbt! Schon lange weiß ich drum!
Es treibt sich öfter hier Gesindel um.

Zum Lachen ists! An meinem Sterbehaus
Hangt Herzog Ulrichs Werbefähnlein aus!

Um Blut gefeilscht wird neben meiner Gruft,
Und Schweizerlanzen führen heim den Schuft.

Es scheint, er ist in Zürich angesehen,
Man sieht ihn fleißig dort zur Predigt gehn.

Doch Ulrich Zwinglis lautres Auge kennt
Den Mann, in dessen Blick die Hölle brennt.

Er weiß, daß dieser wohlbeschaffne Christ
Ein Mörder und ein Ehebrecher ist.

Ich tat Bekenntnis meinem Glück zu Trutz,
Der schnöde Bube tuts aus Eigennutz!

Was mir aus tiefstem Herzen quoll empor,
Hält dieser Heuchler sich als Larve vor!

Mit Christi Jüngern sitzt im Tischverband
Wie Judas er, den Beutel in der Hand.

Der Schurke nahm den reinen Glauben an –
Pötz Blut und Wunden, er hat wohlgetan!

Der Meuchler hat das reine Wort bekannt!
Darüber jubiliert das Schwabenland!

Der Gleisner Ulrich zahlt – es ist bequem –
Nicht für den Ulrich mehr von ehemals!

«Rom oder Luther», spottet er beim Wein,
«Schuh oder Stiefel – Herzog will ich sein!»

Ich glaubs, daß er in Stuttgart Einzug hält –
Wer thront im Himmel? Wer regiert die Welt? . . .

Wir stehn im gleichen Lebensalter schier,
Um zehen Jahre schien er jünger mir!

Er ist in voller Manneskraft erblüht,
Ich welke mit verbittertem Gemüt!

Ich büße leichte Jugendsünde schwer,
Den Fluch des Bösen überwindet er!

Er atmet unbeklommen, altert heil,
Und ich? Mir keucht die Brust – das Grab mein Teil!

Er wird von einem guten Sohn geehrt,
Wann längst mich ekles Erdgewürm verzehrt . . .

Dort gleitet durch die Flut des Mörders Boot –
Kein Wetter brütet, keine Wolke droht!

Gerechtigkeit, bist du nicht außer Amt,
Wirf einen Blitz, der tötend niederflammt!

Dort fährt ein Mörder! Hör, Gerechtigkeit,
Was dir der Hutten in die Ohren schreit!

Der Himmel lacht in unverwölktem Licht –
He, hast du Ferien, himmlisch Hofgericht?

Die Waage falsch! Gefälscht das Schuldenbuch!
Wie Wetterlaunen walten Heil und Fluch –

Halt! Frevle nicht! Die Lästung sei verweht!
Beleidge, Hutten, nicht die Majestät!

LIX

Sturm und Schilf

Mit Gott zu hadern ist nicht wohlgetan,
Es lockt Gesellschaft von Dämonen an.

Durch meine Fensterluke spä' ich vor,
Der Wurf der Welle sprüht zu mir empor.

Den schwarzen Riesenbaum am Inselhorn
Umlodert flammender Gewitterzorn.

Aufrauschts im Schilf, wild fährt der Sturm einher,
An tiefsten Lebenswurzeln rüttelt er.

Der Teufel saust im Wind und pfeift und lacht,
Und meinen Namen ruft er durch die Nacht.

«Hei, Hutten, der, von Wellenschaum umspritzt,
Auf einer öden Klosterinsel sitzt!

Du gleichst dem Helden deines Scherzgedichts,
Du bist der Niemand und zerrinnst in Nichts!

Der du gedurstet und gehungert hast,
Hinweg! Mach Raum für einen klügern Gast!

Dir schlag ich eine Grabesinschrift vor:
«Er focht für Wolken, und er war ein Tor.»

Fahr hin! Doch eh du stirbst, der Welt ein Spott,
Erleichtre dir das Herz und lästre Gott!»

Gebärde, Teufel, dich nicht allzu wild!
Entgegen halt ich dir des Glaubens Schild!

Den lichten Helm des Heils zerspellst du nicht
Mit deinen Feuerpfeilen, Bösewicht!

Ein Gutes gibts! Du bist mir ärgerlich –
Und eine Wahrheit! Teufel, hebe dich!

Gesättigt wird das menschliche Geschlecht
Mit Wahrheit werden und getränkt mit Recht!

Der Sturm verstummt. Der Hohn des Bösen schweigt
Dort! Ein Gebilde, das dem Schilf entsteigt!

Es ringt die Hände, wie ein Geist in Pein!
Erblaßt und jammernd, wie mein Mütterlein!

«Was wandeltest den Frieden du in Streit?
Warum zerstörtest du die alte Zeit?

Wo dich die Kirche liebevoll umfing
Mit ihrer sieben Gaben heilgem Ring!

Wo dich die Kirche mütterlich begrub
Und triumphierend in die Himmel hub!

Der den erprobten Segenskreis zerriß,
Bist, Hutten, du des neuen Pfads gewiß?»

Wer flüstert mir so traute Worte zu?
Verschlagner Dämon, wieder bist es du!

Ich glaube nicht an alter Zeiten Glück!
Ich breche durch und schaue nicht zurück!

Hinüber retten wir in neue Zeit
Und edle Form den Hort der Frömmigkeit.

Wir ziehn! Die Trommel schlägt! Die Fahne weht!
Nicht weiß ich, welchen Weg die Heerfahrt geht.

Genug, daß ihn der Herr des Krieges weiß –
Sein Plan und Losung! *Unser* Kampf und Schweiß!

Gesiegt! Doch schwer! Mir keucht die Brust so bang
Wie einem Menschen, der mit Riesen rang.

LX

Die Menschheit

Ich schaute – wundersamer Morgentraum –
In eines Kampfs gestaltenvollen Raum,

Ein mächtig Ringen wars der Geisterwelt,
Von wehnden Flammen wechselvoll erhellt.

In Welschland, wenn ich mich besinnen mag,
Sah schier ich so gemalt den Jüngsten Tag:

Wo, streng gerichtet, was von Even stammt,
Zur Hälfte steigt, zur Hälfte sinkt, verdammt.

Doch nein! Die letzte Scheidung war es nicht.
Es war ein mutger Sturm empor ins Licht!

Sie rangen alle mit vereinter Kraft,
Beseelt von *eines* Kranzes Leidenschaft.

Wankt' einer wie gelähmt von Pfeilgeschoß –
Den riß empor ein stärkerer Kampfgenoß,

Und mancher Kühne stieg in schwerem Flug,
Der einen Wunden auf der Schulter trug.

Da hab ich eines Führers Ruf gehört:
«Der Kerker», schrie er, «Geister, ist zerstört!

Das Tor gebrochen! Offen ist die Bahn!
Befreit die Brüder! Auf! Empor! Hinan!»

Aus lichten Wolken scholl Posaunenton,
Doch wars ein Siegesjubiläum, nicht ein Drohn.

Da plötzlich stund ich im Gewölke vorn
Und stieß aus voller Brust ins Jägerhorn.

Aufschwebt' der selge Zug in mächtigem Drang,
Ich stieß ins Horn, daß mir das Herz zersprang.

Das Sterben

LXI

Feldmann

Land, Wasser, Himmel – rings dasselbe Grau!
Wer ahnte deine Anmut, Ufenau?

Im Schilfe schwadert eine Entenschar
Und kündet frühen Winter diesem Jahr.

Des Schaffners «Feldmann» stellt zur Jagd sich dort.
Noch eine Pirsch, bei meinem Ritterwort!

Mir hängt ein ländlich Armbrust an der Wand . . .
Hier ists! Der Spanner fehlt – ich spann von Hand . . .

Gehorche, Ding! Schon manches Seil gestrafft
Hat diese Faust . . . Verdammt! Mir fehlt die Kraft!

Wie? Eine Träne . . .? Nieder, täppisch Tier!
Der wackre Köter leckt die Wange mir.

Gelt, wer die Armbrust nicht mehr spannen kann,
In deinen Augen ists ein armer Mann!

Die wilde Jagd des Lebens geht zu End . . .
Komm! Sehn wir, ob im Herd ein Feuer brennt.

LXII

«Der arme Heinrich»

Heut saß ich armer Ulrich still daheim
Und las den «armen Heinrich», Reim an Reim.

Des siechen Ritters Abenteuer las
Ich gerne, der durch Wunderwerk genas.

Ihr braven Heilgen, könnet – frag ich nun –
Am Hutten ihr ein schließlich Wunder tun?

Am Hutten? Nein. Da fühlt er selber, wißt,
Wie das von euch zuviel gefordert ist.

LXIII

Anzeige

Mein Ende steht bevor! Mir hat geahnt.
Mich hat mein Franz, der Sickingen, gemahnt.

Ich saß im abendstillen Kämmerlein
Just zwischen Tageslicht und Ampelschein –

Stracks ging ein Reutersmann durch mein Gelaß.
Er trug ein rot Barett. Mir schien er blaß . . .

Ha, Sickingen, du bists, mein Kampfgespan!
An meine Brust, du redlicher Kumpan!

Da log Frau Fama wieder einmal dreist!
Sie rief ins Land, daß du getötet seist.

Du lebst, mein Vielgetreuer! Du entrannst!
Ich gönne dirs, daß du noch fechten kannst . . .

Er schwieg. Ich sah des Auges mindre Glut,
Das sonst so trutzig drohte unterm Hut.

Doch schaut' er selig, da die Schattenwelt
Für einen Helden keine Schmach enthält.

An mir vorüber schritt er ohne Wort
Und wandte noch sich an der Schwelle dort

Das Sterben

Und winkte mir gelassen mit der Hand,
Als wollt er sagen: Komm nun! – und verschwand.

LXIV

Der letzte Brief

Mein lieber und gewogner Prugner, merk
Es dir und schick mir etwas Feuerwerk!

Die Lese naht. Da blitzt und pufft und knallt
Es rings um meinen Inselaufenthalt.

Raketen kreuzen sich. Der Böller kracht.
Lodernde Räder rollen in der Nacht.

Nicht, was sich dreht und schwingt und spritzt und sprüht,
Schick eine Leuchte mir, die stetig glüht!

Schick eine Kugel mir, die ruhig steigt
Und meiner Insel ganzen Umriss zeigt!

An meinem letzten Feste kost im Schein
Der Geisterfackel ich den neuen Wein.

LXV

Die Traube

Freund Holbein, fehlt im Totentanze dir
Der Dichter noch, so komm und mal mich hier,

In meinem Sessel schlummernd ausgestreckt,
Das Angesicht mit stillem Blaß bedeckt!

Daneben trete leis der Tod ins Haus,
Doch laß mir lieber weg der Sense Graus!

Am Bogenfenster siehst die Traube du?
Die male goldig angehaucht hinzu!

Ein blitzend Winzermesser gibst du dann
In die verdorrte Hand dem Knochenmann!

Und der Verständge merkt des Bildes Sinn,
Daß ich die Edeltraube selber bin,

Die heut gekeltert wird und morgen kreist
In Deutschlands Adern als ein Feuergeist.

LXVI

Das Kreuz

Heut ist der erste leidenvolle Tag,
Da ich mich nicht vom Lager heben mag!

Auf seiner Meeresinsel stöhnt' und fleht'
Und wimmerte der wunde Philoktet;

Mir geht das Jammern wider die Natur,
Weit eher noch entführe mir ein Schwur.

Doch beiß ich schweigend nur die Lippe mir;
Denn als ein Christ und Ritter lieg ich hier.

Fernab die Welt. Im Reiche meines Blicks
An nackter Wand allein das Kruzifix.

In heilen Tagen liebt in Hof und Saal
Ich nicht das Bild des Schmerzes und der Qual;

Doch Qual und Schmerz ist auch ein irdisch Teil,
Das wußte Christ und schuf am Kreuz das Heil.

Je länger ichs betrachte, wird die Last
Mir abgenommen um die Hälfte fast,

Denn statt des einen leiden unser zwei:
Mein dorngekrönter Bruder steht mir bei.

LXVII

Ein christliches Sprüchlein

In meinen Leidensnächten ohne Stern
Erlab ich mich an guter Sprüche Kern.

Sankt Paule, der du mir zu jeder Frist
Aus dem Apostelbund der liebste bist,

Eins deiner Sprüchlein so von ungefähr
In bitteren Nöten bet ich vor mir her:

«Es ängstet sich, es sehnt sich allezeit
Die Kreatur in ihrer Endlichkeit!»

Oft wird der edle Leib, das schöne Sein
Zum dumpfen Kerker ohne Licht und Schein.

Dann ist es nicht ein hergebracht Gebet,
Es ist der Geist, der in uns seufzt und fleht,

Und wärest du, Gott und Herr, nicht ewiglich,
Ein solches Stoßgebet erschüfe dich.

LXVIII

Ein heidnisches Sprüchlein

Heut fiel mir wieder ein – ich weiß nicht wie –
Ein Spruch aus Sokrates' Apologie:

«Was wartet unser, wann des Erdeseins
Unruhig Licht erlischt? – Von zweien eins:

Für sel'gen Wandel ein bequemer Raum?
Ein ungekränkter Schlummer ohne Traum?»

Wir Christen haben ein gewisses Licht,
Doch auch ein Heidensprüchlein schadet nicht.

LXIX

Der Strom des Lebens

Mir war: Ich fuhr in halber Finsternis
Auf einem Strom, der mich von dannen riß.

Unwiderstehlich, ohne Frist und Halt
Entführte mich die jähe Stromgewalt.

Vorüber glitten dunkel Stadt und Schloß.
Ein ferner Donner scholl. Der Nachen schoß.

Und ich erriet, daß ich den Rhein befuhr
Ein wenig über seinem Sturze nur.

LXX

Scheiden im Licht

Verschärfte Schmerzen foltern mein Gebein,
Doch, soll ich sterben, muß es Morgen sein!

Doch, soll ich aus der Welt von hinnen gehn,
So muß ich erst erhellte Pfade sehn!

In meine Todesschauer sei gemischt
Der Frühe Schauer, der das All erfrischt!

Verstöhnen laß mich hier im Dunkel nicht,
Befreie deinen Kämpfer, starkes Licht!

Auf deinen goldnen Schwingen trägst du Heil,
Erlege mich mit deinem ersten Pfeil!

Abfahrt

Ich reise. Freund, ein Boot! Ich reise weit.
Mein letztes Wort . . . ein Wort der Dankbarkeit . . .

Auch dir, du Insel, dunkle grüne Haft!
Den Hutten treibt es auf die Wanderschaft.

Gewoge rings! Kein Segel wallt heran!
Die Welle drängt und rauscht! Wo ist der Kahn?

Es starrt der Firn mir blaß ins Angesicht . . .
Die steile Geisterküste schreckt mich nicht . . .

Ein einzler hagrer Ferge rudert dort . . .
Schiffer! Hieher! Es will ein Wanderer fort!

Du hältst mich, Freund, in deinen Arm gepreßt?
Bin ich ein Sklave, der sich binden läßt?

Leb wohl! Gib frei! Leb wohl! Ich spring ins Boot . . .
Fährmann, ich grüße dich! Du bist – der Tod.

ENGELBERG

Eine Dichtung

Ein firnbeglänzttes Alpental,
Durchstreift in meiner Jugendzeit,
Stieg vor mir auf mit einemmal
In seiner herben Lieblichkeit,
Mit seinem Himmel tief und rein,
Um düster schroffes Felsgestein,
Mit seinem Himmel tief und rein,
Mit seinen hellen Wasserstürzen –
Ich atmete die Kräuterwürzen!
Was ohne Kunst ich dir erzähle,
Hab ich, o Leser, nicht ersonnen,
Es ist des Alpentaales Seele,
Die hier von selbst Gestalt gewonnen.

Frühjahr 1872

I

Einsam und dunkelzackig stand
Des Engelberges schroffe Wand,
Ein wild zerrissen Felsgestein,
Am Morgenhimmel blaß und rein.
Steil senkte manche Schlucht und Rinne
Sich von des Gipfels öder Zinne
Und stieg in breiten, schattgen Falten
Hinunter in der Nebel Walten.

Genüber thronte silbergleich
Der Titlis in der Lüfte Reich.
Leis schwebt ihn an ein Rosenglimmer,
Ihn überfliegt ein Freudeschimmer,
Des Königs blasses Haupt erwacht,
Zu Lebensröten angefacht,
Auf seine Stirne tritt das Blut,
Und immer wärmer strömt die Glut,
Den Purpurmantel nimmt der Greis,
Dann weckt er seiner Diener Kreis,
Und um den hohen frühen Alten
Beleben sich die Berggestalten.
Die dunkel nun zu glühn beginnen,
Das sind des Engelberges Zinnen.

Jetzt aus der Nebel duftgem Wallen
Steigt feierliches Glockenhallen,
Und in des heiligen Tones Kreis
Zerteilen sich die Schleier leis.
Das Kloster in des Tales Grund
Tut seines Abtes Hingang kund.
Es ist das alte Gotteshaus,
Zu dem die Pilgerwege führen,
Seit hier gesiegt im Todesgraus
Der Märtrer Kurd von Seldenbüren,
Und über ihm die Engel sangen
Und immergrüne Palmen schwangen.

Es ruft der Glocken ehrner Mund,
Bis morgenhell der Wiesengrund,

Wo stattlich sich die Klöster sonnen,
Eins heilger Mönche, eins der Nonnen.

Aus Bergestannenschatten tritt
Ein Mann mit rüstgem Wanderschritt,
Das schwarze Mönchsgewand geschürzt,
Der querfeldein die Wege kürzt.
Ein fest entschlummert Mägdlein liegt
Blond seiner Schulter angeschmiegt,
Er hält die zarte Last geborgen
Im Priesterkleid mit frommen Sorgen.
Rasch schreitet durch die feuchten Aun
Er hin zum Klostertor der Fraun,
Und vor dem heiligen Zufluchtsorte
Pocht kräftig jetzt er an die Pforte.

Da wird vom kleinen Gitter oben
Gemach das Lädlein weggeschoben,
Und es bescheint das Tageslicht
Ein runzelvolles Angesicht.

Er grüßt: «Gelobt sei Jesus Christ!»
– «In Ewigkeit!» spricht Schwester Marthe,
«Hilar, Ihr kommt zu guter Frist,
Schon seit der ersten Frühe harrete
Ich sehnlich, daß mir Nachricht werde,
Wie unser Gnädger ließ die Erde.
Wohl, dacht ich, wird sich heut erwahren,
Daß singend Engel niederfahren,
Wie's frommen Äbten oft geschehn
Vorzeiten beim Vonhinnengehn.
So gab ich auf das Wunder acht
Und lauschte still die ganze Nacht.
Da hört ich um die Morgenhelle
In meinem eifrigen Gebet
Musik der himmlischen Kapelle,
Vom Engelberge hergeweht.»
Jetzt wiegt gedankenvoll Hilar
Das Haupt und spricht: «Du redest wahr!
Was hier dein gläubig Ohr entzückt,
Am Berg ward ichs zu schaun beglückt.»

– «Um Gott, Ihr saht den Engelreigen?»
– «Demut gebietet mir zu schweigen.»
– «Zu solchem wart Ihr auserwählt?
Gesegneter des Herrn, erzählt!»
– «So höre, kann es dich erbaun,
Was ich gewürdigt ward zu schaun;
Doch kümmerlich nur kann erreichen
Mein armes Wort, was ohnegleichen.
Kurz ehe Tag und Nacht sich scheiden,
Stieg auf ich zu des Rotstocks Weiden,
Allsommerlich muß dort nach alten
Gebräuchen ich die Messe halten,
Und eben klettert ich entlang
Des Engelberges steilen Hang.

Ein Wölklein schwebt' am Firmament,
Als hätt es, eine weiße Locke,
Vom Titlishaupt sich losgetrennt,
Doch immer schneller wuchs die Flocke,
Sie flog im Morgenwind heran
Und dehnte sich zum Wolkenkahn.
Beweglich schienen seine hellen
Durchsichtgen Segel sich zu schwellen,
Es ließen ihn die dienstbereiten
Frühwinde rasch talüber gleiten,
Und wenn ihm eine von den scharfen
Berglüften nah vorüberstrich,
Erschauert' es wie Geisterharfen,
Wie süße Saiten regt' es sich.

Es war die Barke oder Wolke
Gefüllt mit festlich frohem Volke.
Inmitten stand in wehndem Schleier
Die hehre Königin der Feier,
Cäcilia mit sel'gem Schall,
Des Paradieses Nachtigall,
Umringt von edler Knaben Schar;
Und aus dem Nachen hier und dort
Sahn blonde Kinder morgenklar
Mit frohen Augen über Bord.

Jetzt hat der Nachen angelegt,
 Wo hoch der Berg die Zinne trägt.
 Den Felsengipfel wild gezackt
 Betritt die Meisterin im Takt,
 Und mit den Flöten, mit den Geigen
 Umlagert sie der helle Reigen,
 Bereit den Abbas zu begrüßen;
 Die Kleinsten saßen ihr zu Füßen,
 In ihres Mantels Schutz gehalten,
 Und spielten mit den Purpurfalten.

Ich schlich mich klimmend in die Nähe,
 Ob ich vernehme, was geschähe.
 Andächtig an verborgnem Orte
 Hört ich der Heil'gen süße Worte.
 Sie sprach: «Sein Stündlein ist gekommen
 Dem greisen Engelberger Abt,
 Herr Heinrich war vor allen Frommen
 Mit Liebe zur Musik begabt,
 Der Violine süße Geister
 Gehorchten ihm als ihrem Meister.
 Sankt Jürg, der flugs vom Leder zieht,
 Ist tapfern Rittern ein Behüter,
 Ich hege, das ist mein Gebiet,
 Melodisch friedliche Gemüter.
 Herr Heinrich hat mir frommgemut
 Kapell und Altar aufgebaut,

Da steht mein Bild in Rosenglut
 Und lächelt hold wie eine Braut.
 Sein Klostervolk erzog er sich
 Mit Hunger nicht und Geißelstreich,
 Er schuf mit sanftem Bogenstrich
 Zum heiligsten im deutschen Reich.
 Doch nun ist ihm das Blut versiegt,
 Ich sehe, daß er sterbend liegt.
 Noch möcht er nach dem Bogen greifen,
 Doch ist er seiner Hand zu schwer,
 Und mit der abgezehrten, steifen
 Pflückt auf der Decke Blumen er.
 Stimmt an! Daß ihm der Tod nicht bang,
 Tun wir ihm Beistand mit Gesang!»

Sie winkt! Ein heller Chor erscholl,
 Ein Kinderjubiläum himmlisch klar,
 Der Heil'gen mächtige Stimme quoll
 Aus Herzenstiefen wunderbar.
 Und, sieh, da kam der Abt gezogen,
 Das Antlitz licht und das Gewand,
 Und Geige gaben gleich und Bogen
 Sie dem Verklärten in die Hand.
 Herr Heinrich musizierte leis,
 Umgaukelt von dem hellen Kreis.
 Wie sich ein Kranz in Eile flicht,
 Wie Blume sich an Blume reiht,
 Schwebt' Angesicht an Angesicht
 In unschuldsvoller Fröhlichkeit;
 Und mit verstärkter Macht erscholl
 Der Jubelsturm, der Freudechor,
 Der Zug bewegt' sich wonnevoll,
 Und wiegte sich und schwand empor.

Wie noch ich in Verückung stand,
 Quoll Glockenton aus Talesgründen,
 Den Klosterleuten rings im Land
 Des frommen Herren Tod zu künden.»

Jetzt faltet Marthe froh die Hände
 Und spricht: «Fürwahr, ein herrlich Ende!»
 Fortfährt Hilar nach kurzem Sinnen:
 «Hei, dacht ich, das ging rasch von hinnen!
 Wenn sie so keck gen Himmel fahren,
 Mich sollt es wundern, ob nicht eines
 Zurück blieb aus den hellen Scharen,
 Ob nicht verlorenging ein Kleines?
 Wo Englein rings an Englein lacht,
 Wie hätte man auf jedes acht?
 So denkend, schon gewandt zum Gehn,
 Fiel ein mir, rückwärts noch zu sehn.
 O Wunder! An des Berges Zinnen
 Sah wehen ich ein blankes Linnen!
 Ich trat heran. Da saß ein Kind,
 Mit seinen Locken spielt' der Wind,

Zum Hemdlein war die lichte Schwinge
Gewandelt! Das sind hohe Dinge!
Ein Mägdlein schiens. Wie ging das her?
Es ist dem Menschegeist zu schwer!
Die Heil'ge war nicht zu errufen,
So hob ichs in die Arme sacht
Und stieg hinab des Berges Stufen.
Hier ists! Ich hab es dir gebracht.»

II

Die Pförtnerin des Klosters stand,
Ein blondes Mägdlein an der Hand,
Vor der Äbtissin Angesicht,
Drin Strenge dämpft der Schönheit Licht.
Demütig klingt das Wort der Alten:
«Wohl kann ich noch der Pforte walten,
Doch, wenns die strenge Regel litte,
Hätt ich, Frau Mutter, eine Bitte.
Mein Ohr wird taub, mein Tritt wird schwach,
Mein Blick hat keine Schärfe mehr.
Dies Waislein, das heut hergekommen
Und das so fremd und schüchtern blickt,
Zu Hilfe mir und ihm zu Frommen
Hats uns der liebe Gott geschickt.
Mir wärs zu manchem Dienste schicklich,
Wenn erst ichs unterwiesen habe,
Und jetzt schon ist es mir erquicklich
Als Alterstrost und Augenlabe.
Erhöre, Herrin, mein Gesuch,
Mit deiner Herde laß es weiden!
Gewähr ein Restchen Klostertuch,
Das nackte Würmchen zu bekleiden!»
Dann raunt' zum Kinde sie gewandt:
«Arm Engelchen, küß ihr die Hand!»
Und nieder auf die fremde Kleine
Blickt flüchtgen Augs die stolze Reine
Und winkte gnädig lächelnd: Ja.

So blieb im Kloster Angela.

Im Gotteshaus. Doch fern den Zellen
 Und unbekannt den Himmelsbräuten,
 Reicht sie mit Marthen vor den Schwellen
 Die Zehrung armen Pilgersleuten.
 Hilarius riet der gläubgen Alten,
 Das Wunder still für sich zu halten.
 Sie schwieg, doch ihre Lust ist groß,
 Daß sie zu pflegen ward erlesen
 Ein Kind, das in Cäciliens Schoß
 Ein singend Englein schon gewesen.
 Die fromme Neugier, ungestillt,
 Ward täglich schwerer ihr zu tragen,
 Bis einst der Mund ihr überquillt,
 Verblümt den Engel auszufragen:
 «Siehst du die Herde, Kind, im Blau?
 Die Schäfchen auf der Himmels-Au?
 Sie ziehn zum Engelberge dort –
 Besinne dich! Du kennst den Ort!
 Du warst ja bei den Reinen droben,
 Die Gott mit feinen Harfen loben!
 Du schwebtest durch den Himmelsglanz
 Auf Flüglein schon im Ringeltanz!

Du schweigst? Heut bist du nicht gelaunt?
 Flögst wieder lieber mir von hinnen?»
 Das Kindlein sieht sie an erstaunt
 Und sinnt; es kann sich nicht besinnen.
 Sein Blondkopf sinkt vom Denken schwer,
 Bis es entschlummert in den Decken.
 Fröhlich ist sein Lager leer
 Und Marthe außer sich vor Schrecken!

Im Hemdlein wandert durch das Tal
 Ein Kind im Morgensonnenstrahl
 Und sieht die Schäfchen hochofreut
 Lichtweiß am Engelberg zerstreut,
 Vergnügt will nach den Silberstreifen
 Es wie nach hellem Spielzeug greifen.
 Dann setzt es, klüger schon bedacht,
 Ein Füßchen vor das andre sacht

Und wandert nach des Berges Neige,
 Daß ungesäumt es ihn ersteige.
 Es schreitet durch der Matten Grün,
 Blaufalter flattern, Blumen blühn,
 Und allwärts winken und verlocken
 Im Wiesengrunde Stern' und Glocken.
 Die Kühe liegen wiederkauend,
 Aus braunen großen Augen schauend,
 Und eine hebt sich, schön gefleckt,
 Die feuchten Nüstern vorgestreckt,
 Es sagt ihr Blick mit Neubegier:
 Wer ist das feine Mägdlein hier?
 Ihr lacht das Kind ins Angesicht:
 Was du mich fragst, das weiß ich nicht!
 Jetzt klimmt es schon an steilerm Hang
 Und kriecht ein rauh Gestein entlang,
 Doch hüten sich die scharfen Spitzen,
 Die zarten Sohlen ihm zu ritzen.
 Nun aber steht es still und lauscht:
 Was kommt so eifrig hergerauscht?
 Ein Gießbach, der sich silbern schwingt
 Und über träge Felsen springt.
 Es spricht: «Ich sehe, du hast Eile,
 Drum laß ich dich vorübergehn!»
 Und es ergötzt sich eine Weile,
 Den krausen Wellen nachzusehn.
 Jetzt, meint es, hüpf ins Tal er nieder,
 Da kommt er von der Höhe wieder.
 Müd setzt es sich auf einen Stein
 Und harrt und harrt und schlummert ein.

Am Felsen klirrt ein sichrer Tritt,
 Es rieseln Sand und Kiesel mit,
 Und einer Sense schneidend Licht
 Blitzt über dunkeln Angesicht.
 Ein Heuer trägt die duftge Last
 Von Gras in grobes Tuch gefaßt;
 Und wie das Mägdlein goldgehaart
 Am Bache sitzen er gewahrt,
 So ruft er: «Wen erblick ich da?
 Die kleine Kloster-Angela!

Was willst du an der Felsenwand?»
 – «Heim zu den Himmelsschwesterlein!»
 Hell lacht er: «Kleiner Unverstand!
 Da mußt du erst gestorben sein.
 Das hat noch Weile. Komme jetzt!»
 Auf einen braunen Arm gesetzt,
 Kehrt Engel heim von seiner Flucht
 Zu Marthen, die verzweifelnd sucht.

Seit solches Unheil ihm entsprossen,
 Blieb Marthens kluger Mund geschlossen.
 Nie läßt das Kind sie außer acht,
 Mit Fleiß es hütend Tag und Nacht;
 Man fand es sicherlich um Marthen,
 Im Pförtnerstübchen und im Garten,
 Und mit der Alten durch die Luken
 Sah man ein lustig Englein gucken.
 Gern folgte durch die Turmesengen
 Der Glöcknerin sie zu den Strängen,
 Und in der Glocken schütternd Hallen
 Ließ sie das kleinste Glöcklein schallen.
 Auch lernte sie die Spindel drehn
 An sonnenlosen Wintertagen
 Und durfte bunte Bilder sehn
 Und hörte schöne Heil'gensagen.
 So lernte sie die Märtrer kennen
 An Rad und Rost, an Schwert und Pfeil
 Und auf den ersten Blick benennen
 Nach eines jeden Todesteil.

Im Chore war sie nicht zu finden,
 Wann dort die Schwestern Mette sangen,
 Doch durfte sie die Sträuße binden,
 Die rechts und links am Altar prangen.
 Im Garten suchte sie das Beste
 Zum Farbens Schmuck der Kirchenfeste,
 Mit vollen duftgen Blumenketten
 Bekränzte sie die heil'gen Stätten
 Und flocht aus weichem Moos und Eppich
 Dem Fuß des Priesters einen Teppich.

Und wann die Kirche sie betrat,
 Ob morgens früh, ob abends spat,
 Vor Gottes Mutter fromm das Knie
 Zu beugen, sie versäumt' es nie,
 Sie grüßte treugesinnt die Milde,
 Die auf gen Himmel fährt im Bilde.
 An ihrem Wolkenschemel hangen
 Die Engelknaben ohne Bangen.
 Und einer lacht sie schelmisch an:
 Da bist du wieder, Herzgespan!
 Und einer neigt sich aus dem Chor
 Und streckt die Hand: Fahr mit empor!

III

Zwölfmal des Eises Decke schmolz,
 Zwölfmal ergrünte frisch das Holz;
 Doch Engel kümmert' nicht die Flucht
 Der Zeit, der eiligen Stunden Jagd,
 Sie wuchs in Fleiß und strenger Zucht
 Empor zur schlanken, hohen Magd.
 Ihr Antlitz schimmert blaß und fein,
 Märzglocken gleich am feuchten Rain,
 Die halb noch blühn im Winterschatten,
 Bevor die Sonne wärmt die Matten;
 Doch ihrer weißen Stirn entsproß
 Von blonden Haaren eine Macht,
 Die sich verschwenderisch ergoß
 In schwerer Ringe goldner Pracht,
 Und unter diesen stolzen Wogen
 Ging sie, den Nacken still gebogen.

Vor wenig Tagen wars geschehn,
 Daß Schwester Marthe, wohl versehn
 Mit Trost, in friedlichem Erblassen
 Die Zeit gesegnet und verlassen.
 Im leeren Pfortnerkämmerlein
 Haust Engel nun am Tor allein.
 Sturm brauste, Mitternacht war nah,
 Als an das Tor ein Schlag geschah,

Und durch das Fensterlein, das enge,
 Schaut Engel in ein Roßgedränge.
 An Lanzen, Helm und Harnisch bricht
 Sich unست flackernd Fackellicht.
 Die Renner stampfen mit den Hufen,
 Von wilden Stimmen wird gerufen,
 Und wieder kracht aufs Tor ein Streich:
 «Wir sind erwartet! Öffne gleich!»

Da eilt sie durch des Hofes Schweigen.
 Die Klostertreppen zu ersteigen,
 Es fallen auf die dunkeln Steine
 Der Bogenfenster helle Scheine,
 Noch brennt die Ampel im Gemach,
 Noch ist die Abbatissin wach.
 Auf des gewölbten Ganges Wegen
 Tritt ihr die Herrin schon entgegen
 Und tut ihr mit gestrengem Mund
 Des Klosters späte Gäste kund:
 «Mein Bruder ist, der Kyburg, da.
 Schließ auf die Pforten, Angela!»
 Rasch öffnet sie des Tores Flügel,
 Und Herr und Dame ritten ein,
 Die Fremde gleitet aus dem Bügel,
 Eh man zu Dienst ihr konnte sein,
 Und als an der Äbtissin Hand
 Sie auf der Klosterschwelle stand,
 Wie war sie still, wie war sie bleich,
 Als trete sie ins Totenreich!
 Und die das weiße Bild gebracht,
 Verschwanden wieder in die Nacht.

Sobald der Wintermorgen wach,
 Ward in der Herrin Vorgemach,
 Das stets mit Demut sie gemieden,
 Die blonde Angela beschieden.
 Am Fenster saß die fremde Maid,
 Die Stirn gefurcht und schwer von Leid,
 Versunken in die Flocken starrend,
 Auch sie der Abbatissin harrend.

Aufschreckt die Träumende das Wort
 Der Mutter: «Friede sei mit dir!
 Dich, Engel», fuhr die Herrin fort,
 «Geb ich dem edeln Fräulein hier
 Zu Dienst und Pflicht in meinem Haus.
 Was sie dich heißt, das richte aus.
 Sei willig ihr zu allem Guten,
 Was ihr beliebt, dir zuzumuten.
 Zeigst du dich treu, wo du berufen,
 Heb ich dich wohl zu höhern Stufen,
 Denn, ob du auch von den Geringen,
 Zur Laienschwester kannst du's bringen.
 Sei, Nichte, hier in deiner Stille
 Dir tröstlich Engels guter Wille!»

Und Engel zeigte sich getreu
 Und ließ sich dienstbar gern erfinden,
 Doch blieb ihr eine bange Scheu
 Vor ihrer Herrin zu verwinden,
 Und oft mit leiser Furcht betrachtet
 Sie dieses Antlitz schwer umnachtet.
 Die Brauen schließen sich, die feinen,
 Auf friedeloser Stirn zusammen,
 Und unter seidnen Wimpern scheinen
 Bald trüb die Blicke, bald wie Flammen.
 Oft saß sie da in trägem Staunen,
 Oft schritt sie schnell und ohne Rast,
 Heut ist sie herrisch, herb von Launen,
 Und morgen weich und kindlich fast.
 Unnahbar jetzt in sich verschlossen,
 Mit heißen Tränen dann begossen.
 Oft sucht sie eifrig in der Schrift
 Nach einem Spruch, der sie betrifft,
 Dann läßt sie wieder, leer an Glauben,
 Die heil'gen Rollen sich bestauben;
 Und nimmt die Laute sie zur Hand,
 Läßt mitten in den süßen Tönen
 Sie wie an einer Felsenwand
 Ihr Lied zerschmettern und verstöhnen.

So hausten in derselben Zelle
Das dunkle Wesen und das helle.

IV

Noch lag der blanke Schnee im Tal,
Doch schien der Märzsonne Strahl.
Zur Mittagsstunde rauschte schon
Des Schmelzens frischer Rieselton;
Doch unterm Himmel licht und warm
Lag kalt die Erde noch und arm
Am Gitterfenster heischten Speise
Der Sperling und die Spiegelmeise;
Und Engel, saß die Herrin stumm,
Vom Gram verdunkelt um und um,
Begann die Vögel zu erfreuen,
Brotkrumen auf den Sims zu streuen,
Und durch die Gitterstäbe schritten
Sperling und Fink mit freien Sitten,
Das fromme Kloster, wußten sie,
Ermangelt reichen Vorrats nie.

Als einst sie durch das Gitter schlüpfen
Und lustig auf dem Simse hüpften,
Fuhr auf im engen Zellenraum
Schön Jutta wie aus bösem Traum,
So daß erschreckt von ihrem Feste
Entflohen die gestörten Gäste.
Sie trat ans Fenster, seufzte tief,
Sie griff durchs Gitter, und sie rief:
«Husch! Dürft auch ich die Flügel regen!
Fortbrausen mit dem wilden Bach!
Schon vor der Sonne auf den Wegen
Und noch mit Mond und Sternen wach,
Mein Brot erbettelnd ohne Scham,
Statt zu verschmachten hier im Gram!»

Da sah sie Engel an entsetzt,
Sprach: «Rauh ist noch der Winter jetzt!
Und rauh ist auch der Menschen Art,

Der Erdenweg bedornt und hart.
Sind nicht wir in des Klosters Hut
Bewahrt vor Fehl und Fährde gut?»

Drauf Jutta: «Wie du kindisch bist!
Du weißt nicht, was das Leben ist!
Was wärs, was dich von dannen triebe,
Kennst doch du weder Haß noch Liebe!
Doch wer den stolzen Flug versucht,
Der auf des Glückes Gipfel führt,
Doch wer die süße Lebensfrucht
Mit durstgen Lippen schon berührt,
Der lernt die Höhn und Tiefen kennen,
Der weiß, wie Haß und Liebe brennen,
Und ob er auch zerschmettert wäre,
Ihn schaudert vor der Klosterleere.

Hör an! Du wirst mich nicht verraten!
Ich seufze hier im Kerker, Kind!
Gewalt an meiner Freiheit taten,
Die mir zum Schirm verpflichtet sind.
Ich bin verwaist seit jungen Tagen,
Man hat mich von der Eltern Gruft
In meines Oheims Burg getragen,
Kyburg, umweht von Waldesluft.
Mit mütterlicher Treue minnte
Die Muhme mich, die mildgesinnte.
Vom Ohm war wenig nur die Rede,
Er lag am Hof und zog in Fehde.
Zu Haus erspeichert der Verhaßte
Durch schnöden Druck das dort Verpaßte.
Ihm lebt ein Sohn – er gleicht ihm nicht!
Wir spielten an der Muhme Knie,
Vom Morgenschein zum Abendlicht
Verließ er die Gespielin nie.
Er machte sich mit mir zu schaffen,
Daß ich die Armbrust führen lerne.
Im Winter saßen wir beim Pfaffen
Vor *einem* Buch und lernten gerne;
Und als wir wuchsen, ward der Jagd

Von uns gepflegt im grünen Tann,
Den Junker und die Edelmagd,
Die kannt und grüßte jedermann.
Wetteifernd blieben wir Genossen
Mit gleichen Waffen, gleichen Rossen.
Mich machte keine Kluft erbleichen,
Denn nicht an Mut wollt ich ihm weichen.

Und einig erst in Kindesmut,
Bald wurden wirs in Liebesglut.
Und tat es nicht der Muhme Mund,
Ihr Auge segnet' unsern Bund.
Sie starb und ließ mich Herrin fast,
Mir huldigte Gesind und Gast.
Doch eines Tags, weh unserm Glück!
Kehrt unversehns der Ohm zurück.
Er grüßt mich kaum, so rief er schon
An seine Seite sich den Sohn.
Erst leert' er jach den vollen Becher,
Dann sprach zurückgelehnt der Zecher:
«Hug, eine Herrin muß aufs Schloß!
Ich kürte dir ein Ehgenoß,
Das Fräulein ists von Rapperswyl.
Der Handel eilt, wir reiten morgen,
Denn drüben gibts ein Ritterspiel;
Das Weitre magst du selbst besorgen.
Das Goldkind ist uns zugesagt,
Wir reiten morgen, eh es tagt.»

Ich stand dabei mit dumpfer Stirn,
Er sah mich an: «Du, bleiche Dirn,
Du mußt, ich kann dirs nicht ersparen,
Nach Engelberg ins Kloster fahren.
Schon sandt ich dessen Kunde gestern,
Dort waltet eine meiner Schwestern.
Du bist von altem, edlem Blut,
Doch freit dich keiner ohne Gut.
So magst in Kirchendienst du treten,
Für unsrer Seelen Heil zu beten.»

Hug konnte keine Frist erbitten,
 Und als sie früh vor Tag verritten,
 Stand ich am Tor im Morgentaue,
 Von Harm das Auge schwer befeuchtet,
 Er schwieg, doch hat ein: Harre, traue!
 In seinem Blicke hell geleuchtet.

Ich hab ihn nimmermehr gesehn!
 Nach dreien Tagen ist's geschehn,
 Da stieß der Türmer grell ins Horn,
 Eintritt der Graf in wildem Zorn
 Und herrscht' mich an: «Mach dich bereit!
 Nach Engelberg! 's ist hohe Zeit!»
 Jetzt kennst du meines Unheils Lauf,
 Tatst du ja selbst das Grab mir auf!»

Stumm lauschte Engel der Geschichte
 Der Herrin stumm und atemlos,
 Dann rollten ihr vom Angesichte
 Die hellen Zähren in den Schoß.
 «Wir wollen zu den Heiligen flehn»,
 Sagt sie, «so wird es besser gehn,
 Und *eines* sicher dir beschieden,
 Ob Erdeglück, ob Himmelfrieden.
 Komm, knien wir vor den Helfern!» – «Nie»,
 Schreit Jutta wild, «ich hasse sie!
 Lang lag ich auf den Knien betört,
 Es hat mich keiner je gehört!
 Nein, laß uns raten, laß uns sinnen!
 Doch, ach, ich kann ja nichts beginnen!
 Wüßt ich, wo der Geliebte weilt,
 Ich wäre längst zu ihm geeilt,
 Die Riegel hätt ich längst zerbrochen,
 Gelaufen wär ich Tag und Nacht
 Und hätte mich mit Herzenspochen
 Im Jubel ihm zurückgebracht!
 Doch er, er kennt ja meine Ketten!
 Er muß mich suchen, muß mich retten!
 Wär er durchströmt von meinem Blut,
 Er steckt' in Flammen dies Gemäuer,
 Er trüg in Liebesfrevelmüt

Mich hoch im Arme durch das Feuer!
 Und kommen wird er – Engel, glaub
 Es mir – und holen seinen Raub!
 Ich bin umstellt, ich bin bewacht,
 Auf dich, o Kind, hat keiner acht.
 Du kennst den Turm, du weißt die Pforten,
 Laß Blicke schweifen allerorten!
 Steig auf die Höhe, nimm den Lauf
 Bis an des Klostertales Grenzen,
 Sieh, ob von Grafenort herauf
 Nicht Speere durch die Tannen glänzen!
 Geh täglich, stündlich! Hab Erbarmen,
 Bring Lust und Leben einer Armen!»

Und Engel ging. Und klang ein Huf,
 Blitzt' ein Geschirr, erscholl ein Ruf,
 So pocht' ihr freudig selbst das Herz,
 Sie fühlte selbst Enttäuschungsschmerz,
 Wenns friedlich nur ein Säumer war
 Mit schwerbeladner Mäuler Schar,
 Die langsam, eines nach dem andern,
 Auf rauh besteinten Pfaden wandern.

So zwischen Hoffen und Verzagen
 Spann eine Reihe sich von Tagen.

Jetzt drang der Lenz ins Tal mit Macht,
 Warm ward der Tag und lau die Nacht.
 Die Bäche rauschten frischen Klang,
 Das Grün aus Baum und Wiese sprang
 Da sprach einmal die gnädige Frau:
 «Such, Engel, Blumen auf der Au!
 Du mußt uns heut die Kirche schmücken,
 Wie deiner Hand wills keiner glücken.»
 Und Engel tat, wie ihr befohlen,
 Sie ging und kehrt' mit flüchtgen Sohlen,
 Von ihrer Lieblingsarbeit helle,
 Kam sie zurück in Juttas Zelle.
 Die sitzt versteint, ihr Auge brennt,
 Sie starrt auf einen goldnen Reif,
 Daneben liegt von Pergament

Ein schmaler, frisch beschriebner Streif.
 Und Engels klares Auge trifft
 Den Spruch, der Juttas Blicke bannt:
 Weh! Jutta vale! sagt die Schrift.
 Und Engel forscht: Von wessen Hand?
 – «Von ihm. Der Ring ist wieder mein,
 Und morgen kleiden sie mich ein.»

Des Tages lange Helle wich,
 Das Dunkel kam und senkte sich,
 Und Engel lauschte bang im Düstern
 Und hörte nur ein stetes Flüstern,
 Das lauter wurde manche Male,
 Dann tönt' es: Vale, Jutta, vale!
 Und drauf ein Schrei! Dann gleicherweise
 Beginnt das Flüstern wieder leise.

Als Engel auf den Laden schloß,
 Und Morgenglut durchs Fenster floß,
 Erhebt sich Jutta rasch und preßt
 Das Antlitz an das Gitter fest.
 Der Garten sendet auf zu ihr
 Der morgenfrischen Erde Däfte,
 Sie schlürft den Balsam mit Begier,
 Sie trinkt und trinkt die würzgen Lüfte.
 «Ich wittre Freiheit!» ruft sie jetzt
 Und zittert leis im Morgenschauer.
 «Sieh, Engel, schimmern taubenetzt
 Das Röslein an der Klostermauer . . . !
 Wie ist es frisch, wie ist es rot,
 Das erste, das der Frühling bot!
 Bringst du mirs nicht . . . ?» und Engel blickt
 Und eilt der Herrin gleich zuliebe,
 Unmöglich daß, von ihr geschickt,
 Im kleinsten Dienst sie lässig bliebe.
 Schon fliegt sie durch die grünen Gänge,
 Schon späht sie durch das Blattgedränge,
 Sie hat den Zweig herabgezogen,
 Sie hat die Rose schon gepflückt,
 Dann winkt sie nach dem Fensterbogen
 Und zeigt das junge Rot beglückt,

Und wieder eilt sie, wie auf Schwingen,
Der Herrin Lenzesgruß zu bringen.

Nun steht sie in der Tür und graut
Vor dem Verderben, das sie schaut.

Schön Jutta liegt langhin gestreckt,
Die Stirn zerschmettert, blutbedeckt.
Berieselt ist mit dunkelm Blut
Die Mauer, hell von Morgenglut,
Und alles still. Ein Vöglein nickt
Am Fenster nur, das Krumen pickt.

Und Engel wirft in tiefstem Jammer
Sich nieder in der Unglückskammer,
Der Herrin Haupt, noch ist es warm,
Sie hebts und faßts in ihren Arm.
Aus Juttas Auge bricht ein Strahl,
Flammt ein Triumph: Nun bin ich frei!
Dann flackerts auf zum letztenmal,
Erlischt und starrt. Es ist vorbei.
Streng wird der Toten Angesicht
Und furchtbar . . . Engel kennt es nicht.
Noch hält sie's stets im Arm entsetzt –
Horch!, ferne Tritte hallen jetzt,
Sie kommen näher, und die Magd
Springt auf, von jähem Schreck gejagt,
Sie gleitet über Gänge, Stufen,
Sie flieht und hört sich noch gerufen,
Angstvoll, mit furchtbetörten Sinnen
Stürzt aus dem Kloster sie von hinnen.

V

Talauf, durch taubeträufte Matten!
Sie achtet nicht auf Pfad und Gruß.
In dämmerfeuchte Tannenschatten
Trägt sie der angstbeschwingte Fuß,
Jetzt über eines Stammes Brücke,
Darunter Wellen wirbelnd jagen,

Jetzt durch die Schlucht, wo Felsenstücke
 Als ungestalte Pforte ragen,
 Jetzt über wirre Wurzelschlangen,
 Davon die Erde weggewaschen,
 Zuletzt, wo jäh die Wände hangen,
 Hemmt ratlos sie den irren, raschen.
 Noch drang der Morgensonne Licht
 In diese tiefe Wildnis nicht.

Sie lehnt sich an die Felsenwand,
 Von der ein Bach herniederschmettert,
 Das Antlitz birgt sie mit der Hand,
 Die andre hält noch unentblättert
 Die Todesrose. Durch das Moos
 Rinnt Wasser, sie ist tränenlos.

Die Tannenschlucht ist wohlbekannt
 Im ganzen Engelbergerland.
 In des Gebirges Wall gerissen,
 Ist sie von Felsen rings umstellt,
 Und da jedweden Weg wir missen,
 Heißt hier das Ende es der Welt.

Die Rose fällt aus Engels Hand.
 Die Maid erwacht aus ihrem Sinnen
 Und schaudert – blutig ihr Gewand!
 Da sieht sie helle Wasser rinnen,
 Und klettert rasch von Stein zu Stein
 Zur Welle, wie Kristall so rein.
 Sie kniet und hält das Kleid entgegen
 Dem frischen Guß, dem Silberregen;
 Und wie sie's taucht und wie sie's reibt
 Und tief am Bache knien bleibt,
 So hat sie nicht ihn kommen sehn,
 Sieht nicht ihn gegenüberstehn,
 Der keck von Fels zu Fels sich schwang,
 Wo dort die Kluft im Berge nachtete,
 Dann raschen Fußes niedersprang
 Und nun sie lange schon betrachtet.

Der Köcher mit der Pfeile Bund,
Die Armbrust tut den Jäger kund.
Er trägt sich nicht nach Talessitte,
Sein Antlitz ernst, von fremdem Schnitte,
In dem sich Kraft mit Huld versöhnt,
Ist Sonn und Winde wohl gewöhnt.
Des sichern Auges scharfe Helle
Ruht auf dem Mägdlein an der Welle.

«Was schaffst du?» fragt er jetzt. Sie blickt
Von ihrem Tun empor, erschrickt
Und schweigt. «Geschah dir Leid? Sag an!
Hast selber Leides du getan?
Steh Rede.» – «Groß», versetzt die Maid,
«Ist meine Schuld und groß mein Leid.»
Und ihre Wimpern sich beschweren
Sieht er mit jammervollen Zähnen.

Da springt er auf den andern Rand
Des Bachs und nimmt sie bei der Hand.
«Wie helf ich dir? Gib mir Bericht!
An gutem Willen fehlt es nicht.»
Nun wagt sie's, offen anzuschau'n
Den Fremdling, und sie faßt Vertraun;
Es ahnt ihr unverfälscht Gemüte
In seinem graden Wort die Güte.

Da liegt ein moosgefleckter Stein,
Der ladet sie zum Sitzen ein,
Und Engel sagt, wie alles kam,
Erzählt von Juttas dunkelm Leid,
Von ihrem wilden Liebesgram,
Von dem gehaßten Nonnenkleid,
Wie Jutta stand in schwacher Hut,
Wie Jutta liegt in ihrem Blut.

Sie endet, und ein Weilchen sinnt
Der Mann und schweigt, eh er beginnt:
«Maid, was geschehn ist, ist geschehn,
Die Welle kann nicht rückwärts gehn.

Mit Jutta wollen wir nicht rechten,
 Die übergab sich fremden Mächten.
 Dein Fehl dagegen dünkt mich klein.»
 Doch Engel schreit in Ängsten: «Nein!
 Sie zu verlassen unbedacht,
 Hieß öffnen ihr des Grabes Pforte!»
 – «In Irrung hat sie dich gebracht
 Durch ihre trügerischen Worte.
 Am besten drum zu deinem Glück
 Kehrst du ins Kloster still zurück,
 Und wenn die Frauen hart dich schelten,
 So lässest du es ruhig gelten.»
 Eh sein gelassen Wort verklingt,
 Die Magd empor vom Sitze springt,
 Die Hände streckt sie wie zur Wehr
 Und ruft erschauernd: «Nimmermehr!
 Was Jutta in den Tod getrieben,
 Das kann ich fürder nicht mehr lieben!»

Des goldnen Haars empörte Flut,
 Der jungen Wange schnelle Glut,
 Der hellen Augen Zornesfeuer,
 Er schauts mit Lust. Sie wird ihm teuer.

«O Maid, ich riet es dir zum Heil
 Und wußte dir kein besser Teil.
 Wenn selbst ich Hof und Heimat hätte,
 Böt ich dir wohl die Zufluchtsstätte;
 Doch mich erwartet kein Gesind,
 Mich herzt kein Weib, mich kost kein Kind;
 Ich hause hoch am Engstlensee,
 Mein Nachbar ist der Titlisschnee,
 Und mir gehorchen wohlgezogen
 Als meine Diener Pfeil und Bogen.»

«Herr», sprach die blonde Maid in Harm,
 «Auch ich bin heimatlos und arm!
 Zur Hilfe bist du mir erschienen,
 O laß mich mit dir gehn und dienen!
 Nie hab ich hartes Werk gescheut,
 Wenn mich ein gutes Wort erfreut;

Ich habe zu dir mehr Vertrauen
Als zu den bleichen Klosterfrauen.»

Ein Lächeln in des Mundes Ecken
Kann kaum der krause Bart verstecken.
Er blickt sie an, als wollt er wägen
Ihr Herzensgold streng und genau,
Doch wie ein arglos Kind entgegen
Kommt ihm das Auge treu und blau.
Tief schaut er in den vollen Quell,
Er ist von laurer Unschuld hell.
Jetzt sinnt er ernst, den Blick gesenkt,
Die Arme auf der Brust verschränkt,
Und langsam spricht er: «Eins von beiden:
Du wirst mein Weib, sonst laß uns scheiden!
Doch eh zur Heimkehr dir die Stege
Verschwinden, hör mich und erwäge!

Die Hand, die ich dir hingestreckt,
O Maid, sie ist mit Mord befleckt.
Vernimm!» Er deutet nach dem Lauf
Der unverwölkten Sonnenflamme,
Die durch die Tannen steigt herauf:
«Dort liegt das Land, aus dem ich stamme.
Wo wild der Rhein die Schlucht durchbraust,
Hat lange mein Geschlecht gehaust.
Ein Staufen hat es hingesezt,
Sich einen Alpenweg zu wahren,
Daß er nach Welschland unverletzt
Zur Kaiserkrone möge fahren.
Dort leuchtet saftiggrüne Weide
Wie ein smaragdenes Geschmeide;
Der Pfeil entschwingt sich dort den Klüften
Und stürzt das Grattier aus den Lüften;
Beinah wie hier! Nur stehen grüner
Die Wiesen und die Berge kühner.
Mein Ahne war es, dem ein Zwist
Mit seinem Nachbarn worden ist,
Es war um eines Weibes willen,
Um eines Weibs verbotner Glut,
Und nimmer war fortan zu stillen

Die ruhelose Rachewut,
 Drin erst das Schwert als Waffe galt,
 Dann Pfeil und Dolch und Hinterhalt.
 Bald griffen zu des Stammes Ehre
 Wir alle, jung und alt, zur Wehre.
 Manch stattlich Haus hat da gelodert,
 Drin fürder Nesseln nur gedeihn,
 Und mancher junge Leib vermodert
 Vorzeitig unterm Leichenstein.
 Der Bruder ward mir graus erschlagen –
 Von mir gerächt in wenig Tagen.

So hat der Haß die Glut getrieben,
 Bis unser zwei nur überblieben,
 Verrauchten Blutes warme Reste,
 Erstorbner Stämme grün Geäste,
 Von frischem Wuchs und jung wir beide.
 Erst taten wir uns nichts zuleide,
 Dann fing das Herz uns an zu grollen,
 Noch war der alte Fluch im Rollen.
 Schon traten wir auf Landeswegen
 Mit Mörderblicken uns entgegen;
 Da wies der Rätier einig Wort
 Ihn südlich und mich nördlich fort.
 Und wie den Grat ich überschritten
 Und mildre Tale sah und Sitten,
 Wie ich Alt-Rätien geräumt,
 War mir, als hätt ich schwer geträumt.
 Ich staunte vor den blutgen Taten,
 In die ich blindlings war geraten.
 Noch muß ich zählen in der Nacht,
 Wie manchen dort wir umgebracht,
 Die vielen, die man dort begraben,
 Durchflattern meinen Traum wie Raben;
 Doch wagen die Gespenster nicht
 Sich an das süße Sonnenlicht,
 Sie unter und ich auf der Erde,
 So bringen wir uns nicht Beschwerde!
 Gehn fern der Heimat meine Schritte,
 Fest tret ich in des Lebens Mitte;

Und muß ich meiden auch die Lande
Alt-Rätens, frei bin ich von Schande.

Jetzt sprich! Gewährst du deine Huld?»

Sie sagt: «O Herr, ich bin dein eigen,
Und deine Schuld ist meine Schuld!»

– «So laß uns jetzt zu Berge steigen.»

VI

Das Tal erfüllen mit Geläute
Die Klöster; Sonntag ist es heute.

Fest Hand in Hand gelegt, durchschreiten
Die beiden jetzt des Tales Breiten.
Sie kümmert nicht, daß Älpler ihnen
Begegnen mit erstaunten Mienen;
Sie achtens nicht, ob ihnen Blicke
Manch buntgeschmücktes Mägdlein schicke,
Das, schimmernd in der Landestracht,
Den Pfeil im Haar, verstohlen lacht.
Er spricht: «Du trägst kein festlich Kleid,
Wir kaufens heute nicht in Eil,
Doch geb ich dir als Brautgeschmeid
Aus meinem Köcher einen Pfeil!
Sieh, noch ist seine Spitze blank,
Die nie das Blut der Gemse trank;
Kein Geier fiel ihm noch zum Raube –
Ich schenk ihn meiner weißen Taube!»
Und lächelnd nimmt sie mit der Rechten
Das bittere Eisen, das er bot,
Und sticht durch ihre vollen Flechten
Beherzt sich den beschwingten Tod.
Behenden Fußes aufwärts steigen
Sie durch das harzesduftgewürzte,
Der Tannen morgenkühles Schweigen,
Und zwischen hohen ruhn gestürzte

Bergriesen, die der Blitz getroffen,
 Und eine, schwarz, zerschmettert, offen,
 Liegt überm Weg und ist zu schau'n
 Wie totes, hoffnungsloses Graun.
 Als über sie mit festem Fuß
 Zusammen schreiten die Genossen,
 Sehn eines grünen Reises Gruß
 Aus dunkelm Moder sie entsprossen.

Nun wandern sie auf falben Moosen,
 Und, horch, da hebt sich mächtig Tosen,
 Die Wogen sprudeln weiß bewegt,
 Darüber ist ein Stamm gelegt,
 Der, stets von nassem Staub umwittert,
 Auf seinen Felsenstützen zittert.

Der Mann geht freien Tritts voran,
 Und mitten auf der schwanken Bahn
 Sieht er sich fragend um und spricht:
 «Traust du dich nach?» Sie zaudert nicht.
 Die Augen fröhlich aufgeschlagen,
 Auf ihn geheftet unverwandt,
 Folgt seinen Tritten sonder Zagen
 Sie schnell stegüber und ans Land.
 Er sieht sie ob der Tiefe schweben,
 Im Winde flattern ihre Locken,
 Da hebt das Herz ihm an zu beben,
 Und ihm beginnt das Blut zu stocken.
 Die Arme breitet er mit Bangen,
 Die Wonnigliche zu empfangen,
 Und hält sie, an die Brust gepreßt,
 Als eine Siegerbeute fest;
 Und wie des Wogensturzes Kraft
 Den Felsen, daß er zittert, schlägt,
 Erschüttert ihn die Leidenschaft
 Zu ihr, die er im Arme trägt.
 Er stürmt mit ihr den Berg hinauf
 Durch Schneegefeld und Felsenstrecke,
 Er trägt in unerschöpftem Lauf
 Sie fort auf knirschender Eisesdecke,

Bis er des Berges Joch erreicht,
Wo scharf der Wind vom Gletscher streicht.

Da tritt er an den Felsenrand
Und schwingt im Arm sie hoch empor,
Als wollt er zeigen sie dem Land,
Das diese Zierde heut verlor,
Als hielt er sie der Welt zur Schau
Hinaus ins tiefe Himmelblau.
Hell jauchzt er, daß die Öde schallt,
Sein Jubel dröhnend widerhallt,
Und Antwort kommt von allen Enden
Aus beider Tale Felsenwänden.

Er läßt sie aus den Armen gleiten,
Und von der lichten Höhe schreiten
Sie auf dem Pfad, der abwärts drängt
Und zwischen Fels und See sich engt.
Da öffnet sich mit einemmal
In Lieblichkeit das Alpental,
Wo hell ein Kirchlein ist zu schaun
Und Hütten steinbeschwert und braun.
Er spricht: «Auf meinem Boden Gruß
Und Segen dir von Haupt zu Fuß!»
Da ruft sie: «O du schöne Welt!
Doch, sieh, der See ist eisgefangen,
Noch hat er sich nicht aufgehehlt,
Mit Lenzeslust mich zu empfangen.
Ich wollt, auf meinen neuen Wegen
Grüßt' lächelnd blau er mir entgegen!»
Sie spricht's, und sie verläßt den Pfad
Und wirft sich nieder am Gestad,
Als klagte sie den Tod der Welle.
Und Primel glänzt und Soldanelle,
Es prunkt das Blau der Gentianen,
Der blühnden Halme leichte Fahnen,
Sie neigen sich im Wind und grüßen
An ihren Knien, zu ihren Füßen.

Indes hat Blumen er gepflückt,
Die schönsten, die er rings gefunden,

Und sanft ihr auf die Stirn gedrückt
Den Kranz, den rüstig er gewunden.
Wie er sie krönt mit blauen Glocken,
Entsinkt der Pfeil den blonden Locken,
Ihr Haar, das stürzend sich entrollt,
Umflutet sie wie flüssig Gold.

Er birgt den Pfeil im Köcher nicht,
Er birgt im Busen ihn und spricht:
«Verrichtet hat sein Amt er brav,
Da er im Flug zwei Herzen traf.»

Und höher steigt der Sonnenball
Und sendet flammend Blitz auf Blitze,
Es rauscht und rieselt überall
Am See und aus der Felsenritze.
Scharf trifft das feurige Geschoß
Der ungedulden Fluten Kerker,
Und, die der Winter fest verschloß,
Sie sehnen sich nach Freiheit stärker;
Sie feilen, rütteln, und sie lecken
An ihren längst verhaßten Decken.
Da schießt zu der Gefangnen Heil
Senkrecht die Sonne einen Pfeil –
Das Eis zerreißt mit dumpfem Knall,
Und weiter rings fährt Riß und Schall.
Gemach versinkt die Kerkerwand,
Eistafeln ziehn mit grünem Rand,
Und Engel lachenden Auges schaut,
Wie's quillt, wie's flutet und wie's blaut.
Jetzt tut sie einen Freudeschrei,
Als würde sie von Fesseln frei.

Er hat indes sie leis umfassen,
Da sie zur Tiefe schaut entzückt,
Und ihr mit glühendem Verlangen
Den Brautkuß auf den Mund gedrückt.
Rings schwebt die stille Mittagshitze,
Durch frischen Bergeshauch gekühlt,
Sie kosen auf dem Felsensitze,
Von neugeborner Flut umspült.

Ein lichter Falter kommt geflogen,
Vom Duft des Kranzes angezogen,
Und auf den jungen Nacken setzt
Er sich mit bebenden Schwingen jetzt.

«Herr, laßt das züchtig unterwegen!
Dazu bedarfs der Kirche Segen!»
So plötzlich hinter ihnen spricht
Es barsch, und einer Hand Gewicht
Sinkt auf des Rätiers Schulter schwer;
Das Haupt gelassen wendet er:
«Willkomm, Hilar, zur guten Stunde!
Kein andrer Priester in der Runde
Als du, mein Vater, soll mich trauen
Mit dieser süßesten der Frauen.
Schau meine Braut! Dann zur Kapelle!
Du segnest uns an heil'ger Stelle.»

«'s ist Engel!» ruft erstaunt der Pater.
«Pötz Kreuz! Wie habt ihr euch gesellt?»
Sie spricht errötend: «Frommer Vater,
Wir fanden uns am End der Welt.»
«Am End der Welt?» erseufzt Hilar.
«Mich dünkt, daß es ihr Anfang war.»

VII

Wie rasch ein Jahr den Lauf vollbringt,
Sind seine Tage glückbeschwingt!
Von Treue warm, von Liebe hell,
Wie reihen sich die Jahre schnell!

Noch schreitet Engel jugendleicht,
Die frischen Wangen ungebleicht;
Schlank geht einher sie, von drei jungen
Wildfängen sonnenbraun umsprungen.
Dazu ein zartes Blondchen trägt
Sie noch im Mutterarm gehegt,
Sein Lockengold dem ihren gleich!
Wie glücklich ist sie und wie reich!

Des fremden Gatten Landesacht
 Vergütet sie mit Liebesmacht,
 Des Schicksals mächtger Widerpart
 Ist ihre helle Gegenwart!
 Und will es schwarze Schatten werfen,
 So weicht sie nicht, bis er gesundet,
 Wie um zerrißne Felsenschärfen
 Fließt blauer Himmel unverwundet.

Doch schwamm ein Tropfen Bitterkeit
 Im Tranke dieser Liebeszeit.

Dem Mann, wie sie's dem Jüngling war,
 blieb mächtige Lockung die Gefahr.
 Er ist der Gemenjagd ergeben,
 Vermessen spielt er um das Leben,
 Und treibt sie Lieb, ihm zu versagen
 Den Urlaub, Liebe darfs nicht wagen.

Wenn spät am Berg das Rot verblaßt
 Und rastlos er die Armbrust faßt,
 Daß früh vor Tag den Fuß er setze
 Auf seines Wildes Weideplätze,
 Umschlingt sie ihn mit Lust und Qual,
 Als küßten sie zum letzten Mal.
 Zum Schlummer ihrer Kinder tritt
 Sie dann mit leisem Sorgeschritt,
 Um bang und schlummerlos zu lauschen
 Der Alpenwasser dunkeln Rauschen.
 Doch sieht sie kehren ihn mit Beute,
 So ist verziehen alles Bangen,
 Entgegen eilt ihm die Erfreute,
 Den Neugeschenkten zu empfangen,
 Auf scharfem Stein mit zarten Füßen
 Bergan, ihn früher zu begrüßen.

Einst sah sie trüb zur Morgenstunde
 Den Mann und spricht mit frischem Munde:
 »Du träumtest schwer? Erzähl geschwind,
 Was deine Stirne Nächt'ges sinnt!«

«Daheim in Rätien war ich», spricht
 Er, «wo die Pfade südwärts gehn.
 Du kennst den *Berg des Unglücks* nicht,
 Ich sah ihn einst von ferne stehn,
 Als ich in meinen jungen Jahren
 Bin nach Italia gefahren.
 Viel Silberhörner ragen dort,
 Er schweigt, gemieden von den andern,
 Tief im Gebirg am düstern Ort,
 Nur wen'ge schauen ihn, die wandern;
 Doch wen der Fuß vorüberträgt,
 Dem bleibt sein Bildnis eingeprägt.
 Ihn sah ich wieder heut im Traum.
 Ich drang in eines Tales Raum,
 Das dicht gefüllt bis an den Rand
 Von blühnden Alpenrosen stand.
 Das ganze Tal war rot wie Blut –
 Ich dachte dein in Liebesglut,
 Doch, länger schauend in das Rot,
 Gedacht ich an den jähen Tod.
 Da hob den Blick ich, und ich sah
 Den Berg des Unglücks groß und nah.
 Wie hing er über mir so schaurig!
 Wie blickt' ins rote Tal er traurig!»

Und Engel schaudert und erbleicht.
 «Vergangne Zeiten!» sagt er leicht.
 «Du hast mich von dem Bann befreit
 Des fernen Lands, der fernen Zeit.»

Als mit den Knaben waldwärts ging
 Er Holz zu fällen eines Tages,
 Erhob sich aus des Tales Ring
 Das Brausen eines Flügelschlages.
 Hoch schwang sich über seinem Haupt
 Ein Geier, der ein Lamm geraubt.
 Er wies auf ihn mit blankem Beil:
 «Hätt Bogen ich bei Hand und Pfeil,
 Der freche Räuber müßt es büßen,
 Er läge stracks zu meinen Füßen!

Sieh, Kurd, er fliegt dem Horste zu
 Dort an der Wand der Gadmenfluh!
 Zu seinem Neste steig ich morgen!
 Ihr möget für die Herde sorgen.
 Die Alten wohl erleg ich beide
 Und schaffe Sicherheit der Weide;
 Ein Junges bring ich euch zum Zähmen,
 Wir wollen ihm die Flügel lähmen.»

In erster Frühe brach er auf,
 Der Morgen war kristallen klar;
 Die Sonne fördert' ihren Lauf,
 Und als sie hoch am Himmel war
 Und immer er nicht wiederkehrt,
 Wird Engels Herz von Angst beschwert.
 Den Jüngsten auf den Armen, eilt
 Sie fort zu sehen, wo er weilt.

Sie kennt die Wand, drin eingezwängt
 Der Geierhorst am Felsen hängt.
 Sie eilt den See entlang zur Schlucht –
 Er ist gefunden, den sie sucht!
 Er liegt, den Geier fest umschlungen,
 Mit dem er stürzt' im Kampfgedränge,
 Als miteinander sie gerungen
 Den Streit des Messers und der Fänge.
 Die Geirin mit der toten Brut
 Liegt pfeildurchbohrt in ihrem Blut.

Engel setzt ab im Felsenschatten
 Das blonde Kind und eilt zum Gatten;
 Sie löst des Geiers scharfe Klaun,
 In seine Schultern eingehaun.
 Noch atmet er – sie kniet sich nieder
 Und bettet ihn in ihren Schoß,
 Gebrochen sind die starken Glieder,
 Die Arme hangen regungslos.
 Ihr Auge läßt das seine nicht,
 Das unter ihrem Blicke bricht.
 Sie küßt den Mund, der ist so bleich!
 Er stirbt. Ihr Leben stirbt zugleich.

Der Himmel blaut, der Titlis leuchtet,
Die schroffe Todeswand befeuchtet
Ein Silberfaden. Leise klopfen
Auf hartem Grunde seine Tropfen
Wie Blut aus Wunden. Weiter rinnt
Im Moos er seine schmale Bahn.
Den Toten blickt das stille Kind
Mit unverwandten Augen an.

VIII

Die Rosen blühn im Nonnengarten,
Doch andre sinds, die ihrer warten,
Und andre gehn mit sachten Schritten,
Wo Juttas trotzig Herz gelitten.
Im Kreuzgang, in der Grüfte Reihn
Beschrieb sich mancher Leichenstein.
Mit scharfen Rändern eingehaun
Ist auch der Äbtin Schild zu schaun,
Sie selber liegt, in Stein gestaltet,
Die Hände zum Gebet gefaltet,
In eines mächtgen Kreuzes Hut.
Wer aber weiß, wo Jutta ruht?
Wohl ward der frevlen Gottesmagd
Geweihete Stätte hier versagt.
Wo bergen die begrünten Schollen
Den Schlaf der einst so Lebensvollen?
Wo ward das Lager ihr gemacht?
Und Engels auch wird nie gedacht,
Seit aus dem Kloster sie entwichen,
Auch sie ist aus dem Buch gestrichen.
Des flüchtgen Mägdleins Name scholl
In Liebe niemals, noch in Groll.

Im Dorfe ward um jene Zeit
Zuweilen eine Frau gesehn
– Die trug um ihren Gatten Leid –
Mit Kindern ernst vorübergehn.
Es war die Würde der Gestalt,
Der seltne Klang der kargen Worte,

Der Augen schmerzliche Gewalt,
 Ein fremdes Bild den Gottesleuten,
 Die vormals bei der Klosterpforte
 An Engels Antlitz sich erfreuten.
 Sie sei des Rätiers Witib, hieß
 Es, der am Berg sein Leben ließ
 Und der ein Meister war der Pfeile,
 Die stetig nun im Tale weile,
 Wo sie ein Häuschen sich erstand
 Als Ruhesitz am Waldesrand,
 In treuer Brust den Toten minnend,
 Die Wolle ihrer Schafe spinnend
 Und sorglich webend zu Gewanden,
 Wie man sie trägt in diesen Landen.

Wenn abends schwimmt das Tal in Glut
 Und Licht im Kirchenfenster blitzt
 Und Engel von der Arbeit ruht
 Und träumend vor der Hütte sitzt,
 Zum schroffen Engelberge sendet
 Den sonnenmüden Blick sie sacht,
 Vom roten Titlis abgewendet
 Und seiner mörderischen Pracht;
 Und wenn versinkt der Sonne Brand
 Und kalt ein Windstoß fährt durchs Land,
 So fühlt sie's hauchen durch die Tannen,
 Wie eine Seele fährt von dannen.

Einst schritt den Wiesenpfad Hilar
 Entlang, der Engels Beichtger war,
 Obwohl ergraut, mit rüstgem Fuß
 Und bietet Engel seinen Gruß:
 «Wo bist du? Statt dich stets zu kränken,
 Mußt du an deine Kinder denken!
 Wie streng die Buben wachsen, schau!
 Was soll aus ihnen werden, Frau?
 Ich sah sie spielen, Spiel enthüllt,
 Was eines Kindes Herz erfüllt.
 Komm, laß uns sehn – ich darf nicht bleiben –,
 Was drüben sie so ernstlich treiben!»

Sie gehn und an des Gärtchens Mauer
Stehn beide jetzt sie auf der Lauer.

Und sieh, da hebt auf grünem Plan
Sich eben erst die Handlung an.
Mit Händen emsig und geschickt
Hat Engels zweiter, Benedikt,
Sich nette Säcklein zugerichtet,
Mit Sand gefüllt und aufgeschichtet,
Er schreit: «Ihr Käufer nah und fern,
Mein Mehl und Salz kommt von Luzern!»
Und Engels dritt und vierter naht,
Mit dicken Wangen der Beat,
An seiner Hand das Brüderlein,
Der blonde Werner zart und fein,
Und pünktlich zahlen jetzt die Kleinen
Ihr Mehl mit blanken Kieselsteinen.

«Beim heil'gen Markus!» raunt Hilar,
«Der wird ein Krämer offenbar.»

In einen Beutel hat die Last
Der Kiesel Benedikt gefaßt
Und ruft dem ältesten Bruder zu,
Der vornehm auf der Seite sitzt
Und sich ein langes Schwert in Ruh
Aus einem Arvenaste schnitzt:
«Was kauft der Junker Habenichts?»
Und Kurd entflammten Angesichts
Bedroht ihn mit dem Schwert, und her
Gibt wehrlos seinen Beutel er.

An Engels Ohre lacht Hilar:
«Nun ist der zweite offenbar!
Er hat uns sein Gemüt verraten:
Der Kurd gedeiht dir zum Soldaten.
Was andre speichern und erraffen,
Gewinnt er durch das Recht der Waffen.»

Doch sieh, da tritt hervor Beat
Und schreitet würdig im Ornat.

Er hat sich statt der Stola Prangen
 Ein Halstuch Engels umgehangen,
 Ein Kreuzlein trägt er in den Händen
 Und spricht: «Gott mög euch Segen spenden!
 Gib mir den Beutel, arger Kurd,
 Der dir auf schlimmem Wege wurd!
 Um das Gewissen dir zu heilen,
 Mußt deine Beute du verteilen.
 Die Hälfte soll der Kirche sein,
 So darf sie dich von Schuld befreien.
 Ein Viertel dann – das bringt dir Glück –
 Stellst du dem Benedikt zurück.
 Was jetzt noch bleibt, magst du behalten
 Für Zeitverlust und Mühewalten.»
 Und wunderbar! Wie er entschieden,
 So waren alle sie's zufrieden.

Da winkt Hilar mit Siegsgebärden:
 «Beatchen, Frau, muß geistlich werden!
 Er kennt die menschlichen Gewerbe,
 Und jedem gönnt er gern sein Teil,
 Bemüht mit Eifer ohne Herbe
 Um aller Stände Seelenheil.»

Zur Hausbank schleichen sie zurück,
 Ergötzt beginnt der Mönch zu plaudern:
 «Zu Pfaff und Krämer wünsch ich Glück,
 Die werden nicht am Wege zaudern!
 Der eine wird dich leiblich kleiden,
 Der andre wird dich geistlich weiden.»

Sie seufzt: «Des würd ich nimmer froh,
 Müßt ich um meinen Kurd mich kränken!»
 «Ei», mahnt Hilarius, «sprich nicht so!
 Der Bube macht mir kein Bedenken.
 Nicht wird es ihn zur Hölle bringen,
 Braucht er Gewalt in rechten Dingen.
 Zum Guten beugen weislich wir
 Die angeborne Beutegier,
 Daß deines Vaters strafend Ende
 Der Herr in Gnaden von ihm wende.»

– «Mein Vater?» fährt sie auf erblaßt.

– «Nichts sagt ich!» wehrt der Mönch in Hast.

– «O redet, beim Erlöser Christ,
Wenn Ihr von meinen Eltern wißt!
Ihr sollt, Ihr dürft mirs nicht verhehlen!
Ihr müßt das Schlimmste mir erzählen!»

– «Das kommt vom Schwatzen!» grollt Hilar
Und greift sich unmutsvoll ins Haar,
«Du Graukopf, das war ungeschickt!
Lieb Engel, laß es mich bewahren!»

Und Engels pochend Herz erschrickt,
Doch spricht sie fest: «Ich wills erfahren.»

– «Nicht öffn' ich gern das düstre Buch,
Ein schwaches Herz würd es beladen!
Doch sei's! Ist Segen ja aus Fluch
Gewachsen stets auf deinen Pfaden.
Vernimm! Dich hat ein lustverloren,
Ein frevelmütig Weib geboren,
Das prächtig auf der Burg gelebt,
Die überm Schächtental geschwebt.
Zu eigen war ihr dieses Tal
Kraft ihres angestammten Rechtes,
Ermordet hat sie den Gemahl
Und ward die Buhlin ihres Knechtes.
Ihm gab sie sich und alles Gut
Und ihre feste Burg in Hut.
Der Kastellan war allerende
Verklagt um seine blutgen Hände,
Des Landes Geißel und Entsetzen
Und sie sein sündiges Ergetzen.
Da hat das Volk die Burg gebrochen
Und den verhaßten Vogt erstochen.
Sie aber floh mit nächtgem Schritt
Und trug dich unterm Herzen mit.
Nachdem den Berg sie überklommen,
Betrat sie unser Klosterreich

Und fand bei Hirten Unterkommen,
 Doch sterbemüd und todesbleich.
 Sie legte sich und ließ das Leben,
 Nachdem sie, Engel, dirs gegeben.
 Ich wurde noch zu ihr beschieden,
 Daß nicht sie stürbe sonder Frieden.
 Der Reuigen muß ich geloben,
 Dich ferne von der Welt Gefahren,
 In Chor und Zelle aufgehoben,
 Vor jeder Lockung zu bewahren,
 Daß deine klösterliche Reine
 Sie sühnend noch im Grab bescheine.

Die Hirten haben dich bewahrt
 Bis zu Herrn Heinrichs Himmelfahrt.
 Um Dunkles heiter einzukleiden
 Und jeglich Ärgernis zu meiden,
 Gab selben Tags der Geist mir ein
 Die Märe von dem Engelein;
 Als solches trug ich in der Frühe
 Zu Marthen dich mit leichter Mühe.
 So ward in heil'ger Morgenstille
 Vollzogen deiner Mutter Wille!

Als Juttas Tod dich trieb zur Flucht,
 Hab ich in Sorge dich gesucht
 Und fand den Engel liebe warm
 In eines schuldgen Mannes Arm,
 Der anders als dein Vater zwar,
 Doch auch ein Blutbefleckter war.
 In heil'gem Zorn sprach ich: «Wohlan!
 Hat mir der Teufel das getan,
 Bewehr ich mit der Kirche Segen
 Mich stracks, das Handwerk ihm zu legen.
 Verschmäht sie leichte Klostermuße,
 Hier schickt der Himmel schwere Buße,
 Und will sie nicht zur Zelle kehren,
 Wird schlimme Not sie beten lehren!»

Und Engel senkt in Scham und Schmerz
 Die nassen Augen niederwärts.

Sie drückt der Menschheit dunkles Erbe,
Der Lose lastende Verkettung,
Und eine Träne, eine herbe,
Weint sie dem Siechtum ohne Rettung.

Da wird sie wieder hell. Es liegt
Ein Blondkopf an ihr Knie geschmiegt,
Klein Werner, der der Mutter Gram
Gesehn und ihr zu schmeicheln kam.
Derweil sie seine Locken kost,
Reicht er sein Spielzeug ihr zum Trost,
Ein Viehlein, das aus Lehm er schuf,
Bevor er folgt' des Bruders Ruf.
Und wie der Mönch das Rindlein schaut,
Entfährt ihm hell ein Freudelaut:
«Die liebe, leibliche Natur!
Wie bracht er das zustande nur!
Es wittert einen frischen Rasen!
Es senkt und streckt das Haupt zum Grasen!
Bei Sankt Hilar, das ist Genie!
Und auch die Schelle fehlt nicht, sieh!
Wie ich von seinen Brüdern sprach,
Sann auch ich diesem Kleinen nach
Und war um sein Geschick verlegen
Auf unsern rauhen Erdewegen,
Weil ihm, als einem Schmerzenskind,
Die Glieder dünn und schwächig sind;
Hast du ihm doch die Brust geboten,
In deinem Herzen einen Toten.

Jetzt weiß ich es, wozu er taugt:
Gott segnete ihm Hand und Auge.

Ich werde deinen Knaben bringen
Zu Bruder Lukas, der gewitzt
Nicht eben ist in andern Dingen,
Doch wunderfeine Stühle schnitzt,
Der zeigt dem Knaben dann mit Fleiß
Die Griff' und Künste, die er weiß,
Und wie, gelöst durch zarten Schnitt,
Aus Holz ein lebend Wesen tritt.

Mit Ochs und Eslein fängt er an,
 Dann kommt der heilige Joseph dran,
 Zum Muster will ich mich bequemen,
 Er mag mir Haupt und Bart entnehmen.
 Die Jungfrau sieht er mannigfalt
 In deiner züchtigen Gestalt;
 Nach unsres Klosters würdigen Köpfen
 Kann er die Schar der Zwölfe schnitzen –
 Eins muß er aus der Seele schöpfen:
 Das Haupt, gekrönt mit Dornenspitzen.

Der Knabe ist von eigener Art
 Und für das Weltgedräng zu zart.
 Da setzt es grobe Stöße traun
 In jedem Amt, in jeder Gilde,
 Er mag sich an der Kunst erbaun
 Und sich des Lebens freun im Bilde,
 In Stille tätig, unbeneidet!»

Hilar ergreift den Stab und scheidet.

Und wie's zu schaun ihm war gegeben,
 So fiel der Knaben Los im Leben.

IX

Die Sonne leuchtet heiß und schön,
 Im Tale schmettert Horngetön.
 Der Graf von Habsburg, hoch zu Roß,
 Zieht ein mit kriegerischem Troß,
 Im Beichtstuhl jeden Sündenschaden
 Zu heilen, daß er, frei von Fehle
 Und aller alten Schuld entladen,
 Dem Schutz der Heil'gen sich empfehle.
 Denn heiße Fehde steht bevor.
 Er ist der Held, den sich erkor
 Die edle Zürich, deren Mauern
 Die Herrn von Regensburg belauern,
 Aus Übermut und Beutegier
 Bedrohend ihres Kränzleins Zier.

Derweil den Gast das Kloster hegt
 Und eifrig er der Andacht pflegt,
 Zecht draußen in 'der Mauer Schatten
 Hellauf sein reisiges Gesind,
 Ringsum erfüllt die Klostermatten
 Der Äpler Schar mit Weib und Kind,
 Rudolf von Angesicht zu schauen,
 Der als der Hort des Landes gilt,
 Auf dessen Schirm und Schwert sie trauen
 In Zeiten kaiserlos und wild.

Die Söhne Benedikti spenden
 Heut Speis und Trank mit offnen Händen.
 Da wird gezechet, da wird gelacht,
 Dem Herrn manch Lebehoch gebracht.
 Die Waffenknechte rühmen ihn,
 Den Feuerwein von Valtellin,
 Und wacker wird ihm zugesprochen;
 Die Augen glühn, die Pulse pochen.
 Jetzt kommen auch des Dorfes Fiedeln,
 Sich auf der Mauer anzusiedeln.
 Es wird ein Tanz, erst halb verzagt,
 Und dann ein wilderer gewagt.

Wohl keiner aus der Äplerschaft
 Springt höher, jauchzt und jubelt toller,
 Als dort in voller Jugendkraft
 Der schlanke Bursch im Lederkoller!
 Sein kurzes Messer fliegt am Gurt,
 Es ist der Gemenjäger Kurd,
 Und die er wirbelt durch die Reihn,
 Das ist des Dorfwirts Töchterlein.
 Sie wiegt sich schmeidig in den Hüften,
 Er wirft sie auf, sie schwebt in Lüften,
 Die schwarzen Haare flattern ihr,
 Sie läßt die dunkeln Blicke schweifen
 Und eitel durch die Menge streifen,
 Sie weiß: Sie ist die Schönste hier!

Und wie vom heißen Reigen nun
 Aufatmen sie und schreitend ruhn,

Tritt zornrot ein Gesell heran,
 Schier wie ein Ritter angetan,
 Und höhnt mit frechem Angesicht:
 «Dir, Kurd, gebührt die Dirne nicht!
 Auf meinem Boden treibst du Jagd,
 Sie hat den Tanz an mich versagt.
 Gib Raum, sonst wird es dich verdrießen,
 Ich bin der Herr zu Wolfenschießen!»
 Kurd lacht. Die Beute fester faßt
 Er nur und ruft: «Genug der Rast!
 Komm! Wessen Lieb du bist, zu zeigen
 Dem Junker, schwing mit mir den Reigen!»
 Jäh reißt der andre aus der Scheide
 Das Schwert, und schon bedrohn sich beide.
 Die Bahn des Tanzes ist verengt,
 Die Fiedel schweigt, die Menge drängt.

Mit bangen Augen hat gesehn
 Ein Kind den schlimmen Streit entstehn,
 Und da gefährlich wird der Strauß,
 Bricht es in helle Tränen aus.
 Es läuft davon, auf schnellen Sohlen
 Will Engel es zu Hilfe holen,
 Die ferne dem verwirrten Kreise
 Bescheiden stand nach ihrer Weise.

Kurd hat den Gegner angerannt
 Und dreht das Schwert ihm aus der Hand,
 Er stößt es in den Boden fest,
 Brichts mit dem Fuß, den Schwertesrest
 Wirft hoch er über das Gedränge,
 Und seinen Sieg bejauchzt die Menge.
 Umsonst beschwichtigend umgeben
 Von Habsburgs Waffenleuten, schreit
 Der Wolfenschieß: «Dir gehts ans Leben!»
 Und zückt den Dolch zu neuem Streit.
 Kurd stürzt sich gegen ihn und hält
 Ihn festgepreßt, die Waffe fällt.
 Der Junker knirscht, und sie umschlingen
 Sich eisern, Leib an Leib zu ringen,

Sie keuchen voller Grimm und Wut,
 Sie fühlen ihres Atems Glut.
 Kurd wirft den bösen Gegner nieder
 Und kommt auf seine Brust zu knien.
 Der sucht die Waffe tastend wieder
 Und zückt sie meuchlings gegen ihn.
 Kurd zieht das Messer gleicherweise,
 Die Klingen drehen sich im Kreise –
 Da langt hinein mit einem Mal
 Ein weißer Arm nach seinem Stahl.
 Er sieht den weißen Arm entsetzt
 Von einem Tropfen Blut genetzt,
 Gelöscht sind seines Zornes Gluten,
 Denn seine Mutter sieht er bluten!

Und Engels lichtetes Auge ruht
 Auf ihm mit Ernst und treuer Hut.
 Sie sind allein und ohne Worte –
 Denn alles stürzt sich nach der Pforte,
 – «Hoch Habsburg!» brausts im Sturmeschor.
 Mit hellem Antlitz tritt hervor,
 Den Abt und Mönche fromm geleiten,
 Der Graf, und grüßt nach allen Seiten.
 Ob auch aus adligem Geblüte,
 Leutselig ist er von Gemüte.
 Er ruft: «Gesattelt! Aufgesessen!»
 Und wendet sich zum Abt: «Vergessen
 Will nicht ich, mein Gelübde zu lösen,
 Bleib ich bewahrt vor allem Bösen!»

Schon hat er fast das Roß erreicht,
 Als Engel, bittend und erbleicht,
 Herführend an der blutgen Hand
 Den trotzgen Jüngling, vor ihm stand.

Der Graf erstaunt: «Bei Gottes Leib!
 Was ist das für ein schönes Weib!»
 Sie aber beugt sich tief und sagt:
 «Graf Habsburg, höre deine Magd!
 Du ziehst in Fehde morgen schon,
 Des Rechts Panier hast du erhoben.

Wohlan, ich schenk dir meinen Sohn!
 Als Tapfern wirst du ihn erproben.
 Bevor in frevelhaftem Spiele
 Der Jugend Feuer ihm verbraucht,
 Herr, gib ihm Arbeit, gib ihm Ziele,
 Danach er ring in Schweiß getaucht!
 Den Knaben mache du zum Mann,
 Der seine Brust bezähmen kann!»

Schnell mißt der Graf mit scharfen Augen
 Des Jünglings tannenschlanken Bau,
 Dann spricht er froh: «Er kann mir taugen.
 Ich tu es dir zu Ehren, Frau!
 In Kriegszucht will ich den Gesellen
 Und unter edles Banner stellen,
 Ich stell ihn zu des Reiches Aar,
 Den nehm er stolzen Auges wahr!
 Ein Roß für ihn! Herr Abt, Valet!»
 Und rückwärts winkt er nach dem Tor,
 Wo blank die Mauer war zuvor
 Und jetzt ein Bild gezeichnet steht.
 Ein blondes Kind beschäftigt sich
 Daran mit fleißgem Kohlenstrich,
 Klein Werner, der daheim entwichen
 Und still der Mutter nachgeschlichen.

«Potz Velten!» ruft der Graf und lacht,
 «Hast du dies Konterfei gemacht?
 Sprich Semmelköpfchen, wem gehört
 Die Nas und Krone ungeheuer?»
 Drauf meint das Knäblein ungestört
 Und ernst am Werk: «Die Nas ist Euer.
 Die Kron ist Kaiser Karles Krone,
 Wie er im Buch sitzt auf dem Throne,
 Ich habe sie für Euch gekürt,
 Weil Eurer Nase sie gebührt.»
 «Mir scheint, du hast mich nicht verschönt»,
 Spricht Habsburg, «doch ich wills vergessen,
 Nur daß du, Kleiner, mich gekrönt,
 Den schlichten Mann, das ist vermessen!»

Der Abbas schmunzelt: «Kindermund,
Herr Graf, tat oft die Wahrheit kund!
Euch liebt das Land. Ich sag es frei:
Es liebt Euch auch die Klerisei,
Dem Reich, so lang des Schirms beraubt,
Ihr wäret ihm ein christlich Haupt!»
Der fromme Graf versetzt bescheiden:
«Solch Trachten wird mich übel kleiden!
Kein Kurfürst wird ja mein gedenken,
Gott müßt es durch ein Wunder lenken.»

Er spricht und grüßt und steigt zu Roß,
Von dannen sprengen Herr und Troß,
Und in des Habsburgs Heergeleite
Braust Engels Sohn in alle Weite.

X

Ein reicher Händler von Luzern
Verkehrte mit den Klosterherrn,
Eintauschend ihre kräftgen Käse
Für welschen Weines Edellese.
Zu zählen galt es mit Verstand,
Dazu war Benedikt bei Hand.
Von raschen Sinnen, klug und ehrlich,
Ward er dem Kaufherrn unentbehrlich,
Der führt' ihn unversehns davon
Und hielt ihn wie den eignen Sohn.

Schon sieben Jahre war er fern,
Da kam ein Schriftstück von Luzern,
Das Engel, die allein nicht klug
Draus wurde, zu Hilarius trug.
«Der Herr hat mir Gedeihn geschickt»,
Schreibt seiner Mutter Benedikt,
«So darf ich, ohne mich zu schämen,
Ein städtisch feines Weib mir nehmen,
Des Wechslers Thomas Töchterlein.
Ich lad Euch nicht zur Hochzeit ein,

Lieb Mutter; in des Schwiegers Haus
 Geht stolzer Adel ein und aus,
 Da würdet leichtlich Ihr verlegen
 Der fürnehm edeln Gäste wegen.
 Doch daß Ihr möget mein gedenken,
 Send ich ein Saumtier mit Geschenken
 Von weichem Stoff und schweren Spangen.
 Berichtet, daß Ihr es empfangen!»

In tiefer Klosterweisheit tat
 Indessen manchen Schritt Beat.
 In schwierigen Gewissensfragen
 War er bewandert und beschlagen.
 Mit Eifer probt' er früh und spät
 Der Kirche starkes Kriegsgesetz.
 Erbst entwich vor seinem Spruch
 Der böse Geist mit Mißgeruch.
 Frühzeitig nahm er alle Weihn,
 Schloß dreifach ins Gelübde sich ein,
 Und fürder leuchtete sein Licht
 Nur selten außerhalb der Pforte.
 Der Sohn der Kirche hatte nicht
 Mehr Sinn für Engels schlichte Worte.
 Sie sahn sich kaum. Doch eines bot
 Der Mutter er, das heilige Brot,
 Das sie, beseligt und gering,
 Demütig auf den Knien empfing.

Ein Fremdling wandelt' dazumal
 In welscher Tracht im Alpental.
 Ob auch kein Freund von Ruh und Rast,
 War er des Abts geehrter Gast,
 Der aus dem Süden ihn gebracht,
 Als eine Romfahrt er gemacht.
 Auf eine prächtige Kirche dachte
 Der Abbas, wenn er schlief und wachte.
 Mit schwerem Gold und vieler Bitte
 Verlockt' er in die Alpenmitte
 Aus Welschlands blühendem Gefild
 Die Meisterhand im Steingebild.

Doch als sie machten ihren Plan,
 Da hub der beiden Unlust an.
 Der Abbas hatte sich gedacht
 Ein Werk von feierlicher Pracht;
 Der welsche Meister widerspricht:
 «Ich baue Eure Kirche schlicht!
 Ein Turmgewimmel würde klein,
 Gezierte Spitzen abgeschmackt,
 Wo schwebt zerrissen Felsgestein
 In freier Wildheit aufgezackt;
 Die Kuppel gar, der Ebne Preis,
 Von weiten Himmeln warm umblaut,
 Verzwergt, wo ein Gewölb aus Eis
 Mit breiten Schultern niederschaut.
 Das Schneegebirg, Herr Abt, mit Gunst,
 Ist keine Stätte für die Kunst!»

Als prüfend einst von einem Ende
 Der Kirche sie zum andern schritten,
 Gewahrt der Gast in einer Blende
 Ein Josephhaupt aus Holz geschnitten:
 Der Schädel breit, die Runzeln hart,
 Struppig die Brauen und der Bart,
 Ein Haupt in jedem Zuge wahr,
 Kurz, der leibhaftige Hilar.
 Er hemmt den raschen Schritt und lacht,
 Dann fragt er kurz: «Wer hats gemacht?»

«Ein Kind des Tales. Herr, verzeiht,
 Daß wirs den Heiligen eingereiht,
 Die hier auf goldnem Grunde prangen,
 Von edeln Stiftern aufgehangen!»
 – «Herr Abt, erlaubt mir, das ist Plunder!
 Der alte Joseph ist ein Wunder!
 Gebt mir den Kopf zum Gastgeschenk,
 Und Euer bleib ich eingedenk.
 Erst aber sagt mir, wo er sitzt,
 Der dieses derbe Haupt geschnitzt.»
 – «Im Dorf. Doch sei Euch nicht verhehlt:
 Des Jünglings Tage sind gezählt.

Er schwindet. Was der Knabe schafft,
 Er tuts mit seiner letzten Kraft.
 Wenn Ihr es wünscht, laß ich ihn holen.»
 – «Nein», meint der Gast mit Grußgebärde,
 «Ich mache selbst mich auf die Sohlen,
 Ich wandle gern auf dieser Erde!»

Vor Engels Hütte sitzt der Knabe
 Und lenkt das Messer liebevoll,
 das heut ein Werk vollenden soll,
 Das letzte noch vor seinem Grabe.
 Ein Bild, das er als Kind gesehn,
 Er läßt es wiederum entstehen:
 Den Toten in der Mutter Arm,
 Die ganz versunken ist in Harm.
 Im Schoße hält die Schmerzensreiche
 Das wunde Haupt der teuren Leiche.

Da schallt ein Gruß und streckt ihm dar
 Die Hand ein krausgelockter Mann
 Mit einem mächtgen Augenpaar,
 Aus dem er Feuer blicken kann.
 «Von deinem Tun hab ich gesehn»,
 So spricht er, «bei den Mönchen dort!
 Ich wollte nicht von hinnen gehn,
 Eh wir gewechselt Gruß und Wort,
 Und kannst du dich zur Fahrt bequemen,
 Beglückt es mich, dich mitzunehmen.
 Vollkommnes schaun, wetteifernd ringen,
 Das trägt ans Ziel auf Feuerschwingen!

Mein Sohn, du bist zur Kunst geboren,
 Doch geht im kalten Bergesschatten
 Dir deine junge Kraft verloren,
 Und deine Schwinge wird ermatten!
 Hinweg aus diesen kühlen Gräften!
 Komm, heile dich in warmen Lüften!
 Du hast dem Tod Gestalt gegeben –
 Komm nach Italia, koste Leben!

Dort rauscht es in den Lorbeerhainen,
 Dort lispelt des Ölbaums Silberblatt,
 Dort ragt, aus ruhmberedten Steinen
 Gefügt, manch marmorhelle Stadt.
 Dort wogt der Markt von lautem Volke,
 Dort wird der Himmel ohne Wolke,
 Wo Zinne schwebt und Kuppel thront,
 Von Götterbildern still bewohnt.
 Dort spielt das Licht durch alle Räume,
 Reift Frucht an Frucht der Sonne Glut,
 Und Segel ziehn wie helle Träume
 Durch purpurdunkle Meeresflut.

Dort überströmt so voll das Leben,
 Daß noch dem Tod ist Reiz gegeben.
 Ihr möget in die Erde fallen,
 Wenn, ungelebt, ihr hier verstöhnt,
 Wir ruhn in lichten Säulenhallen,
 Von einer heitern Kunst verschönt.
 Dort lehnt der Held an seinem Schilde
 Und lächelt stolz im Marmorbilde,
 Die Lichtgestalten holder Sage
 Umschlingen unsre Sarkophage.»
 Der Älpler aber redet schlicht:
 «So sehn den bitterm Tod wir nicht.
 Er ist der König aller Schrecken,
 Kommt er, die Stirn mit Schweiß zu decken!
 Erst wenn der Stachel ihm genommen,
 Beginnt die Freudezeit der Frommen . . .»

Unmutig fällt der Fremdling ein:
 «Noch ist der volle Becher mein!
 Gehör ich minder zu den Frommen,
 Weil ich verherrliche das Leben?
 Sagt nicht der Heiland: Seid willkommen!
 Vollkommnes will auch ich erstreben –
 Ich selbst kann nicht vollkommen heißen,
 Drum will ichs keck dem Stein entreißen.
 Noch ist mein eigen Erd und Sonne,
 Noch fühlt mein frischer Leib die Wonne

Der Kraft, mein Geist die Lust der Tat,
 Noch bin ich rüstig früh und spat,
 Noch drängen sich vor meinen Schritten
 Gebilde, die um Leben bitten!
 Da steh ich, und nicht weich ich, eh
 Mein leuchtend Werk ich ganz vollbracht –
 Dann mag, wie eine Flocke Schnee
 Die Seele sinken in die Nacht.

Komm mit! Du darfst mir nicht verkümmern,
 Ich will die Felsenwand zertrümmern,
 Daß du den Garten siehst der Erde
 Und deine Seele freudig werde!»

Er reißt das Kind zu sich empor,
 Umschlingts mit feuriger Gewalt –
 Da fühlt er, daß ihr Blut verlor
 Des Knaben leidende Gestalt,
 Da sieht er, was ihm seine Hast,
 Sein rasend Ungestüm verhehlt,
 Daß er ein Leben grausam faßt,
 Dem schon das Mark der Erde fehlt.

Erschrocken auf den Starken schauen
 Die Augen jetzt, die flehend blauen:
 «Hör auf zu ziehen in die Ferne!
 Hier leb ich und hier sterb ich gerne.
 Du selber, Fremdling, sprachst es aus:
 Es dient die Kunst dem Vaterhaus,
 Ein Werk, das nicht die trauten Züge
 Der Heimat trägt, mir dünkt es Lüge,
 Und unser armes Hirtenleben
 Ist täglich von Gefahr umgeben,
 Wohl elend wärs, wenn nicht uns bliebe
 Der Trost des Glaubens und der Liebe.»

Und wieder schnitzt er ohne Wort
 An den geliebten Zügen fort.

Den Tod, in Mutterarm gehegt,
 Beschaut der Welsche lange Zeit,

Er fühlt die starke Brust bewegt
Von einem Hauch der Innigkeit,
Er fühlt, daß auch die bittern Schmerzen
Beschieden sind dem Menschenherzen –
Ihm rinnt wie einer Träne Schein
Verstohlen in den Bart hinein.

«Ich sehe, Jüngling», spricht der Fremde,
«Du bleibst in deinem Hirtenhemde!
Wir haben beide gut gelost:
Ich gebe Ruhm, du bietest Trost.

Leb wohl.» Er wendet sich zum Gehn,
Da sieht er Engel vor sich stehn,
Und schnellen Augs erkennt er sie,
Die diese Schmerzenszüge lieb,
Er sieht die unverwandten Blicke
Behüten ihres Sohns Geschicke,
Sie faltet die ergebenen Hände
Zu ihres Kindes frühem Ende.

Denn heute wars zum letztenmal,
Daß Werner saß im Sonnenstrahl.

XI

So füllte sich der Jahre Zahl,
Und wieder stieg der Lenz ins Tal,
Doch diesmal bracht er seine Rosen
Mit Sturmgebraus und Wassertosen.
Den heißen Atem mit Gestöhn
Haucht auf den Alpenschnee der Föhn,
Unruhig fliehn vor ihm die vollen
Gießbäche, die zu Tale rollen.

Die Tannenspitzen waren grün,
Da zog talan ein Krieger kühn
Zu Roß, gebräunt von Sonnengluten,
Und ließ ein fremdes Banner fluten.

Mit einem Saumtier, schwer beladen,
Folgt' ihm ein Knecht auf Waldespfeiden.

Der Tapfre kehrt aus blutger Schlacht
Und hat ans Kloster eine Sendung
Von Rudolf, dem die Kaisermacht
Geworden ist durch Schicksalswendung.
Der Habsburg schirmt' die edle Stadt,
Die Weiß und Blau im Wappen hat,
Entriß sie niedern Raubgewalten
Und half ihr, frei zum Reich zu halten.
Das bracht ihm Heil, und wen bedenkt
Das Glück, bald steht er reich beschenkt.
Dem Kloster hatte werthe Gabe
Der Graf gelobt aus seiner Habe.
Zwar das Gelüb'd ward unterdessen
In größrer Taten Drang vergessen,
Doch da er mit dem Böhmen rang,
Des Kampfes Waage drohend schwankte,
Da seine Heermacht wich und wankte,
Und er gen Himmel schaute bang,
Ward des er wieder eingedenk.
Nun sendet er das Weihgeschenk.
Er anvertraut es einem Treuen,
Erprobt in manchem Dienste schon,
Talschaft und Kloster zu erfreuen,
Hat er geordnet Engels Sohn.

Jetzt hebt der Reiter an zu lauschen:
Hört nicht er seinen Wildbach rauschen
Hier unten, wo die Wasser drängen
Sich schäumend zwischen Felsenengen?
Da steht die Klostersägemühle,
Wo er als Knabe zugesehn,
Wie sich im spritzenden Gewühle
Die großen Räder lustig drehn!
Was ist denn aus dem Müllerskind,
Was ist aus Lisbeth wohl geworden,
Die lief zur Mutter treugesinnt,
Da er den Junker wollte morden?

Nun öffnet sich des Tales Rund,
 Er reitet über Wiesengrund,
 Gradaus zum Kloster zu gelangen,
 Wo sie mit Ehren ihn empfangen.

«Herr Abt, von Kaiser Rudolfs Macht
 Wird Euch durch mich ein Gruß gebracht.
 Er schickt Euch, sein Gelübd zu zahlen,
 Dies Böhmenbanner. Ohne Prahlen,
 Ich habs aus Feindesreihn gehaun.
 Beliebt, das Beutestück zu schaun!»
 Der Abt empfängt es ernst und spricht:
 «Der Böhme zwingt den Deutschen nicht.
 Wir hängens zu des Reiches Ehre
 An heiligen Ort. Daß Gott sie mehre!»

Er sprichts und überlegt dabei,
 Ob dies die ganze Gabe sei.

Aus seiner Truhe zieht der Reiter –
 Und fährt in seiner Rede weiter –
 Vier große, goldne Leuchter, fein
 Verziert mit manchem Edelstein:
 «Nehmt sie zu Eurer Kirche Frommen
 Und fragt nicht, wo sie wir genommen!»

Und Herz und Mund und Auge lacht
 Dem Abt ob solcher schweren Pracht.
 «Die strahlen», rühmt er, «hell und weit
 Wie Kaiser Rudolfs Frömmigkeit!
 Euch, Ritter Kurd, kann nicht entgehn
 Das nächste fette Klosterlehn,
 Damit ein Mann von Eurem Schlag
 Uns Friedensleute schirmen mag.»

Schwül brütet Mittag auf den Matten,
 In ihrer Hütte schmalem Schatten
 Sitzt Engel mit dem Müllerskind,
 Das plaudert, wie ein Brunnlein rinnt.
 Schon sagte Lebewohl die Maid –
 Und blieb, ihr tut das Gehen leid.

Es ist, als ob noch eine Frage
Ihr schüchtern auf den Lippen zage.
Am Berge zuckt ein Wetterschein,
Und langsam grollt es durch die Schwüle.
«Ich will talnieder nach der Mühle»,
Sagt sie. «Die Kinder sind allein!
Der Vater ist mit Holz gefahren
Nach Stanz. Ich muß das Haus bewahren.
Wie zieht es dunkel um die Wände
Des Titlis . . .! Wißt von Kurd Ihr nichts?»

Sie fragts und wendet sich behende
Und steht erglühnden Angesichts
Vor einem Mann im Reiterhut,
Der lächelnd sagt: «Es geht ihm gut.»

Und Engel hängt am Halse schon
Dem wilden und dem liebsten Sohn.

Sie treten friedlich Hand in Hand
In Engels niedre Täfelstube:
«Wars Lisbeth nicht, die hier verschwand,
Die huckepack ich trug als Bube?
Wie lieblich hat sie sich entfaltet!
Wie hat sie bräutlich sich gestaltet!
Und diese Augen, braun und licht,
In einem blassen Angesicht!»

– «Ja, Kurd, sie ist ein lieblich Kind,
Die Mutter starb, zwei Jahre sind
Dahin, nun übt sie brav und treu
An vier Geschwistern Mutterpflicht,
Doch ist sie wie die Gemse scheu,
Und einem Kriegsmann taugt sie nicht.»
Und Kurd: «Ich muß doch nach ihr sehn,
Will morgen in die Mühle gehn,
Just diese, Mutter, will ich frein
Und rasch wie dieses Blitzes Schein!»

Die Wolken stoßen schwarz zusammen,
Der Himmel loht, die Blitze flammen,

Die beiden treten unter Dach
Und plaudern weiter im Gemach,
Vernehmen in den liebevollen
Gesprächen nicht der Donner Rollen
Und hören nicht die Regen rauschen,
Derweil sie trauten Worten lauschen.

Da hört er einen Schreckenston,
Im Dorf ein geller Ruf erschallt:
«Die wilden Wasser kommen schon!
Ihr Männer! Wehrt der Stromgewalt!
Die Mühle sinkt! Die Not ist groß!»
Kurd macht sich von der Mutter los.
Der beiden Klöster Glocken stürmen
Und jammern kläglich von den Türmen,
Mit Windlicht und mit Hacken laufen
Talabwärts aus dem Dorf die Haufen.

Die Mühle schwankt im Sturmgebraus,
Jetzt zugedeckt von Finsternissen,
Jetzt zündet auf den Wassergraus
Ein jähes Licht aus Wolkenrissen.
Der Wogenschwall hat, wild empört,
Das Rad zermalmt, den Steg zerstört.
Das Haus, vom Ufer abgelöst,
Schwebt auf den letzten morschen Stützen,
Woran die Welle grimmig stößt.
Nichts kann es vor Verderben schützen.
Auf einem schmalen Brette steht,
Die Füße bloß, das Haar verweht,
Lisbeth mit der Geschwisterschar
Und hält das Jüngste bittend dar,
Sie hebts empor mit flehndem Arme,
Ob seiner niemand sich erbarme.
Nicht einer, der sie nicht beklage!
Nicht einer, der die Rettung wage!

Umringt von bangem Volke stand
Beat am hohen Uferrand
Und zeigt der Flut im Fackelschein
Beschwörend den Reliquienschrein;

Jedoch die trotzgen Wassergeister
 Erkennen heute keinen Meister.
 Da ringt er im Gebet die Hände
 Und ruft: «Herr, mach der Not ein Ende!
 Schick einen gegen die Dämonen
 Von denen, die im Himmel wohnen!
 Hilf, Herr! Es ist die letzte Frist!»
 Und hell erschallts: «Da bin ich schon!
 Und wenn es nicht ein Engel ist,
 So ist es eines Engels Sohn!»

Es ist der tapfre Kurd. Er gleitet
 Vom Ufer nieder in die Flut
 Und zu der wanken Mühle schreitet
 Er, kämpfend mit des Strudels Wut.
 «Lieb Lisbeth! Bücke dich und reich
 Das Kindlein mir in seinen Laken,
 Dann setze noch den Buben gleich
 Mir heilgem Christoph auf den Nacken!»
 Er strebt zurück, mit starker Hand
 Reicht er die Doppellast an Land.
 Und wieder ringt er mit den Wellen,
 Die hoch und immer höher schwellen.
 «Lieb Lisbeth! Springe!» keucht er. – «Nein!
 Die müssen erst gerettet sein!
 Bis ich sie kann am Ufer sehn,
 Sie alle viere, bleib ich stehn!»
 Und noch die beiden letzten schafft
 Ans Ufer er mit Riesenkraft
 Und stürzt zurück und er erreicht
 Die Mühle noch. Ein Stoß! Ein Prall!
 Des Hauses letzte Stütze weicht
 Und unter gehts im Wogenschwall.
 Er sieht sie neben sich versinken,
 Hält und umschlingt sie mit der Linken,
 Sie schweben, seine freie Rechte
 Scheint mit dem Stromgeist im Gefechte,
 Sie tauchen in die Tiefe nieder
 Und kommen in die Höhe wieder,
 Von jauchzenden Wassern fortgetragen,
 Die über ihnen zusammenschlagen.

Da jetzt der Strom den Widerstand
 Gebrochen und die Freiheit fand,
 Wälzt er gelassener und breiter
 Die Wogen der Zerstörung weiter,
 Er legt die beiden jungen Leben,
 Das Liebespaar, das er geraubt,
 Im Morgenlicht ans Ufer neben
 Einander, bettend Haupt an Haupt.

XII

Es war ein schöner Leichenzug,
 Da man den Kurd zu Grabe trug.
 Von jungen Bräuten sechs im Land,
 Den blanken Silberpfeil im Haare,
 Im faltenreichen Festgewand,
 Die führten Lisbeth auf der Bahre.
 Sie lag auf einem Bett von Moosen,
 Im braungewellten Haare Rosen,
 Und trug geheimer Wonne Licht
 Auf ihrem stillen Angesicht.
 Jetzt nahte hoch der Starke, Blasse,
 Dahingestreckt in Todesschlaf.
 Murmeln durchlief des Volkes Gasse,
 Und: «Brav!» erscholls und wieder: «Brav!»
 Das grüneschmückte Lager halten
 Empor auf Schultern breit und stark
 Sechs edle herrliche Gestalten,
 Sechs Jünglinge, des Landes Mark.
 Die Stirne ziert ein Eichenkranz,
 Sein gutes Schwert gibt ihm Geleit,
 Das tapfre Haupt verklärt ein Glanz
 Von feierlicher Fröhlichkeit.
 Der hohen Bahre schreitet nah
 In tiefem Sinnen Angela,
 Und ob ihr auch das Mutterherz
 Zerreißt ein ungeheurer Schmerz,
 So ist er doch gemischt mit Lust,
 Hebt Freude doch ihr stolz die Brust,

Daß ihrer Sorge liebster Sohn
 In hellem Ruhme zieht davon.
 Jetzt kommen an des Vaters Hand,
 Was Kurd dem wilden Strom entwand:
 Lisbeths Geschwister, erst die kleinen,
 Die größern folgen nach und weinen,
 Und dann in brausendem Gedränge
 Des Alpenvolkes bunte Menge,
 Das unter dröhnendem Geläute
 Dem Sieger folgt und seiner Beute.

Seit Engel wohnt in leerem Raum,
 Nicht weiß sie selbst wie lange Zeit,
 Verklärt sich in der Einsamkeit
 Das Leben ihr und wird zum Traum.
 Des Auges und der Seele Sinnen
 Hangt an des Engelberges Zinnen.
 Wann purpurn brennt das Felsgestein
 Auf Himmelsgründen tief und rein,
 Fühlt sie Verlangen nach der Einheit
 Mit dieser Glut und dieser Reinheit.
 Noch weiß sie, wie sie unverzagt
 Den ersten Felsenhang erklommen,
 Und was ihr Marthe hat gesagt,
 Daß sie vom Himmel hergekommen
 In einer selgen Engelschar,
 Sie glaubt es, und es wird ihr wahr.
 Und fährt im Blau ein lichter Reigen,
 So sieht sie heilige Mächte walten
 Und sieht sich Arme segnend neigen
 Und grüßt hinauf zu den Gestalten.

In einer Sommermitternacht
 Ist Engel jählings aufgewacht:
 Es hat ans Fenster ihr gepocht,
 Trüb schimmert einer Leuchte Docht.
 «Mach auf!» Ihr dünkts der Ruf Hilars,
 Sie öffnet, und der Alte wars.
 Er meldet, keuchend noch vom Gehn:
 «Ein Unglück, Engel, ist geschehn.

Dem Baptist bracht in letzter Not
 Ich Beistand eben. Er ist tot.
 Das Wildheu hat er heut geschnitten
 Am Engelberg und ist geglitten.
 Ich sah das Weib in Schmerz versteinen,
 Es tät ihr wohl sich auszuweinen.
 Ich weiß, du fürchtest keine Mühe:
 Geh zu ihr morgen in der Frühe!
 Es ist in deinen jungen Jahren
 Dir gleiches Unglück widerfahren,
 Und Gram wird nur von Trost gestillt,
 Der selbst aus wundem Herzen quillt.
 Du kennst den Weg. Leb wohl!»

Sie schaut

Hinaus ins Freie. Rings kein Laut,
 Am Himmel wenig Sterngefunkel,
 Lau ist die Nacht und wolkendunkel.
 Sie denkt des armen Weibs. Es leidet
 Sie nicht zu Haus und, rasch gekleidet,
 Eilt sie auf wohlbekannten Wegen
 Dem Hang des Engelbergs entgegen.
 Die arme Hütte, die sie sucht,
 Liegt fern in einer Bergesschlucht,
 Wohin den Pfad sie oft gegangen,
 Und ob er wild sei und zerrissen,
 Sie schreitet rasch und ohne Bangen
 Und kann des Mondes Leuchte missen.
 Sie wandert, Stunden wandert sie,
 Doch kommt sie zu der Hütte nie.
 Schon auf den nackten Felsen tritt
 Ihr Fuß, sie fördert stets den Schritt.
 Sie ist den Steg vorbeigeeilt,
 Der seitwärts nach der Hütte leitet,
 Und immer steigt sie unverweilt,
 Die hoch schon überm Tale schreitet.
 Sie steigt, als ob empor sie triebe,
 Was sie gelitten und empfunden,
 All ihre Wonnen, ihre Wunden,
 All ihre Kraft, all ihre Liebe!

Sie schreitet ohne Rast und Ruh
 Dem offenen Tor des Himmels zu –
 Und ist am Gipfel angekommen,
 Sie hat den steilen Berg erklommen,
 Frei oben steht mit einem Mal
 Sie jetzt, und rings versank das Tal.

Die Firne fangen an zu glimmen,
 Zu leuchten und im Licht zu schwimmen,
 Und von den hundert weißen Spitzen
 Herüber kommts wie Flügelblitzen,
 Die Tiefe tönt, die Höhen klingen,
 Die Erde schwindet ihrem Fuß,
 Sie fühlt gehoben sich von Schwingen,
 Und sie vernimmt den Engelgruß:

«Es ging ein Himmelskind verloren
 Und blieb dem Himmel doch getreu,
 Es ward von einem Weib geboren
 Und wußte doch, woher es sei.
 Es dachte heim in bangen Stunden,
 Es hat geweint und uns gesucht.
 Wir haben wieder es gefunden
 Und retten es in schneller Flucht.»

NOVELLEN I

DAS AMULETT

Alte vergilbte Blätter liegen vor mir mit Aufzeichnungen aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Ich übersetze sie in die Sprache unserer Zeit.

Erstes Kapitel

Heute am vierzehnten März 1611 ritt ich von meinem Sitz am Bieler See hinüber nach Courtion zu dem alten Boccard, den Handel um eine mir gehörige, mit Eichen und Buchen bestandene Halde in der Nähe von Münchweiler abzuschließen, der sich schon eine Weile hingezogen hatte. Der alte Herr bemühte sich in langwierigem Briefwechsel um eine Preiserniedrigung. Gegen den Wert des fraglichen Waldstreifens konnte kein ernstlicher Widerspruch erhoben werden, doch der Greis schien es für seine Pflicht zu halten, mir noch etwas abzumarkten. Da ich indessen guten Grund hatte, ihm alles Liebe zu erweisen, und überdies Geldes benötigt war, um meinem Sohn, der im Dienste der Generalstaaten steht und mit einer blonden runden Holländerin verlobt ist, die erste Einrichtung seines Hausstandes zu erleichtern, entschloß ich mich, ihm nachzugeben und den Handel rasch zu beendigen.

Ich fand ihn auf seinem altertümlichen Sitze einsam und in vernachlässigtem Zustande. Sein graues Haar hing ihm unordentlich in die Stirn und hinunter auf den Nacken. Als er meine Bereitwilligkeit vernahm, blitzten seine erloschenen Augen auf bei der freudigen Nachricht. Rafft und sammelt er doch in seinen alten Tagen, uneingedenk, daß sein Stamm mit ihm verdorren und er seine Habe lachenden Erben lassen wird.

Er führte mich in ein kleines Turmzimmer, wo er in einem wurmstichigen Schranke seine Schriften verwahrt, hieß mich Platz nehmen und bat mich, den Kontrakt schriftlich aufzusetzen. Ich hatte meine kurze Arbeit beendet und wandte mich zu dem Alten um, der unterdessen in den Schubladen gekramt hatte, nach seinem Siegel suchend, das

er verlegt zu haben schien. Wie ich ihn alles hastig durcheinanderwerfen sah, erhob ich mich unwillkürlich, als müßt' ich ihm helfen. Er hatte eben wie in fieberischer Eile ein geheimes Schubfach geöffnet, als ich hinter ihn trat, einen Blick hineinwarf und — tief aufseufzte.

In dem Fache lagen nebeneinander zwei seltsame, beide mir zu wohl bekannte Gegenstände: ein durchlöcherter Filzhut, den einst eine Kugel durchbohrt hatte, und ein großes rundes Medaillon von Silber mit dem Bilde der Muttergottes von Einsiedeln in getriebener, ziemlich roher Arbeit.

Der Alte kehrte sich um, als wollte er meinen Seufzer beantworten, und sagte in weinerlichem Tone:

«Jawohl, Herr Schadau, mich hat die Dame von Einsiedeln noch behüten dürfen zu Haus und im Felde; aber seit die Ketzerei in die Welt gekommen ist und auch unsre Schweiz verwüstet hat, ist die Macht der guten Dame erloschen, selbst für die Rechtgläubigen! Das hat sich an Wilhelm gezeigt — meinem lieben Jungen.» Und eine Träne quoll unter seinen grauen Wimpern hervor.

Mir war bei diesem Auftritt weh ums Herz, und ich richtete an den Alten ein paar tröstende Worte über den Verlust seines Sohnes, der mein Altersgenosse gewesen und an meiner Seite tödlich getroffen worden war. Doch meine Rede schien ihn zu verstimmen, oder er überhörte sie, denn er kam hastig wieder auf unser Geschäft zu reden, suchte von neuem nach dem Siegel, fand es endlich, bekräftigte die Urkunde und entließ mich dann bald ohne sonderliche Höflichkeit.

Ich ritt heim. Wie ich in der Dämmerung meines Weges trabte, stiegen mit den Düften der Frühlingserde die Bilder der Vergangenheit vor mir auf mit einer so drängenden Gewalt, in einer solchen Frische, in so scharfen und einschneidenden Zügen, daß sie mich peinigten.

Das Schicksal Wilhelm Boccards war mit dem meinigen aufs engste verflochten, zuerst auf eine freundliche, dann auf eine fast schreckliche Weise. Ich habe ihn in den Tod gezogen. Und doch, so sehr mich dies drückt, kann ich es nicht bereuen und müßte wohl heute im gleichen Falle wieder so handeln, wie ich es mit zwanzig Jahren tat. Immerhin setzte mir die Erinnerung der alten Dinge so zu, daß ich mit mir einig wurde, den ganzen Verlauf dieser wunder-

samen Geschichte schriftlich niederzulegen und so mein Gemüt zu erleichtern,

Zweites Kapitel

Ich bin im Jahre 1553 geboren und habe meinen Vater nicht gekannt, der wenige Jahre später auf den Wällen von St. Quentin fiel. Ursprünglich ein thüringisches Geschlecht, hatten meine Vorfahren von jeher in Kriegsdienst gestanden und waren manchem Kriegsherrn gefolgt. Mein Vater hatte sich besonders den Herzog Ulrich von Württemberg verpflichtet, der ihm für treu geleistete Dienste ein Amt in seiner Grafschaft Mümpelgard anvertraute und eine Heirat mit einem Fräulein von Bern vermittelte, deren Ahn einst sein Gastfreund gewesen war, als Ulrich sich landesflüchtig in der Schweiz umtrieb. Es duldete meinen Vater jedoch nicht lange auf diesem ruhigen Posten, er nahm Dienst in Frankreich, das damals die Pikardie gegen England und Spanien verteidigen mußte. Dies war sein letzter Feldzug.

Meine Mutter folgte dem Vater nach kurzer Frist ins Grab, und ich wurde von einem mütterlichen Ohm aufgenommen, der seinen Sitz am Bieler See hatte und eine feine und eigentümliche Erscheinung war. Er mischte sich wenig in die öffentlichen Angelegenheiten, ja er verdankte es eigentlich nur seinem in die Jahrbücher von Bern glänzend eingetragenen Namen, daß er überhaupt auf Berner Boden geduldet wurde. Er gab sich nämlich von Jugend auf viel mit Bibelerklärung ab, in jener Zeit religiöser Erschütterung nichts Ungewöhnliches; aber er hatte, und das war das Ungewöhnliche, aus manchen Stellen des heiligen Buches, besonders aus der Offenbarung Johannes, die Überzeugung geschöpft, daß es mit der Welt zu Ende gehe und es deshalb nicht rätlich und ein eitles Werk sei, am Vorabend dieser durchgreifenden Krise eine neue Kirche zu gründen, weswegen er sich des ihm zuständigen Sitzes im Münster zu Bern beharrlich und grundsätzlich entschlug. Wie gesagt, nur seine Verborgenheit schützte ihn vor dem strengen Arm des geistlichen Regimentes.

Unter den Augen dieses harmlosen und liebenswürdigen Mannes wuchs ich — wo nicht ohne Zucht, doch ohne

Rute — in ländlicher Freiheit auf. Mein Umgang waren die Bauernjungen des benachbarten Dorfes und dessen Pfarrer, ein strenger Calvinist, durch den mich mein Ohm mit Selbstverleugnung in der Landesreligion unterrichten ließ.

Die zwei Pfleger meiner Jugend stimmten in manchen Punkten nicht zusammen. Während der Theologe mit seinem Meister Calvin die Ewigkeit der Höllenstrafen als das unentbehrlichste Fundament der Gottesfurcht ansah, getröstete sich der Laie der einstigen Versöhnung und fröhlichen Wiederbringung aller Dinge. Meine Denkkraft übte sich mit Genuß an der herben Konsequenz der Calvinischen Lehre und bemächtigte sich ihrer, ohne eine Masche des festen Netzes fallen zu lassen; aber mein Herz gehörte sonder Vorbehalt dem Oheim. Seine Zukunftsbilder beschäftigten mich wenig, nur einmal gelang es ihm, mich zu verblüffen. Ich nährte seit langem den Wunsch, einen wilden jungen Hengst, den ich in Biel gesehen, einen prächtigen Falben, zu besitzen, und näherte mich mit diesem großen Anliegen auf der Zunge eines Morgens meinem in ein Buch vertieften Oheim, eine Weigerung befürchtend, nicht wegen des hohen Preises, wohl aber wegen der landeskundigen Wildheit des Tieres, das ich zu schulen wünschte. Kaum hatte ich den Mund geöffnet, als er mit seinen leuchtend blauen Augen mich scharf betrachtete und mich feierlich anredete: «Weißt du, Hans, was das fahle Pferd bedeutet, auf dem der Tod sitzt?»

Ich verstummte vor Erstaunen über die Sehergabe meines Oheims; aber ein Blick in das vor ihm aufgeschlagene Buch belehrte mich, daß er nicht von meinem Falben, sondern von einem der vier Apokalyptischen Reiter sprach.

Der gelehrte Pfarrer unterwies mich zugleich in der Mathematik und sogar in den Anfängen der Kriegswissenschaft, soweit sie sich aus den bekannten Handbüchern schöpfen läßt; denn er war in seiner Jugend als Student in Genf mit auf die Wälle und ins Feld gezogen.

Es war eine ausgemachte Sache, daß ich mit meinem siebzehnten Jahre in Kriegsdienste zu treten habe; auch das war für mich keine Frage, unter welchem Feldherrn ich meine ersten Waffenjahre verbringen würde. Der Name des großen Coligny erfüllte damals die ganze Welt. Nicht seine Siege, deren hatte er keinen erfochten, sondern seine

Niederlagen, welchen er durch Feldherrnkunst und Charaktergröße den Wert von Siegen zu geben wußte, hatten ihn aus allen lebenden Feldherrn hervorgehoben, wenn man ihm nicht den spanischen Alba an die Seite setzen wollte; diesen aber haßte ich wie die Hölle. Nicht nur war mein tapferer Vater treu und trotzig zum protestantischen Glauben gestanden, nicht nur hatte mein bibelkundiger Ohm vom Papsttum einen übeln Begriff und meinte es in der Babylonerin der Offenbarung vorgebildet zu sehn, sondern ich selbst fing an, mit warmem Herzen Partei zu nehmen. Hatte ich doch schon als Knabe mich in die protestantische Heerschar eingereiht, als es im Jahre 1567 galt, die Waffen zu ergreifen, um Genf gegen einen Handstreich Albas zu sichern, der sich aus Italien längs der Schweizergrenze nach den Niederlanden durchwand. Den Jüngling litt es kaum mehr in der Einsamkeit von Chaumont, so hieß der Sitz meines Oheims.

Im Jahre 1570 gab das Pazifikationsedikt von St. Germain en Laye den Hugenotten in Frankreich Zutritt zu allen Ämtern, und Coligny, nach Paris gerufen, beriet mit dem König, dessen Herz er, wie die Rede ging, vollständig gewonnen hatte, den Plan eines Feldzugs gegen Alba zur Befreiung der Niederlande. Ungeduldig erwartete ich die jahrelang sich verzögernde Kriegserklärung, die mich zu Colignys Scharen rufen sollte; denn seine Reiterei bestand von jeher aus Deutschen, und der Name meines Vaters mußte ihm aus früheren Zeiten bekannt sein.

Aber diese Kriegserklärung wollte noch immer nicht kommen, und zwei ärgerliche Erlebnisse sollten mir die letzten Tage in der Heimat verbittern.

Als ich eines Abends im Mai mit meinem Ohm unter der blühenden Hoflinde das Vesperbrot verzehrte, erschien vor uns in ziemlich kriechender Haltung und schäbiger Kleidung ein Fremder, dessen unruhige Augen und gemeine Züge auf mich einen unangenehmen Eindruck machten. Er empfahl sich der gnädigen Herrschaft als Stallmeister, was in unsern Verhältnissen nichts andres als Reitknecht bedeutete, und schon war ich im Begriff, ihn kurz abzuweisen, denn mein Ohm hatte ihm bis jetzt keine Aufmerksamkeit geschenkt, als der Fremdling mir alle seine Kenntnisse und Fertigkeiten herzuzählen begann.

«Ich führe die Stoßklinge», sagte er, «wie wenige und kenne die hohe Fechtschule aus dem Fundament.»

Bei meiner Entfernung von jedem städtischen Fechtboden empfand ich gerade diese Lücke meiner Ausbildung schmerzlich, und trotz meiner instinktiven Abneigung gegen den Ankömmling ergriff ich die Gelegenheit ohne Bedenken, zog den Fremden in meine Fechkammer und gab ihm eine Klinge in die Hand, mit welcher er die meinige so vortrefflich meisterte, daß ich sogleich mit ihm abmachte und ihn in unsre Dienste nahm.

Dem Ohm stellte ich vor, wie günstig die Gelegenheit sei, noch im letzten Augenblick vor der Abreise den Schatz meiner ritterlichen Kenntnisse zu bereichern.

Von nun an brachte ich mit dem Fremden — er bekannte sich zu böhmischer Abkunft — Abend um Abend oft bis zu später Stunde in der Waffenkammer zu, die ich mit zwei Mauerlampen möglichst erleuchtete. Leicht erlernte ich Stoß, Parade, Finte, und bald führte ich, theoretisch vollkommen fest, die ganze Schule richtig und zur Befriedigung meines Lehrers durch; dennoch brachte ich diesen in helle Verzweiflung dadurch, daß es mir unmöglich war, eine gewisse angeborene Gelassenheit loszuwerden, welche er Langsamkeit schalt und mit seiner blitzschnell zuckenden Klinge spielend besiegte.

Um mir das mangelnde Feuer zu geben, verfiel er auf ein seltsames Mittel. Er nähte sich auf sein Fechtwams ein Herz von rotem Leder, das die Stelle des pochenden anzeigte und auf welches er im Fechten mit der Linken höhnisch und herausfordernd hinwies. Dazu stieß er mannigfache Kriegsrufe aus, am häufigsten: «Alba hoch! — Tod den niederländischen Rebellen!» — oder auch: «Tod dem Ketzer Coligny! An den Galgen mit ihm!» — Obwohl mich diese Rufe im Innersten empörten und mir den Menschen noch widerlicher machten, als er mir ohnehin war, gelang es mir nicht, mein Tempo zu beschleunigen, da ich schon als pflichtschuldig Lernender ein Maß von Behendigkeit angewendet hatte, das sich nun einmal nicht überschreiten ließ. Eines Abends, als der Böhme gerade ein fürchterliches Geschrei anhub, trat mein Oheim besorgt durch die Seitentüre ein, zu sehen, was es gäbe, zog sich aber gleich entsetzt zurück, da er meinen Gegner mit dem Ausruf: «Tod den

Hugenotten!» mir einen derben Stoß mitten auf die Brust versetzen sah, der mich, galt es Ernst, durchbohrt hätte.

Am nächsten Morgen, als wir unter unsrer Linde frühstückten, hatte der Ohm etwas auf dem Herzen, und ich denke, es war der Wunsch, sich des unheimlichen Hausgenossen zu entledigen, als von dem Bieler Stadtboten ein Schreiben mit einem großen Amtssiegel überbracht wurde. Der Ohm öffnete es, runzelte im Lesen die Stirn und reichte es mir mit den Worten: «Da haben wir die Bescherung! — Lies, Hans, und dann wollen wir beraten, was zu tun sei.»

Da stand nun zu lesen, daß ein Böhme, der sich vor einiger Zeit in Stuttgart als Fechtmeister niedergelassen, sein Weib, eine geborene Schwäbin, aus Eifersucht meuchlerisch erstochen; daß man in Erfahrung gebracht, der Täter habe sich nach der Schweiz geschlagen, ja, daß man ihn oder jemand, der ihm zum Verwechseln gleiche, im Dienste des Herrn zu Chaumont wolle gesehen haben; daß man diesen, dem in Erinnerung des seligen Schadau, seines Schwagers, der Herzog Christoph sonderlich gewogen sei, dringend er suche, den Verdächtigen zu verhaften, selbst ein erstes Verhör vorzunehmen und bei bestätigtem Verdachte den Schuldigen an die Grenze liefern zu lassen. Unterzeichnet und besiegelt war das Schreiben von dem herzoglichen Amte in Stuttgart.

Während ich das Aktenstück las, blickte ich nachdenkend einmal darüber hinweg nach der Kammer des Böhmen, die sich, im Giebel des Schlosses gelegen, mit dem Auge leicht erreichen ließ, und sah ihn am Fenster beschäftigt, eine Klinge zu putzen. Entschlossen, den Übeltäter festzunehmen und der Gerechtigkeit zu überliefern, erhob ich doch unwillkürlich das Schreiben in der Weise, daß ihm das große, rote Siegel, wenn er gerade herunterlauerte, sichtbar wurde — seinem Schicksal eine kleine Frist gebend, ihn zu retten.

Dann erwog ich mit meinem Ohm die Festnehmung und den Transport des Schuldigen; denn daß er dieses war, daran zweifelten wir beide keinen Augenblick.

Hierauf stiegen wir, jeder ein Pistol in der Hand, auf die Kammer des Böhmen. Sie war leer; aber durch das offene Fenster über die Bäume des Hofes weg — weit in der Ferne, wo sich der Weg um den Hügel wendet, sahn wir einen

Reiter galoppieren, und jetzt beim Hinuntersteigen trat uns der Bote von Biel, der das Schreiben überbracht hatte, jammernd entgegen, er suche vergeblich sein Roß, welches er am hintern Hoftor angebunden, während ihm selbst in der Küche ein Trunk gereicht wurde.

Zu dieser leidigen Geschichte, die im Lande viel Aufsehn erregte und im Munde der Leute eine abenteuerliche Gestalt gewann, kam noch ein anderer Unfall, der machte, daß meines Bleibens daheim nicht länger sein konnte.

Ich ward auf eine Hochzeit nach Biel geladen, wo ich, da das Städtchen kaum eine Stunde entfernt liegt, manche, wenn auch nur flüchtige Beziehungen hatte. Bei meiner ziemlich abgeschlossenen Lebensweise galt ich für stolz, und mit meinen Gedanken in der nahen Zukunft, die mich, wenn auch in bescheidenster Stellung, in die großen Geschehnisse der protestantischen Welt verflechten sollte, konnte ich den innern Händeln und dem Stadtklatsch der kleinen Republik Biel kein Interesse abgewinnen. So lächelte mir diese Einladung nicht besonders, und nur das Drängen meines ebenso zurückgezogenen, doch dabei leutseligen Oheims bewog mich, der Einladung Folge zu leisten.

Den Frauen gegenüber war ich schüchtern. Von kräftigem Körperbau und ungewöhnlicher Höhe des Wuchses, aber unschönen Gesichtszügen, fühlte ich wohl, wenn ich mir davon auch nicht Rechenschaft gab, daß ich die ganze Summe meines Herzens auf *eine* Nummer zu setzen habe, und die Gelegenheit dazu, so schwebte mir dunkel vor, mußte sich in der Umgebung meines Helden finden. Auch stand bei mir fest, daß ein volles Glück mit vollem Einsatz, mit dem Einsatz des Lebens, wolle gewonnen sein.

Unter meinen jugendlichen Bewunderungen nahm neben dem großen Admiral sein jüngerer Bruder Dandelot die erste Stelle ein, dessen weltkundige stolze Brautfahrt meine Einbildungskraft entzündete. Seine Flamme, ein lothringisches Fräulein, hatte er vor den Augen seiner katholischen Todfeinde, der Guisen, aus ihrer Stadt Nancy weggeführt, in festlichem Zuge unter Drommetenschall am herzoglichen Schlosse vorüberreitend.

Etwas Derartiges wünschte ich mir vorbestimmt.

Ich machte mich also nüchternen und verdrossenen Herzens nach Biel auf den Weg. Man war höchst zuvorkom-

mend gegen mich und gab mir meinen Platz an der Tafel neben einem liebenswürdigen Mädchen. Wie es schüchternen Menschen zu gehen pflegt, geriet ich, um jedem Verstummen vorzubeugen, in das entgegengesetzte Fahrwasser, und, um nicht unhöflich zu erscheinen, machte ich meiner Nachbarin lebhaft den Hof. Uns gegenüber saß der Sohn des Schultheißen, eines vornehmen Spezereihändlers, der an der Spitze der aristokratischen Partei stand; denn das kleine Biel hatte gleich größeren Republiken seine Aristokraten und Demokraten. Franz Godillard, so hieß der junge Mann, der vielleicht Absichten auf meine Nachbarin haben mochte, verfolgte unser Gespräch, ohne daß ich anfänglich dessen gewahr wurde, mit steigendem Interesse und feindseligen Blicken.

Da fragte mich das hübsche Mädchen, wann ich nach Frankreich zu ziehen gedächte.

«Sobald der Krieg erklärt ist gegen den Bluthund Alba!» erwiderte ich eifrig.

«Man dürfte von einem solchen Manne in weniger respektwidrigen Ausdrücken reden!» warf mir Godillard über den Tisch zu.

«Ihr vergeßt wohl», entgegnete ich, «die mißhandelten Niederländer! Keinen Respekt ihrem Unterdrücker, und wäre er der größte Feldherr der Welt!»

«Er hat Rebellen gezüchtigt», war die Antwort, «und ein heilsames Beispiel auch für unsre Schweiz gegeben.»

«Rebellen!» schrie ich und stürzte ein Glas feurigen Cortailod hinunter. «So gut oder so wenig Rebellen als die Eidgenossen auf dem Rütli!»

Godillard nahm eine hochmütige Miene an, zog die Augenbrauen erst mit Wichtigkeit in die Höhe und versetzte dann grinsend: «Untersucht einmal ein gründlicher Gelehrter die Sache, wird es sich vielleicht weisen, daß die aufrührerischen Bauern der Waldstätte gegen Österreich schwer im Unrecht und offener Rebellion schuldig waren. Übrigens gehört das nicht hieher; ich behaupte nur, daß es einem jungen Menschen ohne Verdienst, ganz abgesehen von jeder politischen Meinung, übel ansteht, einen berühmten Kriegermann mit Worten zu beschimpfen.»

Dieser Hinweis auf die unverschuldete Verzögerung meines Kriegsdienstes empörte mich aufs tiefste, die Galle lief

mir über, und: «Ein Schurke!» rief ich aus, «wer den Schurken Alba in Schutz nimmt!»

Jetzt entstand ein sinnloses Getümmel, aus welchem Godillard mit zerschlagenem Kopfe weggetragen wurde und ich mich mit blutender, vom Wurf eines Glases zerschnittener Wange zurückzog.

Am Morgen erwachte ich in großer Beschämung, voraussehend, daß ich, ein Verteidiger der evangelischen Wahrheit, in den Ruf eines Trunkenboldes geraten würde.

Ohne langes Besinnen packte ich meinen Mantelsack, beurlaubte mich bei dem Oheim, dem ich mein Mißgeschick andeutete und der nach einigem Hin- und Herreden sich damit einverstanden erklärte, daß ich den Ausbruch des Krieges in Paris erwarten möge, steckte eine Rolle Gold aus dem kleinen Erbe meines Vaters zu mir, bewaffnete mich, sattelte meinen Falben und machte mich auf den Weg nach Frankreich.

Drittes Kapitel

Ich durchzog ohne nennenswerte Abenteuer die Freigrafschaft und Burgund, erreichte den Lauf der Seine und näherte mich eines Abends den Türmen von Melun, die noch eine kleine Stunde entfernt liegen mochten, über denen aber ein schweres Gewitter hing. Ein Dorf durchschreitend, das an der Straße lag, erblickte ich auf der steinernen Hausbank der nicht unansehnlichen Herberge Zu den drei Lilien einen jungen Mann, welcher wie ich ein Reisender und ein Kriegermann zu sein schien, dessen Kleidung und Bewaffnung aber eine Eleganz zeigten, von welcher meine schlichte calvinistische Tracht gewaltig abstach. Da es in meinem Reiseplan lag, vor Nacht Melun zu erreichen, erwiderte ich seinen Gruß nur flüchtig, ritt vorüber und glaubte noch den Ruf: «Gute Reise, Landsmann!» hinter mir zu vernehmen.

Eine Viertelstunde trabte ich beharrlich weiter, während das Gewitter mir schwarz entgegenzog, die Luft unerträglich dumpf wurde und kurze, heiße Windstöße den Staub der Straße in Wirbeln aufjagten. Mein Roß schnaubte. Plötzlich fuhr ein blendender und krachender Blitzstrahl

wenige Schritte vor mir in die Erde. Der Falbe stieg, drehte sich und jagte in wilden Sprüngen gegen das Dorf zurück, wo es mir endlich unter strömendem Regen vor dem Tore der Herberge gelang, des geängstigten Tieres Herr zu werden.

Der junge Gast erhob sich lächelnd von der durch das Vordach geschützten Steinbank, rief den Stallknecht, war mir beim Abschnallen des Mantelsacks behilflich und sagte: «Laßt es Euch nicht reuen, hier zu nächtigen, Ihr findet vorzügliche Gesellschaft.»

«Daran zweifle ich nicht!» versetzte ich grüßend.

«Ich spreche natürlich nicht von mir», fuhr er fort, «sondern von einem alten ehrwürdigen Herrn, den die Wirtin Herr Parlamentsrat nennt — also ein hoher Würdenträger —, und von seiner Tochter oder Nichte, einem ganz unvergleichlichen Fräulein . . . Öffnet dem Herrn ein Zimmer!» Dies sprach er zu dem herantretenden Wirt. «Und Ihr, Herr Landsmann, kleidet Euch rasch um und laßt uns nicht warten, denn der Abendtisch ist gedeckt.»

«Ihr nennt mich Landsmann?» entgegnete ich französisch, wie er mich angeredet hatte. «Woran erkennt Ihr mich als solchen?»

«An Haupt und Gliedern!» versetzte er lustig. «Vorerst seid Ihr ein Deutscher, und an Eurem ganzen festen und gesetzten Wesen erkenne ich den Berner. Ich aber bin Euer treuer Verbündeter von Fryburg und nenne mich Wilhelm Boccard.»

Ich folgte dem voranschreitenden Wirte in die Kammer, die er mir anwies, wechselte die Kleider und stieg hinunter in die Gaststube, wo ich erwartet war. Boccard trat auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und stellte mich einem ergrauten Herrn von feiner Erscheinung und einem schlanken Mädchen im Reitkleide vor mit den Worten: «Mein Kamerad und Landsmann . . .», dabei sah er mich fragend an.

«Schadau von Bern», schloß ich die Rede.

«Es ist mir höchst angenehm», erwiderte der alte Herr verbindlich, «mit einem jungen Bürger der berühmten Stadt zusammenzutreffen, der meine Glaubensbrüder in Genf so viel zu danken haben. Ich bin Parlamentsrat Chatillon, dem der Religionsfriede erlaubt, nach seiner Vaterstadt Paris zurückzukehren.»

«Chatillon?» wiederholte ich in ehrfurchtsvoller Verwun-

derung. «Das ist der Familienname des großen Admirals.»

«Ich habe nicht die Ehre, mit ihm verwandt zu sein», versetzte der Parlamentsrat, «oder wenigstens nur ganz von fern; aber ich kenne ihn und bin ihm befreundet, soweit es der Unterschied des Standes und des persönlichen Wertes gestattet. Doch setzen wir uns, meine Herrschaften. Die Suppe dampft, und der Abend bietet noch Raum genug zum Gespräch.»

Ein Eichentisch mit gewundenen Füßen vereinigte uns an seinen vier Seiten. Oben war dem Fräulein, zu ihrer Rechten und Linken dem Rat und Boccard und mir am untern Ende der Tafel das Gedeck gelegt. Nachdem unter den üblichen Erkundigungen und Reisegesprächen das Mahl beendigt und zu einem bescheidenen Nachtisch das perlende Getränk der benachbarten Champagne aufgetragen war, fing die Rede an zusammenhängender zu fließen.

«Ich muß es an Euch loben, Ihr Herren Schweizer», begann der Rat, «daß Ihr nach kurzen Kämpfen gelernt habt, Euch auf kirchlichem Gebiete friedlich zu vertragen. Das ist ein Zeichen von billigem Sinn und gesundem Gemüt, und mein unglückliches Vaterland könnte sich an Euch ein Beispiel nehmen. — Werden wir denn nie lernen, daß sich die Gewissen nicht meistern lassen und daß ein Protestant sein Vaterland so glühend lieben, so mutig verteidigen und seinen Gesetzen so gehorsam sein kann als ein Katholik!»

«Ihr spendet uns zu reichliches Lob!» warf Boccard ein. «Freilich vertragen wir Katholiken und Protestanten uns im Staate leidlich; aber die Geselligkeit ist durch die Glaubensspaltung völlig verdorben. In früherer Zeit waren wir von Fryburg mit denen von Bern vielfach verschwägert. Das hat nun aufgehört, und langjährige Bande sind zerschnitten. Auf der Reise», fuhr er scherzend zu mir fort, «sind wir uns noch zuweilen behilflich; aber zu Hause grüßen wir uns kaum.

Laßt mich Euch erzählen: Als ich auf Urlaub in Fryburg war — ich diene unter den Schweizern Seiner Allerchristlichsten Majestät —, wurde gerade die Milchmesse auf den Plaffeyer Alpen gefeiert, wo mein Vater begütert ist und auch die Kirchberge von Bern ein Weidrecht besitzen. Das war ein trübseliges Fest. Der Kirchberg hatte seine Töchter, vier stattliche Bernerinnen, mitgebracht, die ich, als wir

Kinder waren, auf der Alp alljährlich im Tanze schwenkte. Könnt Ihr glauben, daß nach beendigtem Ehrentanze die Mädchen mitten unter den läutenden Kühen ein theologisches Gespräch begannen und mich, der ich mich nie viel um diese Dinge bekümmert habe, einen Götzendiener und Christenverfolger schalten, weil ich auf den Schlachtfeldern von Jarnac und Moncontour gegen die Hugenotten meine Pflicht getan?»

«Religionsgespräche», begütigte der Rat, «liegen jetzt eben in der Luft; aber warum sollte man sie nicht mit gegenseitiger Achtung führen und in versöhnlichem Geiste sich verständigen können? So bin ich versichert, Herr Boccard, daß Ihr mich wegen meines evangelischen Glaubens nicht zum Scheiterhaufen verdammt und daß Ihr nicht der letzte seid, die Grausamkeit zu verwerfen, mit der die Calvinisten in meinem armen Vaterlande lange Zeit behandelt worden sind.»

«Seid davon überzeugt!» erwiderte Boccard. «Nur dürft Ihr nicht vergessen, daß man das Alte und Hergebrachte in Staat und Kirche nicht grausam nennen darf, wenn es sein Dasein mit allen Mitteln verteidigt. Was übrigens die Grausamkeiten betrifft, so weiß ich keine grausamere Religion als den Calvinismus.»

«Ihr denkt an Servet?» sagte der Rat mit leiser Stimme, während sich sein Antlitz trübte.

«Ich dachte nicht an menschliche Strafgerichte», versetzte Boccard, «sondern an die göttliche Gerechtigkeit, wie sie der finstere neue Glaube verunstaltet. Wie gesagt, ich verstehe nichts von der Theologie, aber mein Ohm, der Chorherr in Fryburg, ein glaubwürdiger und gelehrter Mann, hat mir versichert, es sei ein calvinistischer Satz, daß, eh' es Gutes oder Böses getan hat, das Kind schon in der Wiege zur ewigen Seligkeit bestimmt oder der Hölle verfallen sei. Das ist zu schrecklich, um wahr zu sein!»

«Und doch ist es wahr», sagte ich, des Unterrichts meines Pfarrers mich erinnernd, «schrecklich oder nicht, es ist logisch!»

«Logisch?» fragte Boccard. «Was ist logisch?»

«Was sich nicht selbst widerspricht», ließ sich der Rat vernehmen, den mein Eifer zu belustigen schien.

«Die Gottheit ist allwissend und allmächtig», fuhr ich

mit Siegesgewißheit fort, «was sie voraussieht und nicht hindert, ist ihr Wille, demnach ist allerdings unser Schicksal schon in der Wiege entschieden.»

«Ich würde Euch das gern umstoßen», sagte Boccard, «wenn ich mich jetzt nur auf das Argument meines Oheims besinnen könnte! Denn er hatte ein treffliches Argument dagegen . . .»

«Ihr tötet mir einen Gefallen», meinte der Rat, «wenn es Euch gelänge, Euch dieses trefflichen Argumentes zu erinnern.»

Der Fryburger schenkte sich den Becher voll, leerte ihn langsam und schloß die Augen. Nach einigem Besinnen sagte er heiter: «Wenn die Herrschaften geruhen, mir nichts einzuwerfen und mich meine Gedanken ungestört entwickeln zu lassen, so hoff' ich nicht übel zu bestehn. Angenommen also, Herr Schadau, Ihr wäret von Eurer calvinistischen Vorsehung seit der Wiege zur Hölle verdammt — doch bewahre mich Gott vor solcher Unhöflichkeit —, gesetzt denn, ich wäre im voraus verdammt; aber ich bin ja, Gott sei Dank, kein Calvinist . . .» Hierauf nahm er einige Krumen des vortrefflichen Weizenbrot, formte sie mit den Fingern zu einem Männchen, das er auf seinen Teller setzte mit den Worten: «Hier steht ein von Geburt an zur Hölle verdammt Calvinist. Nun gebt acht, Schadau! — Glaubt Ihr an die zehn Gebote?»

«Wie, Herr?» fuhr ich auf.

«Nun, nun, man darf doch fragen. Ihr Protestanten habt so manches Alte abgeschafft! Also Gott befiehlt diesem Calvinisten: Tue das! Unterlasse jenes! Ist solches Gebot nun nicht eitel böses Blendwerk, wenn der Mann zum voraus bestimmt ist, das Gute nicht tun zu können und das Böse tun zu müssen? Und einen solchen Unsinn mutet Ihr der höchsten Weisheit zu? Nichtig ist das wie dies Gebilde meiner Finger!» und er schnellte das Brotmännchen in die Höhe.

«Nicht übel!» meinte der Rat.

Während Boccard seine innere Genugtuung zu verbergen suchte, musterte ich eilig meine Gegengründe; aber ich wußte in diesem Augenblicke nichts Triftiges zu antworten und sagte mit einem Anfluge unmutiger Beschämung: «Das ist ein dunkler, schwerer Satz, der sich nicht leichthin er-

örtern läßt. Übrigens ist seine Behauptung nicht unentbehrlich, um den Papismus zu verwerfen, dessen augenfällige Mißbräuche Ihr selbst, Boccard, nicht leugnen könnt. Denkt an die Unsitten der Pfaffen!»

«Es gibt schlimme Vögel unter ihnen», nickte Boccard.

«Der blinde Autoritätsglaube . . .»

«Ist eine Wohltat für menschliche Schwachheit», unterbrach er mich, «muß es doch in Staat und Kirche wie in dem kleinsten Rechtshandel eine letzte Instanz geben, bei der man sich beruhigen kann!»

«Die wundertätigen Reliquien!»

«Heilten der Schatten von St. Petri und die Schweißtüchlein St. Pauli Kranke», versetzte Boccard mit großer Gelassenheit, «warum sollten nicht auch die Gebeine der Heiligen Wunder wirken?»

«Dieser alberne Mariendienst . . .»

Kaum war das Wort ausgesprochen, so veränderte sich das helle Angesicht des Fryburgers, das Blut stieg ihm mit Gewalt zu Haupte, zornrot sprang er vom Sessel auf, legte die Hand an den Degen und rief mir zu: «Wollt Ihr mich persönlich beleidigen? Ist das Eure Absicht, so zieht!»

Auch das Fräulein hatte sich bestürzt von seinem Sitze erhoben, und der Rat streckte beschwichtigend beide Hände nach dem Fryburger aus. Ich erstaunte, ohne die Fassung zu verlieren, über die ganz unerwartete Wirkung meiner Worte.

«Von einer persönlichen Beleidigung kann nicht die Rede sein», sagte ich ruhig. «Wie konnte ich ahnen, daß Ihr, Boccard, der in jeder Äußerung den Mann von Welt und Bildung bekundet und der, wie Ihr selbst sagt, gelassen über religiöse Dinge denkt, in diesem einzigen Punkte eine solche Leidenschaft an den Tag legen würdet.»

«So wisset Ihr denn nicht, Schadau, was im ganzen Gebiete von Fryburg und weit darüber hinaus bekannt ist, daß Unsere Liebe Frau von Einsiedeln ein Wunder an mir Unwürdigem getan hat?»

«Nein, wahrlich nicht», erwiderte ich. «Setzt Euch, lieber Boccard, und erzählt uns das.»

«Nun, die Sache ist weltkundig und abgemalt auf einer Votivtafel im Kloster selbst.

In meinem dritten Jahre befiel mich eine schwere Krank-

heit, und ich blieb infolge derselben an allen Gliedern gelähmt. Alle erdenklichen Mittel wurden vergeblich angewendet, aber kein Arzt wußte Rat. Endlich tat meine liebe gute Mutter barfuß für mich eine Wallfahrt nach Einsiedeln. Und siehe da, es geschah ein Gnadenwunder. Von Stund an ging es besser mit mir, ich erstarkte und gedieh und bin heute, wie Ihr seht, ein Mann von gesunden und geraden Gliedern! Nur der guten Dame von Einsiedeln danke ich es, wenn ich heute meiner Jugend froh bin und nicht als ein unnützer, freudeloser Krüppel mein Herz in Gram verzehre. So werdet ihr es begreifen, liebe Herren, und natürlich finden, daß ich meiner Helferin zeitlebens zu Dank verbunden und herzlich zugetan bleibe.»

Mit diesen Worten zog er eine seidene Schnur, die er um den Hals trug und an der ein Medaillon hing, aus dem Wams hervor und küßte es mit Inbrunst.

Herr Chatillon, der ihn mit einem seltsamen Gemisch von Spott und Rührung betrachtete, begann nun in seiner verbindlichen Weise: «Aber glaubt Ihr wohl, Herr Boccard, daß jede Madonna diese glückliche Kur an Euch hätte verrichten können?»

«Nicht doch!» versetzte Boccard lebhaft. «Die Meinigen versuchten es an manchem Gnadenorte, bis sie an die rechte Pforte klopfen. Die Liebe Frau von Einsiedeln ist eben einzig in ihrer Art.»

«Nun», fuhr der alte Franzose lächelnd fort, «so wird es leicht sein, Euch mit Euerm Landsmanne zu versöhnen, wenn dies bei Euerm wohlwollenden Gemüt und heiteren Naturell, wovon Ihr uns allen schon Proben gegeben habt, noch notwendig sein sollte. Herr Schadau wird seinem harten Urteile über den Mariendienst in Zukunft nicht vergessen die Klausel anzuhängen: mit ehrenvoller Ausnahme der Lieben Frau von Einsiedeln.»

«Dazu bin ich gerne bereit», sagte ich, auf den Ton des alten Herrn eingehend, freilich nicht ohne eine innere Wallung gegen seinen Leichtsinn.

Da ergriff der gutmütige Boccard meine Hand und schüttelte sie treuherzig. Das Gespräch nahm eine andere Wendung, und bald erhob sich der junge Fryburger, gute Nacht wünschend und sich beurlaubend, da er morgen in der ersten Frühe aufzubrechen gedenke.

Nun erst, da das erregte Hin- und Herreden ein Ende genommen hatte, richtete ich meine Blicke aufmerksamer auf das junge Mädchen, das unserm Gespräch stillschweigend mit großer Spannung gefolgt war, und erstaunte über ihre Unähnlichkeit mit ihrem Vater oder Oheim. Der alte Rat hatte ein feingeschnittenes, fast furchtsames Gesicht, welches kluge, dunkle Augen bald wehmütig, bald spöttisch, immer geistvoll beleuchteten; die junge Dame dagegen war blond, und ihr unschuldiges, aber entschlossenes Antlitz beseelten wunderbar strahlende blaue Augen.

«Darf ich Euch fragen, junger Mann», begann der Parlamentsrat, «was Euch nach Paris führt? Wir sind Glaubensgenossen, und wenn ich Euch einen Dienst leisten kann, so verfügt über mich.»

«Herr», erwiderte ich, «als Ihr den Namen Chatillon aussprach, geriet mein Herz in Bewegung. Ich bin ein Soldatenkind und will den Krieg, mein väterliches Handwerk, erlernen. Ich bin ein eifriger Protestant und möchte für die gute Sache so viel tun, als in meinen Kräften steht. Diese beiden Ziele habe ich erreicht, wenn mir vergönnt ist, unter den Augen des Admirals zu dienen und zu fechten. Könnt Ihr mir dazu verhelfen, so erweist Ihr mir den größten Dienst!»

Jetzt öffnete das Mädchen den Mund und fragte: «Habt Ihr denn eine so große Verehrung für den Herrn Admiral?»

«Er ist der Erste Mann der Welt!» antwortete ich feurig.

«Nun, Gasparde», fiel der Alte ein, «bei so vortrefflichen Gesinnungen dürftest du für den jungen Herrn ein Fürwort bei deinem Paten einlegen.»

«Warum nicht?» sagte Gasparde ruhig, «wenn er so brav ist, wie er das Aussehen hat. Ob aber mein Fürwort fruchten wird, das ist die Frage. Der Herr Admiral ist jetzt, am Vorabend des flandrischen Krieges, vom Morgen bis in die Nacht in Anspruch genommen, belagert, ruhelos, und ich weiß nicht, ob nicht schon alle Stellen vergeben sind, über die er zu verfügen hat. Bringt Ihr nicht eine Empfehlung mit, die besser wäre als die meinige?»

«Der Name meines Vaters», versetzte ich etwas eingeschüchtert, «ist vielleicht dem Admiral nicht unbekannt.» — Jetzt fiel mir aufs Herz, wie schwer es dem unempfohlenen Fremdling werden könnte, bei dem großen Feldherrn Zu-

tritt zu erlangen, und ich fuhr niedergeschlagen fort: «Ihr habt recht, Fräulein, ich fühle, daß ich ihm wenig bringe: ein Herz und einen Degen, wie er über deren tausende gebietet. Lebte nur sein Bruder Dandelot noch! Der stünde mir näher, an den würde ich mich wagen! War er doch von Jugend auf in allen Dingen mein Vorbild: kein Feldherr, aber ein tapferer Krieger; kein Staatsmann, aber ein standhafter Parteigenosse; kein Heiliger, aber ein warmes treues Herz!»

Während ich diese Worte sprach, begann Fräulein Gasparde zu meinem Erstaunen erst leise zu erröten, und ihre mir rätselhafte Verlegenheit steigerte sich, bis sie mit Rot wie übergossen war. Auch der alte Herr wurde sonderbarerweise verstimmt und sagte spitz:

«Was werdet Ihr wissen, ob Herr Dandelot ein Heiliger war oder nicht! Doch ich bin schläfrig, heben wir die Sitzung auf. Kommt Ihr nach Paris, Herr Schadau, so beehrt mich mit Euerm Besuche. Ich wohne auf der Insel St. Louis. Morgen werden wir uns wohl nicht mehr sehen. Wir halten Rasttag und bleiben in Melun. Jetzt aber schreibt mir noch Euern Namen in diese Briefftasche. So! Gehabt Euch wohl, gute Nacht.» —

Viertes Kapitel

Am zweiten Abende nach diesem Zusammentreffen ritt ich durch das Tor St. Honoré in Paris ein und klopfte müde, wie ich war, an die Pforte der nächsten, kaum hundert Schritte vom Tor entfernten Herberge.

Die erste Woche verging mir in der Betrachtung der mächtigen Stadt und im vergeblichen Aufsuchen eines Waffengenossen meines Vaters, dessen Tod ich erst nach mancher Anfrage in Erfahrung brachte. Am achten Tage machte ich mich mit pochendem Herzen auf den Weg nach der Wohnung des Admirals, die mir unfern vom Louvre in einer engen Straße gewiesen wurde.

Es war ein finsternes, altertümliches Gebäude, und der Pförtner empfing mich unfreundlich, ja mißtrauisch. Ich mußte meinen Namen auf ein Stück Papier schreiben, das er zu seinem Herrn trug, dann wurde ich eingelassen und

trat durch ein großes Vorgemach, das mit vielen Menschen gefüllt war, Kriegern und Hofleuten, die den durch ihre Reihen Gehenden mit scharfen Blicken musterten, in das kleine Arbeitszimmer des Admirals. Er war mit Schreiben beschäftigt und winkte mir zu warten, während er einen Brief beendigte. Ich hatte Muße, sein Antlitz, welches sich mir durch einen gelungenen, ausdrucksvollen Holzschnitt, der bis in die Schweiz gelangt war, unauslöschlich eingeprägt, mit Rührung zu betrachten.

Der Admiral mochte damals fünfzig Jahre zählen, aber seine Haare waren schneeweiß und eine fieberische Röte durchglühte die abgezehrten Wangen. Auf seiner mächtigen Stirn, auf den mageren Händen traten die blauen Adern hervor und ein furchtbarer Ernst sprach aus seiner Miene. Er schaute wie ein Richter in Israel.

Nachdem er sein Geschäft beendet hatte, trat er zu mir in die Fensternische und heftete seine großen blauen Augen durchdringend auf die meinigen.

«Ich weiß, was Euch herführt», sagte er, «Ihr wollt der guten Sache dienen. Bricht der Krieg aus, so gebe ich Euch eine Stelle in meiner deutschen Reiterei. Inzwischen — seid Ihr der Feder mächtig? Ihr versteht Deutsch und Französisch?»

Ich verneigte mich bejahend.

«Inzwischen will ich Euch in meinem Kabinett beschäftigen. Ihr könnt mir nützlich sein! So seid mir denn willkommen. Ich erwarte Euch morgen um die achte Stunde. Seid pünktlich.»

Nun entließ er mich mit einer Handbewegung, und wie ich mich vor ihm verbeugte, fügte er mit großer Freundlichkeit bei:

«Vergeßt nicht den Rat Chatillon zu besuchen, mit dem Ihr unterwegs bekannt geworden seid.»

Als ich wieder auf der Straße war und dem Erlebten nachsinnend den Weg nach meiner Herberge einschlug, wurde mir klar, daß ich für den Admiral kein Unbekannter mehr war, und ich konnte nicht im Zweifel sein, wem ich es zu verdanken hatte. Die Freude, an ein ersehntes Ziel, das mir schwer zu erreichen schien, so leicht gelangt zu sein, war mir von guter Vorbedeutung für meine beginnende Laufbahn, und die Aussicht, unter den Augen des

Admirals zu arbeiten, gab mir ein Gefühl von eigenem Wert, das ich bisher noch nicht gekannt hatte. Alle diese glücklichen Gedanken traten aber fast gänzlich zurück vor etwas, das mich zugleich anmutete und quälte, lockte und beunruhigte, etwas unendlich Fragwürdigem, von dem ich mir durchaus keine Rechenschaft zu geben wußte. Jetzt nach langem vergeblichen Suchen wurde es mir plötzlich klar. Es waren die Augen des Admirals, die mir nachgingen. Und warum verfolgten sie mich? Weil es *ihre* Augen waren. Kein Vater, keine Mutter konnten ihrem Kinde getreuer diesen Spiegel der Seele vererben! Ich geriet in eine unsagbare Verwirrung. Sollten, konnten ihre Augen von den seinigen abstammen? War das möglich? Nein, ich hatte mich getäuscht. Meine Einbildungskraft hatte mir eine Tücke gespielt, und um diese Gauklerin durch die Wirklichkeit zu widerlegen, beschloß ich, eilig in meine Herberge zurückzukehren und dann auf der Insel St. Louis meine Bekannten von den Drei Lilien aufzusuchen.

Als ich eine Stunde später das hohe schmale Haus des Parlamentsrats betrat, das, dicht an der Brücke St. Michel gelegen, auf der einen Seite in die Wellen der Seine, auf der andern über eine Seitengasse hinweg in die gotischen Fenster einer kleinen Kirche blickte, fand ich die Türen des untern Stockwerks verschlossen, und als ich das zweite betrat, stand ich unversehens vor Gasparde, die an einer offenen Truhe beschäftigt schien.

«Wir haben Euch erwartet», begrüßte sie mich, «und ich will Euch zu meinem Ohm führen, der sich freuen wird, Euch zu sehn.»

Der Alte saß behaglich im Lehnstuhle, einen großen Folianten durchblättern, den er auf die dazu eingerichtete Seitenlehne stützte. Das weite Gemach war mit Büchern gefüllt, die in schön geschnitzten Eichenschränken standen. Statuetten, Münzen, Kupferstiche bevölkerten, jedes an der geeigneten Stelle, diese friedliche Gedankenstätte. Der gelehrte Herr hieß mich, ohne sich zu erheben, einen Sitz an seine Seite rücken, grüßte mich als alten Bekannten und vernahm mit sichtlicher Freude den Bericht über meinen Eintritt in die Bedienung des Admirals.

«Gebe Gott, daß es ihm diesmal gelinge!» sagte er. «Uns Evangelischen, die wir leider am Ende doch nur eine Min-

derheit unter der Bevölkerung unserer Heimat sind, ohne verruchten Bürgerkrieg Luft zu schaffen, gab es zwei Wege, nur zwei Wege: entweder auswandern über den Ozean in das von Kolumbus entdeckte Land — diesen Gedanken hat der Admiral lange Jahre in seinem Gemüte bewegt, und hätten sich nicht unerwartete Hindernisse dagegen erhoben, wer weiß! — oder das Nationalgefühl entflammen und einen großen, der Menschheit heilbringenden auswärtigen Krieg führen, wo Katholik und Hugennott Seite an Seite fechtend in der Vaterlandsliebe zu Brüdern werden und ihren Religionshaß verlernen könnten. Das will der Admiral jetzt, und mir, dem Manne des Friedens, brennt der Boden unter den Füßen, bis der Krieg erklärt ist! Die Niederlande vom spanischen Joche befreiend, werden unsre Katholiken widerwillig in die Strömung der Freiheit gerissen werden. Aber es eilt! Glaubt mir, Schadau, über Paris brütet eine dumpfe Luft. Die Guisen suchen einen Krieg zu vereiteln, der den jungen König selbständig und sie entbehrlich machen würde. Die Königinmutter ist zweideutig — durchaus keine Teufelin, wie die Heißsporne unsrer Partei sie schildern, aber sie windet sich durch von heute auf morgen, selbstsüchtig nur auf das Interesse ihres Hauses bedacht. Gleichgültig gegen den Ruhm Frankreichs, ohne Sinn für Gutes und Böses, hält sie das Entgegengesetzte in ihren Händen, und der Zufall kann die Wahl entscheiden. Feig und unberechenbar wie sie ist, wäre sie freilich des Schlimmsten fähig! — Der Schwerpunkt liegt in dem Wohlwollen des jungen Königs für Coligny, und dieser König...», hier seufzte Chatillon, «nun, ich will Euerm Urteil nicht vorgeifen! Da er den Admiral nicht selten besucht, so werdet Ihr mit eignen Augen sehen.»

Der Greis schaute vor sich hin, dann plötzlich den Gegenstand des Gesprächs wechselnd und den Titel des Folianten aufblättern, frug er mich: «Wißt Ihr, was ich da lese? Seht einmal!»

Ich las in lateinischer Sprache: *Die Geographie des Ptolemäus, herausgegeben von Michael Servetus.*

«Doch nicht der in Genf verbrannte Ketzer?» frug ich bestürzt.

«Kein anderer. Er war ein vorzüglicher Gelehrter, ja, soweit ich es beurteilen kann, ein genialer Kopf, dessen Ideen

in der Naturwissenschaft vielleicht später mehr Glück machen werden als seine theologischen Grübeleien. — Hättet Ihr ihn auch verbrannt, wenn Ihr im Genfer Rat gesessen hättet?»

«Gewiß, Herr!» antwortete ich mit Überzeugung. «Bedenkt nur das eine: Was war die gefährlichste Waffe, mit welcher die Papisten unsern Calvin bekämpften? Sie warfen ihm vor, seine Lehre sei Gottesleugnung. Nun kommt ein Spanier nach Genf, nennt sich Calvins Freund, veröffentlicht Bücher, in welchen er die Dreieinigkeit leugnet, wie wenn das nichts auf sich hätte, und mißbraucht die evangelische Freiheit. War es nun Calvin nicht den Tausenden und Tausenden schuldig, die für das reine Wort litten und bluteten, diesen falschen Bruder vor den Augen der Welt aus der evangelischen Kirche zu stoßen und dem weltlichen Richter zu überliefern, damit keine Verwechslung zwischen uns und ihm möglich sei und wir nicht unschuldigerweise fremder Gottlosigkeit geziehen werden?»

Chatillon lächelte wehmütig und sagte: «Da Ihr Euer Urteil über Servetus so vortrefflich begründet habt, müßt Ihr mir schon den Gefallen tun, diesen Abend bei mir zu bleiben. Ich führe Euch an ein Fenster, das auf die Laurentiuskapelle hinüberschaut, deren Nachbarschaft wir uns hier erfreuen und wo der berühmte Franziskaner Panigarola heute abend predigen wird. Da werdet Ihr vernehmen, wie man *Euch* das Urteil spricht. Der Pater ist ein gewandter Logiker und ein feuriger Redner. Ihr werdet keines seiner Worte verlieren und — Eure Freude daran haben. — Ihr wohnt noch im Wirtshause? Ich muß Euch doch für ein dauerndes Obdach sorgen — was rätst du, Gasparde?» wandte er sich an diese, die eben eingetreten war.

Gasparde antwortete heiter: «Der Schneider Gilbert, unser Glaubensgenosse, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hat, wäre wohl froh und hochgeehrt, wenn er dem Herrn Schadau sein bestes Zimmer abtreten dürfte. Und das hätte noch das Gute, daß der redliche, aber furchtsame Christ unsern evangelischen Gottesdienst wieder zu besuchen wagte, von diesem tapfern Kriegersmanne begleitet. — Ich gehe gleich hinüber und will ihm den Glücksfall verkündigen.» — Damit eilte die Schlanke weg.

So kurz ihre Erscheinung gewesen war, hatte ich doch

aufmerksam forschend in ihre Augen geschaut, und ich geriet in neues Staunen. Von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, mir ohne Aufschub dieses Rätsels Lösung zu verschaffen, kämpfte ich nur mit Mühe eine Frage nieder, die gegen allen Anstand verstoßen hätte, da kam mir der Alte selbst zu Hilfe, indem er spöttisch fragte: «Was findet Ihr Besonderes an dem Mädchen, daß Ihr es so starr betrachtet?»

«Etwas sehr Besonderes», erwiderte ich entschlossen, «die wunderbare Ähnlichkeit ihrer Augen mit denen des Admirals.»

Wie wenn er eine Schlange berührt hätte, fuhr der Rat zurück und sagte gezwungen lächelnd: «Gibt es keine Naturspiele, Herr Schadau? Wollt Ihr dem Leben verbieten, ähnliche Augen hervorzubringen?»

«Ihr habt mich gefragt, was ich Besonderes an dem Fräulein finde», versetzte ich kaltblütig, «diese Frage habe ich beantwortet. Erlaubt mir eine Gegenfrage: Da ich hoffe, Euch weiterhin besuchen zu dürfen, der ich mich von Euerm Wohlwollen und von Euerm überlegenen Geiste angezogen fühle, wie wünscht Ihr, daß ich fortan dieses schöne Fräulein begrüße? Ich weiß, daß sie von ihrem Paten Coligny den Namen Gasparde führt, aber Ihr habt mir noch nicht gesagt, ob ich die Gunst habe, mit Eurer Tochter oder mit einer Eurer Verwandten zu sprechen.»

«Nennt sie, wie Ihr wollt!» murmelte der Alte verdrießlich und fing wieder an, in der Geographie des Ptolemäus zu blättern.

Durch dies absonderliche Benehmen ward ich in meiner Vermutung bestärkt, daß hier ein Dunkel walte, und begann die kühnsten Schlüsse zu ziehen. In der kleinen Druckschrift, die der Admiral über seine Verteidigung von Sankt Quentin veröffentlicht hatte und die ich auswendig wußte, schloß er ziemlich unvermittelt mit einigen geheimnisvollen Worten, worin er seinen Übertritt zum Evangelium andeutete. Hier war von der Sündhaftigkeit der Welt die Rede, an welcher er bekannte, auch selber teilgenommen zu haben. Konnte nun Gaspardes Geburt nicht im Zusammenhange stehn mit diesem vorevangelischen Leben? So streng ich sonst in solchen Dingen dachte, hier war mein Eindruck ein anderer; es lag mir diesmal ferne, einen Fehltritt zu verurteilen, der mir die unglaubliche Möglichkeit

auftat, mich der Blutsverwandten des erlauchten Helden zu nähern, – wer weiß, vielleicht um sie zu werben. Während ich meiner Einbildungskraft die Zügel schießen ließ, glitt wahrscheinlich ein glückliches Lächeln durch meine Züge, denn der Alte, der mich insgeheim über seinen Folianten weg beobachtet hatte, wandte sich gegen mich mit unerwartetem Feuer:

«Ergötzt es Euch, junger Herr, an einem großen Mann eine Schwäche entdeckt zu haben, so wißt: Er ist makellos! – Ihr seid im Irrtum. Ihr betrügt Euch!»

Hier erhob er sich wie unwillig und schritt das Gemach auf und nieder, dann, plötzlich den Ton wechselnd, blieb er dicht vor mir stehen, indem er mich bei der Hand faßte: «Junger Freund», sagte er, «in dieser schlimmen Zeit, wo wir Evangelischen aufeinander angewiesen sind und uns wie Brüder betrachten sollen, wächst das Vertrauen geschwind; es darf keine Wolke zwischen uns sein. Ihr seid ein braver Mann, und Gasparde ist ein liebes Kind. Gott verhüte, daß etwas Verdecktes Eure Begegnung unlauter mache. Ihr könnt schweigen, das trau' ich Euch zu; auch ist die Sache ruchbar und könnte Euch aus hämischem Munde zu Ohren kommen. So hört mich an!

Gasparde ist weder meine Tochter noch meine Nichte; aber sie ist bei mir aufgewachsen und gilt als meine Verwandte. Ihre Mutter, die kurze Zeit nach der Geburt des Kindes starb, war die Tochter eines deutschen Reiteroffiziers, den sie nach Frankreich begleitet hatte. Gaspardes Vater aber», hier dämpfte er die Stimme, – «ist Dandelot, des Admirals jüngerer Bruder, dessen wunderbare Tapferkeit und frühes Ende Euch nicht unbekannt sein wird. Jetzt wißt Ihr genug. Begrüßt Gasparde als meine Nichte, ich liebe sie wie mein eigenes Kind. Im übrigen haltet reinen Mund und begegnet ihr unbefangen.»

Er schwieg, und ich brach das Schweigen nicht, denn ich war ganz erfüllt von der Mitteilung des alten Herrn. Jetzt wurden wir, uns beiden nicht unwillkommen, unterbrochen und zum Abendtische gerufen, wo mir die holdselige Gasparde den Platz an ihrer Seite anwies. Als sie mir den vollen Becher reichte und ihre Hand die meinige berührte, durchrieselte mich ein Schauer, daß in diesen jungen Adern das Blut meines Helden rinne. Auch Gasparde fühlte, daß

ich sie mit andern Augen betrachte als kurz vorher, sie sann, und ein Schatten der Befremdung glitt über ihre Stirne, die aber schnell wieder hell wurde, als sie mir fröhlich erzählte, wie hoch sich der Schneider Gilbert geehrt fühle, mich zu beherbergen.

«Es ist wichtig», sagte sie scherzend, «daß Ihr einen christlichen Schneider an der Hand habt, der Euch die Kleider streng nach hugenottischem Schnitte verfertigt. Wenn Euch Pate Coligny, der jetzt beim Könige so hoch in Gunsten steht, bei Hofe einführt und die reizenden Fräulein der Königinmutter Euch umschwärmen, da wäret Ihr verloren, wenn nicht Eure ernste Tracht sie gebührend in Schranken hielte.»

Während dieses heitern Gespräches vernahmen wir über die Gasse, von Pausen unterbrochen, bald langgezogene, bald heftig ausgestoßene Töne, die den verwehten Bruchstücken eines rednerischen Vortrags glichen, und als bei einem zufälligen Schweigen ein Satz fast unverletzt an unser Ohr schlug, erhob sich Herr Chatillon unwillig.

«Ich verlasse Euch!», sagte er, «der grausame Hanswurst drüben verjagt mich.» — Mit diesen Worten ließ er uns allein.

«Was bedeutet das?» fragte ich Gasparde.

«Ei», sagte sie, «in der Laurentiuskirche drüben predigt Pater Panigarola. Wir können von unserm Fenster mitten in das andächtige Volk hineinsehen und auch den wunderlichen Pater erblicken. Den Oheim empört sein Gerede, mich langweilt der Unsinn, ich höre gar nicht hin, habe ich ja Mühe, in unsrer evangelischen Versammlung, wo doch die lautere Wahrheit gepredigt wird, mit Andacht und Erbauung, wie es dem heiligen Gegenstande geziemt, bis ans Ende aufzuhorchen.»

Wir waren unterdessen ans Fenster getreten, das Gasparde ruhig öffnete.

Es war eine laue Sommernacht, und auch die erleuchteten Fenster der Kapelle standen offen. Im schmalen Zwischenraume hoch über uns flimmerten Sterne. Der Pater auf der Kanzel, ein junger blasser Franziskanermönch mit südlich feurigen Augen und zuckendem Mienenspiel, gebärdete sich so seltsam heftig, daß er mir erst ein Lächeln abnötigte; bald aber nahm seine Rede, von der mir keine

Silbe entging, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

«Christen», rief er, «was ist die Duldung, welche man von uns verlangt? Ist sie christliche Liebe? Nein, sage ich, dreimal nein! Sie ist eine fluchwürdige Gleichgültigkeit gegen das Los unsrer Brüder! Was würdet Ihr von einem Menschen sagen, der einen andern am Rande des Abgrunds schlummern sähe und ihn nicht weckte und zurückzöge? Und doch handelt es sich in diesem Falle nur um Leben und Sterben des Leibes. Um wieviel weniger dürfen wir, wo ewiges Heil oder Verderben auf dem Spiele steht, ohne Grausamkeit unsern Nächsten seinem Schicksal überlassen! Wie? es wäre möglich, mit den Ketzern zu wandeln und zu handeln, ohne den Gedanken auftauchen zu lassen, daß ihre Seelen in tödlicher Gefahr schweben? Gerade unsre Liebe zu ihnen gebietet uns, sie zum Heil zu überreden und, sind sie störrisch, zum Heil zu zwingen, und sind sie unverbesserlich, sie auszurotten, damit sie nicht durch ihr schlechtes Beispiel ihre Kinder, ihre Nachbarn, ihre Mitbürger in die ewigen Flammen mitreißen! Denn ein christliches Volk ist ein Leib, von dem geschrieben steht: Wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus! Wenn dich deine rechte Hand ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir, denn siehe, es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe, als daß dein ganzer Leib in das nie verlöschende Feuer geworfen werde!»

Dies ungefähr war der Gedankengang des Paters, den er aber mit einer leidenschaftlichen Rhetorik und mit ungezügelter Gebärden zu einem wilden Schauspiel verkörperte. War es nun das ansteckende Gift des Fanatismus oder das grelle von oben fallende Lampenlicht, die Gesichter der Zuhörer nahmen einen so verzerrten und, wie mir schien, blutdürstigen Ausdruck an, daß mir auf einmal klar wurde, auf welchem Vulkan wir Hugenotten in Paris stünden.

Gasparde wohnte der unheimlichen Szene fast gleichgültig bei und richtete ihr Auge auf einen schönen Stern, der über dem Dache der Kapelle mild leuchtend aufstieg.

Nachdem der Italiener seine Rede mit einer Handbewegung geschlossen, die mir eher einer Fluchgebärde als einem Segen zu gleichen schien, begann das Volk in dichtem Gedränge aus der Pforte zu strömen, an deren beiden Seiten

zwei große brennende Pechfackeln in eiserne Ringe gesteckt wurden. Ihr blutiger Schein beleuchtete die Heraustretenden und erhellte zeitweise auch Gaspardes Antlitz, die das Volksgewühle mit Neugierde betrachtete, während ich mich in den Schatten zurückgelehnt hatte. Plötzlich sah ich sie erblassen, dann flammte ihr Blick empört auf, und als der meinige ihm folgte, sah ich einen hohen Mann in reicher Kleidung ihr mit halb herablassender, halb gieriger Gebärde einen Kuß zuwerfen. Gasparde bebte vor Zorn. Sie ergriff meine Hand, und indem sie mich an ihre Seite zog, sprach sie mit vor Erregung zitternder Stimme in die Gasse hinunter:

«Du beschimpfst mich, Memme, weil du mich schutzlos glaubst! Du irrst dich! Hier steht einer, der dich züchtigen wird, wenn du noch einen Blick wagst!»

Hohnlachend schlug der Kavalier, der, wenn nicht ihre Rede, doch die ausdrucksvolle Gebärde verstanden hatte, seinen Mantel um die Schulter und verschwand in der strömenden Menge.

Gaspardes Zorn löste sich in einen Tränenstrom auf, und sie erzählte mir schluchzend, wie dieser Elende, der zu dem Hofstaate des Herzogs Anjou, des königlichen Bruders, gehöre, schon seit dem Tage ihrer Ankunft sie auf der Straße verfolge, wenn sie einen Ausgang wage, und sich sogar durch das Begleit ihres Oheims nicht abhalten lasse, ihr freche Grüße zuzuwerfen.

«Ich mag dem lieben Ohm bei seiner erregbaren und etwas ängstlichen Natur nichts davon sagen. Es würde ihn beunruhigen, ohne daß er mich beschützen könnte. Ihr aber seid jung und führt einen Degen, ich zähle auf Euch! Die Unziemlichkeit muß um jeden Preis ein Ende nehmen. — Nun lebt wohl, mein Ritter!» fügte sie lächelnd hinzu, während ihre Tränen noch flossen, «und vergeßt nicht, meinem Ohm gute Nacht zu sagen!»

Ein alter Diener leuchtete mir in das Gemach seines Herrn, bei dem ich mich beurlaubte.

«Ist die Predigt vorüber?», fragte der Rat. «In jüngern Tagen hätte mich das Fratzenspiel belustigt; jetzt aber, besonders seit ich in Nîmes, wo ich das letzte Jahrzehnt mit Gasparde zurückgezogen gelebt habe, im Namen Gottes Mord und Auflauf anstiften sah, kann ich keinen Volks-

haufen um einen aufgeregten Pfaffen versammelt sehen ohne die Beängstigung, daß sie nun gleich etwas Verrücktes oder Grausames unternehmen werden. Es fällt mir auf die Nerven.» —

Als ich die Kammer meiner Herberge betrat, warf ich mich in den alten Lehnstuhl, der außer einem Feldbette ihre ganze Bequemlichkeit ausmachte. Die Erlebnisse des Tages arbeiteten in meinem Kopfe fort, und an meinem Herzen zehrte es wie eine zarte, aber scharfe Flamme. Die Turmuhr eines nahen Klosters schlug Mitternacht, meine Lampe, die ihr Öl aufgebraucht hatte, erlosch, aber taghell war es in meinem Innern.

Daß ich Gaspardes Liebe gewinnen könne, schien mir nicht unmöglich, Schicksal, daß ich es mußte, und Glück, mein Leben dafür einzusetzen.

Fünftes Kapitel

Am nächsten Morgen zur anberaumten Stunde stellte ich mich bei dem Admiral ein und fand ihn in einem abgegriffenen Taschenbuche blätternd.

«Dies sind», begann er, «meine Aufzeichnungen aus dem Jahre siebenundfünfzig, in welchem ich St. Quentin verteidigte und mich dann den Spaniern ergeben mußte. Da steht unter den tapfersten meiner Leute, mit einem Kreuze bezeichnet, der Name Sadow, mir dünkt, es war ein Deutscher. Sollte dieser Name mit dem Eurigen derselbe sein?»

«Kein anderer als der Name meines Vaters! Er hatte die Ehre, unter Euch zu dienen und vor Euern Augen zu fallen.»

«Nun denn», fuhr der Admiral fort, «das bestärkt mich in dem Vertrauen, das ich in Euch setze. Ich bin von Leuten, mit denen ich lange zusammenlebte, verraten worden, Euch trau' ich auf den ersten Anblick und ich glaube, er wird mich nicht betrügen.»

Mit diesen Worten ergriff er ein Papier, das mit seiner großen Handschrift von oben bis unten bedeckt war: «Schreibt mir das ins Reine, und wenn Ihr Euch daraus über manches unterrichtet, das Euch das Gefährliche unsrer Zustände zeigt, so laßt's Euch nicht anfechten. Alles Große und Entscheidende ist ein Wagnis. Setzt Euch und schreibt.»

Was mir der Admiral übergeben hatte, war ein Memorandum, das er an den Prinzen von Oranien richtete. Mit steigendem Interesse folgte ich dem Gange der Darstellung, die mit der größten Klarheit, wie sie dem Admiral eigen war, sich über die Zustände von Frankreich verbreitete.

«Den Krieg mit Spanien um jeden Preis und ohne jeden Aufschub herbeizuführen, dies», schrieb der Admiral, «ist unsre Rettung. Alba ist verloren, wenn er von uns und von Euch zugleich angegriffen wird. Mein Herr und König will den Krieg; aber die Guisen arbeiten mit aller Anstrengung dagegen; die katholische Meinung, von ihnen aufgestachelt, hält die französische Kriegslust in Schach, und die Königinmutter, welche den Herzog von Anjou dem Könige auf unnatürliche Weise vorzieht, will nicht, daß dieser ihren Liebling verdunkle, indem er sich im Feld auszeichnet, wonach mein Herr und König Verlangen trägt, und was ich ihm als treuer Untertan gönne und, soviel an mir liegt, verschaffen möchte.

Mein Plan ist folgender: Eine hugenottische Freischar ist in diesen Tagen in Flandern eingefallen. Kann sie sich gegen Alba halten — und dies hängt zum großen Teil davon ab, daß Ihr gleichzeitig den spanischen Feldherrn von Holland her angreift —, so wird dieser Erfolg den König bewegen, alle Hindernisse zu überwinden und entschlossen vorwärts zu gehn. Ihr kennt den Zauber eines ersten Gelingens.»

Ich war mit dem Schreiben zu Ende, als ein Diener erschien und dem Admiral etwas zuflüsterte. Ehe dieser Zeit hatte, sich von seinem Sitze zu erheben, trat ein sehr junger Mann von schlanker, kränklicher Gestalt heftig erregt ins Gemach und eilte mit den Worten auf ihn zu:

«Guten Morgen, Väterchen! Was gibt es Neues? Ich verreise auf einige Tage nach Fontainebleau. Habt Ihr Nachricht aus Flandern?» Jetzt wurde er meiner gewahr, und auf mich hindeutend, frug er herrisch: «Wer ist der da?»

«Mein Schreiber, Sire, der sich gleich entfernen wird, wenn Eure Majestät es wünscht.»

«Weg mit ihm!» rief der junge König, «ich will nicht belauscht sein, wenn ich Staatsgeschäfte behandle! Vergeßt Ihr, daß wir von Spähern umstellt sind? — Ihr seid zu arglos, lieber Admiral!»

Jetzt warf er sich in einen Lehnstuhl und starrte ins Leere; dann plötzlich aufspringend, klopfte er Coligny auf die Schulter, und als hätte er mich, dessen Entfernung er eben gefordert, vergessen, brach er in die Worte aus:

«Bei den Eingeweiden des Teufels! wir erklären Seiner Katholischen Majestät nächstens den Krieg!» Nun aber schien er wieder in den früheren Gedankengang zurückzufallen, denn er flüsterte mit geängstigter Miene: «Neulich noch, erinnert Ihr Euch?, als wir beide in meinem Kabinett Rat hielten, da raschelte es hinter der Tapete. Ich zog den Degen, wißt Ihr? und durchstach sie zweimal, dreimal! Da hob sie sich, und wer trat darunter hervor? Mein lieber Bruder, der Herzog von Anjou, mit einem Katzenbuckel!» Hier machte der König eine nachahmende Gebärde und brach in unheimliches Lachen aus. «Ich aber», fuhr er fort, «maß ihn mit einem Blicke, den er nicht ertragen konnte und der ihn flugs aus der Türe trieb.»

Hier nahm das bleiche Antlitz einen Ausdruck so wilden Hasses an, daß ich es erschrocken anstarrte.

Coligny, für den ein solcher Auftritt wohl nichts Ungewöhnliches hatte, dem aber die Gegenwart eines Zeugen peinlich sein mochte, entfernte mich mit einem Winke.

«Ich sehe, Eure Arbeit ist vollendet», sagte er, «auf Wiedersehen morgen.» —

Während ich meinen Heimweg einschlug, ergriff mich ein unendlicher Jammer. Dieser unklare Mensch also war es, von dem die Entscheidung der Dinge abhing. — Wo sollte bei so knabenhafter Unreife und flackernder Leidenschaftlichkeit die Stetigkeit des Gedankens, die Festigkeit des Entschlusses herkommen? Konnte der Admiral für ihn handeln? Aber wer bürgte dafür, daß nicht andere, feindliche Einflüsse sich in der nächsten Stunde schon dieses verworrenen Gemütes bemächtigten! Ich fühlte, daß nur dann Sicherheit war, wenn Coligny in seinem König eine selbstbewußte Stütze fand; besaß er in ihm nur ein Werkzeug, so konnte ihm dieses morgen entrissen werden.

In so böse Zweifel verstrickt, verfolgte ich meinen Weg, als sich eine Hand auf meine Schulter legte. Ich wandte mich und blickte in das wolkenlose Gesicht meines Landmannes Bocard, der mich umhalste und mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen begrüßte.

«Willkommen, Schadau, in Paris!» rief er. «Ihr seid, wie ich sehe, müßig, das bin ich auch, und da der König eben verritten ist, so müßt Ihr mit mir kommen, ich will Euch das Louvre zeigen. Ich wohne dort, da meine Kompanie die Wache der innern Gemächer hat. — Es wird Euch hoffentlich nicht belästigen», fuhr er fort, da er in meinen Mienen kein ungemischtes Vergnügen über seinen Vorschlag las, «mit einem königlichen Schweizer Arm in Arm zu gehn? Da ja Euer Abgott Coligny die Verbrüderung der Parteien wünscht, so würde ihm das Herz im Leibe lachen ob der Freundschaft seines Schreibers mit einem Leibgardisten.»

«Wer hat Euch gesagt . . .?» unterbrach ich ihn erstaunt.

«Daß Ihr des Admirals Schreiber seid?» lachte Boccard. «Guter Freund, am Hofe wird mehr geschwätzt, als billig ist! Heute morgen beim Ballspiel war unter den hugenottischen Hofleuten die Rede von einem Deutschen, der bei dem Admiral Gunst gefunden hätte, und aus einigen Äußerungen über die fragliche Persönlichkeit erkannte ich zweifellos meinen Freund Schadau. Es ist nur gut, daß Euch jenes Mal Blitz und Donner in die Drei Lilien zurückjagten, sonst wären wir uns fremd geblieben, denn Eure Landsleute im Louvre hättet Ihr wohl schwerlich aus freien Stücken aufgesucht! Mit dem Hauptmann Pfyffer muß ich Euch gleich bekannt machen!»

Dies verbat ich mir, da Pfyffer nicht nur als ausgezeichnete Soldat, sondern auch als fanatischer Katholik berühmt war, willigte aber gern ein, mit Boccard das Innere des Louvre zu besichtigen, da ich den vielgepriesenen Bau bis jetzt nur von außen betrachtet hatte.

Wir schritten nebeneinander durch die Straßen, und das freundliche Geplauder des lebenslustigen Fryburgers war mir willkommen, da es mich von meinen schweren Gedanken erlöste.

Bald betraten wir das französische Königsschloß, das damals zur Hälfte aus einem finstern mittelalterlichen Kastell, zur andern Hälfte aus einem neuen prächtigen Palast bestand, den die Mediceerin hatte aufführen lassen. Diese Mischung zweier Zeiten vermehrte in mir den Eindruck, der mich, seit ich Paris betreten, nie verlassen hatte, den Eindruck des Schwankenden, Ungleichartigen, der sich widersprechenden und miteinander ringenden Elemente.

Nachdem wir viele Gänge und eine Reihe von Gemächern durchschritten hatten, deren Verzierung in keckem Steinwerke und oft ausgelassener Malerei meinem protestantischen Geschmacke fremd und zuweilen ärgerlich war, Bocard aber herzlich belustigte, öffnete mir dieser ein Kabinett mit den Worten: «Das ist das Studierzimmer des Königs.»

Da herrschte eine greuliche Unordnung. Der Boden war mit Notenheften und aufgeblättern Büchern bestreut. An den Wänden hingen Waffen. Auf dem kostbaren Marmortische lag ein Waldhorn.

Ich begnügte mich, von der Türe aus einen Blick in dieses Chaos zu werfen, und weitergehend frug ich Bocard, ob der König musikalisch sei.

«Er bläst herzerreißend», erwiderte dieser, «oft ganze Vormittage hindurch und, was schlimmer ist, ganze Nächte, wenn er nicht hier nebenan», er wies auf eine andere Türe, «vor dem Amboß steht und schmiedet, daß die Funken stieben. Jetzt aber ruhen Waldhorn und Hammer. Er ist mit dem jungen Chateauguyon eine Wette eingegangen, welchem von ihnen es zuerst gelinge, den Fuß im Munde das Zimmer auf und nieder zu hüpfen. Das gibt ihm nun unglaublich zu tun.»

Da Bocard sah, wie ich traurig wurde, und es ihm auch sonst passend scheinen mochte, das Gespräch über das gekrönte Haupt Frankreichs abubrechen, lud er mich ein, mit ihm das Mittagmahl in einem nicht weit entlegenen Gasthause einzunehmen, das er mir als ganz vorzüglich schilderte.

Um abzukürzen, schlugen wir eine enge, lange Gasse ein. Zwei Männer schritten uns vom andern Ende derselben entgegen.

«Sieh», sagte mir Bocard, «dort kommt Graf Guiche, der berühmte Damenfänger und der größte Raufer vom Hofe, und neben ihm — wahrhaftig — das ist Lignerolles! Wie darf sich der am hellen Tage blicken lassen, da er doch ein vollgültiges Todesurteil auf dem Halse hat!»

Ich blickte hin und erkannte in dem vornehmern der Bezeichneten den Unverschämten, der gestern abend im Scheine der Fackeln Gasparde mit frecher Gebärde beleidigt hatte. Auch er schien sich meiner näherschreitend zu erinnern, denn sein Auge blieb unverwandt auf mir haften.

Wir hatten die halbe Breite der engen Gasse inne, die andere Hälfte den uns entgegen Kommenden frei lassend. Da Bocard und Lignerolles auf der Mauerseite gingen, mußten der Graf und ich hart aneinander vorüber.

Plötzlich erhielt ich einen Stoß und hörte den Grafen sagen: «Gib Raum, verdammter Hugenott!»

Außer mir wandte ich mich nach ihm um, da rief er lachend zurück: «Willst du dich auf der Gasse so breit machen wie am Fenster?»

Ich wollte ihm nachstürzen, da umschlang mich Bocard und beschwor mich: «Nur hier keine Szene! In diesen Zeiten würden wir in einem Augenblicke den Pöbel von Paris hinter uns her haben, und da sie dich an deinem steifen Kragen als Hugenotten erkennen würden, wärest du unzweifelhaft verloren! Daß du Genugtuung erhalten muß, versteht sich von selbst. Du überlässest mir die Sache, und ich will froh sein, wenn sich der vornehme Herr zu einem ehrlichen Zweikampfe versteht. Aber an dem Schweizernamen darf kein Makel haften, und wenn ich mit dem deinigen auch mein Leben einsetzen müßte! —

Jetzt sage mir um aller Heiligen willen, bist du mit Guiche bekannt? Hast du ihn gegen dich aufgebracht? Doch nein, das ist ja nicht möglich! Der Taugenichts war übler Laune und wollte sie an deiner Hugenottentracht auslassen.»

Unterdessen waren wir in das Gasthaus eingetreten, wo wir rasch und in gestörter Stimmung unser Mahl hielten.

«Ich muß meinen Kopf zusammenhalten», sagte Bocard, «denn ich werde mit dem Grafen einen harten Stand haben.»

Wir trennten uns, und ich kehrte in meine Herberge zurück, Bocard versprechend, ihn dort zu erwarten. Nach Verlauf von zwei Stunden trat er in meine Kammer mit dem Ausruf: «Es ist gut abgelaufen! Der Graf wird sich mit dir schlagen, morgen bei Tagesanbruch vor dem Tore Sankt Michel. Er empfing mich nicht unhöflich, und als ich ihm sagte, du wärest von gutem Hause, meinte er, es sei jetzt nicht der Augenblick, deinen Stammbaum zu untersuchen, was er kennenzulernen wünsche, sei deine Klinge.»

«Und wie steht es damit?» fuhr Bocard fort, «ich bin sicher, daß du ein methodischer Fechter bist, aber ich fürchte, du bist langsam, langsam, zumal einem so raschen Teufel gegenüber.»

Boccards Gesicht nahm einen besorgten Ausdruck an, und nachdem er nach ein paar Übungsklingen gerufen — es befand sich zu ebener Erde neben meinem Gasthaus ein Fechtsaal —, gab er mir eine derselben in die Hand und sagte: «Nun zeige deine Künste!»

Nach einigen Gängen, die ich im gewohnten Tempo durchfocht, während Boccard mich vergeblich mit dem Rufe: Schneller, schneller! anfeuerte, warf er seine Klinge weg und stellte sich ans Fenster, um eine Träne vor mir zu verbergen, die ich aber schon hervordringen gesehen hatte.

Ich trat zu ihm und legte meine Hand auf seine Schulter.

«Boccard», sagte ich, «betrübe dich nicht. Alles ist vorher bestimmt. Ist meine Todesstunde auf morgen gestellt, so bedarf es nicht der Klinge des Grafen, um meinen Lebensfaden zu zerschneiden. Ist es nicht so, wird mir seine gefährliche Waffe nichts anhaben können.»

«Mache mich nicht ungeduldig!» versetzte er, sich rasch nach mir umdrehend. «Jede Minute der Frist, die uns bleibt, ist kostbar und muß benützt werden — nicht zum Fechten, denn in der Theorie bist du unsträflich, und dein Phlegma», hier seufzte er, «ist unheilbar. Es gibt nur ein Mittel, dich zu retten. Wende dich an Unsre Liebe Frau von Einsiedeln und wirf mir nicht ein, du seist Protestant — einmal ist keinmal! Muß es sie nicht doppelt rühren, wenn einer der Abtrünnigen sein Leben in ihre Hände befiehlt! Du hast jetzt noch Zeit, für deine Rettung viele Ave Maria zu sprechen, und glaube mir, die Gnadenmutter wird dich nicht im Stiche lassen! Überwinde dich, lieber Freund, und folge meinem Rate.»

«Laß mich in Ruhe, Boccard!» versetzte ich über seine wunderliche Zumutung ungehalten und doch von seiner Liebe gerührt.

Er aber drang noch eine Weile vergeblich in mich. Dann ordneten wir das Notwendige für morgen, und er nahm Abschied.

In der Türe wandte er sich noch einmal zurück und sagte: «Nur einen Stoßseufzer, Schadau, vor dem Einschlafen!»

Sechstes Kapitel

Am nächsten Morgen wurde ich durch eine rasche Berührung aus dem Schlafe geweckt. Boccard stand vor meinem Lager.

«Auf!» rief er, «es eilt, wenn wir nicht zu spät kommen sollen! Ich vergaß gestern, dir zu sagen, von wem der Graf sich sekundieren läßt, – von Lignerolles. Ein Schimpf mehr, wenn du willst! Aber es hat den Vorteil, daß im Falle du» – er seufzte – «deinen Gegner ernstlich verwunden solltest, dieser ehrenwerte Sekundant gewiß reinen Mund halten wird, da er tausend gute Gründe hat, die öffentliche Aufmerksamkeit in keiner Weise auf sich zu ziehn.»

Während ich mich ankleidete, bemerkte ich wohl, daß dem Freund eine Bitte auf dem Herzen lag, die er mit Mühe niederkämpfte.

Ich hatte mein noch in Bern gefertigtes, nach Schweizer Sitte auf beiden Seiten mit derben Taschen versehenes Reisewams angezogen und drückte meinen breitkrepfigen Filz in die Stirne, als mich Boccard auf einmal in großer Gemütsbewegung heftig umhalste und, nachdem er mich geküßt, seinen Lockenkopf an meine Brust lehnte. Diese überschwengliche Teilnahme erschien mir unmännlich, und ich drückte das duftende Haupt mit beiden Händen beschwichtigend weg. Mir deuchte, daß sich Boccard in diesem Augenblicke etwas an meinem Wams zu schaffen machte; aber ich gab nicht weiter darauf acht, da die Zeit drängte.

Wir gingen schweigend durch die morgenstillen Gassen, während es leise zu regnen anfang, durchschritten das Tor, das eben geöffnet worden war, und fanden in kleiner Entfernung vor demselben einen mit verfallenden Mauern umgebenen Garten. Diese verlassene Stätte war zu der Begegnung ausersehn.

Wir traten ein und erblickten Guiche mit Lignerolles, die unser harrend zwischen den Buchenhecken des Hauptganges auf und nieder schritten. Der Graf grüßte mich mit spöttischer Höflichkeit. Boccard und Lignerolles traten zusammen, um Kampfstelle und Waffen zu regeln.

«Der Morgen ist kühl», sagte der Graf, «ist es Euch genehm, so fechten wir im Wams.»

«Der Herr ist nicht gepanzert?» warf Lignerolles hin, indem er eine tastende Bewegung nach meiner Brust machte.

Guiche bedeutete ihm mit einem Blicke, es zu lassen.

Zwei lange Stoßklingen wurden uns geboten. Der Kampf begann, und ich merkte bald, daß ich einem an Behendigkeit mir überlegenen und dabei völlig kaltblütigen Gegner gegenüberstehe. Nachdem er meine Kraft mit einigen spielenden Stößen wie auf dem Fechtboden geprüft hatte, wick seine nachlässige Haltung. Es wurde tödlicher Ernst. Er zeigte Quart und stieß Sekunde in beschleunigtem Tempo. Meine Parade kam genau noch rechtzeitig; wiederholte er dieselben Stöße um eine Kleinigkeit rascher, so war ich verloren. Ich sah ihn befriedigt lächeln und machte mich auf mein Ende gefaßt.

Blitzschnell kam der Stoß, aber die geschmeidige Stahlklinge bog sich hoch auf, als träfe sie einen harten Gegenstand, ich parierte, führte den Nachstoß und rannte dem Grafen, der, seiner Sache sicher, weit ausgefallen war, meinen Degen durch die Brust. Er verlor die Farbe, wurde aschfahl, ließ die Waffe sinken und brach zusammen.

Lignerolles beugte sich über den Sterbenden, während Bocard mich von hinten zog.

Wir folgten dem Umkreise der Stadtmauer in flüchtiger Eile bis zum zweitnächsten Tore, wo Bocard mit mir in eine kleine ihm bekannte Schenke trat. Wir durchschritten den Flur und ließen uns hinter dem Hause unter einer dicht überwachsenen Laube nieder. Noch war in der feuchten Morgenfrühe alles wie ausgestorben. Der Freund rief nach Wein, der uns nach einer Weile von einem verschlafenen Schenkmädchen gebracht wurde. Er schlürfte in behaglichen Zügen, während ich den Becher unberührt vor mir stehen ließ. Ich hatte die Arme über der Brust gekreuzt und senkte das Haupt. Der Tote lag mir auf der Seele.

Bocard forderte mich zum Trinken auf, und nachdem ich ihm zu Gefallen den Becher geleert hatte, begann er:

«Ob nun gewisse Leute ihre Meinung ändern werden über Unsre Liebe Frau von Einsiedeln? »

«Laß mich zufrieden!» versetzte ich unwirsch. «Was hat denn sie damit zu schaffen, daß ich einen Menschen getötet?»

«Mehr, als du denkst!» erwiderte Boccard mit einem vorwurfsvollen Blicke. «Daß du hier neben mir sitztest, hast du nur ihr zu danken! Du bist ihr eine dicke Kerze schuldig!»

Ich zuckte die Achseln.

«Ungläubiger!» rief er und zog, in meine linke Brusttasche langend, triumphierend das Medaillon daraus hervor, welches er um den Hals zu tragen pflegte, und das er heute morgen während seiner heftigen Umarmung mir heimlich in das Wams geschoben haben mußte.

Jetzt fiel es mir wie eine Binde von den Augen.

Die silberne Münze hatte den Stoß aufgehalten, der mein Herz durchbohren sollte. Mein erstes Gefühl war zornige Scham, als ob ich ein unehrliches Spiel getrieben und entgegen den Gesetzen des Zweikampfes meine Brust geschützt hätte. Darein mischte sich der Groll, einem Götzenbilde meine Leben zu schulden.

«Läge ich doch lieber tot», murmelte ich, «als daß ich bösem Aberglaube meine Rettung verdanken muß!»

Aber allmählich lichteten sich meine Gedanken. Gasparde trat mir vor die Seele und mit ihr alle Fülle des Lebens. Ich war dankbar für das neugeschenkte Sonnenlicht, und als ich wieder in die freudigen Augen Boccards blickte, brachte ich es nicht über mich, mit ihm zu hadern, so gern ich es gewollt hätte. Sein Aberglaube war verwerflich, aber seine Freundestreue hatte mir das Leben gerettet.

Ich nahm von ihm mit Herzlichkeit Abschied und eilte ihm voraus durch das Tor und quer durch die Stadt nach dem Hause des Admirals, der mich zu dieser Stunde erwartete.

Hier brachte ich den Vormittag am Schreibtische zu, diesmal mit der Durchsicht von Rechnungen beauftragt, die sich auf die Ausrüstung der nach Flandern geworfenen hugenottischen Freischar bezogen. Als der Admiral in einem freien Augenblicke zu mir trat, wagte ich die Bitte, er möchte mich nach Flandern schicken, um an dem Einfalle teilzunehmen und ihm rasche und zuverlässige Nachricht von dem Verlaufe desselben zu senden.

«Nein, Schadau», antwortete er kopfschüttelnd, «ich darf Euch nicht Gefahr laufen lassen, als Freibeuter behandelt zu werden und am Galgen zu sterben. Etwas anderes ist es, wenn Ihr nach erklärten Feindseligkeiten an meiner Seite

fallen solltet. Ich bin es Euerm Vater schuldig, Euch keiner andern Gefahr auszusetzen als einem ehrlichen Soldatentode!» —

Es mochte ungefähr Mittag sein, als sich das Vorzimmer in auffallender Weise füllte und ein immer erregter werdendes Gespräch hörbar wurde.

Der Admiral rief seinen Schwiegersohn, Teligny, herein, der ihm berichtete, Graf Guiche sei diesen Morgen im Zweikampf gefallen, sein Sekundant, der verrufene Lignerolles, habe die Leiche vor dem Tore St. Michel durch die gräfliche Dienerschaft abholen lassen und ihr, bevor er sich flüchtete, nichts anderes zu sagen gewußt, als daß ihr Herr durch die Hand eines ihm unbekannten Hugonotten gefallen sei.

Coligny zog die Brauen zusammen und brauste auf: «Habe ich nicht streng untersagt — habe ich nicht gedroht, gefleht, beschworen, daß keiner unsrer Leute in dieser verhängnisvollen Zeit einen Zwist beginne oder aufnehme, der zu blutigem Entscheide führen könnte! Ist der Zweikampf an sich schon eine Tat, die kein Christ ohne zwingende Gründe auf sein Gewissen laden soll, so wird er in diesen Tagen, wo ein ins Pulverfaß springender Funke uns alle verderben kann, zum Verbrechen an unsern Glaubensgenossen und am Vaterlande.»

Ich blickte von meinen Rechnungen nicht auf und war froh, als ich die Arbeit zu Ende gebracht hatte. Dann ging ich in meine Herberge und ließ mein Gepäck in das Haus des Schneiders Gilbert bringen.

Ein kränklicher Mann mit einem furchtsamen Gesichtchen geleitete mich unter vielen Höflichkeiten in das mir bestimmte Zimmer. Es war groß und luftig und überschaute, das oberste Stockwerk des Hauses bildend, den ganzen Stadtteil, ein Meer von Dächern, aus welchem Turmspitzen in den Wolkenhimmel aufragten.

«Hier seid Ihr sicher!» sagte Gilbert mit feiner Stimme und zwang mir damit ein Lächeln ab.

«Mich freut es», erwiderte ich, «bei einem Glaubensbruder Herberge zu nehmen.»

«Glaubensbruder?» lispelte der Schneider. «Sprecht nicht so laut, Herr Hauptmann. Es ist wahr, ich bin ein evangelischer Christ, und — wenn es nicht anders sein kann —

will ich auch für meinen Heiland sterben; aber verbrannt werden, wie es mit Dubourg auf dem Greveplatze geschah! — ich sah damals als kleiner Knabe zu — hu, davor hab' ich einen Schauer!»

«Habt keine Angst», beruhigte ich, «diese Zeiten sind vorüber, und das Friedensedikt gewährleistet allen freie Religionsausübung.»

«Gott gebe, daß es dabei bleibe!» seufzte der Schneider. «Aber Ihr kennt unsern Pariser Pöbel nicht. Das ist ein wildes und ein neidisches Volk, und wir Hugenotten haben das Privilegium, sie zu ärgern. Weil wir eingezogen, züchtig und rechtschaffen leben, so werfen sie uns vor, wir wollen uns als die Bessern von ihnen sondern; aber, gerechter Himmel!, wie ist es möglich, die zehn Gebote zu halten und sich nicht vor ihnen auszuzeichnen!»

Mein neuer Hauswirt verließ mich, und bei der einbrechenden Dämmerung ging ich hinüber in die Wohnung des Parlamentsrats. Ich fand ihn höchst niedergeschlagen.

«Ein böses Verhängnis waltet über unsrer Sache», hub er an. «Wißt Ihr es schon, Schadau? Ein vornehmer Höfling, Graf Guiche, ward diesen Morgen im Zweikampf von einem Hugenotten erstochen. Ganz Paris ist voll davon, und ich denke, Pater Panigarola wird die Gelegenheit nicht versäumen, auf uns alle als auf eine Genossenschaft von Mördern hinzuweisen und seinen tugendhaften Gönner — denn Guiche war ein eifriger Kirchgänger — in einer seiner wirkungsvollen Abendpredigten als Märtyrer des katholischen Glaubens auszurufen . . . Der Kopf schmerzt mich, Schadau, und ich will mich zur Ruhe begeben. Laßt Euch von Gasparde den Abendtrunk kredenzen.»

Gasparde stand während dieses Gesprächs neben dem Sitze des alten Herrn, auf dessen Rückenlehne sie sich nachdenkend stützte. Sie war heute sehr blaß, und tief-ernst blickten ihre großen blauen Augen.

Als wir allein waren, standen wir uns einige Augenblicke schweigend gegenüber. Jetzt stieg der schlimme Verdacht in mir auf, daß sie, die selbst mich zu ihrer Verteidigung aufgefordert, nun vor dem Blutbefleckten schauernd zurücktrete. Die seltsamen Umstände, die mich gerettet hatten und die ich Gasparde nicht mitteilen konnte, ohne ihr calvinistisches Gefühl schwer zu verletzen, verwirrten

mein Gewissen mehr, als die nach Mannesbegriffen leichte Blutschuld es belastete. Gasparde fühlte mir an, daß meine Seele beschwert war, und konnte den Grund davon allein in der Tötung des Grafen und den daraus unsrer Partei erwachsenden Nachteilen suchen.

Nach einer Weile sagte sie mit gepreßter Stimme: «Du also hast den Grafen umgebracht?»

«Ich», war meine Antwort.

Wieder schwieg sie. Dann trat sie mit plötzlichem Entschlusse an mich heran, umschlang mich mit beiden Armen und küßte mich inbrünstig auf den Mund.

«Was du immer verbochen hast», sagte sie fest, «ich bin deine Mitschuldige. Um meinetwillen hast du die Tat begangen. Ich bin es, die dich in Sünde gestürzt hat. Du hast dein Leben für mich eingesetzt. Ich möchte es dir vergelten, doch wie kann ich es.»

Ich faßte ihre beiden Hände und rief: «Gasparde, laß mich, wie heute, so morgen und immerdar dein Beschützer sein! Teile mit mir Gefahr und Rettung, Schuld und Heil! Eins und untrennbar laß uns sein bis zum Tode!»

«Eins und untrennbar!» sagte sie.

Siebentes Kapitel

Seit dem verhängnisvollen Tage, an welchem ich Guiche getötet und Gaspardes Liebe gewonnen hatte, war ein Monat verstrichen. Täglich schrieb ich im Kabinett des Admirals, der mit meiner Arbeit zufrieden schien und mich mit steigendem Vertrauen behandelte. Ich fühlte, daß ihm die Innigkeit meines Verhältnisses zu Gasparde nicht unbekannt geblieben war, ohne daß er es jedoch mit einem Worte berührt hätte.

Während dieser Zeit hatte sich die Lage der Protestanten in Paris sichtlich verschlimmert. Der Einfall in Flandern war mißlungen, und der Rückschlag machte sich am Hofe und in der öffentlichen Stimmung fühlbar. Die Hochzeit des Königs von Navarra mit Karls reizender, aber leichtfertiger Schwester erweiterte die Kluft zwischen den beiden Parteien, statt sie zu überbrücken. Kurz vorher war Jeanne d'Albret, die wegen ihres persönlichen Wertes von den

Hugenotten hochverehrte Mutter des Navarresen, plötzlich gestorben, an Gift, so hieß es.

Am Hochzeitstage selber schritt der Admiral, statt der Messe beizuwohnen, auf dem Platze vor Notre-Dame in gemessenem Gange auf und nieder und sprach, er, der sonst so Vorsichtige, ein Wort aus, das in bitterster Feindseligkeit gegen ihn ausgebeutet wurde. «Notre-Dame», sagte er, «ist mit den Fahnen behängt, die man uns im Bürgerkriege abgenommen; sie müssen weg und ehrenvollere Trophäen an ihre Stelle!» Damit meinte er spanische Fahnen, aber das Wort wurde falsch gedeutet.

Coligny sandte mich mit einem Auftrage nach Orleans, wo deutsche Reiterei lag. Als ich von dort zurückkehrte und meine Wohnung betrat, kam mir Gilbert mit entstellter Miene entgegen.

«Wißt Ihr schon, Herr Hauptmann», jammerte er, «daß der Admiral gestern meuchlerisch verwundet worden ist, als er aus dem Louvre nach seinem Palaste zurückkehrte? Nicht tödlich, sagt man; aber bei seinem Alter und der kummervollen Sorge, die auf ihm lastet, wer kann wissen, wie das endet! Und stirbt er, was soll aus uns werden?» —

Ich begab mich schleunig nach der Wohnung des Admirals, wo ich abgewiesen wurde. Der Pförtner sagte mir, es sei hoher Besuch im Hause, der König und die Königinmutter. Dies beruhigte mich, da ich in meiner Arglosigkeit daraus schloß, unmöglich könne Katharina an der Untat Anteil haben, wenn sie selbst das Opfer besuche. Der König aber, versicherte der Pförtner, sei wütend über den tückischen Angriff auf das Leben seines väterlichen Freundes.

Jetzt wandte ich meine Schritte zurück nach der Wohnung des Parlamentsrats, den ich in lebhaftem Gespräche mit einer merkwürdigen Persönlichkeit fand, einem Manne in mittleren Jahren, dessen bewegtes Gebärdenspiel den Südfranzosen verriet und der den St.-Michaels-Orden trug. Noch nie hatte ich in klügere Augen geblickt. Sie leuchteten von Geist, und in den zahllosen Falten und Linien um Augen und Mund bewegte sich ein unruhiges Spiel schalkhafter und scharfsinniger Gedanken.

«Gut, daß Ihr kommt, Schadau!» rief mir der Rat entgegen, während ich unwillkürlich das unschuldige Antlitz Gaspardes, in dem nur die Lauterkeit einer einfachen und

starken Seele sich spiegelte, mit der weltklugen Miene des Gastes verglich, «gut, daß Ihr kommt! Herr Montaigne will mich mit Gewalt nach seinem Schlosse in Perigord entführen . . .»

«Wir wollen dort den Horaz zusammen lesen», warf der Fremdling ein, «wie wir es vorzeiten in den Bädern von Aix taten, wo ich das Vergnügen hatte, den Herrn Rat kennenzulernen.»

«Meint Ihr, Montaigne», fuhr der Rat fort, «ich dürfte die Kinder allein lassen? Gasparde will sich nicht von ihrem Paten und dieser junge Berner sich nicht von Gasparde trennen.»

«Ei was», spottete Herr Montaigne sich gegen mich verbeugend, «sie werden, um sich in der Tugend zu stärken, das Buch Tobiä zusammen lesen!» und den Ton wechselnd, da er mein ernstes Gesicht sah: «Kurz und gut», schloß er, «Ihr kommt mit mir, lieber Rat!»

«Ist denn eine Verschwörung gegen uns Hugenotten im Werke?» fragte ich, aufmerksam werdend.

«Eine Verschwörung?» wiederholte der Gascogner. «Nicht daß ich wüßte! Wenn nicht etwa eine solche, wie sie die Wolken anzetteln, bevor ein Gewitter losbricht. Vier Fünftelle einer Nation von dem letzten Fünftel zu etwas gezwungen, was sie nicht wollen — das heißt zum Kriege in Flandern —, das kann die Atmosphäre schon elektrisch machen. Und, nehmt es mir nicht übel, junger Mann, Ihr Hugenotten verfehlt Euch gegen den ersten Satz der Lebensweisheit: daß man das Volk, unter dem man wohnt, nicht durch Mißachtung seiner Sitten beleidigen darf.»

«Rechnet Ihr die Religion zu den Sitten eines Volkes?» fragte ich entrüstet.

«In gewissem Sinne, ja», meinte er, «doch diesmal dachte ich nur an die Gebräuche des täglichen Lebens: Ihr Hugenotten kleidet Euch düster, tragt ernsthafte Mienen, versteht keinen Scherz und seid so steif wie Eure Halskragen. Kurz, Ihr schließt Euch ab, und das bestraft sich in der größten Stadt wie auf dem kleinsten Dorfe! Da verstehn die Guisen das Leben besser! Eben kam ich vorüber, als der Herzog Heinrich vor seinem Palaste abstieg und den umstehenden Bürgern die Hände schüttelte, lustig wie ein Franzose und gemütlich wie ein Deutscher! So ist es recht!

Sind wir ja alle vom Weibe geboren, und ist doch die Seife nicht teuer!»

Mir schien, als ob der Gascogner schwere Besorgnis unter diesem scherzhaften Töne verberge, und ich wollte ihn weiter zur Rede stellen, als der alte Diener einen Boten des Admirals meldete, welcher mich und Gasparde unverzüglich zu sich berief.

Gasparde warf einen dichten Schleier über, und wir eilten.

Unterwegs erzählte sie mir, was sie in meiner Abwesenheit ausgestanden. «An deiner Seite durch einen Kugelregen zu reiten, wäre mir ein Spiel dagegen!» versicherte sie. «Der Pöbel in unsrer Straße ist so giftig geworden, daß ich das Haus nicht verlassen konnte, ohne mit Schimpfworten verfolgt zu werden. Kleidete ich mich nach meinem Stande, so schrie man mir nach: Seht die Übermütige! Legte ich schlichtes Gewand an, so hieß es: Seht die Heuchlerin! — Einen Tag oder eine Woche hielte man das schon aus; aber wenn man kein Ende davon absieht! — Unsere Lage hier in Paris erinnert mich an die jenes Italieners, den sein Feind in einen Kerker mit vier kleinen Fenstern werfen ließ. Als er am nächsten Morgen erwachte, waren deren nur noch drei, am folgenden zwei, am dritten noch eins, kurz, er begriff, daß sein höllischer Feind ihn in eine Maschine gesperrt hatte, die sich allmählich in einen erdrückenden Sarg verwandelte.»

Unter diesen Reden waren wir in die Wohnung des Admirals gelangt, der uns sogleich zu sich beschied.

Er saß aufrecht auf seinem Lager, den verwundeten linken Arm in der Schlinge, blaß und ermattet. Neben ihm stand ein Geistlicher mit eisgrauem Barte. Er ließ uns nicht zu Worte kommen.

«Meine Zeit ist gemessen», sprach er, «hört mich an und gehorcht mir! Du, Gasparde, bist mir durch meinen teuern Bruder blutverwandt. Es ist jetzt nicht der Augenblick, etwas zu verhüllen, das du weißt und diesem nicht verborgen bleiben darf. — Deiner Mutter ist durch einen Franzosen Unrecht geschehn; ich will nicht, daß auch du unsres Volkes Sünden mitbüßest. Wir bezahlen, was unsre Väter verschuldet haben. Du aber sollst, soviel solches an mir liegt, auf deutscher Erde ein frommes und ruhiges Leben führen.»

Dann sich zu mir wendend, fuhr er fort: «Schadau, Ihr werdet Eure Kriegsschule nicht unter mir durchmachen. Hier sieht es dunkel aus. Mein Leben geht zur Neige, und mein Tod ist der Bürgerkrieg. Mischt Euch nicht darein, ich verbiete es Euch. — Reicht Gasparde die Hand, ich gebe sie Euch zum Weibe. Führt sie ohne Säumnis in Eure Heimat. Verlaßt dieses ungesegnete Frankreich, sobald Ihr meinen Tod erfahrt. Bereitet ihr eine Stätte auf Schweizerboden; dann nehmt Dienste unter dem Prinzen von Oranien und kämpft für die gute Sache!»

Jetzt winkte er dem Greise und forderte ihn auf, uns zu trauen.

«Macht es kurz», flüsterte er, «ich bin müde und bedarf Ruhe.»

Wir ließen uns an seinem Lager auf die Knie nieder, und der Geistliche verrichtete sein Amt, unsre Hände zusammenfügend und die liturgischen Worte aus dem Gedächtnisse sprechend.

Dann segnete uns der Admiral mit seiner ebenfalls verstümmelten Rechten.

«Lebt wohl!» schloß er, legte sich nieder und kehrte sein Antlitz gegen die Wand.

Da wir zögerten, das Gemach zu verlassen, hörten wir noch die gleichmäßigen Atemzüge des ruhig Entschlummerten.

Schweigend und in wunderbarer Stimmung kamen wir zurück und fanden Chatillon noch in lebhaftem Gespräche mit Herrn Montaigne.

«Gewonnen Spiel!» jubelte dieser. «Der Papa willigt ein, und ich selbst will ihm seine Koffer packen, denn darauf verstehe ich mich vortrefflich.»

«Geht, lieber Oheim!» mahnte Gasparde, «und macht Euch keine Sorge um mich. Das ist von nun an die Sache meines Gemahls.» Und sie drückte meine Hand an ihre Brust. Auch ich drang in den Rat, mit Montaigne zu verreisen.

Da mit einem Male, wie wir alle ihm zuredeten und ihn überzeugt glaubten, fragte er: «Hat der Admiral Paris verlassen?» Und als er hörte, Coligny bleibe und werde trotz des Drängens der Seinigen bleiben, auch wenn sein Zustand die Abreise erlauben sollte, da rief Chatillon mit

glänzenden Augen und mit einer festen Stimme, die ich nicht an ihm kannte:

«So bleibe auch ich! Ich bin im Leben oftmals feig und selbstsüchtig gewesen; ich stand nicht zu meinen Glaubensgenossen, wie ich sollte; in dieser letzten Stunde aber will ich sie nicht verlassen.»

Montaigne biß sich die Lippe. Unser aller Zureden fruchtete nun nichts mehr, der Alte blieb bei seinem Entschlusse.

Jetzt klopfte ihm der Gascogner auf die Schulter und sagte mit einem Anflug von Hohn:

«Alter Junge, du betrügst dich selbst, wenn du glaubst, daß du aus Heldenmut so handelst. Du tust es aus Bequemlichkeit. Du bist zu träge geworden, dein behagliches Nest zu verlassen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Sturm es morgen wegfeht. Das ist auch ein Standpunkt, und in deiner Weise hast du recht.»

Jetzt verwandelte sich der spöttische Ausdruck auf seinem Gesichte in einen tief schmerzlichen, er umarmte Châtillon, küßte ihn und schied eilig.

Der Rat, welcher seltsam bewegt war, wünschte allein zu sein.

«Verlaßt mich, Schadau!» sagte er, mir die Hand drückend, «und kommt heute abend noch einmal vor Schlafengehen.»

Gasparde, die mich begleitete, ergriff unter der Türe plötzlich das Reisepistol, das noch in meinem Gürtel stak.

«Laß das!» warnte ich. «Es ist scharf geladen.»

«Nein», lachte sie, den Kopf zurückwerfend, «ich behalte es als Unterpfand, daß du uns diesen Abend nicht versäumst!», und sie entfloß damit ins Haus.

Achtes Kapitel

Auf meinem Zimmer lag ein Brief meines Oheims im gewohnten Format, mit den wohlbekannten altmodischen Zügen überschrieben. Der rote Abdruck des Siegels mit seiner Devise: *Pèlerin et Voyageur!* war diesmal unmäßig groß geraten.

Noch hielt ich das Schreiben uneröffnet in der Hand, als Bocard ohne anzuklopfen hereinstürzte.

«Hast du dein Versprechen vergessen, Schadau?» rief er mir zu.

«Welches Versprechen?» fragte ich mißmutig.

«Schön!» versetzte er mit einem kurzen Lachen, das gezwungen klang. «Wenn das so fortgeht, so wirst du nächstens deinen eignen Namen vergessen! Am Vorabende deiner Abreise nach Orleans, in der Schenke Zum Mohren, hast du mir feierlich gelobt, dein längst gegebenes Versprechen zu lösen und unsern Landsmann, den Hauptmann Pfyffer, einmal zu begrüßen. Ich lud dich dann in seinem Auftrage zu seinem Namensfeste in das Louvre ein.

Heute nun ist Bartholomäustag. Der Hauptmann hat zwar viele Namen, wohl acht bis zehn; da aber unter diesen allen der geschundene Barthel in seinen Augen der größte Heilige und Märtyrer ist, so feiert er als guter Christ diesen Tag in besondrer Weise. Bliebest du weg, er legte dir's als hugenottischen Starrsinn aus.»

Ich besann mich freilich, von Boccard häufig mit solchen Einladungen bestürmt worden zu sein und ihn von Woche zu Woche vertröstet zu haben. Daß ich ihm auf heute zugesagt, war mir nicht erinnerlich, aber es konnte sein.

«Boccard», sagte ich, «heute ist mir's ungelegen. Entschuldige mich bei Pfyffer und laß mich zu Hause.»

Nun aber begann er auf die wunderlichste Weise in mich zu dringen, jetzt scherzend und kindischen Unsinn vorbringend, jetzt flehentlich mich beschwörend. Zuletzt fuhr er auf:

«Wie? Hältst du so dein Ehrenwort?» – Und unsicher, wie ich war, ob ich nicht doch vielleicht mein Wort gegeben, konnte ich diesen Vorwurf nicht auf mir sitzen lassen und willigte endlich, wenn auch bitter ungern, ein, ihn zu begleiten. Ich marktete, bis er versprach, in einer Stunde mich freizugeben, und wir gingen nach dem Louvre.

Paris war ruhig. Wir trafen nur einzelne Gruppen von Bürgern, die sich über den Zustand des Admirals flüsternd besprachen.

Pfyffer hatte ein Gemach zu ebener Erde im großen Hofe des Louvre inne. Ich war erstaunt, seine Fenster nur spärlich erleuchtet zu sehn und Totenstille zu finden statt eines fröhlichen Festlärms. Wie wir eintraten, stand der Hauptmann allein in der Mitte des Zimmers, vom Kopf bis zu

den Füßen bewaffnet und in eine Depesche vertieft, die er aufmerksam zu lesen, ja zu buchstabieren schien, denn er folgte den Zeilen mit dem Zeigefinger der linken Hand. Er wurde meiner ansichtig und auf mich zutretend, fuhr er mich barsch an:

«Euren Degen, junger Herr! Ihr seid mein Gefangener.» — Gleichzeitig näherten sich zwei Schweizer, die im Schatten gestanden hatten. Ich trat einen Schritt zurück.

«Wer gibt Euch ein Recht an mich, Herr Hauptmann?» rief ich aus. «Ich bin der Schreiber des Admirals.»

Ohne mich einer Antwort zu würdigen, griff er mit eigener Hand nach meinem Degen und bemächtigte sich desselben. Die Überraschung hatte mich so außer Fassung gebracht, daß ich an keinen Widerstand dachte.

«Tut Eure Pflicht!» befahl Pfyffer. Die beiden Schweizer nahmen mich in die Mitte und ich folgte ihnen wehrlos, einen Blick grimmigen Vorwurfs auf Boccard werfend. Ich konnte mir nichts anders denken, als daß Pfyffer einen königlichen Befehl erhalten habe, mich wegen des Zweikampfes mit Guiche in Haft zu nehmen.

Zu meinem Erstaunen wurde ich nur wenige Schritte weit nach der mir wohlbekannten Kammer Boccards geführt. Der eine Schweizer zog einen Schlüssel hervor und versuchte zu öffnen, aber vergeblich. Es schien ihm in der Eile ein unrechter übergeben worden zu sein, und er sandte seinen Kameraden zurück, um von Boccard, der bei Pfyffer geblieben war, den rechten zu fordern.

In dieser kurzen Frist vernahm ich lauschend die rauhe, scheltende Stimme des Hauptmanns: «Euer freches Stücklein kann mich meine Stelle kosten! In dieser Teufelsnacht wird uns hoffentlich keiner zur Rede stellen; doch wie bringen wir morgen den Ketzer aus dem Louvre fort? Die Heiligen mögen mir's verzeihn, daß ich einem Hugenotten das Leben rette — aber einen Landsmann und Bürger von Bern dürfen wir von diesen verfluchten Franzosen auch nicht abschlachten lassen — da habt Ihr wiederum recht, Boccard...»

Jetzt ging die Türe auf, ich stand in dem dunkeln Gelaß, der Schlüssel wurde hinter mir gedreht und ein schwerer Riegel vorgeschoben.

Ich durchmaß das mir von manchem Besuche her wohlbekannte Gemach, in quälenden Gedanken auf und nieder

schreitend, während sich das mit Eisenstäben vergitterte, hochgelegene Fenster allmählich erhellte, denn der Mond ging auf. Der einzige wahrscheinliche Grund meiner Verhaftung, ich mochte die Sache wenden, wie ich wollte, war und blieb der Zweikampf. Unerklärlich waren mir freilich Pfyffers unmutige letzte Worte; aber ich konnte dieselben mißhört haben, oder der tapfere Hauptmann war etwas bezechet. Noch unbegreiflicher, ja haarsträubend, erschien mir das Benehmen Boccards, dem ich nie und nimmer einen so schmachvollen Verrat zugetraut hätte.

Je länger ich die Sache übersann, in desto beunruhigendere Zweifel und unlösbarere Widersprüche verstrickte ich mich.

Sollte wirklich ein blutiger Plan gegen die Hugenotten bestehen? War das denkbar? Konnte der König, wenn er nicht von Sinnen war, in die Vernichtung einer Partei willigen, deren Untergang ihn zum willenlosen Sklaven seiner ehrgeizigen Vettern von Lothringen machen mußte?

Oder war ein neuer Anschlag auf die Person des Admirals geschmiedet, und wollte man einen seiner treuen Diener von ihm entfernen? Aber ich erschien mir zu unbedeutend, als daß man zuerst an mich gedacht hätte. Der König hatte heftig gezürnt über die Verwundung des Admirals. Konnte ein Mensch, ohne dem Wahnsinne verfallen zu sein, von warmer Neigung zu stumpfer Gleichgültigkeit oder wildem Hasse in der Frist weniger Stunden übergehn?

Während ich so meinen Kopf zerarbeitete, schrie mein Herz, daß mein Weib mich zu dieser Stunde erwarte, die Minuten zähle und ich hier gefangen sei, ohne ihr Nachricht geben zu können.

Noch immer schritt ich auf und nieder, als die Turmuhr des Louvre schlug; ich zählte zwölf Schläge. Es war Mitternacht. Da kam mir der Gedanke, einen Stuhl an das hohe Fenster zu rücken, in die Nische zu steigen, es zu öffnen und, an die Eisenstäbe mich anklammernd, in die Nacht auszuschaun. Das Fenster blickte auf die Seine. Alles war still. Schon wollte ich wieder ins Gemach herunter springen, als ich meinen Blick noch über mich richtete und vor Entsetzen erstarrte.

Rechts von mir, auf einem Balkon des ersten Stockwerks, so nahe, daß ich sie fast mit der Hand erreichen konnte,

erblickte ich, vom Mondlicht taghell erleuchtet, drei über das Geländer vorgebeugte, lautlos lauschende Gestalten. Mir zunächst der König mit einem Antlitz, dessen nicht unedle Züge die Angst, die Wut, der Wahnsinn zu einem Höllenausdruck verzerrten. Kein Fiebertraum kann schrecklicher sein als diese Wirklichkeit. Jetzt, da ich das längst Vergangene niederschreibe, sehe ich den Unseligen wieder mit den Augen des Geistes — und ich schaudere. Neben ihm lehnte sein Bruder, der Herzog von Anjou, mit dem schlaffen, weibisch grausamen Gesichtchen und schlotterte vor Furcht. Hinter ihnen, bleich und regungslos, die Gefäßteste von allen, stand Katharina, die Mediceerin, mit halbgeschlossenen Augen und fast gleichgültiger Miene.

Jetzt machte der König, wie von Gewissensangst gepeinigt, eine krampfhafte Gebärde, als wollte er einen gegebenen Befehl zurücknehmen, und in demselben Augenblicke knallte ein Büchschenschuß, mir schien im Hofe des Louvre.

«Endlich!» flüsterte die Königin erleichtert, und die drei Nachtgestalten verschwanden von der Zinne.

Eine nahe Glocke begann Sturm zu läuten, eine zweite, eine dritte heulte mit; greller Fackelschein glomm auf wie eine Feuersbrunst, Schüsse knatterten, und meine gespannte Einbildungskraft glaubte Sterbeseufzer zu vernehmen.

Der Admiral lag ermordet, daran konnte ich nicht mehr zweifeln. Aber was bedeuteten die Sturmglocken, die erst vereinzelt, dann immer häufiger fallenden Schüsse, die Mordrufe, die jetzt von fern an mein lauschendes Ohr drangen? Geschah das Unerhörte? Wurden alle Hugenotten in Paris gemeuchelt?

Und Gasparde, meine mir vom Admiral anvertraute Gasparde, war mit dem wehrlosen Alten diesen Schrecken preisgegeben! Das Haar stand mir zu Berge, das Blut gerann mir in den Adern. Ich rüttelte an der Tür aus allen Kräften, die eisernen Schlösser und das schwere Eichenholz wichen nicht. Ich suchte tastend nach einer Waffe, nach einem Werkzeug, um sie zu sprengen, und fand keines. Ich schlug mit den Fäusten, stieß mit den Füßen gegen die Türe und schrie nach Befreiung — draußen im Gange blieb es totenstill.

Wieder schwang ich mich auf in die Fensternische und rüttelte wie ein Verzweifelter an dem Eisengitter, es war nicht zu erschüttern.

Ein Fieberfrost ergriff mich, und meine Zähne schlugen aufeinander. Dem Wahnsinne nahe, warf ich mich auf Boccard's Lager und wälzte mich in tödlicher Bangigkeit. Endlich als der Morgen zu grauen begann, verfiel ich in einen Zustand zwischen Wachen und Schlummern, der sich nicht beschreiben läßt. Ich meinte mich noch an die Eisenstäbe zu klammern und hinauszublicken auf die rastlos flutende Seine. Da plötzlich erhob sich aus ihren Wellen ein halbnacktes, vom Mondlichte beglänzttes Weib, eine Flußgöttin, auf ihre sprudelnde Urne gestützt, wie sie in Fontainebleau an den Wasserkünsten sitzen, und begann zu sprechen. Aber ihre Worte richteten sich nicht an mich, sondern an eine Steinfrau, die dicht neben mir die Zinne trug, auf welcher die drei fürstlichen Verschwörer gestanden.

«Schwester», frug sie aus dem Flusse, «weißt vielleicht du, warum sie sich morden? Sie werfen mir Leichnam auf Leichnam in mein strömendes Bett, und ich bin schmierig von Blut. Pfui, pfui! Machen vielleicht die Bettler, die ich abends ihre Lumpen in meinem Wasser waschen sehe, den Reichen den Garaus?»

«Nein», raunte das steinerne Weib, «sie morden sich, weil sie nicht einig sind über den richtigen Weg zur Seligkeit.» — Und ihr kaltes Antlitz verzog sich zum Hohn, als belache sie eine ungeheure Dummheit . . .

In diesem Augenblicke knarrte die Türe, ich fuhr auf aus meinem Halbschlummer und erblickte Boccard, blaß und ernst, wie ich ihn noch nie gesehen hatte, und hinter ihm zwei seiner Leute, von welchen einer einen Laib Brot und eine Kanne Wein trug.

«Um Gottes willen, Boccard», rief ich und stürzte ihm entgegen, «was ist heute nacht vorgegangen? . . . Sprich!»

Er ergriff meine Hand und wollte sich zu mir auf das Lager setzen. Ich sträubte mich und beschwor ihn zu reden.

«Beruhige dich!» sagte er. «Es war eine schlimme Nacht. Wir Schweizer können nichts dafür, der König hat es befohlen.»

«Der Admiral ist tot?» frug ich, ihn starr ansehend.

Er bejahte mit einer Bewegung des Hauptes.

«Und die andern hugenottischen Führer?»

«Tot. Wenn nicht der eine oder andere, wie der Navarrese, durch besondere Gunst des Königs verschont blieb.»

«Ist das Blutbad beendet?»

«Nein, noch wütet es fort in den Straßen von Paris. Kein Hugenott darf am Leben bleiben.»

Jetzt zuckte mir der Gedanke an Gasparde wie ein glühender Blitz durchs Hirn, und alles andere verschwand im Dunkel.

«Laß mich!» schrie ich. «Mein Weib! mein armes Weib!»

Boccard sah mich erstaunt und fragend an. «Dein Weib? Bist du verheiratet?»

«Gib Raum, Unseliger!» rief ich und warf mich auf ihn, der mir den Ausweg vertrat. Wir rangen miteinander, und ich hätte ihn übermannt, wenn nicht einer seiner Schweizer ihm zu Hilfe gekommen wäre, indes der andere die Türe bewachte.

Ich wurde auf das Knie gedrückt.

«Boccard!» stöhnte ich. «Im Namen des barmherzigen Gottes — bei allem, was dir teuer ist — bei dem Haupte deines Vaters — bei der Seligkeit deiner Mutter — erbarm dich meiner und laß mich frei! Ich sage dir, Mensch, daß mein Weib da draußen ist — daß sie vielleicht in diesem Augenblick gemordet — daß sie vielleicht in diesem Augenblick mißhandelt wird! Oh, oh!» — und ich schlug mit geballter Faust gegen die Stirn.

Boccard erwiderte begütigend, wie man mit einem Kranken spricht: «Du bist von Sinnen, armer Freund! Du könntest nicht fünf Schritte ins Freie tun, bevor dich eine Kugel niederstreckte! Jedermann kennt dich als den Schreiber des Admirals. Nimm Vernunft an! Was du verlangst, ist unmöglich.»

Jetzt begann ich auf den Knien liegend zu schluchzen wie ein Kind.

Noch einmal, halb bewußtlos wie ein Ertrinkender, erhob ich das Auge nach Rettung, während Boccard schweigend die im Ringen zerrissene Seidenschnur wieder zusammenknüpfte, an der die Silbermünze mit dem Bildnis der Madonna tief niederhing.

«Im Namen der Muttergottes von Einsiedeln!» flehte ich mit gefalteten Händen.

Jetzt stand Boccard wie gebannt, die Augen nach oben gewendet und etwas murmelnd wie ein Gebet. Dann be-

rührte er das Medaillon mit den Lippen und schob es sorgfältig wieder in sein Wams.

Noch schwiegen wir beide, da trat, eine Depesche emporhaltend, ein junger Fähndrich ein.

«Im Namen des Königs und auf Befehl des Hauptmanns», sagte er, «nehmt zwei Eurer Leute, Herr Bocard, und überbringt eigenhändig diese Order dem Kommandanten der Bastille.» — Der Fähndrich trat ab.

Jetzt eilte Bocard, nach einem Augenblicke des Besinnens, das Schreiben in der Hand, auf mich zu:

«Tausche schnell die Kleider mit Cattani hier!» flüsterte er. «Ich will es wagen. Wo wohnt sie?»

«Isle St. Louis.»

«Gut. Labe dich noch mit einem Trunke, du hast Kraft nötig.»

Nachdem ich eilig meiner Kleider mich entledigt, warf ich mich in die Tracht eines königlichen Schweizers, gürtete das Schwert um, ergriff die Hellebarde, und Bocard, ich und der zweite Schweizer, wir stürzten ins Freie.

Neuntes Kapitel

Schon im Hofe des Louvre bot sich meinen Augen ein schrecklicher Anblick. Die Hugenotten vom Gefolge des Königs von Navarra lagen hier, frisch getötet, manche noch röchelnd, in Haufen übereinander. Längs der Seine weiter eilend, begegneten wir auf jedem Schritte einem Greuel. Hier lag ein armer Alter mit gespaltenem Schädel in seinem Blute, dort sträubte sich ein totenblasses Weib in den Armen eines rohen Lanzenknechts. Eine Gasse lag still wie das Grab, aus einer andern erschollen noch Hilferufe und mißtönige Sterbeseufzer.

Ich aber, unempfindlich für diese unfassbare Größe des Elends, stürmte wie ein Verzweifelter vorwärts, so daß mir Bocard und der Schweizer kaum zu folgen vermochten. Endlich war die Brücke erreicht und überschritten. Ich stürzte in vollem Laufe nach dem Hause des Rats, die Augen unverwandt auf seine hochgelegenen Fenster geheftet. An einem derselben wurden ringende Arme sichtbar, eine menschliche Gestalt mit weißen Haaren ward hinaus-

gedrängt. Der Unglückliche, es war Chatillon, klammerte sich einen Augenblick noch mit schwachen Händen an das Gesims, dann ließ er los und stürzte auf das Pflaster. An dem Zerschmetterten vorüber, erklimm ich in wenigen Sprüngen die Treppe und stürzte in das Gemach. Es war mit Bewaffneten gefüllt, und ein wilder Lärm erscholl aus der offenen Türe des Bibliothekszimmers. Ich bahnte mir mit meiner Hellebarde den Weg und erblickte Gasparde, in eine Ecke gedrängt und von einer gierigen, brüllenden Meute umstellt, die sie, mein Pistol in der Hand und bald auf diesen, bald auf jenen zielend, von sich abhielt. Sie war farblos wie ein Wachsbild, und aus ihren weit geöffneten Augen sprühte ein schreckliches Feuer.

Alles vor mir niederwerfend, mit einem einzigen Anlaufe, war ich an ihrer Seite, und «Gott sei Dank, du bist es!» rief sie noch und sank mir dann bewußtlos in die Arme.

Unterdessen war Boccard mit dem Schweizer nachgedrungen. «Leute!» drohte er, «im Namen des Königs verbiete ich euch, diese Dame nur mit einem Finger zu berühren! Zurück, wem sein Leben lieb ist! Ich habe Befehl, sie ins Louvre zu bringen!»

Er war neben mich getreten, und ich hatte die ohnmächtige Gasparde in den Lehnstuhl des Rats gelegt.

Da sprang aus dem Getümmel ein scheußlicher Mensch mit blutigen Händen und blutbeflecktem Gesichte hervor, in dem ich den verfemten Lignerolles erkannte.

«Lug und Trug!» schrie er, «das, Schweizer? — Verkappte Hugenotten sind's und von der schlimmsten Sorte! Dieser hier — ich kenne dich wohl, vierschrotiger Halunke — hat den frommen Grafen Guiche gemordet, und jener war dabei. Schlagt tot! Es ist ein verdienstliches Werk, diese schurkischen Ketzer zu vertilgen! Aber rührt mir das Mädel nicht an — die ist mein!»

Und der Verwilderte warf sich wütend auf mich.

«Bösewicht», rief Boccard, «dein Stündlein ist gekommen! Stoß zu, Schadau!» Rasch drängte er mit geschickter Parade die ruchlose Klinge in die Höhe, und ich stieß dem Buben mein Schwert bis an das Heft in die Brust. Er stürzte.

Ein rasendes Geheul erhob sich aus der Rotte.

«Weg von hier!» winkte mir der Freund. «Nimm dein Weib auf den Arm und folge mir!»

Jetzt griffen Boccard und der Schweizer mit Hieb und Stoß das Gesindel an, das uns von der Tür trennte und brachen eine Gasse, durch die ich, Gasparde tragend, schleunig nachschritt.

Wir gelangten glücklich die Treppen hinunter und betraten die Straße. Hier hatten wir vielleicht zehn Schritte getan, da fiel ein Schuß aus einem Fenster. Boccard schwankte, griff mit unsicherer Hand nach dem Medaillon, riß es hervor, drückte es an die erlassenden Lippen und sank nieder.

Er war durch die Schläfe getroffen. Der erste Blick überzeugte mich, daß ich ihn verloren hatte, der zweite, nach dem Fenster gerichtete, daß ihn der Tod aus meinem Reiterpistol getroffen, welches Gaspardes Hand entfallen war und das jetzt der Mörder frohlockend emporhielt. Die scheußliche Horde an den Fersen, riß ich mich mit blutendem Herzen von dem Freunde los, bei dem sein treuer Soldat niederkniete, bog um die nahe Ecke in das Seitengäßchen, wo meine Wohnung gelegen war, erreichte sie unbemerkt und eilte durch das ausgestorbene Haus mit Gasparde hinauf in meine Kammer.

Auf dem Flur des ersten Stockwerkes schritt ich durch breite Blutlachen. Der Schneider lag ermordet, sein Weib und seine vier Kinder, am Herd in ein Häuflein zusammengesunken, schliefen den Todesschlummer. Selbst der kleine Pudel, des Hauses Liebling, lag verendet bei ihnen. Blutgeruch erfüllte das Haus. Die letzte Treppe ersteigend, sah ich mein Zimmer offen, die halbzerschmetterte Türe schlug der Wind auf und zu.

Hier hatten die Mörder, da sie mein Lager leer fanden, nicht lange gewelt, das ärmliche Aussehen meiner Kammer versprach ihnen keine Beute. Meine wenigen Bücher lagen zerrissen auf dem Boden zerstreut, in eines derselben hatte ich, als mich Boccard überraschte, den Brief meines Ohms geborgen, er war herausgefallen, und ich steckte ihn zu mir. Meine kleine Barschaft trug ich noch von der Reise her in einem Gurt auf dem Leibe.

Ich hatte Gasparde auf mein Lager gebettet, wo die Bleiche zu schlummern schien, und stand neben ihr, überlegend, was zu tun sei. Sie war unscheinbar wie eine Dienerin gekleidet, wohl in der Absicht, mit ihrem Pflegevater zu fliehen. Ich trug die Tracht der Schweizergarde.

Ein wilder Schmerz bemächtigte sich meiner über all das frevelhaft vergossene teure und unschuldige Blut. «Fort aus dieser Hölle!» sprach ich halblaut vor mich hin.

«Ja, fort aus dieser Hölle!» wiederholte Gasparde, die Augen öffnend und sich auf dem Lager in die Höhe richtend. «Hier ist unsres Bleibens nicht! Zum ersten nächsten Tore hinaus!»

«Bleibe noch ruhig!» erwiderte ich. «Unterdessen wird es Abend, und die Dämmerung erleichtert uns vielleicht das Entrinnen.»

«Nein, nein», versetzte sie bestimmt, «keinen Augenblick länger bleibe ich in diesem Pfuhl! Was liegt am Leben, wenn wir zusammen sterben! Laß uns geradenwegs auf das nächste Tor zugehn. Werden wir überfallen und wollen sie mich mißhandeln, so erstichst du mich, und erschlägst ihrer zwei oder drei, so sterben wir nicht ungerächt. — Versprich mir das!»

Nach einigem Überlegen willigte ich ein, da es auch mir besser schien, um jeden Preis der Not ein Ende zu machen. Konnte doch der Mord morgen von neuem beginnen, waren doch die Tore nachts strenger bewacht als am Tage.

Wir machten uns auf den Weg, durch die blutgetränkten Gassen langsam nebeneinander wandelnd unter einem wolkenlosen, dunkelblauen Augusthimmel.

Unangefochten erreichten wir das Tor.

Im Torwege vor dem Pfortchen der Wachtstube stand mit verschränkten Armen ein lothringischer Kriegsmann mit der Feldbinde der Guisen, der uns mit stechendem Blicke musterte.

«Zwei wunderliche Vögel!» lachte er. «Wohinaus, Herr Schweizer, mit Euerm Schwesterchen?»

Das Schwert lockernd schritt ich näher, entschlossen, ihm die Brust zu durchbohren; denn ich war des Lebens und der Lüge müde.

«Bei den Hörnern des Satans! Seid Ihr es, Herr Schadau?» sagte der lothringische Hauptmann, bei dem letzten Worte seine Stimme dämpfend. «Tretet ein, hier stört uns niemand.»

Ich blickte ihm ins Gesicht und suchte mich zu erinnern. Mein ehemaliger böhmischer Fechtmeister tauchte mir auf.

«Ja freilich bin ich es», fuhr er fort, da er meinen Gedanken mir im Auge las, «und bin's, wie mir dünkt, zur gelegenen Stunde.»

Mit diesen Worten zog er mich in die Stube, und Gasparde folgte.

In dem dumpfigen Raume lagen auf einer Bank zwei betrunkene Kriegsknechte, Würfel und Becher neben ihnen am Boden.

«Auf, ihr Hunde!» fuhr sie der Hauptmann an. Der eine erhob sich mühsam. Er packte ihn am Arme und stieß ihn vor die Türe mit den Worten: «Auf die Wache, Schuft! Du bürgst mir mit deinem Leben, daß niemand passiert!» — Den andern, der nur einen grunzenden Ton von sich gegeben hatte, warf er von der Bank und stieß ihn mit dem Fuße unter dieselbe, wo er ruhig fortschnarchte.

«Jetzt belieben die Herrschaften Platz zu nehmen!» und er zeigte mit einer kavaliermäßigen Handbewegung auf den schmutzigen Sitz.

Wir ließen uns nieder, er rückte einen zerbrochenen Stuhl herbei, setzte sich rittlings darauf, den Ellbogen auf die Lehne stützend, und begann in familiärem Tone:

«Nun laßt uns plaudern! Euer Fall ist mir klar, Ihr braucht ihn mir nicht zu erläutern. Ihr wünscht einen Paß nach der Schweiz, nicht wahr? — Ich rechne es mir zur Ehre, Euch einen Gegendienst zu leisten für die Gefälligkeit, mit der Ihr mir seinerzeit das schöne württembergische Siegel gezeigt habt, weil Ihr wußtet, ich sei ein Kenner. Eine Hand wäscht die andere. Siegel gegen Siegel. Diesmal kann *ich* Euch mit einem aushelfen.»

Er kramte in seiner Briefftasche und zog mehrere Papiere heraus.

«Seht, als ein vorsichtiger Mann ließ ich mir für alle Fälle von meinem gnädigen Herzog Heinrich für mich und meine Leute, die wir gestern nacht dem Admiral unsre Aufwartung machten», diese Worte begleitete er mit einer Mordgebärde, vor der mir schauderte, «die nötigen Reisepapiere geben. Der Streich konnte fehlen. Nun, die Heiligen haben sich dieser guten Stadt Paris angenommen! — Einer der Pässe — hier ist er — lautet auf einen beurlaubten königlichen Schweizer, den Furier Koch. Steckt ihn zu Euch! Er gewährt Euch freie Straße durch Lothringen an die

Schweizergrenze. Das wäre nun in Ordnung. — Was das Fortkommen mit Euerm Schätzchen betrifft, zu dem ich Euch, ohne Schmeichelei, Glück wünsche», hier verneigte er sich gegen Gasparde, «so wird die schöne Dame schwerlich gut zu Fuße sein. Da kann ich Euch zwei Gäule abtreten, einen sogar mit Damensattel — denn auch ich bin nicht ungeliebt und pflege selbender zu reiten. Ihr gebt mir dafür vierzig Goldgulden, bar, wenn Ihr es bei Euch habt, sonst genügt mir Euer Ehrenwort. Sie sind etwas abgejagt, denn wir wurden Hals über Kopf nach Paris aufgeboten; aber bis an die Grenze werden sie noch dauern.» Und er rief durch das Fensterchen einem Stalljungen, der am Tore herumlungerte, den Befehl zu, schleunig zu satteln.

Während ich ihm das Geld, fast mein ganzes Besitztum, auf die Bank vorzählte, sagte der Böhme:

«Ich habe mit Vergnügen vernommen, daß Ihr Euerm Fechtmeister Ehre gemacht habt. Freund Lignerolles hat mir alles erzählt. Er wußte Euern Namen nicht, aber ich erkannte Euch gleich aus seiner Beschreibung. Ihr habt den Guiche erstochen! Alle Wetter, das will etwas heißen. Ich hätte Euch das nie zugetraut. Freilich meinte Lignerolles, Ihr hättet Euch die Brust etwas gepanzert. Das sieht Euch nicht gleich, doch zuletzt hilft sich jeder, wie er kann.»

Während dieses grausigen Geplauders saß Gasparde stumm und bleich. Jetzt wurden die Tiere vorgeführt, der Böhme half ihr, die unter seiner Berührung zusammenschrak, kunstgerecht in den Sattel, ich schwang mich auf das andere Roß, der Hauptmann grüßte, und wir sprengten durch den hallenden Torweg und über die donnernde Brücke gerettet von dannen.

Zehntes Kapitel

Zwei Wochen später, an einem frischen Herbstmorgen, ritt ich mit meinem jungen Weibe die letzte Höhe des Gebirgszuges hinan, der die Freigrafschaft von dem neuenburgischen Gebiete trennt. Der Grat war erklommen, wir ließen unsre Pferde grasen und setzten uns auf ein Felsstück.

Eine weite friedliche Landschaft lag in der Morgensonne vor uns ausgebreitet. Zu unsern Füßen leuchteten die Seen

von Neuenburg, Murten und Biel; weiterhin dehnte sich das frischgrüne Hochland von Fryburg mit seinen schönen Hügellinien und dunkeln Waldsäumen; die eben sich entschleiernden Hochgebirge bildeten den lichten Hintergrund.

«Dies schöne Land also ist deine Heimat und endlich evangelischer Boden?» fragte Gasparde.

Ich zeigte ihr links das in der Sonne blitzende Türmchen des Schlosses Chaumont.

«Dort wohnt mein guter Ohm. Noch ein paar Stunden, und er heißt dich als sein geliebtes Kind willkommen! — Hier unten an den Seen ist evangelisches Land, aber dort drüben, wo du die Turmspitzen von Fryburg erkennen kannst, beginnt das katholische.»

Als ich Fryburg nannte, verfiel Gasparde in Gedanken. «Boccards Heimat!» sagte sie dann. «Erinnerst du dich noch, wie froh er an jenem Abende war, als wir uns zum ersten Male bei Melun begegneten! Nun erwartet ihn sein Vater vergebens — und für mich ist er gestorben.»

Schwere Tropfen sanken von ihren Wimpern.

Ich antwortete nicht, aber blitzschnell zog an meiner Seele die Geschichte der verhängnisvollen Verkettung meines Loses mit dem meines heitern Landsmannes vorüber, und meine Gedanken verklagten und entschuldigten sich untereinander.

Unwillkürlich griff ich an meine Brust auf die Stelle, wo Boccards Medaille mir den Todesstoß aufgehalten hatte.

Es knisterte in meinem Wams wie Papier; ich zog den vergessenen, noch ungelesenen Brief meines Ohms heraus und erbrach das unförmliche Siegel. Was ich las, versetzte mich in schmerzliches Erstaunen. Die Zeilen lauteten:

Lieber Hans!

Wenn Du dieses liesest, bin ich aus dem Leben oder vielmehr bin ich in das Leben gegangen.

Seit einigen Tagen fühle ich mich sehr schwach, ohne gerade krank zu sein. In der Stille leg' ich ab Pilgerschuh' und Wanderstab. Dieweil ich noch die Feder führen kann, will ich Dir selbst meine Heimfahrt melden und den Brief an Dich eigenhändig überschreiben, damit eine fremde Handschrift Dich nicht betrübe. — Bin ich hinüber, so hat der alte Jochem den Auftrag, ein Kreuz zu meinem Namen

zu setzen und den Brief zu siegeln. Rot, nicht schwarz. Ziehe auch kein Trauergewand um mich an, denn ich bin in der Freude. Ich lasse Dir mein irdisches Gerät, vergiß Du das himmlische nicht.

Dein treuer Ohm Renat

Daneben war mit ungeschickter Hand ein großes Kreuz gemalt. Ich kehrte mich ab und ließ meinen Tränen freien Lauf. Dann erhob ich das Haupt und wandte mich zu Gasparde, die mit gefalteten Händen an meiner Seite stand, um sie in das verödete Haus meiner Jugend einzuführen.

DER SCHUSS VON DER KANZEL

Erstes Kapitel

Zween geistliche Männer stiegen in der zweiten Abendstunde eines Oktobertages von dem hochgelegenen Ütikon nach dem Landungsplatze Obermeilen hinunter. Der kürzeste Weg vom Pfarrhause, das bequem neben der Kirche auf der ersten mit Wiesen und Fruchtbäumen bedeckten Stufe des Höhenzuges lag, nach der durch ein langes Gemäuer, einen sogenannten Hacken, geschützten Seebucht führte sie durch leere Weinberge. Die Lese war beendet. Zur Rechten und Linken zeigte der Weinstock nur gelbe oder zerrissene Blätter, und auf den das Rebgelände durchziehenden dunkelgrünen Rasenstreifen blühte die Zeitlose. Nur aus der Ferne, wo vielleicht ein erfahrener Mann seinen Wein außergewöhnlich lange hatte ausreifen lassen, damit der Tropfen um so kräftiger werde, scholl zuweilen ein einzelnes Winzerjauchzen herüber.

Die beiden schritten, wie von einem Herbstgeföhle gedrückt, ohne Worte einer hinter dem andern. Auch bot ihnen der mit ungleichen Steinplatten und Blöcken belegte steile Abstieg eine unbequeme Treppe, und wurden sie vom Winde, der aus Westen her in rauhen Stößen über den See fuhr, zuweilen hart gezaust.

Die ersten Tage der Lese waren die schönsten des Jahres gewesen. Eine warme Föhnluft hatte die Schneeberge und den Schweizersee auf ihre Weise idealisiert, die Reihe der einen zu einem einzigen stillen, großen Leuchten verbunden, den andern mit dem tiefen und kräftigen Farbenglanze einer südlichen Meerbucht übergossen, als gelüste sie eine bacchische Landschaft, ein Stück Italien, über die Alpen zu versetzen.

Heute aber blies ein heftiger Querwind, und die durch grelle Lichter und harte Schatten entstellten Hochgebirge traten in schroffer, fast barocker Erscheinung dem Auge viel zu nahe.

«Pfannenstiel, dein Vorhaben entbehrt der Vernunft!» sagte nun plötzlich der Vorangehende, ein kurzer, stämmi-

ger, trotz seiner Jugend fast etwas beleibter Mann, stand still und kehrte sein blühendes Gesicht rasch nach dem schmalen und hagnen Gefährten um.

Dieser stolperte zur Antwort über einen Stein; denn er hatte den Blick bis jetzt unverwandt auf die Turmspitze von Mythikon geheftet, die am jenseitigen Ufer über einer dunkelbewaldeten Halbinsel als schlanke Nadel in den Himmel aufstach. Nachdem er seine langen Beine wieder in richtigen Gang gebracht hatte, erwiderte er in angenehmem Brusttone:

«Ich bilde mir ein, Rosenstock, der General werde mich nicht wie ein Lästrygone empfangen. Er ist mein Verwandter, wenn auch in entferntem Grade, und gestern noch habe ich ihm meine Dissertation über die Symbolik der Odyssee mit einer artigen Widmung zugesendet.»

«Heilige Einfalt!» brummte Rosenstock, der sein kräftiges Kolorit dem Gewerbe seiner Väter verdankte, die seit Menschengedenken eine in Zürich namhafte Fleischer- und Wursterfamilie gewesen, «du kennst ihn schlecht, den da drüben!» und er deutete mit einer kurzen Bewegung seines runden Kinns über den See nach einem Landhause von italienischer Bauart, das an der nördlichen Einbuchtung der eichenbestandenen Halbinsel lag. «Er ist für seine Verwandten nicht zärtlich, und deine schwärmerische Dissertation, die übrigens alle Verständigen befremdet hat, spottet er dir zuschanden.» Der Pfarrer von Ütikon blies in die Luft, als formte er eine schillernde Seifenblase, dann fuhr er nach einer Weile fort:

«Glaube mir, Pfannenstielchen, du hast besser mit den beiden Narren dort drüben, den Wertmüllern, nichts zu schaffen. Der General ist eine Brennessel, die keiner ungestochen berührt, und sein Vetter, der Pfarrer von Mythikon, das alte Kind, bringt unsern Stand in Verruf mit seiner Meute, seinem Gewehrkasten und seinem unaufhörlichen Puffen und Knallen. Du hast ja selbst im Frühjahr als Vikar genug darunter zu leiden gehabt. Freilich die Rahel mit ihrem feingebogenen Näschen und ihrem roten Kirschmunde! Aber sie liebt dich nicht! Die Junkerin wird schließlich bei einem Junker anlangen. Es heißt, sie sei mit dem Leo Kilchsperger verlobt. Doch laß dich's, hörst du, nicht anfechten. Ein Korb ist noch lange kein Consilium

abeundi. Um dich zu trösten: Auch ich habe deren einige erhalten, und siehe, ich lebe und gedeihe, bin auch vor kurzem in den Stand der Ehe getreten.»

Der lange Kandidat warf unter seinen blonden, vom Winde verwehten Haaren hervor einen Blick der Verzweiflung auf den Kollegen und seufzte erbärmlich. Ihm mangelte die dessen Herzmuskel bekleidende Fettschicht.

«Weg! fort von hier!» rief er dann schmerzvoll aufgeregt. «Ich gehe hier zugrunde! Der General wird mir die erledigte Feldkaplanei seiner venezianischen Kompanie nicht verweigern.»

«Pfannenstiel, ich wiederhole dir, dein Vorhaben entbehrt der Vernunft! Bleibe im Lande und nähre dich redlich.»

«Du nimmst mir allen Lebensatem», klagte der Blonde. «Ich soll nicht fort und kann nicht bleiben. Wohin soll ich denn? Ins Grab?»

«Schäme dich! Deine Knabenschuhe vertreten sollst du! Der Gedanke mit der venezianischen Feldkaplanei wäre an sich so übel nicht. Das heißt, wenn du ein resoluter Mensch wärest und nicht so blaue unschuldige Kinderaugen hättest. Der General hat sie neulich mir angetragen. Ein so geräumig entwickelter Brustkasten würde seinen Leuten imponieren, meinte er. Natürlich Affenposen! Denn er weiß, daß ich ein befestigter Mensch bin und meinen Weinberg nicht verlasse.»

«Warst du drüben?»

«Vorgestern.» — Dem Ütikoner stieg ein Zorn in den Kopf. — «Seit er wieder hier ist — nicht länger als eine Woche —, hat der alte Störefried richtig Stadt und See in Aufruhr gebracht. Er komme, vor dem nächsten Feldzuge sein Haus zu bestellen, schrieb er von Wien. Nun, er kam, und es begann ein Rollen von Karossen am linken Seeufer nach der Au zu. Die Landenberge, die Schmidte, die Reinharte, alle seine Verwandten, die den ergrauten Freigeist und Spötter sonst mieden wie einen Verpesteten, alle kamen und wollten ihn beerben. Er aber ist nie zu Hause, sondern fährt wie ein Satan auf dem See herum, blitzschnell in einer zwölfrudrigen Galeere, die er mit seinen Leuten bemannt. Meine Pfarrkinder reißen die Augen auf, werden unruhig und munkeln von Hexerei. Nicht genug! Vom Eindunkeln an bis gegen Morgen steigen feurige Drachen

und Scheine aus den Schlöten des Auhauses auf. Der General, statt wie ein Christenmensch zu schlafen, schmiedet und schlossert zuweilen die ganze Nacht hindurch. Kunstreiche Schlösser, wahre Prachtstücke, hab' ich von seiner Arbeit gesehn, die kein Dietrich öffnet, für Leute, sagte er mit einem boshaften Seitenblicke auf meine apostolische Armut, die Schätze sammeln, welche von Dieben gestohlen und von Motten gefressen werden. Nun, du begreifst, die Funkengarbe spielt ihre Rolle und wird als Straße des Höllenfürsten durch den Schornstein viel betrachtet und reichlich besprochen. So wuchs die Gärung. Die Leute aufklären ist von eitel bösen Folgen. Ich wählte den kürzeren Weg und ging hinüber, den General als Freund zu warnen. Kreuzsapperlot, an den Abend werd' ich mein Lebtage denken. Meine Warnung beseitigte er mit einem Hohnlächeln, dann faßte er mich am Rockknopfe, und ein Diskurs bricht los, wie Sturm und Wirbelwind, sag' ich dir, Pfannenstiel. Mit abgerissenen Knöpfen und gerädert kam ich nach Hause. Mosler hat er mir vorgesetzt, aber mit den größten Bosheiten vergällt. Natürlich sprach er von seinem Testamente, denn das ist jetzt sein Steckenpferd. «Ihr steht auch darin, Ehrwürden!» Ich erschrecke. «Nun, ich will Euch den Paragraphen weisen.» Er öffnet das Konvolut. «Leset.» Ich lese, und was lese ich, Pfannenstiel?

«... Item, meinem schätzbaren Freunde, dem Pfarrer Rosenstock, zwei hohle Hemdknöpfe von Messing mit einer Glascheibe versehen, worunter auf grünem Grunde je drei winzige Würfelchen liegen. Gestikuliert der Herr auf der Kanzel nun mit der Rechten, nun mit der Linken und schüttelt besagte Würfelchen auf eine ungezwungene Weise, so kann er vermittelst wiederholter schräger Blicke bei währendem Sermonen mit sich selbst ein kurzweiliges Spielchen machen. Vorgenannte Knöpfe sind in Algier, Tunis und Tripolis bei den Andächtigen beliebt und finden ihre Anwendung in den Moscheen während der Vorlesung des Korans ...»

Nun denke dir, Pfannenstiel, das Ärgernis bei Eröffnung des Testaments! — Der Bösewicht ließ sich dann erbitten, mir die Gabe gleich einzuhändigen und den Paragraphen zu streichen. Hier!» Und Rosenstock hob das niedliche Spielzeug aus seiner Brusttasche.

«Das ist ja eine ganz ruchlose Erfindung», sagte Pfannenstiel mit einem Anflug von Lächeln, denn er kannte die Neigung des Utikoners zum Würfelspiele, «und du meinst, der General ist allen geistlichen Leuten aufsässig?»

«Allen ohne Ausnahme, seit er puncto gottloser Reden prozessiert und um eine schwere Summe gebüßt wurde!»

«Ist ihm nicht zu viel geschehen?» fragte Pfannenstiel, der sich den helvetisch reformierten Glaubensbegriff mit etwas bescheidener Mystik versüßte und in dem keine Ader eines kirchlichen Verfolgers war.

«Durchaus nicht. Nur mußte er die ganze große Rechnung auf einmal bezahlen. Auf seinem ganzen Lebenswege, von Jugend an, hat er blasphemiert, und das wurde dann so gesammelt, das summierte sich dann so. Als er endlich in unserm letzten Bürgerkrieg Rapperswyl vergeblich belagerte, ohne Menschenleben zu schonen, was die erste Pflicht eines republikanischen Heerführers ist, erbitterte er die öffentliche Meinung gegen sich, und wir durften ihm an den Kragen. Da wurde ihm eingetränkt, was er alles an unserer Landeskirche gefrevelt hatte. Jetzt freilich dürfen wir dem Feldherrn der apostolischen Majestät weiter nichts anhaben, sonst wird er uns zum Possen noch katholisch und das zweite Ärgernis schlimmer als das erste. Man erzählt sich, er tafelte in Wien mit Jesuiten und Kapuzinern. — Wir geistlichen Leute sind eben, so oder so betitelt und verkleidet, in der Welt nicht zu entbehren!»

Der Utikoner belachte seinen Scherz und blieb stehen. «Hier ist die Grenze meines Weinbergs», sagte er. Mit diesem Ausdrücke bezeichnete er seine Gemeinde. «Willst du nach dem Erzählten noch hinüber zum General? Pfannenstiel, begehst du die Torheit?»

«Ich will es ein bißchen mit der Torheit versuchen, die Weisheit hat mir bis jetzt nur herbe Früchte gezeitigt», erwiderte Pfannenstiel sanftmütig und schied von seinem gestrengen Kollegen.

Zweites Kapitel

Wenig später saß der verliebte und verzweifelnde Kandidat auf dem Querbrette eines langen und schmalen Nachens,

den der junge Schiffmann Bläuling mitten über die Seebreite mit kaum aus dem Wasser gehobenem Ruder der Au zulenkte.

Schon warf das schweigsame Eichendunkel seine schwarzen Abendschatten weit auf die schauernden Gewässer hinaus. Bläuling, ein ernsthafter, verschlossener Mensch mit regelmäßigen Gesichtszügen, tat den Mund nicht auf. Sein Nachen schoß gleichmäßig und kräftig wie ein selbständiges Wesen durch die unruhige Flut. Auf und nieder war der ganze See mit gewölbten Segeln bevölkert; denn es war Sonnabend, und die Schiffe kehrten von dem gestrigen städtischen Wochenmarkte heim. Drei Segel flogen heran, die eine Figur mit sich verschiebenden Endpunkten bildeten, und schlossen das Schiffelein des Kandidaten in ihre Linien ein. «Nehmt mich mit in die weite Freiheit!» flehte er sie unbewußt an, aber sie entließen ihn wieder aus ihrem wandernden Netze.

Unterdessen näherte sich zusehends das Landhaus des Generals und entwickelte seine Fassade. Der fest, aber leicht aufstrebende Bau hatte nichts zu tun mit den landesüblichen Hochgiebeln, und es war, als hätte er bei seiner Eigenart die Einsamkeit absichtlich aufgesucht.

«Dort ist das Kämmerlein der Türkin», ließ sich jetzt der schweigsame Bläuling vernehmen, indem seine Rechte das Ruder fahrenheit ließ und nach der Südecke des Hauses zeigte.

«Der Türkin?» Der ganze Kandidat wurde zu einem bedenklichen Fragezeichen.

«Nun ja, der Türkin des Wertmüllers; er hat sie aus dem Morgenlande heimgebracht, wo er für den Venezianer Krieg führte. Ich habe sie schon oft gesehen, ein hübsches Weibsbild mit goldenem Kopfputze und langen, offenen Haaren; gewöhnlich wenn ich vorüberfahre, legt sie die Finger an den Mund, als piffe sie einem Mannsvolk; aber gegenwärtig liegt sie nicht im Fenster.»

Ein langgezogener Ruf schnitt durch die Lüfte, gerade über die Barke hin. «Sweine-und!» scholl es vernehmlich vom Ufer her.

Der aufgebrachte Bläuling schlug sein Ruder ins Wasser, daß zischend und spritzend ein breiter Strahl an der Seite des Fahrzeuges emporschoß.

«So wird man», zürnte er, «seit den paar Tagen, daß der

Wertmüller wieder hier ist, überall auf dem See mit Namen gerufen. Es ist der verrückte Schwarze, der mit dem Sprachrohr des Generals rumort und spektakelt. Vergangenen Sonntag im Löwen zu Meilen schenkten sie ihm ein und sofften ihn unter den Tisch. Dann brachten sie ihn nachts in meinem Schiffe dem Wertmüller zurück. Nun schimpft der Kaminfeger durch das Rohr nach Meilen hinüber, aber morgen, beim Eid, sitzt er wieder unter uns im Löwen. — Nun frage ich: Woher hat der Mohr das fremde Wort? Hier sagt man sich auch wüst, aber nicht so.»

«Der General wird ihn so schelten», bemerkte Pfannenstiel kleinlaut.

«So ist es, Herr», stimmte der Bursche ein. «Der Wertmüller bringt die hochdeutschen, fremdländischen Wörter ins Land, der Staatsverräter! Aber ich lasse mir auf dem See nicht so sagen, beim Eid nicht.»

Bläuling wandte ohne weiteres seine Barke und gewann mit eiligen, kräftigen Ruderzügen wieder die Seemitte.

«Was ficht Euch an, guter Freund? Ich beschwöre Euch», eiferte Pfannenstiel. «Hinüber muß ich! Nehmt doppelte Löhnung!»

Doch das Silber verlor seine Kraft gegen die patriotische Entrüstung, und der Kandidat mußte sich auf das Bitten und Flehen legen. Mit Mühe erlangte er von dem beleidigten Bläuling, daß ihn dieser, «weil Ihr es seid», sagte der Bursch, außerhalb der Tragweite des Sprachrohrs um die ganze Halbinsel herum in ihre südliche Bucht beförderte. Dort ließ er den Kandidaten ans Ufer steigen und ruderte nach wenigen Minuten den sich rasch verkleinernden Nachen wieder mitten in der Bläue.

Drittes Kapitel

So wurde Pfannenstiel wie ein Geächteter unter den Eichen der Halbinsel ausgesetzt. Ein enger Pfad vertiefte sich in das Halbdunkel, und er zögerte nicht, ihn zu betreten. Mit Diebesschritten eilte er durch das unter seinen Sohlen raschelnde Laub einer nahen Lichtung zu. Das einem bösen Traume verwandte Gefühl, den fremden Besitz auf so ungewöhnlichem Wege zu betreten, gab ihm Flügel, doch be-

gann auch das Element des Abenteuerlichen, das in jedem Menschenherzen schlummert, seinen geheimen Reiz auf ihn auszuüben. So wirft sich ein Badender in die Flut, die er zuerst leise schauernd mit der Zehe geprüft hat.

Die bald erreichte Lichtung war nur eine beschränkte, von oben wie durch eine Kuppelöffnung erhellte Moosstelle. Ein darauf spielendes Eichhorn setzte über den Kopf des Kandidaten weg auf einen niederhangenden Zweig, der erst ins Schwanken geriet, als das schnelle Tierchen schon einen zweiten erreicht hatte.

Wieder führte der Pfad eine Weile durch das grüne Dunkel, bis er sich plötzlich wandte und der Kandidat das Landhaus in der Entfernung von wenigen Schritten vor sich erblickte.

Diese Schritte aber tat er sehr langsam. Er gehörte zu jenen schüchternen Leuten, für welche das Auftreten und das Abgehen mit Schwierigkeiten verbunden ist, und der General stand im Rufe, seinen Gästen nur dieses, nicht aber jenes zu erleichtern. So kam es, daß er hinter der äußersten Eiche, einem gewaltigen Stamme, unschlüssig stehenblieb. Was er indessen aus seinem Verstecke hervor erlauschte, war ein idyllisches Bild, das ihn in keiner Weise hätte einschüchtern können.

Der General plauderte in der hallenartig gebauten und zur jetzigen Herbstzeit nur allzu luftigen Veranda, deren sechs hohe Säulen ein prächtiges ausländisches Weinlaub umwand, gemütlich mit seinem Nachbar, dem Krachhalder, einem der Kirchenältesten von Mythikon, die der Kandidat während seines Vikariats allsonntäglich im Chore hatte sitzen sehen und die ihm bekannt waren wie die zwölf Apostel. Mit aufgestützten Ellenbogen ritt Wertmüller auf einem leichten Sessel und zeigte seine scharfe Habichtsnase und das stechende Kinn im Profil, während der schöne, alte, schlaue Kopf des Krachhalters einen ungemein milden Ausdruck hatte.

«Wir sind wie die Blume des Feldes», führte der Alte in erbaulicher Weise das Gespräch, «und es trifft sich, Herr Wertmüller, daß wir beide in diesen Tagen unser Haus bestellen. Ich mache Euch kein Geheimnis daraus: Drei Pfund vergabe ich zur neuen Beschindlung unserer Kirchturmspitze.»

«Ich will mich auch nicht als Lump erweisen», versetzte der General, «und werfe testamentarisch ebensoviel aus zur Vergoldung unsers Gockels, daß sich das Tier nicht schämen muß, auf der neu beschindelten Spitze zu sitzen.»

Der Krachhalder schlürfte bedächtig aus dem vor ihm stehenden Glase, dann sprach er: «Ihr seid kein kirchlicher Mann, aber Ihr seid ein gemeinnütziger Mann. Erfahret: Die Gemeinde erwartet etwas von Euch. »

«Und was erwartet die Gemeinde von mir?» fragte der General neugierig.

«Wollt Ihr es wissen? Und werdet Ihr es nicht zürnen?»

«Durchaus nicht.»

Der Krachhalder machte eine zweite Pause. «Vielleicht ist Euch eine andere Stunde gelegener», sagte er.

«Es gibt keine andere Stunde als die gegenwärtige. Benützt sie!»

«Ihr würdet Euch ein schönes Andenken stiften, Herr General, bei Kind und Kindeskind . . .»

«Ich unterschätze den Nachruhm nicht», sagte der General.

Dem Krachhalder, der den wunderlichen Herrn so aufgeräumt sah, schien der günstige Augenblick gekommen, dem lange genährten Wunsche der Mythikoner in vorsichtigen Worten Gestalt zu geben.

«Euer Forst im Wolfgang, Herr Wertmüller», begann er zögernd — der General verfinsterte sich plötzlich, und der alte Bauer sah es wie eine Donnerwolke aufsteigen —, «stößt seine Spitze . . .»

«Wohin stößt er seine Spitze?» fragte Wertmüller grimmig.

Der Krachhalder überlegte, ob er vor- oder rückwärts wolle, ungefähr wie ein mitten auf dem See vom Sturm Überraschter. Er entschied sich für das Vorrücken. «. . . mitten durch unsere Gemeindewaldung . . .»

Jetzt sprang der General mit einem Satze von seinem Sessel auf, faßte ihn an einem Bein, schwang ihn durch die Lüfte und setzte sich in Fechtpositur.

«Wollen mich die Mythikoner plündern?» schrie er wütend. «Bin ich unter die Räuber gefallen?» Dann fuhr er, seine hölzerne Waffe senkend, gelassen fort: «Daraus wird nichts, Krachhalder. Redet das den Leuten aus. Ich will Euch nicht noch von jenseits des Grabes eine Nase drehen!»

«Nichts für ungut», versetzte der Alte mit Ruhe, «Ihr werdet es bedenken, Herr Wertmüller.»

Auch er hatte sich erhoben und nahm von dem Generale mit einem treuherzigen Händedruck den landesüblichen Abschied.

Wertmüller geleitete ihn ein paar Schritte, dann wandte er sich, und vor ihm stand sein Leibmohr Hassan. Der Schwarze machte eine flehentliche Gebärde und bat, das Deutsche wunderlich radebrechend, um einen Urlaub für morgen nachmittag; denn seine Seele zog ihn zu seinen neuen Freunden in Meilen.

«Bist du ganz des Teufels, Hassan!» schalt ihn der General. «Sie haben dir letzten Sonntag drüben arg genug mitgespielt.»

«Mitgespielt!» wiederholte der Mohr, der das Wort mißverstand. «Schön, wundervoll Spiel!»

«Hast du denn gar kein Ehrgefühl? Die Berührung mit der Zivilisation richtet dich zugrunde — du säufst wie ein Christ!»

«Nicht saufen, Gnaden! Schön Spiel, einzig Spiel! I-aß *!» Er riß eine solche Grimasse und verdrehte die Augen mit so leidenschaftlicher Inbrunst, daß Pfannenstiel, der, wie oft die unschuldigen Menschen, viel Sinn für das Komische und überdies jetzt etwas gespannte Nerven hatte, in ein vernehmliches Gekicher ausbrach, welches er mit aller Gewalt nicht unterdrücken konnte.

Seine Gegenwart verraten sehend, trat der Kandidat, da er nicht wie eine überraschte Dryade in die Eiche hineinschlüpfen konnte, verschämt hinter derselben hervor und näherte sich dem General mit wiederholten verlegenen Bücklingen.

«Was will denn Er hier?» fragte dieser gedehnt und maß ihn vom Wirbel bis zur Zehe: «Wer ist Er?»

«Ich bin der Vetter . . . des Vetters . . . vom Vetter . . .», stotterte der Angeredete.

Der General runzelte die Stirne.

«Mein Vater war ein Pfannenstiel, und meine Mutter ist eine selige Rollenbutz . . .»

«Will Er mir seinen ganzen verfluchten Stammbaum explizieren? Was Vetter? Mein Bruder ist Er — alle Men-

* Jaß, ein am Zürchersee beliebtes Kartenspiel

schen sind Brüder! Scher' Er sich zum Teufel!», und Wertmüller wandte ihm den Rücken.

Pfannenstiel regte sich nicht. Der Empfang des Generals hatte ihn versteinert.

«Fannen-stiel —» buchstabierte der Schwarze das ihm noch unbekannte Wort, als wolle er seinen deutschen Sprachschatz bereichern.

«Pfannenstiel?» wiederholte auch der aufmerksam werdende General, «der Name ist mir bekannt — halt, Er ist doch nicht der Autor», und er kehrte sich dem Jüngling wieder zu, «der mir gestern seine Dissertation über die Symbolik der Odyssee zugesendet hat?»

Pfannenstiel neigte bejahend das Haupt.

«Dann ist Er ja ein ganz liebenswürdiger Mensch!» sagte Wertmüller und ergriff ihn freundlich bei der Hand. «Wir müssen uns kennenlernen.»

Viertes Kapitel

Er trat mit dem Gaste in die Veranda, drückte ihn auf einen Sitz nieder, goß ihm eines der auf dem Schenktische stehenden Gläser voll und ließ ihn sich erholen und erquicken.

«Der Empfang war militärisch», tröstete er ihn dann, «aber Ihr werdet im Soldaten keinen unebenen Hauswirt finden. Ihr nächtigt heute auf der Au — ohne Widerrede! — Wir haben manches zu verhandeln. — Seht, Lieber, Eure Abhandlung hat mich ganz angenehm unterhalten», und Wertmüller langte nach dem Buche, welches in einer Fensternische des die Rückwand der Veranda bildenden Erdgeschosses lag und zwischen dessen Blätter er die zerlesene Dissertation des Kandidaten eingelegt hatte.

«Zuerst eine Vorfrage: Warum habt Ihr mir Euer Werk nur mit einer Zeile zugeschrieben, statt mir es coram populo auf dem ersten weißen Blatte mit aufrichtigen, großen Druckbuchstaben zu dedizieren? Weil ich mit den Faffen, Euern Kollegen, gespannt bin, he? Ihr habt keinen Charakter, Pfannenstiel; Ihr seid ein schwacher Mensch.»

Der Kandidat entschuldigte sich, seine unbedeutende Arbeit habe den Namen des berühmten Feldherrn und Literaturkenners nicht vor sich her tragen dürfen.

«Durchaus nicht unbedeutend», lobte Wertmüller. «Ihr habt Phantasie und seid in die purpurnen Tiefen meines Lieblingsgedichtes untergetaucht wie nicht leicht ein anderer. Freilich um etwas Absurdes zu beweisen. Aber es ist einmal nicht anders: wir Menschen verwenden unsere höchsten Kräfte zu albernem Resultaten. Dachtet Ihr daran, mich rechtzeitig zu Rate zu ziehen, ich gab Eurer Dissertation eine Wendung, die Euch selber, Eure fäffischen Examinatoren, das ganze Publikum in Erstaunen gesetzt hätte. Ihr habt es gefühlt, Pfannenstiel, daß die zweite Hälfte der Odyssee von besonderer Schönheit und Größe ist. Wie? Der Heimgekehrte wird als ein fahrender Bettler an seinem eigenen Herde mißhandelt. Wie? Die Freier reden sich ein, er kehre niemals wieder und ahnen doch seine Gegenwart. Sie lachen, und ihre Gesichter verzerrt schon der Todeskampf — das ist Poesie. — Aber Ihr habt recht, Pfannenstiel, was nützt mir die Poesie, wenn nicht eine Moral dahintersteckt? Es ist eine Devise in das Zuckerwerk hineingebakken — zerbrechen wir es! Da der Odysseus nicht bloß den Odysseus bedeuten darf, wen oder was bedeutet er denn? Unsem Herrn und Heiland — so beweist Ihr und habt Ihr es drucken lassen -, wenn er kommt zu richten Lebendige und Tote. Nein, Kandidat, Odysseus bedeutet jede in Knechtsgestalt mißhandelte Wahrheit mitten unter den übermütigen Freiern, will sagen, Faffen, denen sie einst in sieghafter Gestalt das Herz durchbohren wird.

He, Kandidat, wie gefällt Euch das? — So hättet Ihr es wenden sollen und seid gewiß, Eure Dissertation hätte gerechtes Aufsehen erregt!»

Pfannenstiel erbebte bei dem Gedanken, daß sich seiner Symbolik diese gotteslästerliche und verwegene Wendung hätte geben lassen. Sein einfaches Wesen ließ ihn den Pferdefuß des alten Spötters nicht oder doch nur in unbestimmten Umrissen erkennen.

Um sich der Verlegenheit zu entziehen, dem alten Freigeist eine Antwort geben zu müssen, nahm der Kandidat den Pergamentband in die Hände, mit welchem Wertmüller während seiner Rede gestikuliert hatte. Es war die aldinische Ausgabe der Odyssee. Pfannenstiel betrachtete andächtig das Titelblatt des seltenen Buches. Plötzlich fuhr er zurück wie vor einer züngelnden Natter. Er hatte auf dem

freien Raume links neben dem Wappen des venezianischen Buchhändlers etwas verblichene, kühn fließende Federzüge entdeckt, die folgende Zeilen bildeten:

Georgius Jenatius me jure possidet

Constat R. 4. Kz. 12.

Er warf das Buch weg, als atme es einen Blutgeruch aus.

Damals moderte der fragwürdige Bündner schon seit Dezennien in der Domkirche von Chur, während sein Bild in zahmen und unpatriotischen Zeiten sich zu einem widerwärtigen verzerrt hatte, so daß nur der Apostat und der Blutmensch übrigblieb. Pfannenstiel betrachtete ihn einfach als ein Ungeheuer, an dessen Dagewesensein er kaum glauben, das er sich nicht realisieren konnte.

Der General weidete sich an seinem Schrecken, dann sagte er leichthin: «Der liebe Mann, Euer gewesener Kollege, hat mich damit beschenkt, wie wir noch auf gutem Fuße standen und ich ihn auf seinem Malepartus in Davos besuchte.»

«Also hat er doch gelebt!» sprach der Kandidat halblaut vor sich hin, «er hat Bücher besessen, wie unsereiner, und ihren kostenden Preis auf das Titelblatt geschrieben.»

«Jawohl hat er gelebt, und recht persönlich und zähe», sagte der General mit kurzem Lachen. «Noch heute nacht träumte mir von dem Bündner . . . Das kam daher, daß ich mich den ganzen gestrigen Tag mit einem häßlichen Geschäfte abgegeben hatte. Ich schrieb mein Testament nieder, und was ist kläglicher, als bei atmendem Leibe über seinen Besitz zu verfügen, der ja auch ein Teil von uns selber ist!»

Die Neugierde des jungen Geistlichen wurde rege. Vielleicht war es ein warnendes Traumgesicht gewesen, das, fein und erbaulich ausgelegt, in dem ihm Gegenübersitzenden einen guten und frommen Gedanken konnte entstehen lassen. «Wollt Ihr mir Euern Traum nicht mitteilen?» fragte er mit einem gefühlvollen Blicke.

«Er steht zu Diensten. Es war in Chur. Menschengedränge, Staatsperücken, Militärpersonen — von der Hofkirche her Geläute und Salutschüsse. Wir treten unter dem Torbogen hervor in den bischöflichen Hof. Jetzt gehen wir zu zweien, neben mir ein Koloß. Ich sehe nur einen Federhut, darunter eine Gewaltsnase und den in den Kragen gesenkten pechschwarzen Spitzbart: «Wertmüller», fragte der Große, «wen bestatten wir?» — «Ich weiß nicht», sagte ich. Wir treten in

die Kathedrale zwischen das Gestühl des Schiffes. «Wertmüller», fragte der andere, «wem singen sie ein Requiem?» — «Ich weiß nicht», sag' ich ungeduldig. «Kleiner Wertmüller», sagt er, «stell dich einmal auf die Zehen und sieh, wer da vorn aufgebahrt liegt.» — Jetzt unterscheide ich deutlich in den Ecken des Bahrtuches den Namenszug und das Wappen des Jenatschen, und im gleichen Augenblicke wendet er, neben mir stehend, mir das Gesicht zu — fahl mit verglühten Augen. «Donnerwetter, Oberst», sag' ich, «Ihr liegt dort vorn unter dem Tuche mit Euern sieben Todeswunden und führt hier einen Diskurs mit mir! Seid Ihr doppelt? Ist das vernünftig? Ist das logisch? Schert Euch in die Hölle, Schäker!» Da antwortete er niedergeschlagen: «Du hast mir nichts vorzurücken — mach' dich nicht mausig. Auch du, Wertmüller, bist tot.»»

Pfannenstiel überlief es kalt. Dieser Traum am Vorabende des ohne Zweifel blutigen Feldzuges, welcher dem General draußen im Reiche bevorstand, schien ihm von ernster Vorbedeutung, und er sann auf ein Wort geistlicher Zusprache.

Auch Wertmüller konnte seinen Traum, nachdem er ihn einmal mitgeteilt, nicht sogleich wieder loswerden. «Der Oberst wurde von seinem Liebchen mit der Axt wie ein Stier niedergeschlagen», erging er sich in lauten Gedanken, «mir wird es so gut nicht werden. Fallen — wohlan! Aber nicht in einem Bettwinkel krepieren!»

Vielleicht dachte er an Gift, denn er war am Hofe zu Wien in ein hartnäckiges Intrigenspiel verwickelt und hatte sich dort durch seinen Ehrgeiz Todfeinde gemacht.

«Ehe ich meinen Koffer packe», fuhr er nach einer Pause fort, «möchte ich wohl noch einen Menschen glücklich machen . . .»

Dem Kandidaten schoß das Wasser in die Augen, nicht in selbstsüchtigen Gedanken, sondern in uneigennütziger Freude über diese schöne Regung; doch es trocknete schnell, als der General seinen Satz abschloß: «. . . besonders wenn sich ein kräftiger Schabernack damit verbinden ließe.»

Das abergläubische Gefühl, das den General angewandelt hatte, war rasch vorübergegangen. «Was ist Euer Anliegen?» fragte er seinen Gast mit einer jener brüsken Wendungen, die ihm geläufig waren. «Ihr seid nicht hierhergekommen, um Euch meine Träume erzählen zu lassen.»

Nun berichtete Pfannenstiel dem Generale mit einer unschuldigen List, denn er wollte ihm seine Liebesverzweiflung, für die er ihm kein Organ zutraute, nicht verraten, wie ihn über dem Studium der Odyssee ein unwiderstehliches Verlangen ergriffen, die Heimat Homers, die goldene Hellas, kennenzulernen. Da er keinen andern Weg wisse, seine Wanderlust zu befriedigen, sei ihm der Gedanke gekommen, sich bei dem Herrn für die Feldkaplanei seiner venezianischen Kompanie zu melden, die ja in den griechischen Besitzungen der Republik stationiere. «Sie ist erledigt», schloß er, «und wenn Ihr mir ein wenig gewogen seid, weiset Ihr mir die Stelle zu.»

Wertmüller blickte ihn scharf an. «Ich bin der letzte», sagte er, «der einem jungen Menschen eine gefährliche Karriere widerriete! Aber er muß dazu qualifiziert sein. Euer Knochengerüste, Freund, ist nicht fest genug gezimmert. Der erste beste relegierte Raufbold von Leipzig oder Jena wird meinen Kerlen mehr imponieren als Euer Johannesgesicht. Schlagt Euch das aus dem Kopfe. Wollt Ihr den Süden sehen, so sucht als Hofmeister Dienste bei einem jungen Kavalier und klopft ihm die Kleider! Doch auch das kann Euch nicht taugen. Das beste ist, Ihr bleibt zu Hause. Blickt aus! Zählt alle Turmspitzen am See — das Kanaan der Pfarrer. Hier ist Euer Rhodus, hier tanzt — will sagen predigt! — Wozu sind die Geleise bürgerlicher Berufsarten da, als daß Euresgleichen sie befahre? Ihr wißt nicht, welcher Schenkelschluß dazu gehört, um das Leben souverän zu traktieren. Steht ab von Eurer Laune!», und er machte die Gebärde, als griffe er einem Rosse in die Zügel, das mit einem unvorsichtigen Knaben durchgegangen ist.

Es entstand eine Pause. Wieder warf der General dem Kandidaten einen beobachtenden Blick zu.

«Ihr seid ein lauterer Mensch», sagte er dann, «und es war Euer Ernst, Ihr würdet das griechische Abenteuer bestanden haben. Wie reimt sich das mit dem Pfannenstiel, den ich hier vor mir sehe? Da liegt ein Aal unter dem Steine. Ein verrückter Antiquar, wie sie zwischen den Ruinen herumkriechen, seid Ihr nicht. Also seid Ihr desperat. Aber warum seid Ihr desperat? Was treibt Euch weg? Heraus damit! Eine Figur? He? Ihr errötet!»

Der sechzigjährige Wertmüller behandelte die weib-

lichen Wesen als Staffage und pflegte sie schlechtweg mit dem Malerausdrucke «Figuren» zu benennen.

«Wo habt Ihr zuletzt konditioniert?»

«In Mythikon bei Euerm Herrn Vetter während seiner Gichtanfälle.»

«Bei meinem Vetter? Will sagen bei der Rahel. Nun ist alles klar und deutlich wie mein neuverfaßtes Exerzierreglement. Das Mädchen hat Euch den Kopf verrückt und dann, wie recht und billig, einen Korb gegeben?»

Der zartfühlende Kandidat hätte sich eher das Herz aus dem Leibe reißen lassen als eingestanden, daß die Rahel — wie er daran nicht zweifeln konnte — ihm herzlich wohlwolle. Er antwortete bescheiden:

«Der Herr Wertmüller, sonst mein Gönner, hat mich verabschiedet, weil ich mit Schießgewehr nicht umzugehen verstehe und mich auch davor scheue. Vor zwanzig Jahren ist damit in meiner Familie ein Unglück begegnet. Er nötigte mich, mit ihm in die Scheibe zu schießen, und ich habe keinen Schuß hineingebracht.»

«Ihr hättet Euch weigern sollen. Das hat Euch in Rahels Augen heruntergesetzt. Sie trifft immer ins Schwarze. — Donnerwetter, da fällt mir ein, daß ich dem Alten noch etwas schuldig bin. Der geistliche Herr hat mir, während ich am Rheine bataillierte, meine Meute hier ganz meisterhaft beaufsichtigt. Er ist ein Kenner. Hassan, hol mir gleich das violette Saffianfutteral her, links zuunterst im Glaschranke der Waffenkammer. — Laßt Euch nicht stören, Kandidat.»

Der Mohr beeilte sich, und nach wenigen Augenblicken hielt Wertmüller zwei kleine Pistolen von zierlicher Arbeit in der Hand. Er reinigte mit einem Lederlappen die damaszirten Läufe und den Silberbeschlag der Kolben, in welchen hübsche seltsame Arabesken eingegraben waren.

«Fortgefahren, Freund, in Eurer Elegie!» sagte er. «Das Mädchen also gab Euch einen Korb — oder ist es möglich, liebt sie Euch? Es gibt wunderliche Naturspiele! — Und nur der Alte hätte Euch abblitzen lassen, he? Was gab er Euch für Gründe?»

Pfannenstiel blieb erst die Antwort schuldig. Ihm war ängstlich zumute geworden, denn der General hatte, während er sprach, den Hahn der einen Pistole gespannt. Jetzt

berührte Wertmüller den Drücker mit ganz leisem Finger, und der Hahn schlug nieder. Er spannte die zweite, streckte den Arm aus, schnitt eine Grimasse; nur nach harter Anstrengung gelang es ihm, loszudrücken. Das Spiel der Feder mußte sich aus irgendeinem Grunde verhärtet haben, und er schüttelte unzufrieden den Kopf.

Der Kandidat, der stark mit den Augen gezwinkert hatte, nahm jetzt den Faden des Gesprächs wieder auf, um den wahren Grund seiner Hoffnungslosigkeit anzudeuten. «Eine Wertmüllerin und ein Pfannenstiel!» sagte er in einem resignierten Tone, als nenne er Sonne und Mond und finde es ganz natürlich, daß dieselben nicht zusammenkommen.

«Laß Er mich mit diesen Narreteien zufrieden!» fuhr ihn der General hart an. «Sind wir noch nicht über die Kreuzzüge hinaus, in welcher geistreichen Epoche die Wappen erfunden wurden? Aber auch damals, wie überhaupt jederzeit, galt der Mann mehr als der Name, sonst wäre die Welt längst vermodert wie ein wurmstichiger Apfel. Seh' Er, Pfannenstiel, ich gelte hier für einen Patrizius; als ich aber in kaiserliche Dienste trat, wie blickten die Herren Kollegen von soundso viel Quartieren hochnasig auf das plebejische Mühlrad in meinem Wappen herunter. Dennoch mußten sie es eben leiden, daß der Müller die von ihnen mehr als zur Hälfte ruinierte Kampagne wiederherstellte und gewann! Hör' Er, Pfannenstiel, es fehlt Ihm an Selbstgefühl, und das schadet Ihm bei der Rahel.»

Der Kandidat befand sich in einem seltsamen Falle. Er konnte den Standpunkt Wertmüllers nicht teilen, denn er fühlte dunkel, daß eine so vollständige Vorurteilslosigkeit die ganze alte Ordnung der Dinge durchstieß, und diese war ihm ehrwürdig, auch da, wo sie zu seinen Ungunsten wirkte.

Aber Wertmüller verlangte keine Antwort. Er hatte sich erhoben und trat, in jeder Hand eine Pistole, einem hochgewachsenen Mädchen entgegen, das auf dem vom festen Lande her ausmündenden Wege einherkam. Der General hatte den Kies unter ihren leichten, raschen Schritten knirschend hören.

«Guten Abend, Patchen», begrüßte er sie, und seine grauen Augen leuchteten.

Das schöne Fräulein aber zog die Brauen zusammen, bis der Alte die beiden Pistolen, die ihr offenbar ein Ärgernis waren, die eine in die rechte, die andere in die linke seiner geräumigen Rocktaschen steckte. «Ich habe Besuch, Rahel», sagte er. «Erlaube mir, meinen jungen Freund dir vorzustellen, den Herrn Kandidaten Pfannenstiel.»

Die Wertmüllerin war näher getreten, während sich Pfannenstiel linkisch von seinem Stuhl erhob. Sie bekämpfte ein Erröten, das aber sieghaft bis in die feine Stirn und bis unter die Wurzeln ihres vollen braunen Haares aufflammte. Der Kandidat schlug erst die Augen nieder, als hätte er mit ihnen ein Bündnis geschlossen, keine Jungfrau anzuschauen, erhob sie dann aber mit einem so innigen und strahlenden Ausdruck des Glückes und der Liebe, und seine guten Blicke fanden in zwei braunen Augen einen so warmen Empfang, daß selbst der alte Spötter seine Freude hatte an der ungeschminkten Neigung zweier unschuldiger Menschenkinder.

Er vermehrte seltsamerweise die erste süße Verwirrung der beiden mit keinem Scherzworte. Ist es nicht, als ob ein tiefes und wahres Gefühl in seinem natürlichen und bescheidenen Ausdruck aus dieser Welt des Zwanges und der Maske uns in eine zugleich größere und einfachere versetzte, wo der Spott keine Stelle findet?

Lange freilich hätte er sie nicht ungeneckt gelassen, aber das gescheite und tapfere Mädchen enthob ihn dieser Versuchung. «Ich habe mit Euch zu reden, Pate», sagte sie, «und gehe voran nach der zweiten Bank am See. Laßt mich nicht zu lange warten!»

Sie verbeugte sich leicht gegen den Kandidaten und war verschwunden.

Der General nahm diesen bei der Hand und führte ihn eine Treppe hinauf in sein Bibliothekszimmer, in das die Seebreite durch drei hohe Bogenfenster hereinleuchtete.

«Seid getrost», sagte er, «ich werde bei Rahel für Euch Partei nehmen. Unterdessen wird es Euch hier an Unterhaltung nicht mangeln. Ihr liebt Bücher! Hier findet Ihr die Poeten des Jahrhunderts tutti quanti.» Er zeigte auf einen Glasschrank und verließ den Saal. Da standen sie in glänzenden Reihen, die Franzosen, die Italiener, die Spanier, selbst einige Engländer, ein gehäufter Schatz von Geist,

Phantasie und Wohllaut, und Wertmüller, der ohne Frage auf der Höhe der Zeitbildung stand, würde ungläubig den Kopf geschüttelt haben, wenn ihm zugeflüstert worden wäre, einer fehle hier, der sie alle insgesamt voll aufwiege.

Der überall Belesene hatte William Shakespeare nicht einmal nennen hören.

Der Kandidat ließ die Poeten unberührt, denn für ein junges Blut ist die Nähe der Geliebten mehr als alle neun Musen.

Fünftes Kapitel

Der General hatte einen Pfad eingeschlagen, der sich dicht am Ufer um die Krümmungen der Halbinsel schlängelte, und hier erblickte er bald Rahel Wertmüller, die, auf einer verwitterten Steinbank sitzend, das feine Profil nach der jetzt abendlich dämmernden Flut hinwendete. Ein aufrichtiger Ausdruck tiefer Betrübniß lag auf dem hübschen und entschlossenen Gesichtchen.

«Was dichtest und trachtest du?» redete er sie an.

Sie antwortete, ohne sich zu erheben: «Ich bin nicht mit Euch zufrieden, Pate.»

Der General lehnte sich an den Stamm einer Eiche und kreuzte die Arme. «Womit habe ich es bei Euer Wohlgeboren verscherzt?» sagte er.

Das Fräulein warf ihm einen Blick des Vorwurfs zu. «Ihr fragt noch, Pate? Wahrlich, Ihr handelt an Papa nicht gut, der Euch doch nur Liebes und nichts zuleide getan hat. — Was war das wieder für ein Spektakel vergangenen Sonntag! Durch Eure Verleitung hat er den ganzen Nachmittag mit Euch auf Euerm Au-Teiche herumgeknallt. Welch ein Schauspiel! Aufflatternde verwundete Enten, im Moor nach der Beute watende Jungen, der Vater in großen Stiefeln und das ganze Dorf als Zuschauer!»

«Es beurteilte die Schüsse», warf Wertmüller ein.

«Pate» — das Mädchen war von seinem Sitze aufgesprungen und seine schlanke Gestalt bebte vor Unwillen —, «ich meinte bisher, Ihr hättet — trotz mancher Wunderlichkeit — das Herz am rechten Flecke. Aber ich habe mich geirrt und fange an zu glauben, hier sei bei Euch etwas nicht in Ord-

nung!», und sie wies mit einer kleinen Gebärde des Zeigefingers nach der linken Brustseite des Generals. «Ich hielt Euch», fügte sie freundlicher hinzu, «für eine Art Rübezahl . . ., so heißt doch der Geist des Riesengebirges, von dessen Koboldstreichen Ihr so lustig zu erzählen wißt?»

«Dem es zuweilen Spaß macht, Gutes zu tun, und der, wenn er Gutes tut, dabei sich einen Spaß macht.»

«So ungefähr. Doch, wie gesagt, wenn Ihr ebenso boshaft seid wie der Berggeist — von Wohltat ist dabei nichts sichtbar. Ihr werdet den Vater noch ins Verderben stoßen. Wären unsere Mythikoner im Grund nicht so gute Leute, die ihren Pfarrer decken, wo sie können, längst wäre in Zürich gegen ihn Klage erhoben worden. Und mit Recht; denn ein Geistlicher, der wachend und träumend keinen andern Gedanken mehr hat als Halali und Halalo, muß jeder christlichen Seele ein tägliches Ärgernis sein. Das wächst mit den Jahren. Neulich, da der Herr Dekan seinen Besuch meldete und zur selben Zeit der Bote eine in der Stadt angekaufte Jagdflinte dem Vater zutrug, mußte ich ihm dieselbe unkindlich entwinden und in meinen Kleiderschrank verschließen, sonst hätte er noch — ein schrecklicher Gedanke — den ehrwürdigen Herrn Steinfels aufs Korn genommen. Ihr lacht, Pate? — Ihr seid abscheulich! — Ich könnte Euch darum hasen, daß Ihr, der seine Schwäche kennt, ihn noch stachelt und aufreizt, als wäret Ihr sein böser Engel. — Nächstens wird er noch einmal mit geladenem Gewehr die Kanzel besteigen . . .! Ich freute mich, da Ihr kamet, und nun frage ich: Reist Ihr bald, Pate?»

«Mit geladenem Gewehr die Kanzel besteigen?» wiederholte Wertmüller, den dieser Gedanke zu frappieren schien. «La, la, Patchen! Der Vater ist mir der erträglichste aller Schwarzröcke, und du bist mir die liebste aller Figuren. Ich will dem Alten eine Genugtuung geben. Weißt du was? Ich gehe morgen bei Euch zur Kirche — das rehabilitiert den Vater zu Stadt und Landé.»

Rahel schien von dieser Aussicht wenig erbaut. «Pate», sagte sie, «Ihr habt mich aus der Taufe gehoben und das Gelübde getan, auf mein zeitliches und ewiges Heil bedacht zu sein. Für das letztere könnet Ihr nichts tun, denn es steht in diesem Punkte bei Euch selbst sehr windig. Aber ist das ein Grund, auch mein zeitliches zu ruinieren? Ihr

solltet, scheint mir, im Gegenteil darauf denken, mich wenigstens auf dieser Erde glücklich zu machen — und Ihr macht mich unglücklich!» Sie zerdrückte eine Träne.

«Vortrefflich räsoniert», sagte der General. «Patchen, ich bin der Berggeist, und du hast drei Wünsche bei mir zu gut.»

«Nun», versetzte das Fräulein, auf den Scherz eingehend. «Erstens: Heilt den Vater von seiner ungeistlichen Jagdlust!»

«Unmöglich. Sie steckt im Blute. Er ist ein Wertmüller. Aber ich kann seiner Leidenschaft eine unschädliche Bahn geben. Zweitens?»

«Zweitens . . .» Rahel zögerte.

«Laß mich an deiner Stelle reden, Mädchen. Zweitens: Gebt dem Hauptmann Leo Kilchsperger Urlaub zu Werbung, Verlöbniß und Heirat.»

«Nein!» versetzte Rahel lebhaft.

«Er ist ein perfekter Kavalier.»

«Einem perfekten Kavalier hängt manches um und an, worauf ich Verzicht leiste, Pate.»

«Ein beschränkter Standpunkt.»

«Ich halte ihn fest, Pate.»

«Meinetwegen. — Also ein anderes Zweites. Zweitens: Berggeist, verschaffe dem Kandidaten Pfannenstiel die von ihm begehrte Feldkaplanei in venezianischen Diensten.»

«Nimmermehr!» rief die Wertmüllerin. «Was? der Unglückliche begehrt die Feldkaplanei unter Euerm venezianischen Gesindel? Der zarte und gute Mensch? *Darum* ist er zu Euch gekommen?»

Der General bejahte. «Ich rede es ihm nicht aus.»

«Redet es ihm aus, Pate. Grassiert nicht Pest und Fieber in Morea?»

«Zuweilen.»

«Liest man nicht von häufigen Schiffbrüchen im Adriatischen Meere?»

«Hin und wieder.»

«Ist die Gesellschaft in Venedig nicht ganz entsetzlich schlecht?»

«Die gute ist dort wie allenthalben und die schlechte ganz vortrefflich.»

«Pate, er darf nicht hin, um keinen Preis!»

«Gut. Also ein anderes Zweites, verbunden mit dem Dritten: Berggeist, mache den Kandidaten Pfannenstiel zum

wohlbestellten Pfarrer von Mythikon und gib mich ihm zur Frau!»

Rahel wurde feuerrot. «Ja, Berggeist», sagte sie tapfer.

Diese resolute Antwort gefiel dem General aus der Maßen.

«Er ist eine reinliche Natur», lobte er, «aber ihm fehlt die Männlichkeit, welche die Figuren unwiderstehlich hinreißt.»

«Bah», machte sie leichthin und fuhr entschlossen fort: «Pate, Ihr habt ein Dutzend Feldschlachten gewonnen, Ihr verderbt Euern listigsten Feinden in der Hofburg das Spiel, Ihr seid ein berühmter und welterfahrener Mann — wendet ein Hundertteilchen Eures Geistes daran, mich — was sage ich —, uns glücklich zu machen, und wir werden es Euch zeitlebens Dank wissen.»

Der General ließ sich auf die leere Steinbank nieder und legte in tiefem Nachdenken die Hände auf die Knie, wie eine ägyptische Gottheit. So berührte er die beiden Pistolen in seinen Taschen; es blitzte in seinen scharfen grauen Augen plötzlich auf, und er brach in ein unbändiges Gelächter aus, wie er seit Dezennien nicht mehr gelacht hatte, in ein wahres Schulbubengelächter. Da er zugleich aufgesprungen war, rasch dem Innern der Halbinsel sich zukehrend, wiederholte ein Echo diesen Ausbruch ausgelassener Lustigkeit in so geisterhafter und grotesker Weise, daß es war, als hielten sich alle Faune und Panisken der Au die Bäuchlein über einen tollen und gottvergessenen Einfall.

Der General beruhigte sich. Er schien seinen Anschlag und die Möglichkeit des Gelingens mit scharfem Verstande zu prüfen. Das Wagnis gefiel ihm. «Zähle auf mich, mein Kind», sagte er väterlich.

«Hört, Pate, dem Papa darf kein Leides geschehen!»

«Lauter Gutes.»

«Pfannenstiel darf nicht gezaust werden!»

Wertmüller zuckte die Achseln. «Der spielt eine ganz untergeordnete Rolle.»

«Und Ihr werdet Euern Spaß dabei haben?» fragte das Mädchen gespannt, denn das Gelächter hatte sie doch etwas bedenklich gemacht.

«Ich werde meinen Spaß dabei haben.»

«Kann es nicht mißlingen?»

«Der Plan ist auf die menschliche Unvernunft gegründet

und somit tadellos. Aber etwas Chance gehört zu jedem Erfolg.»

«Und mißlingt es?»

«So bezahlt Rudolf Wertmüller die Zeche.»

Noch einmal besann sich das Mädchen recht ernstlich; aber ihre resolute Natur trug den Sieg davon. Sie hatte überdies ein unbedingtes Vertrauen zu der verwegenen Kombinationsgabe und selbst in gewissen Grenzen zu der Loyalität ihres Verwandten. Daß ein schadenfroher Streich mitlaufen werde, wußte sie — es war das eben der Kaufpreis ihres Glückes —, aber sie wußte auch, daß Wertmüller sie lieb habe und seinen Spuk darum nicht allzu weit treiben würde. Zudem lag etwas in ihrem Blute, das eine rasche, wenn auch gewagte Lösung einer nagenden Ungewißheit vorzog.

«Ans Werk, Rübezahl!» sagte sie. «Wann beginnst du dein Treiben, Berggeist?»

«Morgen mittag bist du Braut, Kindchen. Ich verreise Montag in der Frühe.»

«Adieu, Berggeist!» grüßte sie enteilend und warf ihm eine Kußhand zu, während er ihr nachsah und seine Freude hatte an ihrem schlanken und sichern Gange.

Sechstes Kapitel

Zu später Abendstunde saßen der General und der Kandidat an einer reichbesetzten und glänzend erleuchteten runden Tafel sich gegenüber in einem geräumigen Saale, dessen helle Stuckwände mit guten, in Öl gemalten Schlachtenbildern bedeckt waren.

Wertmüller wußte, welche Poesie das «Tischlein, deck dich!» für einen in dürftigen Verhältnissen aufgewachsenen Jüngling hat; aber auch an geistiger Bewirtung ließ er es nicht fehlen. Er erzählte von seinen Fahrten in Griechenland, er rühmte die Naturwahrheit der Landschaften und der Meerfarben in der Odyssee, er ließ die edeln und maßvollen Formen eines hellenischen Tempels vor den Augen des entzückten Kandidaten aufsteigen — kurz, er machte ihn glücklich.

Seiner davon unzertrennlichen militärischen Abenteuer

gedachte er nur im Vorbeigehen, aber so drastisch, daß Pfannenstiel in der Nähe des alten Landsknechtes sich als einen herzhaften und verwegenen Mann fühlte, während Wertmüller in der naiven Bewunderung seines Zuhörers um einige Dezennien sich verjüngte und erleichterte.

So achtete es Pfannenstiel nicht groß, als der General in der Hitze des Gesprächs ihm auf den Leib rückte, von den vier breiten flachen Knöpfen, die sein Gewand zwischen den schwächtigen Schultern vorn zusammenhielten, den obersten abriß und denselben, nachdem er ihn einer kurzen Betrachtung unterworfen, in einen dunkeln Zimmerwinkel warf, dann an einem der mittlern drehte, bis dieser nur noch an einem Faden hing.

Zwischen den Birnen und dem Käse aber änderte sich die Szene. Der General hatte gegen seine Gewohnheit — er war längst ein mäßiger Mann geworden — einige Gläser feurigen Burgunders geleert, und da er, wie man zu sagen pflegt, einen grimmigen Wein trank, begann es ihn denn doch ein bißchen zu wurmen, daß die schöne und tapfere Rahel ihr Herz an einen sanftmütigen, unkriegerischen Menschen, noch dazu an einen «Faffen», verschenkt hatte, und sein Dämon nötigte ihn, den Kandidaten, den er doch leiden mochte, zu gutem Ende noch einmal unbarmherzig zu foppen.

Er befahl dem aufwartenden Hassan, Pulverhorn und Kugelbeutel zu bringen, zog die beiden Terzerole aus seinen Rocktaschen und legte sie vor sich auf die Tafel.

«Die Rahel mag Euch», wendete er sich jetzt an den Kandidaten, «aber wollt Ihr sie zum Weibe gewinnen, müßt Ihr dem schönen Kinde einmal als ein ganzer Mann entgegentreten. Das wird ihr einen bleibenden Eindruck machen, und Ihr dürft Euch dann ruhig die eheliche Schlafmütze über die Ohren ziehen. — Mein Plan ist ganz einfach: Ich gehe morgen in Mythikon zur Kirche — erstaunt nicht, Pfannenstiel, ich bin kein Heide — und lade mich bei dem Vetter Pfarrer zu Mittag. Natürlich bleibt Rahel zu Hause und besorgt den Tisch, Ihr aber gewinnt bei während dem Gottesdienste auf Schleichwegen die Pfarre, entführt das Mädchen, bringt es hieher und, während Ihr sie küßt, armiere ich die zwei eisernen Kanonen, die Ihr auf dem Hausflur gesehen habt, und verteidige den schmalen Damm,

der meine Insel mit dem Festlande verbindet. Treffen! Unterhandlung! Friedensschluß!»

Wäre der Kandidat in seiner natürlichen Verfassung gewesen, er hätte diese Soldatenschnurre belächelt, aber der starke Wein war ihm in den Kopf gestiegen.

«Entsetzlich!» rief er aus, fügte dann aber nach einer Pause und erleichtert hinzu: «und unmöglich! Die Rahel würde niemals einwilligen.»

«Sie wird! Ihr erscheint, werft Euch zu ihren Füßen: «Entflieh mit mir! Oder . . .» Er ergriff ein Pistol und setzte es sich an die rechte Schläfe.

«Sie ist eine Christin!» rief der erhitzte Kandidat.

«Sie wird und muß wollen! Jede Figur wird von der männlichen Elementarkraft bezwungen. Kennt Ihr die neueste deutsche Literatur nicht? . . . den Lohenstein, den Hofmannswaldau?»

«Sie wird nicht wollen — nimmermehr!» wiederholte Pfannenstiel mechanisch.

«Dann fahrt Ihr ab — glorios mit Donner und Blitz!», und Wertmüller drückte los. Der Hahn schlug nieder, daß es Funken stob.

Jetzt ermannte sich Pfannenstiel. Die ihm so nahegelegte ungeheure Freveltat und sein Schauer davor gaben ihm die Besinnung wieder und ernüchterten sein Gehirn. Auch fiel ihm die Warnung Rosenstocks ein. Er narrt und quält dich boshaft, sagte er sich, du bist ja ein geistlicher Mann und hast es mit einem schlimmen Feinde der Kirche zu tun.

Ein Hohnlächeln zuckte in den Mundwinkeln des ihn beobachtenden, scharf beleuchteten Gesichtes, das in diesem Augenblicke einer grotesken Maske glich. Der Kandidat erhob sich von seinem Sitze und sprach nicht ohne Würde:

«Wenn das Euer Ernst ist, so verweile ich keine Minute länger unter einem Dache, wo eine mehr als heidnische Verruchtheit gelehrt wird; ist es aber Euer Scherz, Herr Wertmüller, wie ich es glaube, so verlasse ich Euch ebenfalls, denn einen einfachen Menschen, der Euch nichts zu leide getan hat, zu hänseln und zu verhöhnen, das ist nicht christlich, nicht einmal menschlich — das ist teuflisch.»

Ein schöner, ehrlicher Zorn flammte in seinen blauen Augen, und er schritt der Türe zu.

«La, la», sagte der General. «Was frühstückt Ihr morgen? Eier, Rebhuhn, Forelle?»

Pfannenstiel öffnete und enteilte.

«Der Mohr wird Euch aufs Zimmer leuchten! Auf Wiedersehen morgen beim Frühstück!» rief ihm Wertmüller nach.

Der Alleingebliedene lud sorgfältig das leichtspielende Pistol mit Pulver und stieß einen derben Pfropfen nach. Das schwerspielende ließ er ungeladen. Beide übergab er dem Mohren mit dem Befehle, dieselben in seinen schwarzen Sammetrock zu stecken. Dann ergriff der General einen Leuchter und suchte sein Lager auf.

Siebentes Kapitel

Der Kandidat eilte in raschem Laufe dem Damme zu, durch welchen die Südseite der Insel mit dem festen Lande zusammenhing. Oft hatte er, da er sich im verflossenen Frühjahr in Mythikon aufhielt, den Sitz des damals in Deutschland bataillierenden Generals mit neugierigen Augen gemustert, ohne ihn je zu betreten. Er wußte, daß der Damm gegen seine Mitte hin durch ein altertümliches kleines Tor und eine Brücke unterbrochen war, aber er war gewiß, kein Hindernis zu finden, da dieses Tor, wie er sich erinnerte, niemals geschlossen wurde, sich auch nicht schließen ließ, da es keine Torflügel hatte.

Jetzt erreichte er das Ufer und erblickte zu seiner Linken die Linie des Dammes. Aber, o Mißgeschick! der von dem dämmernden Hintergrunde scharf abgehobene Balken der Brücke schwebte in der Luft und bildete statt eines rechten einen spitzen Winkel mit dem Profil der Pforte, an deren Steinbogen er durch zwei Ketten befestigt war. Das Tor, die aufgezoene Brücke, die kleine Verbindungslinie der Ketten — alles ließ sich mit überzeugender Deutlichkeit unterscheiden; denn der Mond gab genügendes Licht, und in dem leeren, nicht zu überspringenden Zwischenraume flimmerte sein Widerschein in dem silbernen Gewässer. Pfannenstiel war ein Gefangener. Unmöglichkeit, durch das Moor zu waten! Er wäre, da er die Furten des tückischen Röhrichts nicht kannte, bei den ersten Schritten versunken

und hätte ein klägliches Ende genommen. Ratlos stand er am Inselgestade, während aus dem Sumpfe dicht vor seinen Füßen ein volltöniges Brekekex Koax Koax erscholl.

Gerade an jenem Abende war unter den Fröschen der Au ein junger Lyriker von bedeutender Begabung aufgetaucht, der das feste und gegebene Motiv der Froschlyrik so keck in Angriff nahm und so gefühlvoll behandelte, daß der begeisterte Chor nicht müde wurde, die vorgesungene Strophe mit unersättlichem Enthusiasmus zu wiederholen. Auf den Kandidaten freilich machte das leidenschaftliche Gequäke einen tief melancholischen Eindruck, als steige es aus den Sümpfen des Acheron empor.

In halber Verzweiflung wollte er nun über den Damm nach der Pforte eilen, ob sich die Zugbrücke mit Anstrengung aller Kräfte nicht senken ließe. Da gewahrte er, noch einmal vorwurfsvoll nach dem unheimlichen Landhause sich umwendend, eine ihm entgegenwandernde Helle, und nach wenigen Augenblicken stand Hassan mit einem Windlicht in der Faust an seiner Seite. Mit untertäniger Zutunlichkeit redete ihm der gutmütige Mohr zu, in die von ihm geflohene Wohnung zurückzukehren.

«Langweilig Frosch, geistlicher Herr!» radebrechte Hassan, «Schloß an Zugbrücke — Zimmer bereit!»

Was war zu tun? Nichts anderes, als Hassan zu folgen. In der großen, auf den gepflasterten Hausflur mündenden Küche entzündete der Mohr zwei Kerzen und leuchtete dem Kandidaten die Treppe hinauf. Auf der zweitobersten Stufe ergriff er ihn rasch am Arme: «Nicht erschrecken, geistlicher Herr!» flüsterte er. «Schildwache vor Zimmer von General.»

Und in der Tat, da stand eine Schildwache. Hassan beleuchtete sie mit der Kerze, und Pfannenstiel erblickte ein Skelett, das die Knochenhände auf eine Muskete gestützt hielt und an dem über die Rippen gekreuzten und blank gehaltenen Lederzeuge Patronentasche und Seitengewehr der zürcherischen Landmiliz trug. Ein kleines dreieckiges Hütchen war auf den hohlen Schädel gestülpt.

Der Kandidat fürchtete das Bild des Todes nicht, er war mit demselben von Amts wegen vertraut, ja er hatte eine gewisse Vorliebe für die warnende und erbauliche Erscheinung des Knochenmannes. Aber wer war der Mensch, der

da drinnen unter der Hut dieser gespenstischen Wache schlief? Und welche seltsame Lust fand er daran, mit den ernstesten Dingen sein frevles Gespött zu treiben?

Jetzt öffnete der Mohr das zweitäußerste Zimmer der Seeseite und stellte die beiden Leuchter auf den Kamin. Pfannenstiel, dessen Wangen glühten und fieberten, trat ans Fenster, um es aufzureißen; Hassan aber hielt ihn zurück. «Seeluft ungesund», warnte er und machte die Flügeltüre eines Nebenzimmers auf, um dem Erhitzten in unschädlicher Art mehr Luft zu verschaffen. Dann entfernte er sich mit einem demütigen Gruße.

Der Kandidat schritt eine gute Weile in der Kammer auf und nieder, um seine erregte Phantasie zur Ruhe zu bringen und den wunderlichsten Tag seines Lebens einzuschläfern. Aber das gefährlichste Abenteuer desselben war noch unbestanden.

Aus dem von Hassan geöffneten Nebenzimmer klang ein leiser Ton wie ein tiefer Atemzug. Hatte die streichende Nachtluft die Falten eines Vorhanges bewegt, oder war ein Käuzlein an den nur halbgeschlossenen Jalousien vorbeigeplattert?

Der Kandidat hemmte seinen Schritt und horchte. Plötzlich fiel ihm ein, daß dieses nächste Zimmer, das letzte der Fassade, kein anderes sein könne als die Räumlichkeit, welche der Schiffer Bläuling der Türkin des Generals angewiesen hatte.

Die Möglichkeit einer solchen Nähe brachte den unbescholtenen jungen Geistlichen begreiflicherweise in die größte Angst und Unruhe, doch nach kurzer Überlegung beschloß er, in die berühmte Kammer mutig hineinzuleuchten.

Er betrat einen reichen türkischen Teppich und stand, sich zur Rechten wendend, vor einem lebensgroßen Bilde, welches von vergoldetem, üppigem Blätterwerk eingerahmt war und die ganze, dem Fenster gegenüberstehende Wand des kleinen Kabinettes füllte. Das Bild war von einem Niederländer oder Spanier der damals kaum geschlossenen glänzenden Epoche in jener naturwarmen, bestrickenden Weise gemalt, die den Neuen verlorengegangen ist. Über eine Balustrade von maurischer Arbeit lehnte eine junge Orientalin mit den berauschenden dunkeln Augen und

glühenden Lippen, bei deren Anblicke die Prinzen in Tausendundeiner Nacht unfehlbar in Ohnmacht fallen.

Sie legte den Finger an den Mund, als bedeute sie den vor ihr Stehenden: Komm, aber schweige!

Pfannenstiel, der nie etwas auch nur annähernd Ähnliches erblickt hatte, wurde tief und unheimlich erschüttert von der Verlockung dieser Gebärde, der Sprache dieser Augen. Es tauchte etwas ihm bis heute unbekannt Gebliebenes in seiner Seele auf, etwas, dem er keinen Namen geben durfte — eine brennende Sehnsucht, die glückselige Möglichkeit ihrer Erfüllung! Vor diesem Bilde begann er an so übergewaltige Empfindungen zu glauben und vor ihrer Macht zu erbeben . . .

Plötzlich wandte sich der Kandidat, lief in sein Schlafgemach zurück und begnügte sich nicht, die Türe zu verschließen, er schob noch den Riegel und drehte zuletzt den Schlüssel um. Nun glaubte er sein Lager gesichert und begrub sich in die Kissen desselben.

Doch kaum war er entschlummert, so trat der schöne Schemen durch die Türe, ohne sie zu öffnen, und nahm tückisch Gestalt und Antlitz der Rahel Wertmüller an, ihren maidlichen Wuchs, ihre feinen geistigen Züge. Aber ihre Augen schmachteten wie die der Orientalin, und sie legte den Finger auf den Mund.

Nun kam eine böse, schlimme Stunde für den armen Kandidaten. Er wollte fliehen und wurde von einer dämonischen Gewalt zu den Füßen des Mädchens hingeworfen. Er stammelte unsinnige Bitten und machte sich verzweifelte Vorwürfe. Er umfaßte ihre Knie und verurteilte sich selbst als den ruchlosesten aller Sünder. Rahel, erst erstaunt, dann streng blickend und unwillig, stieß ihn zuletzt empört von sich weg. Jetzt stand der General neben ihm und reichte ihm das Pistol. «Die Figur», dozierte er, «wird bezwungen von der männlichen Elementarkraft.» Dem Kandidaten wurde wie von eisernen, teuflischen Krallen der Arm gebogen, und er setzte sich die tödliche Waffe an die rechte Schläfe. «Fliehe mit mir!» stöhnte er. Sie wandte sich ab. Er drückte los und erwachte, nicht in seinem Blute, aber in kaltem Schweiß gebadet. Dreimal trieb ihn der quälende Halbtraum in diesem Kreislauf von Begierde, Frevel und Reue herum, bis er endlich das Fenster auf-

schloß und im reinen Hauche der heiligen Frühe in einen tiefen, beruhigenden Schlaf versank.

Er erwachte nicht, bis Hassan mit warmem Wasser ins Zimmer trat und auf seinen Befehl die Jalousien öffnete. Ein himmlischer, innig blauer Tag und das nun halb verwehte, nun voll hallende Geläute aller Seeglocken drang in die Traumkammer.

«General Kirche gegangen», sagte der Mohr. «Geistlicher Herr frühstücken?»

Achtes Kapitel

Und der Mohr log nicht.

Rudolf Wertmüller wandelte in dem Augenblicke, da sich sein Gast dem Schlummer entriß, schon unweit der Kirche von Mythikon unter den sonntäglichen Scharen, welche alle dahin führenden Wege und Fußsteige bevölkerten.

Der sonst so rasche Schritt des Generals war heute ein gemessener und seine Haltung durchaus würdig und untadelig. Er war in schwarzen Sammet gekleidet und trug in der behandschuhten Rechten ein mit schweren vergoldeten Spangen geschlossenes Gesangbuch.

Seltsam! Wertmüller, der seit langem jede Kirche gemieden hatte, stand bei den Mythikonern in dem schlimmen Rufe und der schwefelgelben Beleuchtung eines verhärteten Freigeistes, es war ihnen eine ausgemachte, nicht anzufechtende Tatsache, daß ihn über kurz oder lang der Teufel holen werde — und dennoch waren sie herzlich erfreut, ja gerührt, ihn auf ihrem Kirchwege einherschreiten zu sehen. Sie erblickten in seinem Erscheinen durchaus nicht einen Akt der Buße, denn sie liebten es nicht und hielten es für schmähhch — hierin den griechischen Dramatikern ähnlich —, wenn eine erwachsene Person ihren Charakter wechselt; sie trauten es dem Generale zu, daß er konsequent bleibe und resolut ins Verderben fahre. Die Mythikoner faßten vielmehr den Kirchgang des alten Kriegsmannes als eine Höflichkeit auf, als eine Ehre, die er der Gemeinde erweise, als einen öffentlichen Abschiedsbesuch vor seinem Abgang ins Feldlager.

Das Grüßen nahm kein Ende, und jeder Gruß ward von dem heute ausnahmsweise Leutseligen mit einem Nicken oder einem kurzen freundlichen Worte erwidert. Nur ein altes Weib, das böseste in der Gemeinde, stieß ihre blödsinnige Tochter zurück, die den General angaffte, und raunte ihr vernehmlich zu: «Verbirg dich hinter mir, sonst nimmt er dich und macht dich zur Türkin!»

Weniger erfreut über den Anblick des ungewohnten Kirchgängers war der Pfarrer Wilpert Wertmüller, als er, mit Mantel und Kragen angetan, aus dem Tore seines Hofraums trat, in dessen Mitte hinter einem altersgrauen Brunnen zwei mächtige Pappeln sich leis im Winde wiegten. Seine Überraschung war eine vollständige; denn Rahel hatte geschwiegen.

Der Pfarrer, ein Sechziger von noch rüstigem Aussehen und nicht gerade geistreichen, aber männlichen Gesichtszügen, mochte den General als einen versuchten Weidmann in Wald und Feld wohl leiden; daß er aber seine Erbauung gerade in der Kirche von Mythikon suchte — das hätte er ihm gerne erlassen.

Je unwillkommener, desto höflicher war der General. Er zog den Hut, dann nahm er den Pfarrer an der Hand und führte ihn in den Flur seines Hauses zurück. Gerade in diesem Augenblicke setzte die schöne, morgenfrische Rahel ihren Fuß auf die unterste Stufe der Treppe, sonntäglich angetan und ebenfalls ein kleines, in schwarzen Sammet gebundenes Gesangbuch in der Hand.

«Kind, du bist reizend! eine Nymphe!» begrüßte sie Wertmüller. «Lasse dich väterlich auf die Stirn küssen!»

Sie weigerte sich nicht, und der kleine, aber fest und wohl gebaute General richtete sich auf den Fußspitzen empor, um die feine weiße Stirn des hochgewachsenen Mädchens zu erreichen, eine eher komische als zärtliche Gruppe.

«Bittest du mich nach der Predigt zu Tische, Alter?» fragte Wertmüller.

«Selbstverständlich!» versetzte der gastfreundliche Pfarrer. «Rahel bleibt zu Hause und besorgt die Küche.»

Das willige Mädchen fügte mit einem leichten Knickse hinzu: «Wir bedanken uns, Pate!» und eilte in das obere Stockwerk zurück.

«Ich bringe dir etwas mit, Alter», lächelte der General.
«Gewehr?» fuhr der Pfarrer heraus, und seine Augen leuchteten.

Wertmüller nickte bejahend und zog unter dem breiten Schoße seines Sammetrockes ein Pistol hervor. Die vornehme Fassung und der damaszierte Lauf des kleinen Meisterstückes der damaligen Büchschmiedekunst stachen dem Pfarrer gewaltig in die Augen. Seine ganze Leidenschaft erwachte. Wertmüller trat mit ihm aus dem dämmerigen Flur durch die Hintertüre der Pfarre in den Garten, um ihn die kostbare kleine Waffe im vollen Tageslicht bewundern zu lassen.

Die ganze Langseite des Hauses war mit einer ziemlich niedrigen Weinlaube bekleidet, an dem einen Ende dieses grünen Bogenganges hatte der Pfarrer vor Jahren eine steinerne Mauer mit einer kleinen Scheibe aufführen lassen, um sich, an dem entgegengesetzten Eingange Posto fassend, während seiner freien Stunden im Schießen zu üben.

«Aus der Levante?» fragte er, sich des Pistols bemächtigend.

«Venezianische Nachahmung. Sieh hier die verschlungene Chiffre GG – bedeutet Gregorio Gozzoli», rühmte Wertmüller.

«Ich erinnere mich, diesen Schatz von Pistölchen in deiner Waffenkammer auf der Au gesehen zu haben – aber war es nicht ein Pärchen?»

«Du träumst . . .»

«Ich kann mich geirrt haben. Spielt das kleine Ding leicht?»

«Leider ist der Drücker etwas verhärtet, aber du darfst das fremde Meisterstücklein keinem hiesigen Büchsenmacher anvertrauen, er würde dir es verderben.»

«Etwas hart? Tut nichts!» sagte der Pfarrer. Er nahm trotz Mantel und Kragen an einem Ende der Laube Stellung. Auf dem linken Fuße ruhend, den rechten vorgesetzt, zog er den Hahn und krümmte den Arm.

Eben verstummten die Glocken auf dem nahen Kirchturme, und das Auszittern ihrer letzten Schläge verklang in dem Gessumme der Wespen, die sich geräuschvoll um die noch nicht geschnittenen Goldtrauben der Laube tummelten.

Der Pfarrer hörte nichts — er drückte und drückte mit dem Aufgebot aller Kraft.

«Pfui, Alter, was schneidest du für Grimassen?» spottete Wertmüller. «Gib her!» Er entriß ihm die Waffe und legte seinen eisernen Finger an den Drücker. Der Hahn schlug schmetternd nieder. «Du verlierst deine Muskelkraft, Vetter! Dich entnervt die gliederlösende Senectus! Ich will dir selbst den Mechanismus etwas geschmeidiger machen — du weißt, daß ich ein ruhmreicher Schlosser und ganz leidlicher Büchschenschmied bin!» Der General ließ die schmucke kleine Waffe in die Tiefe seiner Tasche zurückgleiten.

«Nein, nein, nein!» rief der Pfarrer leidenschaftlich. «Du hast es mir einmal geschenkt! Ich lasse es nicht mehr aus den Händen . . .!»

Zögernd hob der General das Pistol wieder hervor — nicht mehr dasselbe. Er hatte es, der alte Taschenspieler, mit dem auch für ein schärferes und ruhiges Auge nicht leicht davon zu unterscheidenden Zwillinge gewechselt.

Der Pfarrer hielt die Waffe kaum wieder in der Hand, als er sich von neuem in Positur stellte, denn er war ganz Feuer und Flamme geworden, und Miene machte, den Hahn noch einmal zu spannen.

Der General aber fiel ihm in den Arm. «Hernach!» redete er ihm zu. «Donnerwetter! Es hat längst ausgeläutet.»

Herr Wilpert Wertmüller erwachte wie aus einem Traume, besann sich, lauschte. Es herrschte eine tiefe Stille, nur die Wespen summten.

Er steckte das Pistol eilig in die geräumige Rocktasche, und die Vettern beschritten den kurzen, jetzt völlig menschenleeren Weg nach der nahen Kirche.

Neuntes Kapitel

Als die zwei Wertmüller den heiligen Raum betraten, war er schon bis auf den letzten Platz gefüllt. Im Schiffe saßen rechts die Männer, links die Weiber, im Chore, das Antlitz der Gemeinde zugewendet, die Kirchenältesten, unter ihnen der Krachhalder.

Zwei breite, oben durch ein großes Halbrund verbundene Mauerpfeiler schieden Chor und Kirche. An dem rechts ge-

legenen schwebte die Kanzel, und am Fuße der steilen Kanzeltreppe befand sich der einzig leer gebliebene Sitz, der mit Schnitzwerk verzierte Stuhl von Eichenholz, welchen der Pfarrer während des Gesanges einzunehmen pflegte. Diesen wies er jetzt dem General an und bestieg ohne Verzug die Kanzel. Der Verspätete hatte Eile, der Gemeinde die Nummer des heutigen Kirchenliedes zu bezeichnen.

Es war das beliebteste des neuen Gesangbuchs, ein Danklied für die gelungene Lese, erst in neuerer Zeit verfaßt und aus Deutschland gekommen, mit dreisten und geschmacklosen Schnörkeln im damaligen Rokokostile, aber nicht ohne Klang und Farbe.

Jede Strophe begann mit der Aufforderung, den Geber alles Guten vermittels eines immer wieder andern Instrumentes zu loben. Dem Autor mochte ein Kirchenbild vorgeschwebt haben. Aber nicht jene zarten, musizierenden Engel Giambellinis, welche an das Dichterwort erinnern:

Da geigen die Geiger so himmlisch klar,
Da blasen die Bläser so wunderbar . . .

Nein! sondern die auf einer robusten Wolke lagernde und mit allen möglichen Instrumenten ausgerüstete pausbackige himmlische Hofkapelle irgendeines Bravourbildes aus der Rubensschen Schule.

«Frohlocket, frohlocket . . .!» erscholl es heiter und volltönig in dem schönen, reinlichen Raume, durch dessen acht Spitzbogenfenster das leuchtende Blau des himmlischen Tages hereinquoll.

Der General, dessen Eintritt ein wohlgefälliges Gemurmel erregt hatte, wendete sein gesammeltes Antlitz der Gemeinde zu, konnte aber mit einer ungezwungenen Wendung des Kopfes leicht den hohen Sitz beobachten, wo sein Vetter horstete. Eben jetzt warf er einen Blick hinauf. Der Seelsorger von Mythikon, der das Jubellied schon oft gehört hatte und seiner ebenfalls schon oft gehaltenen Predigt sicher war, betastete leise seine Tasche.

«Posaunet, posaunet . . .!» dröhnte es durch das Schiff. Wertmüller schielte die Kanzeltreppe hinauf. Der Vetter hatte das kleine Terzerol aus der Tasche gezogen und betrachtete es hinter der hohen Kanzelbrüstung mit Augen der Liebe.

«Drommetet, drommetet . . .!» sangen die Mythikoner.

Mitten durch den Trompetenlärm hörte der General deutlich ein scharfes Knacken, als würde droben ein Hahn gezogen. Er lächelte.

Jetzt kam die letzte, die Lieblingsstrophe der Mythikerinnen. «Und flötet, o flötet . . .!» sangen sie, so schön sie konnten. Der General warf wieder einen verstohlenen Blick nach der Kanzel hinauf. Spielend legte der Pfarrer eben seinen dicken Finger an den Drücker; wußte er doch, daß er die Feder mit aller Gewalt nicht bewegen konnte. Aber er zog ihn gleich wieder zurück, und die sanften Flöten verklangen.

Der General unten an der Kanzel legte in gedrückter Stimmung sein Gesicht in Falten.

Jetzt betete der geistliche Herr, der das kleine Gewehr in seine geräumige Tasche zurückgleiten ließ, in aller Andacht die Liturgie und las dann den Text aus der großen, ständig auf dem Kanzelbrette lagernden Bibel. Es war der herrliche siebenundvierzigste Psalm, der da beginnt: Frohlocket mit Händen, alle Völker, lobet Gott mit großem Schalle!

Frisch und flott ging es in die Predigt hinein, und schon war sie über ihr erstes Drittel gediehen. Noch einmal lauerte der General empor, sichtlich enttäuscht, mit einem fast vorwurfsvollen Blicke, der sich aber plötzlich erheiterte. Der Pfarrer hatte im Feuer der Aktion, während seine Linke vor allem Volke gestikuliert, mit der durch die Kanzel gedeckten Rechten instinktiv das geliebte Terzerol wieder herausgezogen. «Lobet Gott mit großem Schalle!» rief er aus, und paff! knallte ein kräftiger Schuß. Er stand im Rauch. Als er wieder sichtbar wurde, quoll die blaue Pulverwolke langsam um ihn empor und schwebte wie ein Weihrauch über der Gemeinde.

Entsetzen, Schreck, Erstaunen, Ärger, Zorn, ersticktes Gelächter, diese ganze Tonleiter von Gefühlen fand ihren Ausdruck auf den Gesichtern der versammelten Zuhörer. Die Kirchenältesten im Chor aber zeigten entrüstete und strafende Mienen. Die Lage wurde bedenklich.

Jetzt wendete sich der General mit einer zugleich leutseligen und imponierenden Gebärde an die aufgeregten Mythiker:

«Liebe Brüder, laßt Euch den Schuß nicht anfechten.

Bedenket: es ist nach menschlicher Voraussicht das letztemal, daß ich mich in eurer Mitte erbaue, ehe ich diesen meinen sterblichen Leib den Kugeln preisgebe. — Und ihr, Herr Pfarrer, zeigt Euch als einen entschlossenen Mann und führt Euern Sermon zu Ende.»

Und wirklich, der Pfarrer setzte unerschrocken wieder ein und fuhr in seiner Predigt fort, unbeirrt, ohne den Faden zu verlieren, ohne sich um ein Wort zu vergreifen, zu stottern oder sich zu versprechen.

Alles kehrte wieder in die Ordnung zurück. Nur das blaue Pulverwölkchen wollte sich in dem geschlossenen Raume gar nicht verlieren und schwebte hartnäckig über der Gemeinde, bald im Schatten, bald von einem Sonnenstrahl beleuchtet, bis seine Umrisse immer ungewisser wurden und sich endlich auflösten.

Zehntes Kapitel

Während der Pfarrer seine Predigt tapfer zu Ende führte, hatte die daheimgebliebene Rahel der alten Babeli und dem zur Aushilfe von dieser herbeigeholten Nachbarskinde ihre Befehle gegeben und trat jetzt, ein Körbchen und ein kleines Winzermesser in der Hand, vor die hintere Haustüre, um einige ihrer reifen, sonnegebräunten Goldtrauben von der Laube zu schneiden.

Da sah sie, sich gerade gegenüber, wo der Fußsteig um die von der Landstraße abliegende Seite des Gartens lief, ein seltsames Schauspiel.

Ein unheimlicher Mensch stützte die Hände auf den Zaun, schwang sich mit fliegenden Rockschoßen in einem wilden Satze über die Hecke und kam ihr stracks entgegen. Kaum traute sie ihren Augen. Konnte er es sein? Unmöglich! Und doch, er war es.

Pfannenstiel hatte das Frühstück, welches ihm der dienstbeflissene Mohr im Speisesaale auf der Au vorsetzte, kaum berührt. Es trieb ihn fort über die jetzt gesenkte Zugbrücke, bergan, der Pfarre von Mythikon zu. Er wußte, daß er die Straßen und Steige, wenn auch nur für kurze Zeit, noch leer fand. Der orientalische Schemen war im Morgenwinde verflattert; aber, wie himmlisch leuchtend und frisch der

Herbsttag aus seinen Nebelhüllen hervortrat, einer der gestern empfangenen Eindrücke war wie ein Stachel in der aufgeregten Seele des Kandidaten haften geblieben.

Ihm fehle die Männlichkeit, hatte der General ihm vorgehalten, die einen unfehlbaren Sieg über das Weibliche davontrage. Das gab dem Kandidaten zu schaffen, und da sich ihm eine nächste Gelegenheit bot, etwas nach seiner Ansicht Kühnes zu unternehmen, und gerade das, wozu der General ihn aufgefordert hatte, so entschloß sich der Verwilderte, Rahel, wenn auch ohne Feuerwaffe, mit einem Morgenbesuche zu überraschen.

Der Sprung über die Hecke war dann freilich keine Heldentat gewesen, sondern eine Flucht vor den ersten heimkehrenden Kirchgängern, die er zwischen den Bäumen der Landstraße zu sehen glaubte.

Wie er sich mit unternehmender Miene und in entschiedener Haltung der Wertmüllerin näherte, erschrak diese ernstlich über sein Aussehen, seine fiebernden Augen, die Blässe und Abspannung, wie sie eine schlaflose Nacht auf dem Antlitze zurückläßt. Auch der herabhängende, halb abgedrehte Knopf und die Leere, die der andere weggerissene gelassen, entgingen ihr natürlich keinen Augenblick und vollendeten den beängstigenden Eindruck.

«Um Himmels willen, was ist Euch, Herr Vikar?» sagte das Mädchen. «Seid Ihr krank? Ihr habt etwas Verstörtes, Fremdes an Euch, das mich erschreckt. Oh, der heillose Pate, – was hat er mit Euch vorgenommen? Er gelobte mir doch, Euch nichts anzutun, und nun hat er Euch gänzlich zerrüttet! Erzählt mir haarklein, was Euch auf der Au zugestoßen – vielleicht weiß ich Rat.»

Als ihr der Kandidat in die verständigen und doch so warmen Augen blickte, ward er sich urplötzlich dessen bewußt, was ihn eigentlich hergetrieben. Der Kobold des Abenteuers, der sich beim ersten Schritte, den er auf der Au getan, ihm auf den Nacken gesetzt hatte, sprang von seinem Rücken und ließ ihn fahren.

Bis ins kleinste beichtete er den klaren braunen Augen seine Erlebnisse auf der Insel, nur die Vision der Türkin weglassend, die ja eine Ausgeburt seines erhitzten Gehirns gewesen war. Er gestand ihr, ihn habe der Vorwurf des Generals, ihm fehle das Männliche, verblüfft und beun-

ruhigt, auch jetzt könne er noch nicht darüber hinwegkommen. Und er bat sie, ihm aufrichtig zu sagen, ob hier ein Mangel sei und wie dem abzuhelpen wäre.

Rahel betrachtete ihn ein Weilchen fast gerührt, dann brach sie in ein helles Gelächter aus.

«Der Pate trieb mit Euch sein Spiel», sagte sie, «aber daß er Euch das griechische Abenteuer widerriet, war recht. Ihr wolltet aus Eurer eigenen Natur heraus, und er hat Euch heimgespottet . . . Warum auch? Wie Ihr seid, und gerade wie Ihr seid, gefällt Ihr mir am besten. Papas ungeistliche Waidlust hat mir genug schwere Stunden gemacht! Für mich lob' ich mir den Mann, der unsern Dorfleuten mit einem erbaulichen, durchsichtigen Wandel vorleuchtet, unsern Zehntwein schluckweise trinkt, seine Frau liebhat und zuweilen von einem bescheidenen und gelehrten Freunde besucht wird . . .! Diese Kavaliere! Ich habe übergenug von ihren Tafeldiskursen, wenn sie den Vater mit Roß und Wagen überfallen! — Der Pate hat Euch gestern in so manches eingeweiht, hat er Euch nicht auch den Streich erzählt, den er mit achtzehn Jahren seinem jungen Weibe spielte? Sie gelüstete nach Spanischbrötchen, wie man solche in Baden bäckt. «Ich hole sie dir warm!» sagte er galant, sattelte und verritt. In Baden legte er die Brötchen in eine Schachtel und eine Zeile dazu, er verreise ins schwedische Lager. Diesen Abschied sandte er durch einen Boten, ihn selbst aber sah sie viele Jahre nicht wieder. Das hättet Ihr nicht getan!» Und sie reichte dem stillen Vikar die Hand.

«Aber jetzt muß ich Euch sogleich die Knöpfe befestigen», setzte sie rasch hinzu, «es tut mir in den Augen und in der Seele weh, Euch in diesem Zustande zu sehen! Setzt Euch!» — dabei zeigte sie auf ein Bänklein unter der Laube — «ich hole Zwirn und Nadel.»

Pfannenstiel gehorchte, und sie entsprang mit dem trau-
bengefüllten Körbchen.

Nun kam es über ihn wie Paradiesesglück. Licht und Grün, die niedrige Laube, das bescheidene Pfarrhaus, die Erlösung von den Dämonen des Zweifels und der Unruhe!

Sie freilich, die ihn davon befreit hatte, war selbst von Unruhe ergriffen. Welchen Streich hatte der General geplant oder schon ausgeführt? Sie machte sich Vorwürfe, ihm freie Hand dazu gegeben zu haben.

In der Küche erfuhr sie, der Herr Pfarrer habe sich mit dem General eingeschlossen und bald darauf seien die Kirchenältesten langsam und feierlich die Treppe hinaufgeschritten. Etwas Unerhörtes müsse in der Kirche vorgefallen sein.

Der Fischkuri, der ihr aus seinem Troge Forellen brachte, wurde von ihr befragt; aber er war nicht zum Reden zu bringen und schnitt ein dummes Gesicht.

Bestürzt eilte das Mädchen in ihre Kammer und mußte lange suchen, ehe sie Nadel und Zwirn fand.

Elftes Kapitel

Nachdem der Gottesdienst zu Mythikon ohne weitere Störung sein Ende genommen hatte, waren die Vettern nebeneinander in die nahe Pfarre zurückgeschritten, der Seelsorger zur Rechten des Generals, ohne sich um den Ausdruck der öffentlichen Meinung zu kümmern, welcher in den Mienen der ihnen Begegnenden unverkennbar zu lesen war.

Dort öffnete der geistliche Wertmüller sein Studierzimmer, ließ den weltlichen wie einen straffälligen, armen Sünder nachkommen und verschloß sorgfältig die Türe. Dann trat er dich an den Freveltäter heran. «Vetter General», sagte er, «du hast an mir gehandelt als ein Schelm und ein Bube!», und er machte Miene, ihn am Kragen zu packen.

«Hand weg!» entgegnete dieser. «Soll ich mich mit dir raufen, wie weiland mit dem Vetter Zeugherr von Stadelhofen in der Ratslaube zu Zürich, als wir uns die Perücken zausten, daß es nur so stob! Bedenke dein Amt, deine Würde!»

«Mein Amt, meine Würde!» wiederholte der Pfarrer langsam und schmerzlich. Eine Träne netzte seine graue Wimper. Mit diesen vier schlichten Worten war dasselbe ausgedrückt, was uns in jener großartigen Tirade erschüttert, mit welcher Othello von seiner Vergangenheit und seinem Amte Abschied nimmt.

Der General schluckte. Die Träne des alten Mannes war ihm entschieden zuviel.

«La, la», tröstete er, «du hast eine prächtige Kaltblütigkeit gezeigt. Auf meine Ehre, ein echter Wertmüller! Es ist ein Feldherr an dir verlorengegangen.»

Aber die Schmeichelei verfing nicht. Auch der Moment der Wehmut war vorübergegangen.

«Womit habe ich dich beleidigt?» zürnte der Entrüstete. «Habe ich je in meiner Kirche auf dich gestichelt oder angespielt? Habe ich dich nicht in deinem Heidentume völlig werden lassen und dich gedeckt, wie ich konnte? — Und zum Danke dafür hast du mir hinterlistig das Pistol vertauscht, du Gaukler und Taschenspieler! — Warum beschimpfst du meine grauen Haare, Kind der Bosheit? Weil es dir in deiner eigenen Haut nicht wohl ist!»

«La, la», sagte der General.

Es pochte. Die Kirchenältesten von Mythikon traten in die Stube, dem Krachhalder den Vortritt lassend, und stellten sich in einem Halbkreise den Wertmüllern feierlich, fast feindselig gegenüber. Der General las in den langen gefurchten Gesichtern, daß er mit seinem lästerlichen Scherze das dörfliche Gefühl schwer beleidigt hatte.

In der Tat, der Krachhalder, auf den sie alle hinhörten, war in den Tiefen seiner Seele empört. Wenn er sich auch den abenteuerlichen Vorfall nicht ganz erklären konnte, setzte er ihn doch unbedenklich auf die Rechnung des Generals, welcher, die Schwäche seines geistlichen Vetters sich zunutze machend, ein landkundiges Ärgernis habe anstiften wollen. Dem Krachhalder lag die Ehre seiner Gemeinde am Herzen, und er hatte das Mythikoner Kirchlein mit seinem schlanken Helme und seinen hellen acht Fenstern aufrichtig lieb. — Süß war ihm nach dem Schweiß der Woche der Kirchgang im reinlichen Sonntagsrocke und den Schnallenschuhen, süß und nachdenklich Taufe und Bestattung, die den Gottesdienst und das menschliche Leben begrenzen und einrahmen, süß das Angeredetwerden als sterblicher Adam und unsterbliche Seele, süß das Kämpfen mit dem Schlummer, das Übermannntwerden, das Wiedererwachen; süß das kräftige Amen, süß das Zusammenstehen mit den Ältesten auf dem Kirchhofe und die Begrüßung des Pfarrers, süß das gemütliche Heimwandeln.

Man mußte ihn sehen, den ehrbaren Greis mit dem scharfgezeichneten Kopfe, wenn er bei einer Armensteuer,

nach der Aufforderung des Herrn Pfarrers zu schöner brüderlicher Wohltat, das Wasser in den Augen, aus seinem Geldbeutel ein rotes Hellerchen hervorgrub! —

Kurz, der Krachhalder war ein kirchlicher Mann, und das Herz blutete oder, richtiger gesagt, die Galle kochte ihm, die Stätte seiner sonntäglichen Gefühle verunglimpft und lächerlich gemacht zu sehen.

«Was führt Euch hieher?» redete der General ihn an und fixierte ihn mit blitzenden Augen so scharf, daß der Krachhalder, der trotz seines guten Gewissens das nicht wohl ertragen konnte, mit seinen Augensternen nach rechts und links auswich, bis es ihm endlich gelang, standzuhalten.

«Macht aus einer Mücke keinen Elefanten!» fuhr Wertmüller, ohne die Antwort zu erwarten, fort. «Nehmt den Schuß als einen verspäteten aus der Lese oder, in Teufels Namen, für was Ihr wollt!»

«Die Lese war mittelmäßig», erwiderte der Kirchenälteste mit verhaltenem Grimme, «und der Schuß ist ein recht böser Handel, Ihr Herren Wertmüller! Ich besitze eine Chronik von Stadt und Land; darinnen steht verzeichnet, daß vor Jahren einem jungen geistlichen Herrn, der seiner Braut über den heiligen Kelch hin mit verliebten Augen zuwinkte . . .», der Krachhalder machte an seinem Halse das Zeichen eines Schnittes.

«Blödsinn!» fuhr der General ungeduldig dazwischen.

«Ich habe zu Hause auch eine Ketzergeschichte», sprach der Krachhalder hartnäckig fort, «darinnen alle Trennungen und Sekten von Anfang der Welt an beschrieben und abgebildet sind. Aber kein Adamit oder Wiedertäufer hat es je unternommen, bei wählender Predigt einen Schuß abzugeben. Das, Herr Pfarrer, ist eine neue Religion.»

Dieser seufzte. Das Beispiellose seiner Tat stand ihm deutlich genug vor Augen.

«Man wird den Schuß in Zürich untersuchen», drohte jetzt der unbarmherzige Bauer, «die Synagoge», er wollte sagen Synode, «wird darüber sitzen. Es tut mir leid für Euch, Herr Pfarrer; aber ich hoffe, sie fällt einen scharfen Spruch. Auch so wird uns der Spott nicht erspart werden, und das ist das schlimmste, denn der Spott hat ein zähes Leben an unserm See. Wenn ich nur dran denke, wird es mir, beim Eid, schwarz vor den Augen. Das ganze rechte

Ufer da drüben lacht uns aus. Keinen Schoppen können wir mehr trinken in Meilen oder Küsnacht, ohne daß sie uns verhöhnen in allen Tonarten und Liederweisen. Der Schuß von Mythikon stirbt nicht am See, sowenig als in Altdorf der Tellenschuß. Er haftet und lebt bei Kind und Kindeskind. Ich berufe mich auf Euch, Herr General», fuhr er fort, und die alten Augen leuchteten boshaft, «Ihr wißt, was das heißen will! Wie lange ist es her, daß Ihr von Rapperswyl abzogt? Damals wurdet Ihr von den Katholischen besungen, und glaubt Ihr's?, das lebt noch. Ihr seid ein verrühmter, abfigürter Mann, aber was hilft das? Erst vorgestern noch fuhr ein volles Pilgerschiff von Richterswyl her um die Au mit großem Lärm und Gesang. Ich stand in meinem Weinberge und denke: die Narren! — Gegen Euer Haus hin werden sie still. «Das macht der Respekt», sag' ich zu mir selbst. Ja, da hatt' ich es getroffen. Kaum sind sie recht unter Euern Fenstern, so bricht das Spottliedlein los. Ihr wißt das, wo sie den Wertmüller heim-schicken zur Müllerin! Gut, daß Ihr verritten wart! Mein-eidig geärgert hab' ich mich in meinen Reben . . .»

«Schweigt!» fuhr ihn der General zornig an; denn der alte Schimpf jener aufgehobenen Belagerung brannte jetzt noch auf seiner Seele, ja schärfer als früher, als wäre er mit jener Tinte verzeichnet, die erst nach Jahren schwarz und unverilglicly hervortritt.

Doch er beherrschte sich und wechselte den Ton. «Etwas Konfusion gehört zu jeder Komödie», sagte er, «aber wenn sie ihren Höhepunkt erreicht hat, muß ihr eine rasche Wendung zu gutem Schlusse helfen, sonst wird sogar die Verrücktheit langweilig.

Herr Pfarrer und liebe Nachbarn!

Gestern bis tief in die Nacht habe ich an meinem Testamente geschrieben und es Schlag zwölf Uhr unterzeichnet. Ich kenne Euer warmes Interesse an allem, was ich tue, lasse und nachlasse; erlaubt denn, daß ich Euch einiges daraus vorlese.»

Er zog eine Handschrift aus der Tasche und entfaltete sie. «Den Eingang, wo ich ein bißchen über den Wert der Dinge philosophiere, übergeh' ich . . . «Wenn ich, Rudolf Wertmüller, jemals sterbe . . .», doch das gehört auch nicht hieher . . .», er blätterte weiter. «Hier! «Schloß und Herr-

schaft Elgg, die ich aus den redlichen Ersparnissen meines letzten Feldzuges erworben, bleibt als Fideikommiß in meiner Familie» usw. «Item — Sintemal diese Herrschaft eine treffliche, aber vernachlässigte Jagd besitzt und eine mit den Beutestücken eben jener Kampagne versehene, aber noch vollständige Waffenkammer, so verfüge ich, daß nach meinem Ableben mein Vetter, der Herr Pfarrer Wilpert Wertmüller, benanntes Schloß und Herrschaft bewohne und bewerbe, die Jagd herstelle, die Waffenkammer vervollkommne und überhaupt und in jeder Weise bis an sein Ende frei darüber schalte und walte, wenn anders dieser geistliche Herr sich wird entschließen können, sein in Mythikon habendes Amt niederzulegen und antistite probante an den Kandidaten Pfannenstiel zu transferieren, welchem Kandidaten ich mein Patenkind, die Rahel Wertmüllerin, zur Frau gebe, nicht ohne die väterliche Einwilligung jedoch, und mit Hinzufügung von dreitausend Zürchergulden, die ich dem Fräulein, in meinen Segen eingewickelt, hinterlasse.»

«Uff», schöpfte der General Atem, «diese Sätze! Eine ver-teufelte Sprache, das Deutsche!»

Der Pfarrer kam sich vor wie ein Schiffbrüchiger, den dieselbe Welle begräbt und ans Land trägt. Seine verhängnisvolle Leidenschaft abgerechnet, ein verständiger Mann, erkannte er sofort, daß ihm der General den einzigen und dazu einen höchst angenehmen Weg öffne, der ihn aus Schimpf und Schande führen konnte.

Er drückte seinem Übel- und Wohltäter mit einer Art von Rührung die Hand, und dieser schüttelte sie ihm mit den Worten: «Komme ich durch, so soll es dein Schade nicht sein, Vetter! Ich tue dann, als wär' ich tot, und installiere dich als mein eigener Testamentsvollstrecker in Elgg!»

Die Mythikoner aber lauschten gleichsam mit allen Gliedmaßen, denn es schwante ihnen, daß jetzt sie an die Reihe kämen, beschenkt zu werden.

«Ich vermache denen Mythikern», fuhr der General fort und sein Bleistift flog über das Papier in seiner Linken, denn er skizzierte den durch die Eingebung des Augenblickes entstandenen Paragraphen, ««denen Mythikern vermache ich jene in ihre Gemeindewaldung am Wolfgang eingekeilte, zu zwei Dritteln mit Nadelholz, zu einem Drit-

tel mit Buchen bestandene Spitze meines Besitztums, in der Weise, daß die beiden Marksteine des Gemeindegutes zu meinen Ungunsten durch eine gerade Linie verbunden werden.» —

Heute noch — auf Ehrenwort und vor Zeugen — erhält dieser Zusatz mit meiner Unterschrift seine Endgültigkeit», erklärte der General, «in der Meinung jedoch und unter der Bedingung, daß der heute, wie eine unverbürgte Sage geht, in der Kirche von Mythikon abgefeuerte Schuß zu den ungeschehenen Dingen verstoßen und, soweit er Realität hätte, mit einem ewigen Schweigen bedeckt werde, welches sich die Mythiker eidlich verpflichten, weder in diesem Leben zu brechen noch jenseits des Grabes am jüngsten Tage und Letzten Gerichte.»

Der Krachhalder war während dieser Mitteilung äußerlich ruhig geblieben, nur die Nasenflügel in dem übrigens gelassenen Gesicht zitterten ein wenig, und seine Fingerspitzen hatten sich um ein Kleines einwärts gebogen, als wolle er das Geschenk festhalten. «Herr General, so wahr mir Gott helfe!» rief er jetzt und hob die Hand zum Schwure; Wertmüller aber schloß:

«Widrigenfalls und bei gebrochenem Schweigen ich dies Vermächtnis bei meiner Rückkehr aus dem bevorstehenden Feldzuge umstoßen und vertilgen werde. Wäre mir dies nicht möglich wegen eingetretenen Sterbefalles, so schwöre ich, mich den Mythikern als Geist zu zeigen und zur Strafe ihres Eidbruches zwischen zwölf und eins ihre Dorfgasse abzupatrouillieren. — Werdet Ihr die Bedingung erfüllen können, Krachhalder?»

«Unwitzig müßten wir sein», beteuerte dieser, «wenn wir nicht das Maul hielten!»

«Und eure Weiber?»

«Dafür laßt uns Mythikoner sorgen», sagte der alte Bauer ruhig und machte eine bedeutungsvolle Handbewegung.

«Aber, Krachhalder, stellt Euch vor, ich sei aus dem Reiche zurück», sagte der General freundlich, «wir sitzen unter meiner Veranda, ich lege Euch so wie jetzt die Hand auf die Schulter, stoße mit Euch an, und wir plaudern allerlei. Dann sag' ich so im Vorbeigehen: Jener Schuß hat gut gekracht . . .!»

«Welcher Schuß? — Das lügt Ihr, Herr General!» rief der

Kirchenälteste mit einer sittlichen Entrüstung, die komischerweise durchaus nicht gespielt war, sondern das Gepräge vollkommener Aufrichtigkeit trug.

Wertmüller lächelte zufrieden.

«Jetzt heim, ihr Männer!» mahnte der Alte. «Damit kein Unglück geschehe, muß in einer Viertelstunde das ganze Dorf wissen, daß der Schuß . . ., will sagen, daß wir heute eine gute Predigt gehört haben.»

Er drückte dem Pfarrer die Hand: «Und Euch, Herr General», sagte er, «reiche ich sie als Eidgenosse.»

«Verzieht einen Augenblick», befahl Wertmüller, «und seid Zeugen, wie ein glücklicher Vater zwei Hände zusammenlegt. Der Vikar kann nicht ferne sein. Trogen mich nicht die Augen, so sah ich ihn von weitem über eine Hecke voltigieren mit einem Salto, den ich ihm nie zugebraut hätte.»

«Rahel, mein Kind, schnell!» rief der Pfarrer durch die geöffnete Türe ins Haus hinein.

«Gleich, Vater!» scholl es zurück; aber nicht aus dem Innern der Wohnung, sondern durch das Weinlaub des Bogenganges herauf.

Rasch blickte der General aus dem Fenster und gewahrte durch das Blattgitter seine Schützlinge in einer Gruppe, die er sich durchaus nicht erklären konnte.

«Hervor, Hirt und Hirtin, aus Arkadiens Lauben!» rief der alte Soldat.

Da schritt Rahel unmutig errötend unter dem schützenden Blätterdache hervor und betrat mit Pfannenstiel, den sie mitzog, ein kleines von Edelobstbäumen umzogenes Rondell, das hart vor den Fenstern der Studierstube lag, aus denen der General mit den neugierigen Kirchenvorstehern herunterschaute.

Das Fräulein hielt eine Nadel in der gelenken Hand und befestigte vor aller Augen einen herabhängenden Knopf am Rocke des Kandidaten. Sie ließ sich in der Arbeit nicht stören. Erst nachdem sie den Faden gekappt hatte, heftete sie die braunen Augen, in denen Ernst und Übermut kämpften, fest auf ihren wunderlichen Schutzgeist und rief ihm zu:

«Pate, Ihr habt mir in kurzer Zeit den Herrn Vikar fast zerstört und zugrunde gerichtet. Wohl muß' ich ihn wieder in Ordnung bringen, damit er vor Gott und Menschen er-

scheinen könne! Was aber habt Ihr mit dem obersten Knopfe angefangen, der hier mangelte und den ich durch einen des Vaters ersetzen mußte?— Schafft ihn zur Stelle oder . . .» Sie erhob die Nadel mit einer so trotzig und blutdürstigen Gebärde gegen den General, daß die Männer alle in schallendes Gelächter ausbrachen.

Nach wenigen Augenblicken traten Pfannenstiel und Rahel vor den Pfarrer, der sie verlobte und segnete.

Als aber die vergnügten Kirchenältesten sich entfernt hatten, gab der würdige Herr seinem künftigen Schwiegersohne noch eine kurze Ermahnung:

«Was war das, Herr Vikar? An der Kirche vorüberschlüpfen, abgerissene Knöpfe . . .! Wo bleibt da die Würde, das Amt?»

Dann wandte er sich gegen den General: «*Ein Pärchen!*» sagte er, «nun das andere! Gebt her, Vetter!»

Und er langte ihm ohne Umstände in die Rocktasche, hob daraus das hartspielende Pistol, zog dann das in der Kirche entladene leichtspielende aus der seinigen und hielt sie vergleichend zusammen.

So begab es sich, daß der Schuß von Mythikon totgeschwiegen und, im Widerspiel mit dem Tellenschusse, aus einer Realität zu einer blassen wesenlosen Sage verflüchtigt wurde, die noch heute als ein heimatloses Gespenst an den schönen Ufern unsres Sees herumschwebt.

Aber auch wenn die Mythikoner geplaudert hätten, der General konnte sein Testament nicht mehr entkräften, denn er hatte die Eichen der Au zum letzten Male gesehen.

Sein Ende war rasch, dunkel, unheimlich. Eines Abends beim Lichteranzünden ritt er mit seinem Gefolge in ein deutsches Städtchen ein, stieg im einzigen schlechten Wirtshause ab, berief den Schöffen zu sich und ordnete Requisitionen an. Ein paar Stunden später wurde er plötzlich von einem Krankheitsanfälle niedergeworfen, und Schlag Mitternacht hauchte er seine seltsame Seele aus.

PLAUTUS IM NONNENKLOSTER

Nach einem heißen Sommertage hatte sich vor einem Kasino der mediceischen Gärten zum Genusse der Abendkühle eine Gesellschaft gebildeter Florentiner um Cosmus Medici, den «Vater des Vaterlandes», versammelt. Der reinste Abendhimmel dämmerte in prächtigen, aber zart abgestuften Farben über den mäßig Zechenden, unter welchen sich ein scharfgeschnittener, greiser Kopf auszeichnete, an dessen beredten Lippen die Aufmerksamkeit der laufenden Runde hing. Der Ausdruck dieses geistreichen Kopfes war ein seltsam gemischter: über die Heiterkeit der Stirn, die lächelnden Mundwinkel war der Schatten eines trüben Erlebnisses geworfen.

«Mein Poggio», sagte nach einer eingetretenen Pause Cosmus Medici mit den klugen Augen in dem häßlichen Gesichte, «neulich habe ich das Büchlein deiner Facetien wieder durchblättert. Freilich weiß ich es auswendig, und dieses mußte ich bedauern, da ich nur noch an den schlanken Wendungen einer glücklichen Form mich ergötzen, aber weder Neugierde noch Überraschung mehr empfinden konnte. Es ist unmöglich, daß du nicht, wählerisch wie du bist, diese oder jene deiner witzigen und liebenswürdigen Possen, sei es als nicht gesalzen genug oder als zu gesalzen, von der anerkannten Ausgabe des Büchleins ausgeschlossen hast. Besinne dich! Gib diesem Freundeskreise, wo die leiseste Anspielung verstanden und der keckste Scherz verziehen wird, eine *«Facezia inedita»* zum besten. Erzählend und schlürfend» – er deutete auf den Becher – «wirst du dein Leid vergessen!»

Den frischen Kummer, auf welchen Cosmus als auf etwas Stadtbekanntes anspielte, hatte dem greisen Poggio – dem jetzigen Sekretär der florentinischen Republik und dem vormaligen von fünf Päpsten, dem früheren Kleriker und späteren Ehemanne – einer seiner Söhne verursacht, welche alle herrlich begabt waren und alle nichts tauten. Dieser Elende hatte die greisen Haare des Vaters mit einer Tat beschimpft, die nahe an Raub und Diebstahl grenzte und dem für den Sohn einstehenden sparsamen Poggio überdies eine empfindliche ökonomische Einbuße zuzog.

Nach diesem kurzen Besinnen antwortete der Greis: «Jene Possen oder ähnliche, die dir schmecken, mein Cosmus, kleiden, wie üppige Kränze, nur braune Locken und mißziemen einem zahnlosen Munde.» Er lächelte und zeigte noch eine hübsche Reihe weißer Zähne. «Und» — seufzte er — «nur ungern kehre ich zu jenen Jugendlichkeiten, wie harmlos im Grunde sie sein mögen, zurück, jetzt, da ich die Unbefangenheit meiner Standpunkte und die Läßlichkeit meiner Lebensauffassung bei meinem Sohne — ich weiß nicht kraft welches unheimlichen Gesetzes der Steigerung — zu unerträglicher Frechheit, ja zur Ruchlosigkeit entarten sehe.»

«Poggio, du predigst!» warf ein Jüngling ein. «Du, welcher der Welt die Komödien des Plautus wiedergegeben hast!»

«Dank für deine Warnung, Romolo!» rief der unglückliche Vater, sich aufraffend, da er selbst als ein guter Gesellschafter es für unschicklich hielt, mit seinem häuslichen Kummer auf den Gästen zu lasten. «Dank für deine Erinnerung! Der ›Fund des Plautus‹ ist die Facetie, mit welcher ich heute euch, ihr Nachsichtigen, bewirten will.»

«Nenne sie lieber den ›Raub des Plautus‹», warf ein Spötter ein.

Poggio aber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen: «Möge sie euch ergötzen», fuhr er fort, «und zugleich belehren, Freunde, wie ungerecht der Vorwurf ist, mit welchem mich meine Neider verfolgen, als hätte ich jene Klassiker, deren Entdecker ich nun einmal bin, mir auf eine unedle, ja verwerfliche Weise angeeignet, als hätte ich sie — plump geredet — gestohlen. Nichts ist unwahrer.»

Ein Lächeln ging im Kreise, zu welchem erst Poggio sich ernst und ablehnend verhielt, an dem er aber endlich selbst sich mitlächelnd beteiligte; denn ihm war, als einem Menschenkenner, bewußt, daß auch die falschesten Vorurteile sich nur schwer wieder entwurzeln lassen.

«Meine Facetie», parodierte Poggio die den italienischen Novellen gewöhnlich voranstehende breite Inhaltsangabe, «handelt von zwei Kreuzen, einem schweren und einem leichten, und von zwei barbarischen Nonnen, einer Novize und einer Äbtissin.»

«Göttlich, Poggio», unterbrach ihn ein Nachbar, «von der Art jener treuherzigen germanischen Vestalen, mit welchen

du in deinem bewundernswerten Reisebriefe die Heilbäder an der Limmat wie mit Najaden bevölkert hast — das Beste, was du geschrieben, bei den neun Musen! Jener Brief verbreitete sich in tausend Abschriften über Italien . . .»

«Ich übertrieb, euern Geschmack kennend», scherzte Poggio. «Immerhin, Ippolito, wirst du, als ein Liebhaber der Treuherzigkeit, an meiner barbarischen Nonne deine Freude haben. Ich beginne.

In jenen Tagen, erlauchter Cosmus, da wir unserer zur lernäischen Schlange entstellten heiligen Kirche die überflüssigen Köpfe abschlugen, befand ich mich in Konstanz und widmete meine Tätigkeit den großartigen Geschäften eines ökumenischen Konzils. Meine Muße aber teilte ich zwischen der Betrachtung des ergötzlichen Schauspiels, das auf der beschränkten Bühne einer deutschen Reichsstadt die Frömmigkeit, die Wissenschaft, die Staatskunst des Jahrhunderts mit seinen Päpsten, Ketzern, Gauklern und Buhlerinnen zusammendrängte — und der gelegentlichen Suche nach Manuskripten in den umliegenden Klöstern.

Verschiedene Spuren und Fährten verfolgend, geriet ich auf die der Gewißheit nahe Vermutung, daß sich in einem benachbarten Nonnenkloster ein Plautus in den Händen barbarischer Nonnen befand, wohin er sich aus irgendeiner abgehausten Benediktinerabtei als Erbe oder Pfand mochte verirrt haben. Ein Plautus! Denke dir, mein erlauchter Gönner, was es sagen wollte, damals, wo nur wenige, die Neugier unerträglich stachelnde Fragmente des großen römischen Komikers vorhanden waren! Daß ich darüber den Schlaf verlor, das glaubest du mir, Cosmus, der du meine Begeisterung für die Trümmer einer niedergegangenen größeren Welt teilst und begünstigst! Hätte ich nur alles im Stiche gelassen und wäre auf die Stätte geeilt, wo ein Unsterblicher, statt die Welt zu ergötzen, in unwürdigem Dunkel moderte! Doch es waren die Tage, da die Wahl des neuen Papstes alle Gemüter beschäftigte und der Heilige Geist die versammelten Väter auf die Verdienste und Tugenden des Otto Colonna aufmerksam zu machen begann, ohne daß darum das tägliche und stündliche Laufen und Rennen seiner Anhänger und Diener, unter welche ich zählte, im geringsten entbehrlich geworden wäre.

So geschah es, daß mir ein untergeordneter und unred-

licher Sucher, leider ein Landsmann, in dessen Gegenwart ich in meiner Herzensfreude ein unbesonnenes Wort über die Möglichkeit eines so großen Fundes hatte fallen lassen, zuvorkam und — der Ungeschickte! —, ohne den Klassiker per fas oder nefas zu gewinnen, die Äbtissin des Klosters, wo er von Staub bedeckt lag, mißtrauisch und auf den Schatz, den sie unwissend besaß, aufmerksam machte.

Endlich bekam ich freie Hand und setzte mich — trotz der bevorstehenden Papstwahl — auf ein rüstig schreitendes Maultier, den Auftrag hinterlassend, mir nach Eintritt des Weltereignisses einen Boten nachzusenden. Der Treiber meines Tieres war ein von dem Bischofe zu Chur unter seinem Gesinde nach Konstanz gebrachter Räter und nannte sich Anselino de Spiuga. Er hatte ohne Zögern in mein niedriges erstes Angebot gewilligt, und wir waren um einen unglaublich billigen Preis übereingekommen.

Tausend Possen gingen mir durch den Kopf. Die Bläue des Äthers, die mit einem frischen, fast kalten Hauch aus Norden zu gleichen Teilen gemischte Sommerluft, der wohlfeile Ritt, die überwundenen Schwierigkeiten der Papstwahl, der mir bevorstehende höchste Genuß eines entdeckten Klassikers, diese himmlischen Wohltaten stimmten mich unendlich heiter, und ich hörte die Musen und die Englein singen. Mein Begleiter dagegen, Anselino de Spiuga, ergab sich — so schien mir — den schwermütigsten Betrachtungen.

Selbst glücklich, suchte ich aus Menschenliebe auch ihn glücklich zu machen oder wenigstens zu erheitern und gab ihm allerhand Rätsel auf. Meist aus der Biblischen Geschichte, die dem Volke geläufig ist. «Kennst du», fragte ich, «den Hergang der Befreiung des Apostelfürsten aus den Ketten?» und erhielt die Antwort, er habe denselben abgebildet gesehen in der Apostelkirche von Tosana. «Gib acht, Hänschen!» fuhr ich fort. «Der Engel sprach zu Petrus: Zeuch deine Schuhe an und folge mir! Und sie gingen, ohne daß Petrus den Engel erkannt hätte, durch die erste und andere Hut, durch das Tor und eine Gasse lang. Jetzt schied der Begleiter, und alsbald sprach Petrus: Nun weiß ich wahrhaftig, daß mich ein Engel geführt hat. Woher, Hänschen, kam ihm dieses plötzliche Wissen, diese unumstößliche Überzeugung? Das sage mir, wenn du es erraten

kannst.› Anselino sann eine Weile und schüttelte dann den eigensinnigen Krauskopf. ‹Gib acht, Hänschen›, sagte ich, ‹ich löse die Frage. Daran erkannte Petrus den Engel, daß er für seinen Dienst kein Trinkgeld verlangte! Solches ist nicht irdisch. So handelt nur ein Himmlischer!›

Man soll mit dem Volke nicht scherzen. Hänschen suchte in dem Spaße, welcher mir aus dem Nichts zugeflogen war, eine Absicht oder Anspielung.

‹Es ist wahr, Herr›, sagte er, ‹ich führe Euch fast umsonst, und ohne daß ich ein Engel wäre, werde ich auch kein Trinkgeld fordern. Wisset, mich zieht es auch meinesteils nach Monasterlingen› — er nannte das Nonnenkloster, das Ziel unserer Fahrt —, ‹wo morgen die Gertrude ihre Hüften mit dem Strick umgürtet und ihre Blondhaare unter der Schere fallen.›

Dem kräftigen Jüngling, der übrigens in Gebärde und Rede — es mochte ein Tropfen romanischen Blutes in dem seinigen fließen — viel natürlichen Anstand hatte, rollten Tränen über das sonneverbrannte Gesicht. ‹Bei dem Bogen Cupidos›, rief ich aus, ‹ein unglücklich Liebender!› und ließ mir die einfache, aber keineswegs leicht verständliche Geschichte erzählen:

Er habe, mit seinem Bischof nach Konstanz gekommen und dort ohne Beschäftigung, in der Umgegend als Zimmerer Arbeit gesucht. Diese habe er bei den Bauten des Nonnenklosters gefunden und dann die in der Nähe hausende Gertrude kennenlernen. Sie beide seien sich gut geworden und haben ein Wohlgefallen aneinander gefunden. So haben sie gern und oft zusammengesessen. ‹In allen Züchten und Ehren›, sagte er, ‹denn sie ist ein braves Mädchen.› Da plötzlich sei sie von ihm zurückgetreten, ohne Abbruch der Liebe, sondern etwa wie wenn eine strenge Frist verlaufen wäre, und er habe als gewiß vernommen, sie nehme den Schleier. Morgen werde sie eingekleidet, und er werde dieser Handlung beiwohnen, um das Zeugnis seiner eigenen Augen anzurufen, daß ein redliches und durchaus nicht launenhaftes Mädchen einen Mann, den sie eingestandenermaßen liebe, ohne einen irgend denkbaren Grund könne fahrenlassen, um eine Nonne zu werden; wozu Gertrude, die Natürliche und Lebenskräftige, so wenig als möglich taue und — wunderlicherweise —, aus

ihren eigenen Äußerungen zu schließen, auch keine Lust habe, ja, wovor ihr graue und bange.

«Es ist unerklärlich!» schloß der schwermütige Räter und fügte bei, durch eine Güte des Himmels sei kürzlich seine böse Stiefmutter Todes verblichen, vor welcher er das väterliche Haus geräumt, und dieses ihm nun wieder offen, wie die Arme seines greisen Vaters. Dergestalt würde seine Taube ein warmes Nest finden, aber sie wollte schlechterdings und unbegreiflicherweise in einer Zelle nisten.

Nach beendiger Rede verfiel Hänschen wieder in ein trübes Brüten und hartnäckiges Schweigen, welches er nur brach, um meine Frage nach dem Wesen der Äbtissin zu beantworten. Sie sei ein garstiges, kleines Weib, aber eine meisterliche Verwalterin, welche den verlotterten Haushalt des Klosters hergestellt und in die Höhe gebracht hätte. Sie stamme aus Abbatis Cella und heiße im Volke nur «das Brigittchen von Trogen».

Endlich tauchte das Kloster aus monotonen Weinbergen auf. Jetzt bat mich Anselino, ihn in einer Schenke am Wege zurückzulassen, da er Gertruden nur noch einmal erblicken wolle — bei ihrer Einkleidung. Ich nickte einwilligend und ließ mich vom Maultiere heben, um gemächlich dem nahen Kloster zuzuschlendern.

Dort ging es lustig her. In der Freiheit der Klosterwiese wurde ein großer, undeutlicher Gegenstand versteigert oder zu anderem Behufe vorgezeigt. Ein Schwartenhals, die Sturmhaube auf dem Kopfe, stieß von Zeit zu Zeit in eine mißtönige Drommete, vielleicht ein kriegerisches Beutestück, vielleicht ein kirchliches Geräte. Um die von ihren Nonnen umgebene Äbtissin und den zweideutigen Herold mit geflicktem Wams und zerlumpten Hosen, dem die nackten Zehen aus den zerrissenen Stiefeln blickten, bildeten Laien und zugelaufene Mönche einen bunten Kreis in den traulichsten Stellungen. Unter den Bauern stand hin und wieder ein Edelmann — es ist in Turgovia, wie diese deutsche Landschaft sich nennt, Überfluß an kleinem und geringem Wappengevögel —, aber auch Bänkelsänger, Zigeuner, fahrende Leute, Dirnen und Gesindel jeder Art, wie sie das Konzil herbeigelockt hatte, mischte sich in die seltsame Korona. Aus dieser trat einer nach dem andern hervor und wog den Gegenstand, in welchem, näher getreten, ich ein

grausiges, altertümliches, gigantisches Kreuz erkannte. Es schien von außerordentlicher Schwere zu sein, denn nach einer kurzen Weile begann es in den unsicher werdenden Händen selbst des stärksten Trägers hin und her zu schwan-
ken, senkte sich bedrohlich und stürzte, wenn nicht andere Hände und Schultern sich tumultuarisch unter das zentnerschwere Holz geschoben hätten. Jubel und Gelächter begleiteten das Ärgernis. Um die Unwürdigkeit der Szene zu vollenden, tanzte die bäurische Äbtissin wie eine Besessene auf der frischgemähten Wiese herum, begeistert von dem Wert ihrer Reliquie — das Verständnis dieses Marktes begann mir zu dämmern — und wohl auch von dem Klosterweine, welcher in ungeheuern hölzernen Kannen, ohne Becher und Zeremonie, von Munde zu Munde ging.

«Bei den Waden der Mutter Gottes», schrie das freche Weibchen, «dieses Kreuz unserer seligen Herzogin Amalaswinta hebt und trägt mir keiner, selbst der stämmigste Bursche nicht; aber morgen lüpft's das Gertrudchen wie einen Federball. Wenn mir die sterbliche Kreatur nur nicht eitel wird! Gott allein die Ehre!» sagt das Brigittchen. «Leute, das Wunder ist tausend Jahre alt und noch wie funkel-nagelneu! Es hat immer richtig gespielt, und, auf Schwur und Eid, auch morgen läuft es glatt ab.» — Sicherlich, die brave Äbtissin hatte sich unter dem himmlischen Tage ein Räuschlein getrunken.

Diesen possierlichen Vorgang mit ähnlichen, in meinem gesegneten Vaterland erlebten zusammenhaltend, begann ich ihn zu verstehen und zu würdigen — nicht anders, als ich mir ihn, eine Stunde später, bei größerer Sachkunde endgültig zurechtlegte; aber ich wurde in meinem Gedankengange plötzlich und unangenehm unterbrochen durch einen kreischenden Zuruf der Hanswurstin in der weißen Kutte mit dem hochgeröteten Gesichte, den dumm-pfiffigen Äuglein, dem kaum entdeckbaren Stülpnäschen und dem davon durch einen ungeheuren Zwischenraum getrennten bestialischen Munde.

«He dort, welscher Schreiber!» schrie sie mich an. Ich war an diesem Tage schlicht und reisemäßig gekleidet und trage meinen klassischen Ursprung auf dem Antlitz. «Tretet ein bißchen näher und lüpft mir da der seligen Amalaswinte Kreuz!»

Alle Blicke richteten sich lachlustig auf mich, man gab Raum, und ich wurde nach alemannischer Sitte mit derben Stößen vorgeschoben. Ich entschuldigte mich mit der, Freunde, euch bekannten Kürze und Schwäche meiner Arme.» Der Erzähler zeigte dieselben mit einer schlenkernen Gebärde.

«Da rief die Schamlose, mich betrachtend: «Um so längere Finger hast du, sauberer Patron!», und in der Tat, meine Finger haben sich durch die tägliche Übung des Schreibens ausgebildet und geschmeidigt. Die Menge des umstehenden Volkes aber schlug eine tobende Lache auf, deren Sinn mir unverständlich blieb, die mich aber beleidigte und welche ich der Äbtissin ankreidete. Mißmutig wandte ich mich ab, bog um die Ecke der nahen Kirche, und den Haupteingang derselben offen findend, betrat ich sie. Der edle Rundbogen der Fenster und Gewölbe, statt des modischen Spitzbogens und des närrischen französischen Schnörkels, stimmte mich wieder klar und ruhig. Langsam schritt ich vorwärts durch die Länge des Schiffes, von einem Bildwerke angezogen, das sich, von Oberlicht erhellt, in kräftiger Rundung aus dem heiligen Dämmer hob und etwas in seiner Weise Schönes zu sein schien. Ich trat nahe und wurde nicht enttäuscht. Das Steinwerk enthielt zwei durch ein Kreuz verbundene Gestalten, und dieses Kreuz glich an Größe und Verhältnissen vollständig dem auf der Klosterwiese zur Schau stehenden, welches von beiden dem andern nachgeahmt sein mochte. Ein gewaltiges, dorngekröntes Weib trug es fast waagrecht mit kraftvollen Armen auf mächtiger Schulter und stürzte doch unter ihm zusammen, wie die derb im Gewande sich abzeichnenden Knie zeigten. Neben und vor dieser hinfälligen Gigantin schob eine kleinere Gestalt, ein Krönlein auf dem lieblichen Haupte, ihre schmalere Schulter erbarmungsvoll unter die untragbare Last. Der alte Meister hatte — absichtlich oder wohl eher aus Mangel an künstlerischen Mitteln — Körper und Gewandung roh behandelt, sein Können und die Inbrunst seiner Seele auf die Köpfe verwendend, welche die Verzweiflung und das Erbarmen ausdrückten.

Davon ergriffen, trat ich, das gute Licht suchend, einen Schritt zurück. Siehe, da kniete mir gegenüber an der andern Seite des Werkes ein Mädchen, wohl eine Eingebor-

rene, eine Bäuerin der Umgebung, fast ebenso kräftig gebildet wie die steinerne Herzogin, die Kapuze der weißen Kutte über eine Last von blonden Flechten und einen starken, luftbedürftigen Nacken zurückgeworfen.

Sie erhob sich, denn sie war, in sich versunken, meiner nicht früher ansichtig geworden als ich ihrer, wischte sich mit der Hand quellende Tränen aus dem Auge und wollte sich entfernen. Es mochte eine Novize sein.

Ich hielt sie zurück und bat sie, mir das Steinbild zu deuten. Ich sei einer der fremden Väter des Konzils, sagte ich ihr in meinem gebrochenen Germanisch. Diese Mitteilung schien ihr nicht viel Eindruck zu machen. Sie berichtete mir in einer einfachen Weise, das Bild stelle eine alte Königin oder Herzogin dar, die Stifterin dieses Klosters, welche, darin Profeß tuend, zur Einkleidung habe schreiten wollen: das Haupt mit Dornen umwunden und die Schulter mit dem Kreuze beladen. «Es heißt», fuhr das Mädchen bedenklich fort, «sie war eine große Sünderin, mit dem Giftmord ihres Gatten beladen, aber so hoch, daß die weltliche Gerechtigkeit ihr nichts anhaben durfte. Da rührte Gott ihr Gewissen, und sie geriet in große Nöte, an dem Heil ihrer Seele verzweifelnd!» Nach einer langen und schweren Buße habe sie, ein Zeichen verlangend, daß ihr vergeben sei, dieses große und schwere Kreuz zimmern lassen, welches der stärkste Mann ihrer Zeit kaum allein zu heben vermochte, und auch sie brach darunter zusammen, hätte es nicht die Mutter Gottes in sichtbarer Gestalt barmherzig mit getragen, die ambrosische Schulter neben die irdische schiebend.

Nicht diese Worte brauchte die blonde Germanin, sondern einfachere, ja derbe und plumpe, welche sich aber aus einer barbarischen in unsere gebildete toskanische Sprache nicht übersetzen ließen, ohne bäurisch und grotesk zu werden, und das, Herrschaften, würde hinwiederum nicht passen zu dem großen Ausdrucke der trotzig blauen Augen und der groben, aber wohlgeformten Züge, wie ich sie damals vor mir gesehen habe.

«Die Geschichte ist glaublich!» sprach ich vor mich hin, denn diese Handlung einer barbarischen Königin schien mir in die Zeiten und Sitten um die dunkle Wende des ersten Jahrhunderts zu passen. «Sie könnte wahr sein!»

«Sie ist wahr!» behauptete Gertrude kurz und heftig mit einem finstern, überzeugten Blicke auf das Steinbild und wollte sich wiederum entfernen; aber ich hielt sie zum andern Male zurück mit der Frage, ob sie die Gertrude wäre, von welcher mir mein heutiger Führer Hans von Splügen erzählt habe? Sie bejahte unerschrocken, ja unbefangen, und ein Lächeln verbreitete sich von den derben Mundwinkeln langsam wie ein wanderndes Licht über das braune, aber schon in der Klosterluft bleichende Antlitz.

Dann sann sie und sagte: «Ich wußte, daß er meiner Einkleidung beiwohnen werde, und mir kann es recht sein. Sieht er meine Flechten fallen, so hilft ihm das mich vergessen. Da Ihr einmal hier seid, ehrwürdiger Herr, will ich eine Bitte an Euch richten. Führt der Mann mit Euch nach Konstanz zurück, so steckt ihm ein Licht an, warum ich mich ihm verweigert habe, nachdem ich» — und sie errötete kaum merklich — «in Ehren und nach Landessitte mit ihm freundlich gewesen bin. Mehr als einmal war ich im Begriff, ihm den Handel zu erzählen, aber ich biß mich in die Lippe, denn es ist ein geheimer Handel zwischen mir und der Gottesmutter, und da taugt Schwätzen nicht. Euch aber, einem in den geistlichen Geheimnissen Bewanderten, kann ich ihn ohne Verrat mitteilen. Ihr berichtet dann dem Hans davon, soviel sich schickt und Euch gut dünkt. Es ist nur, damit er mich nicht für eine Leichtfertige halte und für eine Undankbare und ich ihm dergestalt im Gedächtnis bleibe.

Mit meiner Sache aber ist es so bestellt. Als ich noch ein unmündiges Kind war — ich zählte zehn Jahre, und der Vater war mir schon gestorben —, erkrankte mir das Mütterlein schwer und hoffnungslos. Da befiel mich eine Angst, allein in der Welt zu bleiben. Aus dieser Angst und aus Liebe zu dem Mütterlein gelobte ich mich der reinen Magd Maria für mein zwanzigstes Jahr, wenn sie mir es bis dahin erhielt oder nahezu. So tat sie und erhielt es mir bis letzten Fronleichnam, wo es selig verstarb, gerade da der Hans im Kloster mit Zimmerwerk zu tun hatte und dann auch dem Mütterlein den Sarg zimmerte. Da ich nun allein war, was ist da viel zu wundern, daß er mir lieb wurde. Er ist brav, sparsam, was die Welschen meistens sind, modest und diskret, wie sie ennetbirgisch sagen. Auch konnten wir in

zwei Sprachen miteinander verhandeln, denn der Vater, der ein starker und beherzter Mann war, hatte früher, nicht zu seinem Schaden, einen schwächtigen, furchtsamen Handelsherrn zu wiederholten Malen über das Gebirge begleitet und von jenseits ein paar welsche Brocken heimgebracht. Nannte mich nun der Hans: *cara bambina*, so hieß ich ihn dagegen: *poverello*, und beides lautete wohl, ob ich auch unsere landesüblichen Liebeswörter nicht schelten will, wenn sie ehrlich gemeint sind.

Zugleich aber war mein Gelübde verfallen und mahnte mich mit jedem Aveläuten.

Da kamen mir oft flüsternde Gedanken, wie zum Beispiel: Das Gelübde eines unschuldigen Kindes, das nicht weiß, was Mann und Weib ist, hat dich nicht weggeben können! oder: Die Mutter Gottes, nobel wie sie ist, hätte dir das Mütterlein wohl auch umsonst und vergebens geschenkt! Doch ich sprach dagegen: *«Handel ist Handel!»* und *«Ehrlich währt am längsten!»* Sie hat ihn gehalten, so will ich ihn auch halten. Wie sagte der Vater selig? Ich hielt dem Teufel Wort, sagte er, geschweige dem Herrgott.

Nun höret, ehrwürdiger Herr, wie ich es meine! Seit die Mutter Gottes der Königin das Kreuz trug, hilft sie es, ihr Kloster bevölkernd, seit urewigen Zeiten allen Novizen ohne Unterschied tragen. Es ist ihr eine Gewohnheit geworden, sie tut es gedankenlos. Mit diesen meinen Augen habe ich — eine Neunjährige — gesehen, wie das Lieschen von Weinfeld, ein sieches Geschöpf, da es hier Profeß tat, das zentnerschwere Kreuz spottend und spielend auf der schiefen Schulter trug.

Nun sage ich zur Mutter Gottes: Willst du mich, so nimm mich! Obwohl ich — wenn du die Gertrude wärest und ich die Mutter Gottes — ein Kind vielleicht nicht beim Wort nehmen würde. Aber gleichviel — *Handel ist Handel!* Nur ist ein Unterschied. Der Herzogin, von Sünden schwer, ward es leicht und wohl im Kloster; mir wird es darinnen wind und weh. Trägst du mir das Kreuz, so erleichtere mir auch das Herz; sonst gibt es ein Unglück, Mutter Gottes! Kannst du mir das Herz nicht erleichtern, so laß mich tausend Male lieber zu meiner Schande und vor aller Leute Augen stürzen und schlagen platt auf den Boden hin.»

Während ich diese schwerfälligen Gedanken, langsam

arbeitend, tiefe Furchen in Gertrudens junge Stirn ziehend, sah, lächelte ich listig: «Ein behendes und kluges Mädchen zöge sich mit einem Sträucheln aus der Sache!» Da loderten ihre blauen Augen. «Meint Ihr, ich werde fälschen, Herr?» zürnte sie. «So wahr mir helfe Gott Vater, Sohn und Geist in meinem letzten Stündlein, so redlich will ich das Kreuz tragen mit allen Sehnen und Kräften dieser meiner Arme!», und sie hob dieselben leidenschaftlich, als trüge sie es schon, so daß die Ärmel der Kutte und des Hemdes weit zurückfielen. Da betrachtete ich, als ein Florentiner, der ich bin, die schlankkräftigen Mädchenarme mit künstlerischem Vergnügen. Sie wurde es gewahr, runzelte die Stirn und wandte mir unmutig den Rücken.

Nachdem sie gegangen war, setzte ich mich in einen Beichtstuhl, legte die Stirn in die Hand und sann — wahrlich nicht über das barbarische Mädchen, sondern über den römischen Klassiker. Da jubelte mein Herz, und ich rief überlaut: «Dank, ihr Unsterblichen! Geschenkt ist der Welt ein Liebling der komischen Muse! Plautus ist gewonnen!»

Freunde, eine Verschwörung von Gelegenheiten verbürgte mir diesen Erfolg.

Ich weiß nicht, mein Cosmus, wie du vom Wunderbaren denkst? Ich selbst denke läßlich davon, weder abergläubisch noch verwegen; denn ich mag die absoluten Geister nicht leiden, welche, wo eine unerklärliche Tatsache einen Dunstkreis von Aberglauben um sich sammelt, die ganze Erscheinung — Mond und Hof — ohne Prüfung und Unterscheidung entweder summarisch glauben oder ebenso summarisch verwerfen.

Das Unbegreifliche und den Betrug, beide glaubte ich hier zu entdecken.

Das schwere Kreuz war echt, und eine großartige Sünderin, eine barbarische Frau, mochte es gehoben haben mit den Riesenkräften der Verzweiflung und der Inbrunst. Aber diese Tat hatte sich nicht wiederholt, sondern wurde seit Jahrhunderten gauklerisch nachgeäfft. Wer war schuldig dieses Betruges? Irre Andacht? Rechnende Habsucht? Das bedeckte das Dunkel der Zeiten. Soviel aber stand fest: Das grausige, altersschwarze Kreuz, das vor dem Volke schauend, und das von einer Reihenfolge einfältiger oder einverständener Novizen und neulich noch von dem schwäch-

lichen und verschmitzten Lieschen zu Weinfeldern bei ihrer Einkleidung getragene waren zwei verschiedene Hölzer, und während das schwere auf der Klosterwiese gezeigt und gewogen wurde, lag ein leichtes Gaukelkreuz in irgendeinem Verstecke des Klosters aufgehoben und eingeriegelt, um dann morgen mit dem wahren die Rolle zu wechseln und die Augen des Volkes zu täuschen.

Das Dasein eines Gaukelkreuzes, von welchem ich wie von meinem eigenen überzeugt war, bot mir eine Waffe. Eine zweite bot mir ein Zeitereignis.

Drei entsetzte Päpste und zwei verbrannte Ketzer genügten nicht, die Kirche zu reformieren; die Kommissionen des Konzils beschäftigten sich, die eine mit diesem, die andere mit jenem abzustellenden Übelstande. Eine derselben, in welcher der Doctor christianissimus Gerson und der gestrenge Pierre d'Ailly saßen und ich zeitweilig die Feder führte, stellte die Zucht in den Nonnenklöstern her. Die in unsichern Frauenhänden gefährlichen Scheinwunder und die schlechte Lektüre der Schwestern kamen da zur Sprache. Im Vorbeigehen — diese Dinge wurden von den zwei Franzosen mit einer uns Italienern geradezu unbegreiflichen Pedanterie behandelt, ohne den leichtesten Scherz, wie nahe er liegen mochte. Genug, die Tatsache dieser Verhandlungen bildete den Zettel, die Verschuldung eines Scheinwunders den Einschlag meines Gewebes, und das Netz war fertig, welches ich der Äbtissin unversehens über den Kopf warf.

Langsam erstieg ich die Stufen des Chores und wandte mich aus demselben rechts in die ebenfalls hoch und kühn gewölbte Sakristei, in welcher ich die mit prahlerischen Inschriften bezeichnete leere Stelle fand, wo das schwere Kreuz gewöhnlich an die hohe Mauer lehnte und wohin es bald wieder von der Klosterwiese zurückkehren sollte. Zwei Pfortchen führten in zwei Seitengelasse. Das eine zeigte sich verschlossen. Das andere öffnend, stand ich in einer durch ein von Spinnweb getrübtetes Rundfenster dürftig erhellten Kammer. Siehe, es enthielt die auf ein paar wurmstichige Bretter zusammengedrängte Bibliothek des Klosters.

Mein ganzes Wesen geriet in Aufregung, nicht anders, als wäre ich ein verliebter Jüngling und beträte die Kam-

mer Lydias oder Glyceres. Mit zitternden Händen und bebenden Knien nahte ich mich den Pergamenten, und, hätte ich darunter die Komödien des Umbriers gefunden, ich bedeckte sie mit unersättlichen Küssen.

Aber, ach, ich durchblätterte nur Rituale und Liturgien, deren heiliger Inhalt mich Getäuschten kaltließ. Kein Kodex des Plautus! Man hatte wahr berichtet. Ein plumper Sammler hatte durch ein täppisches Zugreifen den Hort, statt ihn zu heben, in unzugängliche Tiefen versinken lassen. Ich fand — als einzige Beute — unter dem Staube die «Bekenntnisse St. Augustins», und da ich das spitzfindige Büchlein stets geliebt habe, steckte ich es mechanisch in die Tasche, mir, nach meiner Gewohnheit, eine Abendlektüre vorbereitend. Siehe — da fuhr, wie der Blitz, meine kleine Äbtissin, welche das Kreuz wieder in die Sakristei hatte schleppen lassen und mir, ohne daß ich es, in der Betäubung des Verlangens und der Enttäuschung, vernommen hätte, durch die offengebliebene Tür in die Bücherkammer nachgeschlichen kam —, wie der Blitz fuhr das Weibchen, sage ich, auf mich los, schimpfend und scheltend, ja sie betastete meine Toga mit unziemlichen Handgriffen und brachte den an meinem Busen liegenden Kirchenvater wieder ans Tageslicht.

«Männchen, Männchen», kreischte sie, «ich habe es gleich Eurer langen Nase angesehen, daß Ihr einer der welschen Büchermarder seid, welche zeither unsere Klöster beschleichen. Aber, lernet, es ist ein Unterschied zwischen einem weinschweren Mönch des heiligen Gallus und einer hurtigen Appenzellerin. Ich weiß», fuhr sie schmunzelnd fort, «um welchen Speck die Katzen streichen. Sie belauern das Buch des Pickelhärings, welches wir hier aufbewahren. Keine von uns wußte, was drinnen stand, bis neulich ein welscher Spitzbube unsere hochheiligen Reliquien verehrte und dann unter seinem langen geistlichen Gewande — sie wies auf das meinige — «den Possenreißer ausführen wollte. Da sagte ich zu mir: Brigittchen von Trogen, laß dich nicht prellen! Die Schweinhaut muß Goldes wert sein, da der Welsche den Strick dafür wagt. Denn bei uns, Mann, heißt es: Wer eines Strickes Wert stiehlt, der hangt am Strick! Das Brigittchen, nicht dumm, zieht einen gelehrten Freund ins Vertrauen, einen Mann ohne Falsch, den Pfaffen von

Dießenhofen, der unser Weinchen lobt und zuweilen mit den Schwestern einen schnurrigen Spaß treibt. Wie der die närrischen, vergilbten Schnörkel untersucht: Potz Hasen, Frau Mutter — sagt er — das gilt im Handel! Daraus baut Ihr Euerm Klösterlein eine Scheuer und eine Kelter! Nehmt mir das Buch, liebe Frau, flüchtet es unter Euern Pfühl, legt Euch auf den Podex — so hat es den Namen — und bleibt — bei der Krone der Mutter Gottes — darauf liegen, bis sich ein redlicher Käufer meldet! — Und so tat das Brigittchen, wenn es auch zeither etwas hart liegt.»

Ich verwand ein Lächeln über das Nachtlager des Umbriers, welches ihm die drei Richter der Unterwelt für seine Sünden mochten zugesprochen haben, und zeigte, mir die Würde gebend, die mir unter Umständen eignet, ein ernstes und strafendes Gesicht.

«Äbtissin», sprach ich in feierlichem Tone, «du verkennst mich. Vor dir steht ein Gesandter des Konzils, einer der in Konstanz versammelten Väter, einer der heiligen Männer, welche geordnet sind zur Reform der Nonnenklöster.» Und ich entfaltete eine stattlich geschriebene Wirtshausrechnung; denn mich begeisterte die Nähe des versteckten komischen Dichters.

«Im Namen», las ich, «und mit der Vollmacht des siebzehnten und ökumenischen Konzils! Die Hände keiner christlichen Vestale verunreinige eine jener sittengefährlichen, sei es lateinisch, sei es in einer der Vulgärsprachen verfaßten Schriften, mit deren Erfindung ihre Seele beschädigt haben . . . Fromme Mutter, ich darf Eure keuschen Ohren nicht mit den Namen dieser Verworfenen beleidigen . . .

Gaukelwunder, herkömmliche oder einmalige, verfolgen wir mit unerbittlicher Strenge. Wo sich ein wissentlicher Betrug feststellen läßt, büßt die Schuldige — und wäre es die Äbtissin — das Sakrilegium unnachsichtlich mit dem Feuertode.»

Diese wurde bleich wie eine Larve. Aber gleich wieder tauchte sich das verlogene Weibchen mit einer bewunderungswürdigen Geistesgegenwart.

«Gott sei gepriesen und gelobt», rief es aus, «daß er endlich in seiner heiligen Kirche Ordnung schafft!» und holte zutunlich¹ grinsend aus einem Winkel des Schreines ein

zierlich gebundenes Büchlein hervor. «Dieses», sagte es, «hinterließ uns ein welscher Kardinal, unser Gastfreund, welcher sich damit in sein Mittagsschläfchen las. Der Pfaff von Dießenhofen, welcher es musterte, tat dann den Ausspruch, es sei das Wüteste und Gottverbotenste, was seit Erfindung der Buchstaben und noch dazu von einem Kleineren ersonnen wurde. Frommer Vater, ich lege Euch den Unrat vertrauensvoll in die Hände. Befreit mich von dieser Pest!» Und sie übergab mir — meine Facetien!

Obwohl diese Überraschung eine Bosheit eher des Zufalls als des geistlichen Weibchens war, fühlte ich mich doch gekränkt und verstimmt. Ich begann die kleine Äbtissin zu hassen. Denn unsere Schriften sind unser Fleisch und Blut, und ich schmeichle mir, in den meinigen mit leichten Sohlen zu schreiten, weder die züchtigen Musen noch die unfehlbare Kirche beleidigend.

«Gut», sagte ich. «Möchtest du, Äbtissin, auch in dem zweiten und wesentlicheren Punkt unsträflich erfunden werden! Dem versammelten Volke hast du in der Nähe und unter den Augen des Konzils», sprach ich vorwurfsvoll, «ein Wunder versprochen, so marktschreierisch, daß du es jetzt nicht mehr rückgängig machen kannst. Ich weiß nicht, ob das klug war. Erstaune nicht, Äbtissin, daß dein Wunder geprüft wird! Du hast dein Urteil gefordert!»

Die Knie des Weibchens schlotterten, und seine Augen gingen irre. «Folge mir», sagte ich streng, «und besichtigen wir die Organe des Wunders!»

Sie folgte niedergeschlagen, und wir betraten die Sakristei, wohin das echte Kreuz zurückgekehrt war und in dem weiten Halbdunkel des edlen Raumes mit seinen Rissen und Sprüngen und mit seinem gigantischen Schlagschatten so gewaltig an der Mauer lehnte, als hätte heute erst eine verzweifelte große Sünderin es ergriffen und wäre darunter ins Knie gesunken, die Steinplatte schon mit der Stirne berührend in dem Augenblicke, da die Himmelskönigin erschien und ihr beistand. Ich wog es, konnte es aber nicht einen Augenblick heben. Um so lächerlicher schien mir der Frevel, diese erdrückende Bürde mit einem Spielzeuge zu vertauschen. Ich wendete mich entschlossen gegen das hohe, schmale Pfortchen, dahinter ich dieses vermutete.

«Den Schlüssel, Äbtissin!» befahl ich. Das Weibchen starrte mich mit entsetzten Augen an, aber antwortete frech: «Verlorengegangen, Herr Bischof! Seit mehr als einem Jahrzehnt!»

«Frau», sprach ich mit furchtbarem Ernste, «dein Leben steht auf dem Spiel! Dort gegenüber haust ein Dienstmann des mir befreundeten Grafen von Doccaburgo. Dorthin schicke oder gehe ich nach Hilfe. Findet sich hier ein dem echten nachgebildetes Scheinkreuz von leichterem Gewichte, so flammst und loderst du, Sünderin, wie der Ketzer Hus, und nicht minder schuldig als er!»

Nun trat eine Stille ein. Dann zog das Weibchen — ich weiß nicht, ob zähneklappernd oder zähneknirschend — einen altertümlichen Schlüssel mit krausem Barte hervor und öffnete. Schmeichelhaft — mein Verstand hatte mich nicht betrogen. Da lehnte an der Mauer des hohen kaminähnlichen Kämmerchens ein schwarzes Kreuz mit Rissen und Sprüngen, welches ich gleich ergriff und mit meinen schwächlichen Armen ohne Schwierigkeit in die Lüfte hob. In jeder seiner Erhöhungen und Vertiefungen, in allen Einzelheiten war das falsche nach dem Vorbilde des echten Kreuzes geformt, diesem auch für ein scharfes Auge zum Verwechseln ähnlich, nur daß es zehnmal leichter wog. Ob es gehöhlt, ob es aus Kork oder einem anderen leichtesten Stoffe gefertigt sein mochte, habe ich, bei dem raschen Gang und der Überstürzung der Ereignisse, niemals in Erfahrung gebracht.

Ich bewunderte die Vollkommenheit der Nachahmung, und der Gedanke stieg in mir auf: Nur ein großer Künstler, nur ein Welscher kann dieses zustande gebracht haben; und da ich für den Ruhm meines Vaterlandes begeistert bin, brach ich in die Worte aus: «Vollendet! Meisterhaft!» — wahrlich nicht den Betrug, sondern die darauf verwendete Kunst lobend.

«Schäker, Schäker», grinste mit gehobenem Finger das schamlose Weibchen, welches mich aufmerksam beobachtet hatte: «Ihr habet mich überlistet, und ich weiß, was es mich kostet! Nehmet Euern Possenreißer, den ich Euch stracks holen werde, unter dem Arm, haltet reinen Mund und ziehet mit Gott!» Wann auf den sieben Hügeln zwei Augen sich begegneten und, nach einem antiken geflügelten Worte, sich zulächelten, wird es ein feineres Spiel gewesen

sein als das unreinliche Gelächter, welches die Züge meiner Äbtissin verzerrte und sich in die zynischen Worte übersetzen ließ: «Wir alle wissen, wo Bartolo den Most holt, wir sind Schelme allesamt, und keiner braucht sich zu zieren.»

Ich aber sann inzwischen auf die Bestrafung des nichtsnutzigen Weibchens.

Da vernahmen wir bei der plötzlich eingetretenen Stille ein Trippeln, ein Wispern, ein Kichern aus dem nahen Chore und errieten, daß wir von den müßigen und neugierigen Nonnen belauscht wurden. «Bei meinem teuern Magdtum», beschwor mich das Weibchen, «verlassen wir uns, Herr Bischof! Um keine Güter der Erde möchte ich mit Euch von meinen Nonnen betroffen werden; denn Ihr seid ein wohlgebildeter Mann, und die Zungen meiner Schwestern schneiden wie Scheren und Messer!» Dieses Bedenken fand ich begründet. Ich hieß sie sich entfernen und ihre Nonnen mit sich nehmen.

Nach einer Weile dann räumte auch ich die Sakristei. Die Tür zu der Kammer des Gaukelkreuzes aber legte ich nur behutsam ins Schloß, ohne den Schlüssel darin umzudrehen. Diesen zog ich, steckte ihn unter mein Gewand und ließ ihn im Chore in eine Spalte zwischen zwei Stühlen gleiten, wo er heute noch stecken mag. So aber tat ich ohne bestimmten Plan auf die Einflüsterung irgendeines Gottes oder einer Göttin.

Wie ich in der niederen äbtlichen Stube mit meiner Äbtissin und einem Klostergerüchlein zusammensaß, empfand ich eine solche Sehnsucht nach dem unschuldigen Spiele der Muse und einen solchen Widerwillen gegen die Drehungen und Windungen der ertappten Lüge, daß ich beschloß, es kurz zu machen. Das geistliche Weibchen mußte mir bekennen, wie es in das hundertjährige Schelmstück eingeweiht wurde, und ich machte ein Ende mit ein paar prätorischen Edikten. Sie gestand: ihre Vorgängerin im Amte habe sich sterbend mit ihr und dem Beichtiger eingeschlossen und beide hätten ihr das von Äbtissin auf Äbtissin vererbte Scheinwunder als das wirtschaftliche Heil des Klosters an das Herz gelegt. Der Beichtiger — so erzählte sie geschwätzig — habe des Ruhmes kein Ende gefunden über das ehrwürdige Alter des Betrugs, seinen tiefen Sinn und seine belehrende Kraft. Besser und überzeugender als

jede Predigt versinnliche dem Volke das Trugwunder die anfängliche Schwere und spätere Leichtigkeit eines gottseligen Wandels. Diese Symbolik hatte den Kopf des armen Weibchens dergestalt verdreht, daß es in einem Atemzuge behauptete, etwas Unrechtes hätte es nicht begangen, als Kind aber sei es auch einmal ehrlich gewesen.

«Ich schone dich um der Mutter Kirche willen, auf welche die Flamme deines Scheiterhaufens ein falsches Licht würfe», schnitt ich diese bäuerliche Logik ab und befahl ihr kurz, das Gaukelkreuz zu verbrennen, nachdem das schon ausgesaunte Wunder noch einmal gespielt habe — dieses wagte ich aus Klugheitsgründen nicht zu verhindern —, den Plautus aber ohne Frist auszuliefern.

Die Äbtissin gehorchte schimpfend und schmähend. Sie unterzog sich den Verordnungen des Konzils von Konstanz, wie dieselben mein Mund formulierte, ob auch ohne das Vorwissen der versammelten Väter, sicherlich in ihrem Sinne und Geiste.

Wie das Brigittchen mir knurrend den Kodex brachte — ich hatte mich in ein bequemes Gemach des an der Ringmauer gelegenen klösterlichen Gasthauses geflüchtet —, drängte ich die Ungezogene aus der Tür und schloß mich mit den komischen Larven des Umbriers ein. Kein Laut störte mich dort, wenn nicht der Kehrreim eines Kinderliedes, welches Bauernmädchen auf der Wiese vor meinem Fenster sangen, das mir aber nur meine Einsamkeit noch ergötzlicher machte.

Nach einer Weile freilich polterte draußen das geistliche Weibchen in großer Aufregung und schlug mit verzweifelten Fäusten gegen die verriegelte schwere Eichentür, den Schlüssel der offenstehenden Kammer des Gaukelkreuzes fordernd. Ich gab ihr bedauernd den kurzen und wahren Bescheid, derselbe sei nicht in meinen Händen, achtete ihrer weiter nicht und ließ, im Himmel des höchsten Genusses, die Unselige jammern und stöhnen wie eine Seele im Fegefeuer. Ich aber schwelgte in hochzeitlichen Wonnen.

Ein an das Licht tretender Klassiker und nicht ein dunkler Denker, ein erhabener Dichter, nein, das Nächstliegende und ewig Fesselnde, die Weltbreite, der Puls des Lebens, das Marktgelächter von Rom und Athen, Witz und Wort-

wechsel und Wortspiel, die Leidenschaften, die Frechheit der Menschennatur in der mildernden Übertreibung des komischen Zerrspiegels, während ich ein Stück verschlang, hütete ich schon mit heißhungrigen Blicken das folgende.

Ich hatte den witzigen Amphitryo beendet, schon lag die Aulularia mit der unvergleichlichen Maske des Geizhalses vor mir aufgeschlagen — da hielt ich inne und lehnte mich in den Stuhl zurück; denn die Augen schmerzten mich. Es dämmerte und dunkelte. Die Mädchen auf der Wiese draußen hatten wohl eine Viertelstunde lang unermüdlich den albernem Reigen wiederholt:

Adam hatte sieben Söhn' . . .

Jetzt begannen sie neckisch einen neuen Kehrreim und sangen mit drolliger Entschlossenheit:

In das Kloster geh' ich nicht,

Nein! ein Nönnchen werd' ich nicht . . .

Ich lehnte mich hinaus, um dieser kleinen Feindinnen des Zölibates ansichtig zu werden und mich an ihrer Unschuld zu ergötzen. Aber ihr Spiel war keineswegs ein unschuldiges. Sie sangen, sich mit dem Ellbogen stoßend und sich Blicke zuwerfend, nicht ohne Bosheit und Schadenfreude, an ein vergittertes Fenster hinauf, hinter welchem sie wohl Gertruden vermuteten. Oder kniete diese schon in der Sakristei, dort unter dem bleichen Schimmer des Ewigen Lichtes, nach der Sitte der Einzukleidenden, welche die Nacht vor der himmlischen Hochzeit im Gebete verbringen? Doch was kümmerte mich das? Ich entzündete die Ampel und begann die Topfkomödie zu lesen.

Erst da meiner Leuchte das Öl gebrach und mir die Lettern vor den müden Augen schwammen, warf ich mich auf das Lager und verfiel in einen unruhigen Schlummer. Bald umkreisten mich wieder die komischen Larven. Hier prahlte ein Soldat mit großen Worten, dort küßte der trunkene Jüngling ein Liebchen, das sich mit einer schlanken Wendung des Halses seinen Küssen entgegenbog. Da — unversehens — mitten unter dem lustigen antiken Gesindel stand eine barfüßige, breitschultrige Barbarin, mit einem Stricke gegürtet, als Sklavin zu Markte gebracht, wie es schien, unter finsternen Brauen hervor mich anstarrend mit vorwurfsvollen und drohenden Augen.

Ich erschrak und fuhr aus dem Schlummer empor. Der

Morgen graute. Eine Hälfte des kleinen Fensters stand offen bei der Sommerschwüle, und ich vernahm aus dem nahen Chore der Klosterkirche eine eintönige Anrufung, unheimlich übergehend in ein ersticktes Stöhnen und dann in ein gewaltsames Schreien.

Mein gelehrter und ruhmbedeckter Freund», unterbrach sich der Erzähler selbst, gegen einen gravitatischen Mann gewendet, welcher ihm gegenüber saß und sich trotz der Sommerwärme mit dem Faltenwurf seines Mantels nach Art der Alten drapierte, «mein großer Philosoph, sage mir, ich beschwöre dich, was ist das Gewissen?

Ist es ein allgemeines? Keineswegs. Wir alle haben Gewissenlose gekannt, und, daß ich nur einen nenne, unser Heiliger Vater Johannes XXIII., den wir in Konstanz entthronten, hatte kein Gewissen, aber dafür ein so glückliches Blut und eine so heitere, ich hätte fast gesagt kindliche Gemütsart, daß er, mitten in seinen Untaten, deren Gespenster seinen Schlummer nicht beunruhigten, jeden Morgen aufgeräumter erwachte, als er sich gestern niedergelegt hatte. Als ich auf Schloß Gottlieben, wo er gefangen saß, die ihn anklagende Rolle entfaltete und ihm die Summe seiner Sünden — zehnmal größer als seine Papstnummer *scelera horrenda, abominanda* — mit zager Stimme und fliegenden Schamröten vorlas, ergriff er gelangweilt die Feder und malte einer heiligen Barbara in seinem *Breviarium* einen Schnurrbart . . .

Nein, das Gewissen ist kein allgemeines, und auch unter uns, die wir ein solches besitzen, tritt es, ein Proteus, in wechselnden Formen auf. In meiner Wenigkeit zum Beispiel wird es wach jedesmal, wo es sich in ein Bild oder in einen Ton verkörpern kann. Als ich neulich bei einem jener kleinen Tyrannen, von welchen unser glückliches Italien wimmelt, zu Besuche war und in dieser angenehmen Abendstunde mit schönen Weibern bei Chier und Lautenklang zusammensaß auf einer luftigen Zinné, welche, aus dem Schloßturm vorspringend, über dem Abgrund eines kühlen Gewässers schwebte, vernahm ich unter mir einen Seufzer. Es war ein Eingekerkelter. Weg war die Lust und meines Bleibens dort nicht länger. Mein Gewissen war beschwert, das Leben zu genießen, küssend, trinkend, lachend neben dem Elende.

Gleicherweise konnte ich jetzt das nahe Geschrei einer Verzweifelnden nicht ertragen. Ich warf mein Gewand um und schlich durch den dämmernden Kreuzgang nach dem Chore, mir sagend, es müsse sich, während ich den Plautus las, mit Gertruden geändert haben: an der Schwelle des Entscheides sei ihr die unumstößliche Überzeugung geworden, sie werde zugrunde gehen in dieser Gesellschaft, in dem Nichts oder — schlimmer — in der Fäulnis des Klosters, mit der Gemeinheit zusammengesperrt, sie verachtend und von ihr gehaßt.

In der Türe der Sakristei blieb ich lauschend stehen und sah Gertruden vor dem wahren, schweren Kreuze die Hände ringen. Wahrhaftig, sie bluteten, und auch ihre Knie mochten bluten, denn sie hatte die ganze Nacht im Gebete gelegen, ihre Stimme war heiser und ihre Rede mit Gott, nachdem sie ihr Herz und ihre Worte erschöpft hatte, gewaltsam und brutal, wie eine letzte Anstrengung:

«Maria, Mutter Gottes, erbarm dich mein! Laß mich stürzen unter deinem Kreuz, es ist mir zu schwer! Mir schauert vor der Zelle!», und sie machte eine Gebärde, als risse oder wickelte sie sich eine Schlange vom Leibe los, und dann, in höchster Seelenqual selbst die Scham nieder tretend: «Was mir taugt», schrie sie, «ist Sonne und Wolke, Sichel und Sense, Mann und Kind...»

Mitten im Elende mußte ich lächeln über dieses der Intemerata gemachte menschliche Geständnis; aber mein Lächeln erstarb mir auf den Lippen... Gertrude war plötzlich aufgesprungen und richtete die unheimlich großen Augen aus dem bleichen Angesichte starr gegen die Mauer auf eine Stelle, die ich weiß nicht welcher rote Fleck verunzierte.

«Maria, Mutter Gottes, erbarm dich mein!» schrie sie wieder. «Meine Gliedmaßen haben keinen Raum in der Zelle, und ich stoße mit dem Kopfe gegen die Diele. Laß mich unter deinem Kreuze sinken, es ist mir zu schwer. Erleichterst du mir's aber auf der Schulter, ohne mir das Herz erleichtern zu können, da siehe zu» — und sie starrte auf den bösen Fleck —, «daß sie mich eines Morgens nicht mit zerschmettertem Schädel auflesen!» Ein unendliches Mitleid ergriff mich, aber nicht Mitleid allein, sondern auch eine beklemmende Angst.

Gertrude hatte sich ermüdet auf eine Truhe gesetzt, die irgendein Heiligtum verwahrte, und flocht ihre blonden Haare, welche im Ringkampf mit der Gottheit sich aus den Flechten gelöst hatten. Dazu sang sie vor sich hin, halb traurig, halb neckisch, nicht mit ihrem kräftigen Alt, sondern mit einer fremden, hohen Kinderstimme:

In das Kloster geh' ich ein,

Muß ein armes Nönnchen sein . . .

jenen Kehrreim parodierend, mit welchem die Bauernkinder ihrer gespottet hatten.

Das war der Wahnsinn, der sie belauerte, um mit ihr in die Zelle zu schlüpfen. Der Optimus maximus aber bediente sich meiner als seines Werkzeuges und hieß mich Gertruden retten, koste es, was es wolle.

Auch ich wandte mich in freier Frömmigkeit an jene jungfräuliche Göttin, welche die Alten als Pallas Athene anriefen und wir Maria nennen. «Wer du seist», betete ich mit gehobenen Händen, «die Weisheit, wie die einen sagen, die Barmherzigkeit, wie die andern behaupten — gleichviel, die Weisheit überhört das Gelöbnis eines weltunerfahrenen Kindes, und die Barmherzigkeit fesselt keine Erwachsenen an das törichte Versprechen einer Unmündigen. Lächelnd lösest du das nichtige Gelübde. Deine Sache führe ich, Göttin. Sei mir gnädig!»

Da ich der Äbtissin, welche Verrat befürchtete, mein Wort gegeben, mit Gertruden nicht weiter zu verkehren, beschloß ich, in antiker Art mit drei symbolischen Handlungen der Novize die Wahrheit nahezulegen, so nahe, daß dieselbe auch der harte Kopf einer Bäuerin begreifen mußte.

Ich trat hin vor das Kreuz, Gertruden übersehend. «Will ich einen Gegenstand wiedererkennen, so markiere ich ihn», sagte ich pedantisch, zog meinen scharfen Reisedolch, welchen mir unser berühmter Mitbürger, der Messerschmied Pantaleone Ubbriaco geschmiedet hatte, und schnitt zwischen Haupt- und Querbalken einen nicht kleinen Span gleichsam aus der Achselhöhle des Kreuzes.

Zum zweiten tat ich fünf gemessene Schritte. Dann lachte ich aus vollem Halse und begann mit ausdrucksvollem Gebärdenspiele: «Komisches Gesicht, das des Lastträgers in der Halle zu Konstanz, da mein Gepäck anlangte! Er faßte das

gewaltigste Stück darunter, eine ungeheure Truhe, ins Auge, schürzte die Ärmel bis über den Ellbogen, spie sich — der Rohe — in die Hände und hob, jede Muskel zu der größten Kraftanstrengung gespannt, die nichtige Bürde einer — leeren Kiste spielend auf die getäuschte Schulter. Hahaha!>

Zum dritten und letzten stellte ich mich närrisch feierlich zwischen das wahre Kreuz und das Gaukelkreuz in seiner schlecht verschlossenen Kammer und rätselte mit wiederholten Fingerzeigen nach beiden Seiten: <Die Wahrheit im Frei'n, die Lüge im Schrein!> — husch!, und ich klatschte in die Hände: <Die Lüge im Frei'n, die Wahrheit im Schrein!>

Ich schickte einen schrägen Blick auf die im Halbdunkel sitzende Novize, die Wirkung der drei Orakelsprüche aus den Mienen der Barbarin zu lesen. In diesen gewahrte ich die Spannung eines unruhigen Nachdenkens und das erste Wetterleuchten eines flammenden Zorns.

Dann suchte ich meine Stube wieder, behutsam schleichend, wie ich sie verlassen hatte, warf mich angezogen auf das Lager und genoß den süßen Schlummer eines guten Gewissens, bis mich das Getöse der dem Kloster zuziehenden Menge und die mir zu Häupten dröhnenden Festglocken aufweckten.

Als ich die Sakristei wieder betrat, kehrte eben Gertrude, zum Sterben blaß, als würde sie auf das Schafott geführt, von einem wohl zum Behufe der unredlichen Kreuzesverwechslung von alters her eingerichteten Bittgange nach einer benachbarten Kapelle zurück. Der Putz der Gottesbraut begann. Im Kreise der psalmodierenden Nonnen umgürtete sich die Novize mit dem groben, dreifach geknoteten Stricke und entschuhte dann langsam ihre kräftig, aber edel gebildeten Füße. Jetzt bot man ihr die Dornenkrone. Diese war, anders als das symbolische Gaukelkreuz, aus harten, wirklichen Dornen geflochten und starrte von scharfen Spitzen. Gertrude ergriff sie begierig und drückte sie sich mit grausamer Lust so derb auf das Haupt, daß daraus der warme Regen ihres jungen Blutes hervorspritzte und dann in schweren Tropfen an der einfältigen Stirne nieder-rann. Ein erhabener Zorn, ein göttliches Gericht flammte vernichtend aus den blauen Augen der Bäuerin, so daß die

Nonnen sich vor ihr zu fürchten begannen. Sechse derselben, welche die Äbtissin in das fromme Schelmstück mochte eingeweiht haben, legten ihr jetzt das Gaukelkreuz auf die ehrliche Schulter mit so plumpen Grimassen, als vermöchten sie das Spielzeug kaum zu tragen, und mit so dumm heuchelnden Gesichtern, daß ich in der Tat die göttliche Wahrheit im Dornenkranze zu sehen glaubte, öffentlich geehrt und gefeiert von der menschlichen Unwahrheit, aber hinterrücks von ihr verspottet.

Jetzt entwickelte sich alles rasch wie ein Gewitter. Gertrude warf einen schnellen Blick nach der Stelle, wo mein Dolch an dem echten Kreuz eine tiefe Marke geschnitten, und fand sie an dem falschen unversehrt. Verächtlich ließ sie das leichte Kreuz, ohne es mit den Armen zu umfassen, von der Schulter gleiten. Dann ergriff sie es wieder mit einem gellenden Hohngelächter und zerschlug es frohlockend an dem Steinboden in schwächliche Trümmer. Und schon stand sie mit einem Sprunge vor der Thür der Kammer, wo jetzt das wahre, das schwere Kreuz versteckt war, öffnete, fand und wog es, brach in wilden Jubel aus, als hätte sie einen Schatz gefunden, hob es sich ohne Hilfe auf die rechte Schulter, umschlang es triumphierend mit ihren tapferen Armen und wendete sich langsam schreitend mit ihrer Bürde dem Chore zu, auf dessen offener Bühne sie der Menge sichtbar werden sollte, die atemlos lauschend, Kopf an Kopf, Adel, Pfaffheit, Bauersame, ein ganzes Volk, das geräumige Schiff der Kirche füllte. Wehklagend, scheltend, drohend, beschwörend warf sich ihr die Äbtissin mit ihren Nonnen in den Weg.

Sie aber, die leuchtenden Augen nach oben gerichtet: ›Jetzt, Mutter Gottes, schlichte du den Handel ehrlich!‹ rief sie aus und dann mit kräftiger Stimme: ›Platz da!‹ wie ein Handwerker, der einen Balken durch eine Volksmenge trägt.

Alles wich, und sie betrat den Chor, wo, ein Vikar des Bischofs an der Spitze, die ländliche Geistlichkeit sie erwartete. Aller Blicke trafen zusammen auf der belasteten Schulter und dem blutbeträufelten Antlitz. Aber das wahre Kreuz wurde Gertruden zu schwer, und keine Göttin erleichterte es ihr. Sie schritt mit keuchendem Busen, immer niedriger und langsamer, als hafteten und wurzelten ihre nackten Füße im Erdboden. Sie strauchelte ein wenig, raffte

sich zusammen, strauchelte wieder, sank ins linke, dann auf das rechte Knie und wollte sich mit äußerster Anstrengung wieder erheben. Umsonst. Jetzt löste sich die linke Hand vom Kreuze und trug, vorgestreckt, auf den Boden gestemmt, einen Augenblick die ganze Körperlast. Dann knickte der Arm im Gelenk und brach zusammen. Das dorngekrönte Haupt neigte sich schwer vornüber und schlug schallend auf die Steinplatte. Über die Sinkende rollte mit Gepolter das Kreuz, welches ihre Rechte erst im betäubenden Sturze freigab.

Das war die blutige Wahrheit, nicht der gaukelnde Trug. Ein Seufzer stieg aus der Brust von Tausenden.

Von den entsetzten Nonnen wurde Gertrude unter dem Kreuze hervorgezogen und aufgerichtet. Sie hatte im Falle das Bewußtsein verloren, aber bald kehrte dem kräftigen Mädchen die Besinnung wieder. Sie strich sich mit der Hand über die Stirn. Ihr Blick fiel auf das Kreuz, welches sie erdrückt hatte. Über ihr Antlitz verbreitete sich ein Lächeln des Dankes für die ausgebliebene Hilfe der Göttin. Dann sprach sie mit einer himmlischen Heiterkeit die schalkhaften Worte: «Du willst mich nicht, reine Magd: so will mich ein anderer!»

Noch die Dornenkrone tragend, deren blutige Spitzen sie nicht zu fühlen schien, setzte sie jetzt den Fuß auf die erste der aus dem Chor in das Schiff niederführenden Stufen. Zugleich wanderten ihre Augen suchend im Volke und fanden, wen sie suchten. Es ward eine große Stille. «Hans von Splügen», begann Gertrude laut und vernehmlich, «nimmst du mich zu deinem Eheweibe?» — «Ja, freilich! Mit tausend Freuden! Steig nur herunter!» antwortete fröhlich aus der Tiefe des Schiffes eine überzeugende Männerstimme.

So tat sie und schritt gelassen, aber vor Freude leuchtend, von Stufe zu Stufe hinab, wieder die einfache Bäuerin, welche wohl das ergreifende Schauspiel, das sie in ihrer Verzweiflung der Menge gegeben, bald und gerne vergaß, jetzt, da sie ihres bescheidenen menschlichen Wunsches gewährt war und in die Alltäglichkeit zurückkehren durfte. Verlauche mich, Cosmus! ich war enttäuscht. Eine kurze Weile hatte die Bäuerin vor meinen erregten Sinnen gestanden als die Verkörperung eines höheren Wesens, als ein dämonisches Geschöpf, als die Wahrheit, wie sie jubelnd

den Schein zerstört. Aber was ist Wahrheit? fragte Pilatus.

Dieses träumend und ebenfalls aus dem Chor in das Schiff niedersteigend, wurde ich von meinem Boten am Ärmel gezupft, welcher mir die durch plötzlichen begeisterten Zuruf vollzogene Papstwahl des Otto Colonna mit ein paar merkwürdigen Nebenumständen berichtete.

Als ich wieder aufblickte, war Gertrude verschwunden. Die erregte Menge aber tobte und lärmte mit geteilten Meinungen. Dort scholl es aus einem Männerhaufen: ›Vettel! Gauklerin!‹ Es galt der Äbtissin. Hier zeterten weibliche Stimmen: ›Sünderin! Schamlose!‹ Damit war Gertrude gemeint. Ob aber jene den frommen Betrug errieten, diese durch die weltliche Gesinnung Gertrudens das Wunder zerstört glaubten, gleichviel — in beiden Fällen war die Reliquie entkräftet und die Laufbahn des Mirakels geschlossen.

Vom Volke grob gescholten, begann das tapfere Brigittchen derb wieder zu schelten, und die verblüfften Gesichter der anwesenden Pfaffen zeigten eine vollständige Stufenleiter von einverstandener Schlaueit bis zu der redlichsten Dummheit hinunter.

Ich fühlte mich als Kleriker und machte dem Ärgernis ein Ende. Die Kanzel besteigend, verkündigte ich der versammelten Christenheit feierlich: ›Habemus pontificem Dominum Othonem de Colonna!‹ und stimmte ein schallendes Tedeum an, in welches erst der Nonnenchor und dann das gesamte Volk dröhnend einfiel. Nach gesungener Hymne beeilten sich Adel und Bauernschaft, ihre Tiere zu besteigen oder zu Fuß sich auf den Weg nach Konstanz zu machen, wo der nach Beendigung des Triregnum urbi und orbi gespendete Segen dreifach kräftig wirken mußte.

Meine Wenigkeit schlüpfte in den Kreuzgang zurück, um den Plautus in aller Stille aus meiner Kammer zu holen. Wieder mich wegschleichend, den Kodex unterm Arm, geriet ich der Äbtissin in den Weg, welche, haushälterisch wie sie war, die Stücke des Gaukelkreuzes in einem großen Korbe sorgfältig in die Küche trug. Ich wünschte ihr Glück zu der Lösung des Knotens. Aber das Brigittchen glaubte sich geprellt und schrie mich wütend an: ›Schert euch zum Teufel, ihr zwei italienischen Spitzbuben‹, worunter es den Umbrier Marcus Accius Plautus und den Tusker Poggio

Bracciolini, euern Mitbürger, verstehen mochte. Ein hübscher blonder Knabe, auch ein Krauskopf, welchen mir der mit Gertruden entweichende Hans von Splügen noch vorsorglich bestellt hatte, führte mir dann das Maultier vor, welches mich nach Konstanz zurückbrachte.

Plaudite amici! Ich bin zu Ende. Als das Konzil von Konstanz, welches länger dauerte als dieses Geschichtchen, ebenfalls zu Ende war, kehrte ich mit meinem gnädigen Herrn, der Heiligkeit Martins V., über die Berge zurück und traf als unsere Wirte im Gasthause von Spiuga, noch nordwärts des gefährlichen Passes, Anselino und Gertrude in blühender Gesundheit, diese nicht in einer dumpfen Zelle, sondern in winddurchrauschem Felstal, ein Kind an der Brust und das eheliche Kreuz auf der Schulter tragend.

Sei dir, erlauchter Cosmus, diese *«Facezia inedita»* eine nicht unwillkommene Beigabe zu dem Kodex des Plautus, welchen ich dir schenke zu dieser Stunde oder richtiger dem Vaterlande, dessen *«Vater»* du bist, und der Wissenschaft, der deine Säle mit den darin gehäuften Schätzen offenstehen.

Ich wollte dir das einzige Manuskript testamentarisch vermachen, um mir nicht, ein Lebender, das zehnfache Gegengeschenk zuzuziehen, womit du jede huldigend dir überreichte Gabe zu lohnen pflegst in deiner freigebigen Weise, von welcher du einmal nicht lassen kannst. Doch» — seufzte Poggio melancholisch — «wer weiß, ob meine Söhne meinen letzten Willen ehren würden?»

Cosmus erwiderte liebenswürdig: «Ich danke dir für beides, deinen Plautus und deine Facetie. Skrupellos hast du sie gelebt und ausgeführt, jung wie du damals warest. Als ein Gereifter hast du sie uns erzählt mit der Weisheit deiner Jahre. Dieses» — er hob eine edle, von einem lachenden Satyr umklammerte Schale — «bringe ich meinem redlichen Poggio und seiner blonden Barbarin!»

Man trank und lachte. Dann sprang das Gespräch von Plautus über auf die tausend gehobenen Horte und aufgerollten Pergamente des Altertums und auf die Größe des Jahrhunderts.

GUSTAV ADOLFS PAGE

Erstes Kapitel

In dem Kontor eines unweit St. Sebald gelegenen nürnbergischen Patrizierhauses saßen sich Vater und Sohn an einem geräumigen Schreibtische gegenüber, der Abwicklung eines bedeutenden Geschäftes mit gespanntester Aufmerksamkeit obliegend. Beide, jeder für sich auf seinem Stück Papier, summierten sie dieselbe lange Reihe von Posten, um dann zu wünschbarer Sicherheit die beiden Ergebnisse zu vergleichen. Der schwächliche Jüngling, der dem Vater aus den Augen geschnitten war, erhob die spitze Nase zuerst von seinen zierlich geschriebenen Zahlen. Seine Addition war beendet, und er wartete auf den bedächtigeren Vater, nicht ohne einen Anflug von Selbstgefälligkeit in dem schmalen, sorgenhaften Gesichte — als ein Diener eintrat und ein Schreiben in großem Format mit einem schweren Siegel überreichte. Ein Kornett von den schwedischen Karabinieren habe es gebracht. Er beschauete sich jetzt nebenan den Ratssaal mit den weltberühmten Schildereien und werde pünktlich in einer Stunde sich wieder einfinden. Der Herrscher erkannte auf den ersten Blick die kühnen Schriftzüge der Majestät des schwedischen Königs Gustav Adolf und erschrak ein wenig über die große Ehre des eigenhändigen Schreibens. Die Befürchtung lag nahe, der König, den er in seinem neuerbauten Hause, dem schönsten von Nürnberg, bewirtet und gefeiert hatte, möchte bei seinem patriotischen Gastfreunde ein Anleihen machen. Da er aber unermesslich begütert war und die Gewissenhaftigkeit der schwedischen Rentkammer zu schätzen wußte, erbrach er das königliche Siegel ohne sonderliche Besorgnis und sogar mit dem Anfange eines prahlerischen Lächelns. Kaum aber hatte er die wenigen Zeilen des in königlicher Kürze verfaßten Schreibens überflogen, wurde er bleich wie über ihm die Stukkatur der Decke, welche in hervorquellenden Massen und aufdringlicher Gruppe die Opferung Isaaks durch den eigenen Vater Abraham darstellte. Und sein guter Sohn, der ihn beobachtete, erbleichte ebenfalls,

aus der plötzlichen Entfärbung des vertrockneten Gesichtes auf ein großes Unheil ratend. Seine Bestürzung wuchs, als ihn der Alte über das Blatt weg mit einem wehmütigen Ausdruck väterlicher Zärtlichkeit betrachtete. «Um Gottes willen», stotterte der Jüngling, «was ist es, Vater?» Der alte Leubelfing, denn diesem vornehmen Handelsgeschlechte gehörten die beiden an, bot ihm das Blatt mit zitternder Hand. Der Jüngling las:

Lieber Herr!

Wissend und Uns wohl erinnernd, daß der Sohn des Herrn den Wunsch nährt, als Page bei Uns einzutreten, melden hiermit, daß dieses heute geschehen und völlig werden mag, dieweil Unser voriger Page, der Max Beheim seliger † (mit nachträglicher Ehrenmeldung des vorvorigen, Utzen Volkamers seligen †, und des fürdervorigen, Götzen Tuchers seligen †) heute bei währendem Sturme nach beiden ihme von einer Stückkugel abgerissenen Beinen in Unsern Armen sanftiglich entschlafen ist. Es wird Uns zu besonderer Genugtuung gereichen, wieder einen aus der evangelischen Reichsstadt Nürnberg, welcher Stadt Wir fürnehmlich gewogen sind, in Unsern nahen Dienst zu nehmen. Eines guten Unterhaltes und täglicher christlicher Vermahnung seines Sohnes kann der Herr gewiß sein.

Des Herrn wohl affektionierter
Gustavus Adolphus Rex

«O du meine Güte», jammerte der Sohn, ohne sein zages Herz vor dem Vater zu verbergen, «jetzt trage ich meinen Totenschein in der Tasche, und Ihr, Vater — mit dem schuldigen Respekt gesprochen —, seid der Ursacher meines frühen Hinscheidens, denn wer als Ihr könnte dem Könige eine so irrtümliche Meinung von meinem Wünschen und Begehren beigebracht haben? Daß Gott erbarm'!» und er richtete seinen Blick aufwärts zu dem gerade über ihm schwebenden Messer des gipsenen Erzvaters.

«Kind, du brichst mir das Herz!» versetzte der Alte mit einer kargen Träne. «Vermaledeit sei das Glas Tokayer, das ich zuviel getrunken —»

«Vater», unterbrach ihn der Sohn, der mitten im Elend den Kopf wo nicht oben, doch klar behielt, «Vater, berichtet mir, wie sich das Unglück ereignet hat.»

«August», beichtete der Alte mit Zerknirschung, «du weißt die große Gasterei, die ich dem Könige bei seinem ersten Einzuge gab. Sie kam mich teuer zu stehen —»

«Dreihundertneunundneunzig Gulden elf Kreuzer, Vater, und ich habe nichts davon gekostet», bemerkte der Junge weinerlich, «denn ich hütete die Kammer mit einer nassen Bausche über dem Auge.» Er wies auf sein rechtes. «Die Gustel, der Wildfang, halb unsinnig und närrisch vor Freude, den König zu sehen, hatte mir den Federball ins Auge geschmissen, da gerade ein Trompetenstoß schmetterte und sie glauben ließ, der Schwede halte Einzug. Aber redet, Vater —»

«Nach abgetragennem Essen bei den Früchten und Kelchen erging ein Sturm von Jubel oben durch den Saal und unten über den Platz durch das Kopf an Kopf versammelte Volk. Alle wollten sie den König sehen. Humpen dröhnten, Gesundheitens wurden bei offenen Fenstern ausgebracht und oben und unten bejauchzt. Dazwischen schreit eine klare, durchdringende Stimme: «Hoch Gustav, König von Deutschland!» Jetzt wurde es mäuschenstill, denn das war ein starkes Ding. Der König spitzte die Ohren und strich sich den Zwickel. «Solches darf ich nicht hören», sagte er. «Ich bringe ein Hoch der evangelischen Reichsstadt Nürnberg!» Nun bricht erst der ganze Jubel aus. Stücke werden auf dem Platze gelöst, alles geht drüber und drunter! Nach einer Weile drückt mich die Majestät von ungefähr in eine Ecke. «Wer hat den König von Deutschland hochleben lassen, Leubelfing?» fragte er mich unter der Stimme. Nun sticht mich alten betrunkenen Esel die Prahlucht — Leubelfing schlug sich vor die Stirn, als klage er sie an, ihn nicht besser beraten zu haben —, «und ich antwortete: «Majestät, das tat mein Sohn, der August. Dieser spannt Tag und Nacht darauf, als Page in Euren Dienst zu treten.» Trotz meines Rausches wußte ich, daß der königliche Leibdienst von Götz Tucher versehen wurde und der Bürgermeister Volkamer nebst dem Schöppen Beheim ihre Buben als Pagen empfohlen hatten. Ich sagte es auch nur, um hinter meinen Nachbarn, dem alten Tucher und dem Großmaul, dem Beheim, nicht zurückzubleiben. Wer konnte denken, daß der König die ganze Nürnberger Ware in Bayern verbrauchen würde —»

«Aber hätte der König mich mit meinem blauen Auge holen lassen?»

«Auch das war vorbedacht, August! Der verschmitzte Spitzbube, der Charnacé, lärmte im Vorzimmer. Schon dreimal hatte er sich melden lassen und war nicht mehr abzutreiben. Der König ließ ihn dann eintreten und hudelte den Ambassadeur vor uns Patriziern, daß einem deutschen Mann das Herz im Leibe lachen mußte. Nichts von alledem hatte ich in der Geschwindigkeit unerwogen gelassen —»

«So viel und so wenig Weisheit, Vater!» seufzte der Sohn.

Dann steckten die beiden die Köpfe zusammen, um eine Remedur zu suchen, wie sie es nannten, jetzt unter der Stimme flüsternd, welche sie vorher in ihrer Aufregung, uneingedenk der im Nebenzimmer hantierenden Angestellten und Lehrlinge, zu dämpfen vergessen hatten. Aber sie fanden keinen Rat, und ihre Gebärden wurden immer ängstlicher und peinlicher, als im Gange draußen ein markiger Alt das Leiblied Gustav Adolfs anstimmte:

Verzage nicht, du Häuflein klein,
Ob auch die Feinde willens sein,
Dich gänzlich zu zerstören!

und ein tannenschlankes Mädchen mit lustigen Augen, kurzgeschnittenen Haaren, knabenhaften Formen und ziemlich reitemäßigen Manieren eintrat.

«Willst du uns die Ohren zersprengen, Base?» zankten die beiden Leubelfinge. Sie, das trübselige Paar musternd, erwiderte: «Ich komme, euch zum Essen zu rufen. Was hat's gegeben, Herr Ohm und Herr Vetter? Ihr habt ja beide ganz bleiche Nasenspitzen!» Der zwischen den Hilfflosen liegende Brief, den das Mädchen ohne weiteres ergriff und, als sie die kräftig hingeworfene Unterschrift des Königs gelesen, mit leidenschaftlichen Augen verschlang, erklärte ihr den Schrecken. «Zu Tische, Herren!» sagte sie und schritt den beiden voran in das Speisezimmer. Hier aber ging es dem gutherzigen Mädchen selber nahe, wie den Leubelfingen jeder Bissen im Munde quoll. Sie ließ abtragen, setzte ihren Stuhl zurück, kreuzte die Arme, schlug unter ihrem blauen Rocke, an dessen Gurt die Tasche und der Schlüsselbund hing, ein schlankes Bein über das andere und ließ, horchend und nachdenkend, den ganzen verfänglichen Handel sich vortragen; denn sie schien vollständig

zum Hause zu gehören und sich darin mit ihrem kecken Wesen eine entschiedene Stellung erobert zu haben.

Die Leubelfinge erzählten. «Wenn ich denke», sagte dann das Mädchen mutig, «wer es war, der das Hoch auf den König ausbrachte!»

«Wer denn?» fragten die Leubelfinge, und sie antwortete:

«Niemand anders als ich.»

«Hol' dich der Henker, Mädchen!» grollte der Alte. «Gewiß hast du den blauen schwedischen Soldatenrock, den du dir im Schrank hinter deinen Schürzen aufhebst, angezogen und dich in den Speisesaal an deinen Götzen hinangeschlichen, statt dich züchtig unter den Weibern zu halten.»

«Sie hätten mir den hintersten Platz gegeben», versetzte das Mädchen zornig, «die kleine Hallerin, die große Holzschuherin, die hochmütige Ebnerin, die schiefe Geuderin, die alberne Cresserin, tutte quante, die dem Könige das Geschenk unserer Stadt, die beiden silbernen Trinkschalen, die Himmelskugel und die Erdkugel, überreichen durften.»

«Wie kann ein schamhaftes Mädchen, und das bist du, Gustel, es nur über sich bringen, Männertracht zu tragen!» maulte der zimperliche Jüngling.

«Das heißt», erwiderte das Mädchen ernst, «die Tracht meines Vaters, wo noch neben der Brusttasche das gestopfte Loch sichtbar ist, das der Degen des Franzosen gerissen hat. Ich brauche nur einen schrägen Blick zu tun» — sie tat ihn, als trüge sie die väterliche Tracht —, «so sehe ich den Riß, und es wirkt wie eine Predigt. Dann», schloß sie, aus dem Ernst nach ihrer Art in ein Lachen überspringend, «wollen mir die Weiberröcke auch gar nicht sitzen. Kein Wunder, daß sie mich schlecht kleiden, bin ich doch bis in mein vierzehntes Jahr mit dem Vater und der Mutter in kurzem Habit zu Rosse gesessen.»

«Liebe Base», jammerte der junge Leubelfing nicht ohne eine Mischung von Zärtlichkeit, «seit dem Tode deines Vaters bist du hier wie das Kind des Hauses gehalten, und nun hast du mir das eingebrockt! Du lieferst deinen leibhaftigen Vetter wie ein Lamm auf die Schlachtbank! Der Utz wurde durch die Stirn geschossen, der Götz durch den Hals!» Ihn überlief eine Gänsehaut. «Wenn du mir wenigstens einen guten Rat wüßtest, Base!»

«Einen guten Rat», sagte sie nachdrücklich, «den will ich dir geben: Halte dich wie ein Nürnberger, wie ein Leubelfing!»

«Ein Leubelfing!» giftelte der alte Herr. «Muß denn jeder Nürnberger und jeder Leubelfing ein Raufbold sein wie der Rupert, dein Vater, Gott hab' ihn selig, der mich, den Ältern, er ein Zehnjähriger, auf einem Leiterwagen entführte, umwarf, heil blieb und mir zwei Rippen brach? Welche Laufbahn! Mit fünfzehn zu den Schweden durchgegangen, mit siebzehn eine Fünfzehnjährige vor der Trommel geheiratet, mit dreißig in einem Raufhandel das Zeitliche gesegnet!»

«Das heißt», sagte das Mädchen, «er fiel für die Ehre meiner Mutter —»

«Weißt du mir keinen Rat, Guste?» drängte der junge Leubelfing. «Du kennst den schwedischen Dienst und die natürlichen Fehler, die davon frei machen. Auf was kann ich mich bei dem Könige gültig ausreden?»

Sie brach in ein tolles Gelächter aus. «Wir wollen dich», sagte sie, «wie den jungen Achill im Bildwerk am Ofen dort unter die Mädchen stecken, und wenn der listige Ulysses vor ihnen das Kriegszeug ausbreitet, wirst du nicht auf ein Schwert losspringen.»

«Ich gehe nicht!» erklärte der durch diese mythologische Gelehrsamkeit Geärgerte. «Ich bin nicht die Person, welche der Vater dem Könige geschildert hat.» Da fühlte er sich an seinen beiden dünnen Armen gepackt. Ihm den linken klaubend, zeterte der alte Leubelfing: «Willst du mich ehrwürdigen Mann dem Könige als einen windigen Lügner hinstellen?» Das Mädchen aber, den rechten Arm des Veters drückend, rief entrüstet: «Willst du mit deiner Feigheit den braven Namen meines Vaters entehren?»

«Weißt du was», schrie der Gereizte, «gehe du als Page zu dem König! Er wird, bubenhaft wie du aussiehst und dich beträgst, das Mädchen in dir ebensowenig vermuten, als der Ulysses am Ofen, von dem du fabelst, in mir den Buben erraten hätte! Mach dich auf zu deinem Abgott und bet ihn an! Am Ende», fuhr er fort, «wer weiß, ob du das nicht schon lange in dir trägst? Träumest du doch von dem Schwedenkönig, mit welchem du als Kind in der Welt herumgefahren bist, wachend und schlafend. Als ich vorgestern

auf meine Kammer ging, an der deinigen vorüber, hörte ich deine Traumstimme schon von weitem. Ich brauchte wahrlich mein Ohr nicht ans Schlüsselloch zu halten. «Der König! Wache heraus! Präsentiert Gewehr!» » Er ahmte das Kommando mit schriller Stimme nach.

Die Jungfrau wandte sich ab. Eine Purpurröte war ihr in Wangen und Stirne geschossen. Dann zeigte sie wieder die warmen lichtbraunen Augen und sprach: «Nimm dich in acht! Es könnte dahin kommen, wäre es nur, damit der Name Leubelfing nicht von lauter Memmen getragen wird!»

Das Wort war ausgesprochen, und ein kindlicher Traum hatte Gestalt gewonnen als ein dreistes, aber nicht unmögliches Abenteuer. Das väterliche Blut lockte. Des Mutes und der Verwegenheit war ein Überfluß. Aber die maidliche Scham und Zucht — der Vetter hatte wahrhaftes Zeugnis abgelegt — und die Ehrfurcht vor dem Könige taten Einspruch. Da ergriff sie der Strudel des Geschehens und riß sie mit sich fort.

Der schwedische Kornett, welcher das Schreiben des Königs gebracht hatte und den neuen Pagen ins Lager führen sollte, meldete sich. Statt in die grauen Mauerbilder Meisters Albrechts hatte er sich in eine lustige Weinstube und in einen goldgefüllten grünen Römer vertieft, ohne jedoch den Glockenschlag zu überhören. Der alte Leubelfing, in Todesangst um seinen Sohn und um seine Firma, machte eine Bewegung, die Knie seiner Nichte zu umfassen, nicht anders als, um den Körper seines Sohnes bittend, der greise Priamus die Knie Achills umarmte, während der junge Leubelfing in allen Gliedern zu schlottern begann. Das Mädchen machte sich mit einem krampfhaften Gelächter los und entsprang durch eine Seitentür gerade einen Augenblick, ehe sporenklirrend der Kornett eindrang, ein Jüngling, dem der Mutwille und das Lebensfeuer aus den Augen spritzte, obwohl er in der strengen Zucht seines Königs stand.

Auguste Leubelfing wirtschaftete hastvoll, wie berauscht in ihrer Kammer, packte einen Mantelsack, warf sich eilfertig in die Kleider ihres Vaters, die ihrem schlanken und knappen Wuchs wie angegossen saßen, und dann auf die Knie zu einem kurzen Stoßseufzer, um Vergebung und Begünstigung des Abenteuers betend.

Als sie wieder den untern Saal betrat, rief ihr der Kornett entgegen: «Rasch, Herr Kamerad! Es eilt! Die Rosse scharren! Der König erwartet uns! Nehmt Abschied von Vater und Vetter!», und er schüttete mit einem Zuge den Inhalt des ihm vorgesetzten Römers hinter seinen feinen Spitzenkragen.

Der in schwedische Uniform gekleidete Scheinjüngling neigte sich über die vertrocknete Hand des Alten, küßte sie zweimal mit Rührung und wurde von ihm dankbar gesegnet; dann aber, plötzlich in eine unbändige Lustigkeit übergehend, ergriff der Page die Rechte des jungen Leubelfing, schwang sie hin und her und rief: «Lebt wohl, Jungfer Base!» Der Kornett schüttelte sich vor Lachen: «Hol' mich, straf' mich — was der Herr Kamerad für Späße vorbringt! Mit Gunst und Verlaub, mir fiel es gleich ein: das reine alte Weib, der Herr Vetter! in jedem Zuge, in jeder Gebärde, wie sie bei uns in Finnland singen:

Ein altes Weib auf einer Ofengabel ritt —

Hol' mich, straf' mich!» Er entführte mit einem raschen Handgriff dem aufwartenden Stubenmädchen das Häubchen und stülpte es dem jungen Leubelfing auf den von sparsamen Flachshaaren umhangenen Schädel. Die spitze Nase und das rückwärts fliehende Kinn vollendeten das Profil eines alten Weibes.

Jetzt legte der leichtbezechte Kornett seinen Arm vertraulich in den des Pagen. Dieser aber trat einen Schritt zurück und sprach, die Hand auf dem Knopfe des Degens: «Herr Kamerad! Ich bin ein Freund der Reserve und ein Feind naher Berührung!»

«Potz!» sagte dieser, stellte sich aber seitwärts und gab dem Pagen mit einer höflichen Handbewegung den Vortritt. Die zwei Wildfänge rasselten die Treppe hinunter.

Lange noch ratschlagten die Leubelfinge. Daß für den jungen, welcher seine Identität eingebüßt hatte, des Bleibens in Nürnberg nicht länger sei, war einleuchtend. Schließlich wurden Vater und Sohn einig. Dieser sollte einen Zweig des Geschäftes nach Kursachsen, und zwar nach der aufblühenden Stadt Leipzig verpflanzen, nicht unter dem verscherzten patrizischen Namen, sondern unter dem plebejischen «Laubfinger», nur auf kurze Zeit, bis der jetzige August von Leubelfing neben dem Könige vom Roß

auf ein Schlachtfeld und in den Tod gestürzt sei, welches Ende nicht werde auf sich warten lassen.

Als nach einer langen Sitzung der Vertauschte sich erhob und seinem Bild im Spiegel begegnete, trug er über seinen verstörten Zügen noch das Häubchen, welches ihm der schwedische Taugenichts aufgesetzt hatte.

Zweites Kapitel

«Höre, Page Leubelfing! Ich habe ein Hühnchen mit dir zu pflücken. Wenn du mit deinen flinken Fingern in den dringendsten Fällen dem Könige, meinem Herrn, eine aufgehende Naht seines Rockes zunähen oder einen fehlenden Knopf ersetzen würdest, vergäbest du deiner Pagenwürde nicht das geringste. Hast du denn in Nürnberg Mütterchen oder Schwesterchen nie über die Schulter auf das Nähkissen geschaut? Ist es doch eine leichte Kunst, welche dich jeder schwedische Soldat lehren kann. Du rümpfst die Stirne, Unfreundlicher? Sei artig und folgsam! Sieh da mein eigenes Besteck! Ich schenk' es dir.»

Und die Brandenburgerin, die Königin von Schweden, reichte dem Pagen Leubelfing ein Besteck von englischer Arbeit mit Zwirn, Fingerhut, Nadel und Schere. Dem Könige aus eifersüchtiger Zärtlichkeit überallhin nachreisend, hatte sie ihn mitten in seinem unseligen Lager bei Nürnberg, wo er einen in dasselbe eingeschlossenen, vom Kriege halbverwüsteten Edelsitz bewohnte, mit ihrem kurzen Besuche überrascht. In den widerstrebenden Händen des Pagen öffnete sie das Etui, enthob ihm den silbernen Fingerhut und steckte denselben dem Pagen an mit den holdseligen Worten: «Ich binde dir's aufs Gewissen, Leubelfing, daß mein Herr und König stets propre und vollständig einhergehe.»

«Den Teufel scher' ich mich um Nähte und Knöpfe, Majestät», erwiderte Leubelfing unmutig errötend, aber mit einer so drolligen Miene und einer so angenehm markigen Stimme, daß die Königin sich keineswegs beleidigt fühlte, sondern mit einem herablassenden Gelächter den Pagen in die Wange kniff. Diesem tönte das Lachen hohl und albern, und der Reizbare empfand einen Widerwillen gegen

die erlauchte Fürstin, von welchem diese gutmütige Frau keine Ahnung hatte.

Doch auch der König, welcher auf der Schwelle des Gemaches den Auftritt belauscht hatte, brach jetzt in ein herzliches Gelächter aus, da er seinen Pagen mit dem Raufdegen an der linken Hüfte und einem Fingerhut an der rechten Hand erblickte. «Aber Gust», sagte er dann, «du schwörst ja wie ein Papist oder Heide! Ich werde an dir zu erziehen haben.»

In der Tat achtete Gustav Adolf es nicht für einen Raub, die Krone zu tragen. Wie hätte er, welcher — ohne Abbruch der militärischen Strenge — jeden seiner Leute, auch den Geringsten, mit menschlichem Wohlwollen behandelte, dieses einem gutgearteten Jüngling von angenehmer Erscheinung versagt, der unter seinen Augen lebte und nicht von seiner Seite weichen durfte. Und einem unverdorbenen Jüngling, der bei dem geringsten Anlaß nicht anders als ein Mädchen bis unter das Stirnhaar errötete! Auch vergaß er es dem jungen Nüremberger nicht, daß dieser an jenem folgenschweren Bankett ihn als den «König von Deutschland» hatte hochleben lassen, den möglichen ruhmreichen Ausgang seines heroischen Abenteuers in eine kühne prophetische Formel fassend.

Eine zärtliche und wilde, selige und ängstliche Fabel hatte der Page schon neben seinem Helden gelebt, ohne daß der arglose König eine Ahnung dieses verstohlenen Glückes gehabt hätte. Berauschte Stunden, gerade nach vollendeten achtzehn unmündigen Jahren beginnend und diese auslöschend wie die Sonne einen Schatten! Eine Jagd, eine Flucht süßer und stolzer Gefühle, quälender Befürchtungen, verhehlter Wonnen, klopfender Pulse, beschleunigter Atemzüge, soviel nur eine junge Brust fassen und ein leichtsinniges Herz genießen kann in der Vorstunde einer tötenden Kugel oder am Vorabend einer beschämenden Entlarvung!

Als der nürnbergische Junker August Leubelfing von dem Kornett dem Könige vorgestellt wurde, hatte der Beschäftigte kaum einen Augenblick gefunden, seinen neuen Pagen flüchtig ins Auge zu fassen. So wurde dieser einer frechen Lüge überhoben. Gustav Adolf war im Begriff, sich auf sein Leibroß zu schwingen, um den zweiten fruchtlosen

Sturm auf die uneinnehmbare Stellung des Friedländers vorzubereiten. Er hieß den Pagen folgen, und dieser warf sich ohne Zaudern auf den ihm vorgeführten Fuchs, denn er war von jung an im Sattel heimisch und hatte von seinem Vater, dem weiland wildesten Reiter im schwedischen Heere, einen schlanken und ritterlichen Körper geerbt. Wenn der König, nach einer Weile sich umwendend, den Pagen tödlich erblassen sah, so taten es nicht die feurigen Sprünge des Fuchses und die Ungewohntheit des Sattels, sondern es war, weil Leubelfing in einiger Entfernung eine ertappte Dirne erblickte, die mit entblößtem Rücken aus dem schwedischen Lager gepeitscht wurde, und ihn das nackte Schauspiel ekelte.

Tag um Tag — denn der König ermüdete nicht, den abgeschlagenen Sturm mit einer ihm sonst fremden Hartnäckigkeit zu wiederholen — ritt der Page ohne ein Gefühl der Furcht an seiner Seite. Jeder Augenblick konnte es bringen, daß er den tödlich Getroffenen in seinen Armen vom Rosse hob oder selbst tödlich verwundet in den Armen Gustav Adolfs ausatmete. Wann sie dann ohne Erfolg zurückritten, der König mit verdüsterter Stirn, so täuschte oder verbarg dieser seine Sorge, indem er den Neuling aufzog, daß er den Bügel verloren und die Mähne seines Tieres gepackt hätte. Oder er tadelte auch im Gegenteil seine Waghalsigkeit und schalt ihn einen Casse-Cou, wie der Lagerausdruck lautete.

Überhaupt ließ er es sich nicht verdrießen, seinem Pagen gute väterliche Lehre zu geben und ihm gelegentlich ein wenig Christentum beizubringen.

Der König hatte die löbliche und gesunde Gewohnheit, nach beendigtem Tagewerk die letzte halbe Stunde vor Schlafengehen zu vertändeln und allerhand Allotria zu treiben, jede Sorge mit geübter Willenskraft hinter sich werfend, um sie dann im ersten Frühlicht an derselben Stelle wieder aufzuheben. Und diese Gewohnheit hielt er auch jetzt und um so mehr fest, als die vereitelten Stürme und geopfert Menschenleben seine Pläne zerstörten, seinen Stolz beleidigten und seinem christlichen Gewissen zu schaffen machten. In dieser späten Freistunde saß er dann behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt und Page Leubelfing auf einem Schemel daneben. Da wurde Dame gezogen

oder Schach gespielt, und im Brettspiele schlug der Page zuweilen den König. Oder dieser, wenn er sehr guter Laune war, erzählte harmlose Dinge, wie sie eben in seinem Gedächtnisse obenauf lagen. Zum Beispiel von der pompösen Predigt, welche er weiland auf seiner Brautfahrt nach Berlin in der Hofkirche gehört. Sie habe das Leben einer Bühne verglichen: mit den Menschen als Schauspielern, den Engeln als Zuschauern, dem den Vorhang senkenden Tode als Regisseur. Oder auch die unglaubliche Geschichte, wie man ihm, dem Könige, nach der Geburt seines Kindes anfänglich einen Sohn verkündigt und er selbst eine Weile sich habe betrogen lassen, oder von Festen und Kostümen, seltsamerweise meistens Geschichten, die ein Mädchen ebenso sehr oder mehr als einen Jüngling belustigen konnten, als empfände der getäuschte König, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, die Wirkung des Betruges, welchen der Page an ihm verübte, und kostete unwissend den unter dem Scheinbilde eines gutgearteten Jünglings spielenden Reiz eines lauschenden Weibes. Darüber befiel auch wohl den Pagen eine plötzliche Angst. Er vertiefte seine Altstimme und wagte irgendeine männliche Gebärde. Aber ein nicht zu mißdeutendes Wort oder eine kurzsichtige Bewegung des Königs gab dem Erschreckten die Gewißheit zurück, Gustav unterliege demselben Blendwerk wie bei der Geburt seiner Christel. Dann geriet der wieder sicher Gewordene wohl in eine übermütige Stimmung und gab etwas so Verwegenes und Persönliches zum besten, daß er sich eine Züchtigung zuzog. Wie jenes Mal, da er nach einem warmen und ehelichen Lobe der Königin im Munde Gustavs die kecke Frage hinwarf: wie denn die Gräfin Eva Brahe eigentlich ausgesehen habe? Diese Jugendgeliebte Gustavs und spätere Gemahlin De la Gardies, welchen sie, da ihr der tapferste Mann des Jahrhunderts entschlüpft war, als den zweittapfersten heiratete, besaß dunkles Haar, schwarze Augen und scharfe Züge. Das erfuhr aber der neugierige Page nicht, sondern erhielt einen ziemlich derben Schlag mit der flachen Hand auf den vorlauten Mund, in dessen Winkeln Gustav die Lust zu einem mutwilligen Gelächter wahrzunehmen glaubte.

Es begab sich eines Tages, daß der König seiner Christel das Geschenk eines ersten Siegelringes machte. Auf den

edeln Stein desselben sollte der Mode gemäß ein Denkspruch eingegraben werden, eine Devise, wie man es hieß, welche — im Unterschiede mit dem ererbten Wappenspruche — etwas dem Besitzer des Siegels persönlich Eigenes, eine Maxime seines Kopfes, einen Wunsch seines Herzens, in nachdrücklicher Kürze aussprechen mußte, wie zum Beispiel das ehrgeizige «Nondum» des jungen Karls V. Gustav hätte wohl seinem Kinde selbst einen Leibspruch erfunden, aber, wieder der Mode gemäß, mußte dieser lateinisch, italienisch oder französisch lauten.

So suchte er denn, tief auf einen Quartband gebückt, unter den tausend darin verzeichneten Sinnsprüchen berühmter oder witziger Leute mit seinen lichtgefüllten, doch kurzsichtigen Augen nach demjenigen, welchen er seiner erst siebenjährigen, aber frühreifen Christel beschenken wollte. Er belustigte sich an den lakonischen Sätzen, welche das Wesen ihrer Erfinder — meistens geschichtlicher Persönlichkeiten — oft richtig, ja schlagend ausdrückten, oft aber auch, gemäß der menschlichen Selbsttäuschung und Prahlerei, das gerade Gegenteil.

Jetzt wies ein feiner Finger mit einem scharfen schwarzen Schatten auf das hellbeleuchtete Blatt und eine Devise von unbekanntem Ursprung. Es war der über die Schultern des Königs guckende Page, die Devise aber lautete: «Courte et bonne!» Das heißt: soll ich mir ein Leben wählen, so sei es ein kurzes und genußvolles! Der König las, sann einen Augenblick, schüttelte bedenklich den Kopf und zupfte über sich greifend seines Pagen wohlgebildeten Ohrlappen. Dann drückte er Leubelfing auf seinen Schemel nieder, in der Absicht, ihm eine kleine Predigt zu halten. «Gust Leubelfing», begann er lehrhaft behaglich, den Kopf rückwärts in das Polster gedrückt, so daß das volle Kinn mit dem goldhaarigen Zwickel vorsprang und das schalkhafte Licht der halbgeschlossenen Augen auf das lauschend gehobene Antlitz des Pagen niederblitzte, «Gust Leubelfing, mein Sohn! Ich vermute, diesen fragwürdigen Spruch hat ein Weltkind erfunden, ein «Epikurer», wie Doktor Luther solche Leute nennt. Unser Leben ist Gottes. So dürfen wir es weder lang noch kurz wünschen, sondern wir nehmen es, wie Er es gibt. Und gut? Freilich gut, das ist schlicht und recht. Aber nicht voll Rausches und Taumels, wie der französische

Spruch hier unzweifelhaft bedeutet. Oder wie hast du ihn verstanden, mein lieber Sohn?»

Leubelfing antwortete erst schüchtern und befangen, dann aber mit jeder Silbe freudiger und entschlossener: «Solcher-gestalt, mein gnädiger Herr: Ich wünsche mir alle Strahlen meines Lebens in *ein* Flammenbündel und in den Raum *einer* Stunde vereinigt, daß statt einer blöden Dämmerung ein kurzes, aber blendend helles Licht von Glück entstünde, um dann zu löschen wie ein zuckender Blitz.» Sie hielt inne. Dem Könige schien dieser Stil und dieser «zuckende Blitz» nicht zu gefallen, obgleich es die Lieblingsmetapher des Jahrhunderts war. Er kräuselte spottend die feinen Lippen. Aber das noch ungesprochene rügende Wort unterbrechend, leidenschaftlich hingerissen, rief der Page aus: «Ja, so möcht' ich! Courte et bonne!» Dann besann er sich plötzlich und fügte demütig bei: «Lieber Herr! Möglicherweise mißversteh' ich den Spruch. Er ist vieldeutig wie die meisten im Buche. Eines aber weiß ich, und das ist die lautere Wahrheit: Wenn dich, mein liebster Herr, die Kugel, welche dich heute streifte» – er verschluckte das Wort – «Courte et bonne! hätte es geheißen, denn du bist ein Jüngling zugleich und ein Mann – und dein Leben ist ein gutes!»

Der König schloß die Augen und verfiel dann, tagesmüde wie er war, in den Schlummer, den er erst heuchelte, um die Schmeichelei des Pagen nicht gehört zu haben oder wenigstens nicht zu beantworten.

So spielte der Löwe mit dem Hündchen und auch das Hündchen mit dem Löwen. Und als ob ein neckisches oder verderbliches Schicksal es darauf absehe, dem verliebten Kinde seinen vergötterten Helden aufs innigste zu verbinden, ihm denselben in immer neuer Gestalt und seinen tiefsten Empfindungen zeigend, ließ es den Pagen mit seinem Herrn auch den herbsten Schmerz teilen, welchen es gibt, den väterlichen.

Der König bediente sich Leubelfings, dem er das unbedingtste Vertrauen bewies, um die regelmäßig aus Stockholm anlangenden Briefe der Hofmeisterin seines Prinzeßchens sich vorlesen und dann auch beantworten zu lassen. Diese Dame schrieb einen kritzlichen schmalen Buchstaben und einen breiten gründlichen Stil, so daß Gustav ihre umständlichen Schreiben meist gleich dem Pagen zuschob,

dessen rasche Augen und bewegliche Lippen die Zeilen einer Briefseite nicht weniger behende hinuntersprangen als seine jungen Füße die unzähligen Stufen einer Wendeltreppe. Eines Tages bemerkte Leubelfing in der Ecke des Briefumschlages das große S, womit man damals wichtige oder sekrete Schreiben zu bezeichnen pflegte, damit sie der Empfänger persönlich öffne und lese. Die Pageneigenschaften: Neugierde und Keckheit überwogen. Leubelfing brach das Siegel, und eine wunderliche Geschichte kam zum Vorschein. Die Hofmeisterin des Prinzeßchens hatte — gemäß dem vom Könige selbst verfaßten und frühe Erlernung der Sprachen vorschreibenden Studienplane — an der Zeit gefunden, der Christel einen Lehrer des Italienischen zu bestellen. Die mit Umsicht vorgenommene Wahl schien glücklich. Der noch junge Mann, ein Schwede von guter Abkunft, welcher sich auf langen Reisen weit in der Welt umgesehen hatte, vereinigte alle Vorzüge der Erscheinung und des Geistes, einen edelschlanken Körperbau, einnehmende Gesichtszüge, eine feingewölbte Stirn, ein gefälliges Betragen, eine befestigte Sittlichkeit, gleich weit entfernt von finsterner Strenge und lächerlicher Pedanterie, adeliges Ehrgefühl, christliche Demut. Und die Hauptsache: ein echtes Luthertum, welches, wie er selbst bekannte, erst in dem modernen Babylon angesichts der römischen Greuel aus einer erlernten Sache ihm zu einer selbständigen und unerschütterlichen Überzeugung geworden sei. Die kühle und verständige Hofmeisterin wiederholte in jedem ihrer Briefe, dieser Jüngling habe es ihr angetan. Auch die junge Prinzeß lernte frisch drauflos mit ihrem aufgeweckten Kopf und unter einem solchen Lehrer. Da ertappte die Hofmeisterin eines Tages die gelehrige und phantasiereiche Christel, wie sie, in einen Winkel geduckt, sich im stillen damit vergnügte, die Kugeln eines Rosenkranzes von wohlduftendem Zedernholz herunterzubeten, an denen sie von Zeit zu Zeit mit schnupperndem Näschen roch. «Ein reißender Wolf im Schafskleide!» schrieb die brave Hofmeisterin mit fünf Ausrufungszeichen. «Ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und wurde zur weißen Bildsäule.»

Auch Gustav Adolf erbleichte, im Tiefsten erschüttert, und seine großen blauen Augen starrten in die Zukunft. Er kannte die Gesellschaft Jesu.

Der Jesuit war ins Gefängnis gewandert, und ihm stand, nach dem drakonischen schwedischen Gesetze, eine Halsstrafe bevor, wenn der König nicht Gnade vor Recht ergehen ließ. Dieser aber befahl dem Pagen, umgehend an die Hofmeisterin zu schreiben: Mit dem Mädchen seien nicht viel Worte zu machen, die Sache als eine Kinderei zu behandeln; den Jesuiten schaffe man ohne Geschrei und Aufsehen über die Grenze, «denn» — so diktierte er Leubelfing — «ich will keinen Märtyrer machen. Der verblendete Jüngling mit seinem gefälschten Gewissen lasse sich schlankweg köpfen, um in die Purpurwolke der Blutzeugen aufgenommen zu werden und gen Himmel zu fahren mit- samt seiner geheimen bösen Lust, das bildsame Gehirn meines Kindes mißhandelt zu haben.»

Aber mehrere Tage lang ließ ihn «das Unglück und das Verbrechen» — so nannte er das Attentat auf die Seele seines Kindes — nicht mehr los, und er erging sich in Gegenwart seines Lieblings, weit über Mitternacht, bis zum Erlöschen seiner Ampel, rastlos auf und nieder schreitend, freilich eher im Selbst-, als im Zwiegespräche, über die Lüge, die Sophistik und die Verlarvungen der frommen Väter, während sich der im Halbdunkel sitzende Page entsetzt und zerknirscht an die klopfende junge Brust schlug und die leisen beschämenden Worte sich zurief: «Auch du bist eine Lügnerin, eine Sophistin, eine Verlarvte!»

Seit jenen nächtigen Stunden ängstigte sich der Page furchtbar, bis zur Zerrüttung, über seine Larve und sein Geschlecht. Der wichtigste Umstand konnte die Entdeckung herbeiführen. Dieser Schande zu entgehen, beschloß der Ärmste zehnmal im Abenddunkel oder in der Morgenfrühe, sein Roß zu satteln, bis an das Ende der Welt zu reiten, und zehnmal wurde er zurückgehalten durch eine unschuldige Liebkosung des Königs, der keine Ahnung hatte, daß ein Weib um ihn war. Leicht zumute wurde ihm nur im Pulverdampfe. Da blitzten seine Augen, und fröhlich ritt er der tödlichen Kugel entgegen, welche er herausforderte, seinen bangen Traum zu endigen. Und wann der König hernach in seiner Abendstunde beim trauten Lichtschein seinen Pagen über einer Dummheit oder Unwissenheit ertappte, beim Kopfe kriegte und ihm mit einem ehrlichen Gelächter durch das krause Haar fuhr, sagte sich

dieser, in herzlicher Lust und Angst erbebend: «Es ist das letztemal!»

So fristete er sich und genoß das höchste Leben mit der Hilfe des Todes.

Es war seltsam. Leubelfing fühlte es: auch der König lebte mit dem Tode auf einem vertrauten Fuße. Der Friedländer hatte den Angriff an sich gerissen und den Eroberer in die unerträgliche Lage eines Weichenden, beinahe Flüchtigen gebracht. So legte der christliche Held sein Schicksal täglich, ja stündlich und fast herausfordernd in die Hände seines Gottes. Den Brustharnisch, welchen ihm der Page zu bieten pflegte, wies er beharrlich zurück unter dem Vorwand einer Schulterwunde, welche der anliegende Stahl drücke. Ein schmiegsames, feines Panzerhemde, wie die Klugen und Vorsichtigen es auf bloßem Leibe trugen, ein Meisterstück niederländischer Schmiedekunst, langte an, und die Königin schrieb dazu, sie hätte erfahren, der Friedländer trage ein solches, ihr Herr und Gemahl dürfe nicht schlechter beschirmt in den Kampf gehen. Dies feine Geschmeide warf Gustav als eine Feigheit verächtlich in einen Winkel.

Einmal in der Stille der Nacht hörte Leubelfing, dessen Haupt von demjenigen des Königs nur durch die Wand getrennt war, sich dicht an dieselbe drückend, wie Gustav inbrünstig betete und seinen Gott bestürmte, ihn im Vollwerte hinwegzunehmen, wenn seine Stunde da sei, bevor er ein Unnötiger oder Unmöglicher werde. Zuerst quollen der Lauscherin die Tränen, dann erfüllte sie vom Wirbel zur Zehe eine selbstsüchtige Freude, ein verstohlener Jubel, ein Sieg, ein Triumph über die Ähnlichkeit ihres kleinen mit diesem großen Lose, der dann mit dem albernen Kindergedanken, eine gemeinsame Silbe beendige ihren Namen und beginne den des Königs, sich in Schlummer verlor.

Aber der Page träumte schlecht, denn er träumte mit seinem Gewissen. In den richtenden Bildern, welche vor seinen Traumaugen aufstiegen, geschah es bald, daß der König den Entdeckten mit flammendem Blick und verurteilender Gebärde von sich wies, bald verjagte ihn die Königin mit einem Besenstiel und den derbsten Scheltworten, wie die gebildete Frau solche am Tage nie über die Lippen ließ, ja welche sie wohl gar nicht kannte.

Einmal träumte dem Pagen, seine Fuchsstute gehe mit ihm durch und rase durch eine nackte, von einer zornigen Spätglut gerötete Gegend einer Schlucht zu, der König setze ihm nach, er aber stürze vor den Augen seines Retters oder Verfolgers in die zerschmetternde Tiefe, von einem höllischen Gelächter umklungen.

Drittes Kapitel

Leubelfing erwachte mit einem jähen Schrei. Der Morgen dämmerte, und der Page fand seinen König, der sich in einem Zuge kühl und hell geschlafen hatte, in der gelassensten und leutseligsten Laune von der Welt. Ein Brief der Königin langte an, der eben nichts Dringliches enthielt, wenn nicht die Nachschrift, worin sie ihren Gemahl bat, zum Rechten zu sehen in einem Fall und in einer Nöte, welche der hilfreichen Frau naheging. Der Herzog von Lauenburg, ein unsittlicher Mensch, der vor kaum ein paar Monaten eine der vielen Basen der Königin aus politischen Gründen geheiratet hatte, gab öffentliches Ärgernis, indem er, von den blonden Flechten und wasserblauen Augen seines Weibes gelangweilt, seine Flitterwochen abgekürzt hatte und, in das schwedische Lager zurückgeeilt, eine blutjunge Slawonierin neben sich hielt. Diese hatte er, als ein Wegelagerer, der er war, aus der Mitte einer niedergerittenen friedländischen Eskorte weggefangen. Nun ersuchte die Königin ihren Gemahl, diesem prahlerischen Ehebruch ein rasches Ende zu machen; denn der Lauenburger, die Blicke nur des Königs ausweichend, prunkte vor seinen Standesgenossen mit der hübschen Beute und gönnte sich, als einem Reichsfürsten, die Sünde und den Skandal dazu. Gustav Adolf faßte die Sache als eine einfache Pflichterfüllung auf und gab kurzweg den Befehl, die Slawonierin — man nannte sie die Korinna — zu ergreifen und ihm vorzuführen in der achten Stunde, wo er von einem kurzen Rekognoszierungsritte zurück zu sein glaubte. Streng und menschlich zugleich, dachte er das Mädchen, dem er, den Lauenburger kennend, den kleinern Teil der Schuld beimaß, zu ermahnen und dann ihrem Vater in das wallensteinische Lager zuzusenden. Er verritt, den Pagen Leubel-

hing zurücklassend mit der Weisung, die Königin brieflich zu beruhigen; er werde eine eigenhändige Zeile beifügen. Acht Uhr verstrich, und der König war noch nicht wieder angelangt, wohl aber die Korinna, von ein paar grimmigen schwedischen Pikenieren begleitet, welche sie dem Pagen, der im Vorzimmer über seinem Briefe saß, Degen und Pistolen neben sich auf den Tisch gelegt, überlieferten. Vor dem Tore des Schloßchens stand ja eine Wache.

Neugierig schickte der Page einen Blick über seine Buchstaben hinweg nach der Gefangenen, die er sich setzen hieß, und erstaunte über ihre Schönheit. Nur von mittlerer Größe, trug sie über vollen Schultern auf einem feinen Halse ein wohlgebildetes kleines Haupt. Wenig fehlte, stillere Augen, freiere Stirn, ruhigere Naslöcher und Mundwinkel, so war es das süße Haupt einer Muse, wie unmusenhaft die Korinna sein mochte. Pechschwarze Flechten und dunkeldrohende Augen bleichten das fesselnde Gesicht. Die in Unordnung geratene buntfarbige Kleidung, von keinem südlich leuchtenden Himmel gedämpft, erschien unter einem nordischen grell und aufdringlich. Der Busen klopfte sichtbar.

Das Schweigen wurde dem Mädchen unerträglich. «Wo ist der König, Junker?» fragte sie mit einer hohen, vor Erregung schreienden Stimme. «Ist verritten. Wird gleich zurück sein!» antwortete Leubelfing in seiner tiefsten Note.

«Der König bilde sich nur nicht ein, daß ich von dem Herzog lasse», fuhr das leidenschaftliche Mädchen mit unbändiger Heftigkeit fort. «Ich liebe ihn zum Sterben. Und wo sollte ich hin? Zu meinem Vater? Der würde mich grausam mißhandeln. Ich bleibe. Der König hat dem Herzog nichts zu befehlen. Mein Herzog ist ein Reichsfürst.» Offenbar plapperte die Angstvolle dem Lauenburger nach, welcher, ob auch an und für sich ein frevelhafter Mensch, seinen Fürstenmantel, halb im Hohn, halb im Ernst, allen seinen Missetaten umhing.

«Nutzt ihm nichts, Jungfer», versetzte der Page Gustav Adolfs. «Reichsfürst hin, Reichsfürst her, der König ist sein Kriegsherr, und der Lauenburger hat zu parieren.»

«Der Herzog», zankte die Slawonierin, «ist vom alleredelsten Blut, der König aber stammt von einem gemeinen schwedischen Bauer.» Ihr Freund, der Lauenburger, mochte

ihr das aus dem Bauernkleide Gustav Wasas entstandene Märchen vorgestellt haben. Leubelfing erhob sich beleidigt und schritt bolzgerade auf die Korinna zu, machte dicht vor ihr halt und fragte gestreng: «Was sagst?» Auch das Mädchen hatte sich ängstlich erhoben und fiel jetzt mit plötzlich verändertem Ausdruck dem Pagen um den Hals: «Teurer Herr! Schöner Herr! Helft mir! Ihr müßt mir helfen! Ich liebe den Lauenburger und lasse nicht von ihm! Niemals!» So rief und flehte sie und küßte und herzte und drückte den Pagen, dann aber wich sie in unsäglichem Verblüffung einen Schritt zurück, und das seltsamste Lächeln der Welt irrte um ihren spöttisch verzogenen Mund.

Der Page wurde bleich und fahl. «Schwesterchen», liselte die Korinna mit einem schlaun Blick, «wenn du deinen Einfluß» — in demselben Moment hatte Leubelfing sie mit kräftiger Linken am Arme gepackt, auf die Knie niedergedrückt und den Lauf seines rasch ergriffenen Pistols der Schläfe des kleinen Kopfes genähert. «Drück los», rief die Korinna halb wahnsinnig, «und der Lust und des Elends sei ein Ende!», wich aber doch dem Lauf mit den behendesten und gelenkigsten Drehungen und Wendungen ihres Hälschens aus.

Jetzt setzte ihr Leubelfing den kalten Ring des Eisens mitten auf die Stirn und sprach totenbleich, aber ruhig: «Der König weiß nichts davon, bei meiner Seligkeit.» Ein ungläubiges Lächeln war die Antwort. «Der König weiß nichts davon», wiederholte der Page, «und du schwörst mir bei diesem Kreuz» — er hatte es ihr an einem goldenen Ketten aus dem Busen gezerzt —, «von wem hast du das? von deiner Mutter, sagst du? — du schwörst mir bei diesem Kreuz, daß auch du nichts davon weißt! Mach schnell, oder ich schieße!»

Aber der Page senkte seine Waffe, denn er vernahm Roßgestampf, das Gerassel des militärischen Saluts und die treppansteigenden schweren Tritte des Königs. Er warf noch einen Blick auf die sich von den Knien erhebende Korinna, einen flehenden Blick, in welchem zu lesen war, was er nie ausgesprochen hätte: Sei barmherzig! Ich bin in deiner Gewalt! Verrate mich nicht! Ich liebe den König!

Dieser trat ein, ein anderer Mann, als er vor zwei Stunden verritten war, streng wie ein Richter in Israel, in hei-

liger Entrüstung, in loderndem Zorn, wie ein biblischer Held, der ein himmelschreiendes Unrecht aus dem Mittel heben muß, damit nicht das ganze Volk verderbe. Er hatte einem empörenden Auftritt, einer ekelerregenden Szene beigewohnt: der Beraubung eines vor dem Friedländer in das schwedische Lager flüchtenden Haufens deutscher Bauern durch deutschen Adel unter Führung eines deutschen Fürsten.

Die Herren hatten im Gezelt eines der Ihrigen bis zur Morgendämmerung gezechet, gewürfelt, gekartet. Ein Abenteuer zweifelhaftester Art, der Bank hielt, hatte sie alle ausgebeutelt. Den mutmaßlich falschen Spieler ließen sie nach einem kurzen Wortwechsel — er war von Adel — als einen Mann ihrer Gattung unangefochten ziehen, brachen dagegen, gereizt und übernächtigt zu ihren Zelten kehrend, in ein Gewirr schwerbeladener Wagen ein, das sich in einer Lagergasse staute. Der Lauenburger, der, im Vorbeireiten sein Zelt öffnend, das Nest leer gefunden und seinen Verdacht ohne weiteres auf den König geworfen hatte, kam ihnen nachgesprengt und feuerte ihre Raubgier zu einer Tat an, von welcher er wußte, daß sie, von dem Könige vernommen, Gustav Adolf in das Herz schneiden würde.

Aber dieser sollte den Frevel mit Augen sehen. Mitten in den Tumult — Kisten und Kasten wurden erbrochen, Rosse niedergestochen oder geraubt, Wehrlose mißhandelt, sich zur Wehre Setzende verwundet — ritt der König hinein, zu welchem sich flehende Arme, Gebete, Flüche, Verwünschungen erhoben, nicht anders als zum Throne Gottes. Der König beherrschte und verschob seinen Zorn. Zuerst gab er Befehl, für die mißhandelten Flüchtlinge zu sorgen, dann befahl er die ganze adelige Sippe zu sich auf die neunte Stunde. Heimreitend, hielt er vor dem Zelt des Generalgewaltigen, hieß ihn seinen roten Mantel umwerfen und — in einiger Entfernung — folgen.

In dieser Stimmung befand sich König Gustav, als er die Beihälterin des Lauenburgers erblickte. Er maß das Mädchen, deren wilde Schönheit ihm mißfiel und deren grelle Tracht seine klaren Augen beleidigte.

«Wer sind deine Eltern?» begann er, es verschmähend, sich nach ihrem eigenen Namen oder Schicksal zu erkundigen.

«Ein Hauptmann von den Kroaten; die Mutter starb früh weg», erwiderte das Mädchen, mit ihren dunkeln seinen hellen Augen ausweichend.

«Ich werde dich deinem Vater zurücksenden», sagte er.

«Nein», antwortete sie, «er würde mich erstechen.»

Eine mitleidige Regung milderte die Strenge des Königs. Er suchte für das Mädchen einen geringen Straffall. «Du hast dich im Lager in Männerkleidung umgetrieben, dieses ist verboten», beschuldigte er sie.

«Niemals», widersprach die Korinna aufrichtig entrüstet, «nie beging ich diese Zuchtlosigkeit.»

«Aber», fuhr der König fort, «du brichst die Ehe und machst eine edle junge Fürstin unglücklich.»

Eine rasende Eifersucht loderte in den Augen der Slawonierin. «Wenn er nun mich mehr, mich allein liebt, was kann ich dafür? was kümmert mich die andere?» trotzte sie wegwerfend. Der König betrachtete sie mit einem erstaunten Blicke, als frage er sich, ob sie je in eine christliche Kinderlehre gegangen sei.

«Ich werde für dich sorgen», sagte er dann. «Jetzt befehle ich dir: Du lässest von dem Lauenburger auf immer und ewig. Deine Liebe ist eine Todsünde. Wirst du gehorchen?» Sie hielt erst mit zwei lodernden Fackeln, dann mit einem festen, starren Blick den des Königs aus und schüttelte das Haupt. Dieser wendete sich gegen den Generalgewaltigen, der unter der Türe stand.

«Was soll der mit mir?» frug das Mädchen schauernd. «Ist's der Henker? Wird er mich richten?»

«Er wird dir die Haare scheren, dann bringt dich der nächste Transport nach Schweden, wo du in einem Besserungshaus bleibst, bis du ein evangelisches Weib geworden bist.»

Ein heftiger Stoß von wunderlichen Befürchtungen und unbekannten Schrecken warf das kleine Gehirn über den Haufen. Ein geschorenes Schädelchen, welche entehrendere, beschämendere Entblößung konnte es geben! Schweden, das eisige Land mit seiner Winternacht, von welchem sie hatte fabeln hören, dort sei der Eingang zum Reiche der Larven und Gespenster! Besserung? Welche ausgesuchte, grausame Folter bedeutete dieses ihr unbekannte Wort? Ein evangelisches Weib? Was war das, wenn nicht eine

Ketzerin? Und so sollte sie zu alledem noch ihres bescheidenen himmlischen Teiles verlustig gehen? Sie, die keine Fasten brach und keine fromme Übung versäumte! Sie ergriff das Kreuz, das an dem zerrissenen Kettchen niederhing, und küßte es inbrünstig.

Dann ließ sie die irren Augen im Kreise laufen. Diese blieben auf dem Pagen haften, und Rachelust flammte darin auf. Sie öffnete den Mund, um den König, welcher sie des Ehebruchs geziehen, gleicherweise einen Ehebrecher zu schelten. Dieser stand ruhig beiseite. Er hatte den Brief des Pagen in die Hand genommen und durchflog denselben mit nahen Blicken. Seine aufmerksamen Züge, deren aus Gerechtigkeit und Milde gemischter Ausdruck etwas Majestätisches und Göttliches hatte, erschreckten die Korinna; sie fürchtete sich davor als vor etwas Fremdem und Unheimlichem. Das wildwüchsige Mädchen, welches jedes von einer faßlichen Leidenschaft verzogene Männerantlitz richtig beurteilte, ohne davor zu erschrecken, wurde aus dieser veredelten menschlichen Miene nicht klug. Sie mochte den König nicht länger ansehen. «Am Ende», dachte sie, «ist der Schneekönig ein gefrorener Mensch, der die Nähe des Weibes und die ihn heimlich umschleichende Liebe nicht spürt. Ich könnte das junge Blut verderben! Wozu aber auch? Und dann — sie liebt ihn.»

Jetzt trat der Profoß einen Schritt vorwärts und streckte die Hand nach der Slawonierin aus. Diese gab sich verloren. Blitzschnell richtete sie sich an dem Pagen auf und wisperte ihm ins Ohr: «Laß mir zehn Messen lesen, Schwesterchen! von den teuren! Du bist mir eine dicke Kerze schuldig! Nun, eine hat das Glück, die andere» — sie fuhr in die Tasche, zog einen Dolch heraus, schleuderte die Schneide ab und zerschnitt sich in einem kunstfertigen Zug die Halsader wie einem Täubchen. So mochte sie es in einer Feldküche gelernt und geübt haben.

Der Generalgewaltige spreitete seinen roten Mantel, legte sie der Länge nach darauf, hüllte sie ein und trug sie wie ein schlafendes Kind auf beiden Armen durch eine Seitentüre hinweg.

Jetzt wurde es im Nebenzimmer lebendig von allerhand ungebührlich laut geführten Unterhaltungen, und mit dem Schlage neun trat der König, welchem Leubelfing die Flügel-

tür öffnete, unter die versammelten deutschen Fürsten und Herren.

Sie bildeten in dem engen Raume einen dichtgedrängten Kreis und mochten ihrer fünfzig oder sechzig sein. Die Herrschaften hielten sich nicht allzu ehrerbietig, manche sogar nachlässig, als ob sie ebensowenig die Farbe der Scham als die Farbe der Furcht kannten: schlaue neben verwegenen, ehrgeizige neben beschränkten, fromme neben frechen Köpfen; die Mehrzahl Leute, die ihren Mann stellten und mit denen gerechnet werden mußte. Links vom Könige hielt sich in bescheidener Haltung der Hauptmann Erlach, der eigentlich hier nichts zu suchen hatte. Dieser Kriegermann war unter die Fahnen Gustav Adolfs getreten, als des gottesfürchtigsten Helden seiner Zeit, und hatte dem Könige oft bekannt, ihn jammere der Sünden, die er hier außen im Reiche sehen müsse: Undank, Maske, Fallstrick, Intrige, Kabale, verdecktes Spiel, verteilte Rollen, verwischte Spuren, Bestechung, Länderverkauf, Verrat, lauter in seinen helvetischen Bergen vollständig unbekannte und unmögliche Dinge. Er hatte sich hier eingefunden, vielleicht um seinem intimen Freunde, dem französischen Gesandten, welcher sich von seiner Sitteneinfalt angezogen fühlte, etwas Neues erzählen zu können, worauf die Franzosen brennen, wie sie einmal sind; vielleicht auch nur, um zur Erbauung seiner Seele einem Sieg der Tugend über das Laster beizuwohnen. Er kniff seelenruhig die Augen und wirbelte die Daumen der gefalteten Hände. Diesem Tugendbilde gegenüber, rechts vom Könige stand die freche Sünde: der Lauenburger, mit unruhigen Füßen in seiner reichsten Tracht und seinem kostbarsten Spitzenkragen, dämonisch lächelnd und die Augen rollend. Er war einem Knecht des Gewaltigen begegnet, welchem dieser seinen Mantel übergeben. Unter dessen Falten hatte er eine Menschengestalt erkannt, war hinzugetreten und hatte das Tuch aufgeschlagen.

Gustav maß die Versammlung mit einem verdammenden Blick. Dann brauste der Sturm. Seltsam — der König, gereizt durch den Widerspruch dieser stolzen Gesichter, dieser übermütigen Haltungen, dieser prunkenden Rüstungen mit dem Unadel der darunter schlagenden Herzen, bediente sich, um den Hochmut zu erniedrigen und das Ver-

brechen zu brandmarken, absichtlich einer groben, ja bäurischen Rede, wie sie ihm sonst nicht eigen war.

«Räuber und Diebe seid ihr vom ersten zum letzten! Schande über euch! Ihr bestehlet eure Landsleute und Glaubensgenossen! Pfui! Mir ekelt vor euch! Das Herz gällt mir im Leibe! Für eure Freiheit habe ich meinen Schatz erschöpft — vierzig Tonnen Goldes — und nicht soviel von euch genommen, um mir eine Reithose machen zu lassen! Ja, eher bar wär' ich geritten, als mich aus deutschem Gute zu bekleiden! Euch schenkte ich, was mir in die Hände fiel, nicht einen Schweinestall hab' ich für mich behalten!»

Mit so derben und harten Worten beschimpfte der König diesen Adel.

Dann einlenkend, lobte er die Bravour der Herren, ihre untadelige Haltung auf dem Schlachtfelde und wiederholte mehrmals: «Tapfer seid ihr, ja, das seid ihr! Über euer Reiten und Fechten ist nicht zu klagen!», ließ dann aber einen zweiten noch heftigeren Zorn aufflammen: «Rebelliert ihr gegen mich», forderte er sie heraus, «so will ich mich an der Spitze meiner Finnen und Schweden mit euch herumhauen, daß die Fetzen fliegen!»

Er schloß dann mit einer christlichen Vermahnung und der Bitte, die empfangene Lehre zu beherzigen. Herr Erlach trocknete sich mit der Hand eine Träne. Die Herren gaben sich die Miene, es fechte sie nicht sonderlich an, aber ihre Haltung war sichtlich eine bescheidenere geworden. Einige schienen ergriffen, ja gerührt. Das deutsche Gemüt erträgt eine grobe, redliche Schelte besser als eine lahme Predigt oder einen feinen schneidenden Hohn.

Insoweit wäre es nun gut und in der Ordnung gewesen. Da ließ der Lauenburger, halb gegen den König, halb gegen seine Standesgenossen gewendet, in nackter Frechheit ein ruchloses Wort fallen:

«Wie mag Majestät über einen Dreck zürnen? Was haben wir Herren verbochen? Unsere Untertanen erleichtert!»

Gustav erbleichte. Er winkte dem Generalgewaltigen, der hinter der Türe lehnte.

«Lege diesem Herrn deine Hand auf die Schulter!» befahl er ihm. Der Profoß trat heran, wagte aber nicht zu gehorchen; denn der Fürst hatte den Degen aus der Scheide

gerissen und ein gefährliches Gemurmél lief durch den Kreis.

Gustav entwaffnete den Lauenburger, stemmte die Klinge gegen den Fuß und ließ sie in Stücke springen. Dann ergriff er die breite behaarte Hand des Gewaltigen, legte und drückte selbst sie auf die Schulter des Lauenburgers, der wie gelähmt war, und hielt sie dort eine gute Weile fest, sprechend: «Du bist ein Reichsfürst, Bube, dir darf ich nicht an den Kragen, aber die Hand des Henkers bleibe über dir!»

Dann wandte er sich und ging. Der Profoß folgte ihm mit gemessenen Schritten.

Den Pagen Leubelfing, welchen die eng stehenden Herrschaften in eine Fensternische gedrängt hatten, vor der eine schwere Damastdecke mit riesigen Quasten niederhing, hatte der Vorgang bis zu einem krampfhaften Lachen ergötzt. Nach dem blutigen Untergange der Korinna, der ihn zugleich erschüttert und erleichtert hatte, waren ihm die von seinem Helden heruntergemachten Fürsten wie die Personen einer Komödie erschienen, ungefähr wie ein Knabe mit Vergnügen und unterdrücktem Gelächter seinen Vater, in dessen Hut er sich weiß und dessen Ansehen und Macht er bewundert, einen pflichtvergessenen Knecht schelten hört. Bei der ersten Silbe aber, welche der Lauenburger aussprach, war er zusammengeschocken über die unheimliche Ähnlichkeit, welche die Stimme dieses Menschen mit der seinigen hatte. Derselbe Klang, dasselbe Mark und Metall. Und dieser Schreck wurde zum Grauen, als jetzt, nachdem König Gustav sich entfernt hatte, der Lauenburger eine erkünstelte Lache aufschlug und in die gellenden Worte ausbrach: «Er hat wie ein Stallknecht geschimpft, der schwedische Bauer! Donnerwetter, haben wir den heute geärgert! Pereat Gustavus! Es lebe die deutsche Libertät! Machen wir ein Spielchen, Herr Bruder, in meinem Zelt? Ich lasse ein Fäßchen Würzburger anzapfen!», und er legte seinen rechten Arm in den linken der Fürstlichkeit, die ihm zunächst stand. Dieser Herr aber zog seinen linken Arm höflich zurück und antwortete mit einer gemessenen Verbeugung: «Bedaure, Euer Liebden. Bin schon versagt.»

Sich an den andern wendend, den Raugrafen, lud der Lauenburger ihn mit noch lustigeren und dringlicheren Worten: «Du darfst es mir nicht abschlagen, Kamerad! Du

bist mir noch Revanche schuldig!» Der Raugraf aber, ein kurzangebundener Herr, wandte ihm ohne weiteres den Rücken. So oft er seine Versuche wiederholte, so oft wurde er, und immer kürzer und derber, abgewiesen. Vor seinen Schritten und Gebärden bildete sich eine Leere und entfüllte sich der Raum.

Jetzt stand er allein in der Mitte des von allen verlassenen Gemaches. Ihm wurde deutlich, daß er fortan von seinesgleichen streng werde gemieden werden. Sein Gesicht verzerrte sich. Wütend ballte der Gebrandmarkte die Faust und drohte, sie erhebend, dem Schicksal oder dem Könige. Was er murmelte, verstand der Page nicht, aber der Ausdruck des vornehmen Kopfes war ein so teuflischer, daß der Lauscher einer Ohnmacht nahe war.

Viertes Kapitel

In der Dämmerstunde desselben ereignisvollen Tages wurde dem Könige ein mit einem richtigbefundenen Salvokondukt versehener friedländischer Hauptmann gemeldet. Es mochte sich um die Bestattung der in dem letzten Zusammenstoße Gefallenen oder sonst um ein Abkommen handeln, wie sie zwischen sich gegenüberliegenden Heeren getroffen werden.

Page Leubelfing führte den Hauptmann in das eben leere Empfangszimmer, ihn hier zu verziehen bittend; er werde ihn ansagen. Der Wallenstein aber, ein hagerer Mann mit einem gelben, verschlossenen Gesichte, hielt ihn zurück: er ruhe gern einen Augenblick nach seinem raschen Ritte. Nachlässig warf er sich auf einen Stuhl und verwickelte den Pagen, der vor ihm stehengeblieben war, in ein gleichgültiges Gespräch.

«Mir ist», sagte er leichthin, «die Stimme wäre mir bekannt. Ich bitte um den Namen des Herrn.» Leubelfing, der gewiß war, diese kalte und diktatorische Gebärde nie in seinem Leben mit Augen gesehen zu haben, erwiderte unbefangen: «Ich bin des Königs Page, Leubelfing von Nürnberg, Gnaden zu dienen.»

«Eine kunstfertige Stadt», bemerkte der andere gleichgültig. «Tue mir der junge Herr den Gefallen, diesen Hand-

schuh — es ist ein linker — zu probieren. Man hat mir in meiner Jugend bei den Jesuiten, wo ich erzogen wurde, die demüthige und dienstfertige Gewohnheit eingeprägt, die sich jetzt für meine Hauptmannschaft nicht mehr recht schicken will, verlorene und am Wege liegende Gegenstände aufzuheben. Das ist mir nun so geblieben.» Er zog einen ledernen Reithandschuh aus der Tasche, wie sie damals allgemein getragen wurden. Nur war dieser von einer ausnahmsweisen Eleganz und von einer auffallenden Schlankheit, so daß ihn wohl neun Zehntel der wallensteinischen oder schwedischen Soldatenhände hineinfahrend mit dem ersten Ruck aus allen seinen Nähten gesprengt hätten. «Ich hob ihn draußen von der untersten Stufe der Freitreppe.»

Leubelfing, durch den kurzen Ton und die befehlende Rede des Hauptmanns etwas gestoßen, aber ohne jedes Mißtrauen, ergriff in gefälliger Höflichkeit den Handschuh und zog sich denselben über die schlanken Finger. Er saß wie angegossen. Der Hauptmann lächelte zweideutig. «Er ist der Eurige», sagte er.

«Nein, Hauptmann», erwiderte der Page befremdet, «ich trage kein so feines Leder.» — «So gebt mir ihn zurück!», und der Hauptmann nahm den Handschuh wieder an sich.

Dann erhob er sich langsam von seinem Stuhl und verneigte sich, denn der König war eingetreten.

Dieser tat einige Schritte mit wachsendem Erstaunen, und seine starkgewölbten strahlenden Augen vergrößerten sich. Dann richtete er an den Gast die zögernden Worte: «Ihr hier, Herr Herzog?» Er hatte den Friedländer nie von Angesicht gesehen, aber oft dessen überallhin verbreitete Bildnisse betrachtet, und der Kopf war so eigentümlich, daß man ihn mit keinem andern verwechseln konnte. Wallenstein bejahte mit einer zweiten Verneigung.

Der König erwiderte sie mit ernster Höflichkeit: «Ich grüße die Hoheit und stehe zu Diensten. Was wollet Ihr von mir, Herzog?» Er winkte den Pagen mit einer Gebärde weg.

Leubelfing flüchtete sich in seine anliegende Kammer, welche, ärmlich ausgerüstet, ein schmaler Riemen, zwischen dem Empfangszimmer und dem Schlafgemach des Königs, dem ruhigsten des Hauses, lag. Er war erschreckt,

nicht durch die Gegenwart des gefürchteten Feldherrn, sondern durch das Unheimliche dieses späten Besuches. Ein dunkles Gefühl zwang ihn, denselben mit seinem Schicksale in Zusammenhang zu bringen.

Mehr von Angst als von Neugierde getrieben, öffnete er leise einen tiefen Schrank, aus welchem er — wenn es gesagt werden muß — durch eine Wandspalte den König schon einmal — nur einmal — belauscht hatte, um ihn ungestört und nach Herzenslust zu betrachten. Daß sein Auge und abwechselnd sein Ohr jetzt die Spalte nicht mehr verließ, dafür sorgte der seltsame Inhalt des belauschten Gespräches.

Die sich Gegenübersitzenden schwiegen eine Weile, sich betrachtend, ohne sich zu fixieren. Sie wußten, daß, nachdem die das Schicksal Deutschlands bestimmende Schachpartie mit vieldeutigen Zügen und verdeckten Plänen begonnen und sich auf allen Feldern verwickelt hatte, vor der entscheidenden, eine neue Lage der Dinge schaffenden Schlacht das unterhandelnde Wort nicht am Platze und ein Übereinkommen unmöglich sei. Diesem Gefühle gab der Friedländer Ausdruck. «Majestät», sagte er, «ich komme in einer persönlichen Angelegenheit.» Gustav lächelte kühl und verbindlich. Der Friedländer aber begann:

«Ich pflege im Bette zu lesen, wann mich der Schlaf meidet. Gestern oder heute früh fand ich in einem französischen Memoirenwerke eine unterhaltende Geschichte. Eine wahrhaftige Geschichte mit wörtlicher Angabe der gerichtlichen Deposition des Admirals — ich meine den Admiral Coligny, den ich als Feldherrn zu schätzen weiß. Ich erzähle sie mit der Erlaubnis der Majestät. Bei dem Admiral trat eines Tages ein Partisan ein, Poltrot oder wie der Mensch hieß. Wie ein halb Wahnsinniger warf er sich auf einen Stuhl und begann ein Selbstgespräch, worin er sich über den politischen und militärischen Gegner des Admirals, Franz Guise, leidenschaftlich äußerte und davon redete, den Lothringer aus der Welt zu schaffen. Es war, wie gesagt, das Selbstgespräch eines Geistesabwesenden, und es stand bei dem Admiral, welchen Wert er darauf legen wollte — ich möchte die Szene einem Dramatiker empfehlen, sie wäre wirksam. Der Admiral schwieg, da er das Gerede des Menschen für eine leere Prahlerei hielt, und Franz Guise fiel von einer Kugel —»

«Hat Coligny so gehandelt», unterbrach der König, «so tadle ich ihn. Er tat unmenschlich und unchristlich.»

«Und unritterlich», höhnte der Friedländer kalt.

«Zur Sache, Hoheit», bat der König.

«Majestät, etwas Ähnliches ist mir heute begegnet, nur hat der zum Mord sich Erbietende eine noch künstlichere Szene ins Werk gesetzt. Einer der Eurigen wurde gemeldet, und da ich eben beschäftigt war, ließ ich ihn in das Nebenzimmer führen. Als ich eintrat, war er in der schwülen Mittagsstunde entschlummert und sprach heftig im Traume. Nur wenige gestammelte Worte, aber ein Zusammenhang ließ sich erraten. Wenn ich daraus klug geworden bin, hätte ihn Eure Majestät, ich weiß nicht womit, tödlich beleidigt, und er wäre entschlossen, ja genötigt, den König von Schweden umzubringen um jeden Preis, oder wenigstens um einen anständigen Preis, was ihm leicht sein werde, da er in der Nähe der Majestät und in deren täglichem Umgang lebe. Ich weckte dann den Träumenden, ohne ein Wort mit ihm zu verlieren, wenn nicht, daß ich nach seinem Begehr fragte. Es handelte sich um eine Auskunft über einen schon vor Jahren in kaiserlichem Dienste verschollenen Rheinländer, ob er noch lebe oder nicht. Eine Erbsache. Ich gab Bescheid und entließ den Listigen. Nach seinem Namen fragte ich ihn nicht; er hätte mir einen falschen angegeben. Ihn aber auf das Zeugnis abgerissener Worte einer gestammelten Traumrede zu verhaften, wäre untunlich und eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen.»

«Freilich», stimmte der König bei.

«Majestät», sprach der Friedländer, jede Silbe schwer betonend, «du bist gewarnt!»

Gustav sann. «Ich will meine Zeit nicht damit verlieren und mein Gemüt nicht damit vergiften», sagte er, «so zweifelhaften und verwischten Spuren nachzugehen. Ich stehe in Gottes Hand. Hat die Hoheit keine weiteren Zeugen oder Indizien?»

Der Friedländer zog den Handschuh hervor. «Mein Ohr und diesen Lappen da! Ich vergaß, der Majestät zu sagen, daß der Träumer schlank war und ein ganz charakterloses, nichtssagendes Gesicht, offenbar eine jener eng anschließenden Larven trug, wie sie in Venedig mit der größten Kunst verfertigt werden. Aber seine Stimme war angenehm

markig, ein Bariton oder tiefer Alt, nicht unähnlich der Stimme Eures Pagen, und der Handschuh, der ihm entfiel und bei mir liegenblieb, sitzt selbigem Herrn wie angegossen.»

Der König lachte herzlich. «Ich will mein schlummerndes Haupt in den Schoß meines Leubelfings legen», beteuerte er.

«Auch ich», erwiderte der Friedländer, «kann den jungen Menschen nicht beargwöhnen. Er hat ein gutes, ehrliches Gesicht, dasselbe kecke Bubengesicht, womit meine barfüßigen böhmischen Bauernmädchen herumlaufen. Doch, Majestät, ich büрге für keinen Menschen. Ein Gesicht kann täuschen, und – täuschte es nicht – ich möchte keinen Pagen um mich sehen, wäre es mein Liebling, dessen Stimme klingt wie die Stimme meines Hassers und dessen Hand dasselbe Maß hat wie die Hand meines Meuchlers. Das ist dunkel. Das ist ein Verhängnis. Das kann verderben.»

Gustav lächelte. Er mochte sich denken, daß der großartige Emporkömmling jetzt, da er durch seinen ungeheuerlichen Pakt mit dem Habsburger das Reich des Unausführbaren und Chimärischen betreten hatte, mehr als je allen Arten von Aberglauben huldigte. Den innern Widerspruch durchschauend zwischen dem Glauben an ein Fatum und den Versuchen, dieses Fatum zu entkräften, wollte der seines lebendigen Gottes Gewisse mit keinem Worte, nicht mit einer Andeutung ein Gebiet berühren, wo das Blendwerk der Hölle, wie er glaubte, sein Spiel trieb. Er ließ das Gespräch fallen und erhob sich, dem Herzoge für sein loyales Benehmen dankend. Doch griff er dabei nach dem Handschuh, welchen der Friedländer nachlässig auf ein zwischen ihnen stehendes Tischchen geworfen hatte, aber mit einer so kurzsichtigen Gebärde, daß sie dem scharfblickenden Wallenstein, der sich gleichfalls erhoben hatte, seinerseits ein unwillkürliches Lächeln abnötigte.

«Ich sehe mit Vergnügen», scherzte der König, den Friedländer gegen die Türe begleitend, «daß die Hoheit um mein Leben besorgt ist.»

«Wie sollt' ich nicht?» erwiderte dieser. «Ob sich die Majestät und ich mit unsern Armaden bekriegen, gehören die Majestät und ich» – der Herzog wich höflich einem «wir» aus – «dennoch zusammen. Einer ist undenkbar ohne

den andern, und» — scherzte er seinerseits — «stürzte die Majestät oder ich von dem einen Ende der Weltschaukel, schließe das andere unsanft zu Boden.»

Wieder sann der König und kam unwillkürlich auf die Vermutung, irgendeine himmlische Konjunktur, eine Sternstellung habe dem Friedländer ihre beiden Todesstunden im Zusammenhange gezeigt, eine der anderen folgend mit verstohlenen Schritten und verhülltem Haupte. Seltsamerweise gewann diese Vorstellung trotz seines Gottvertrauens plötzlich Gewalt über ihn. Jetzt fühlte der christliche König, daß die Atmosphäre des Aberglaubens, welche den Friedländer umgab, ihn anzustecken beginne. Er tat wieder einen Schritt gegen den Ausgang.

«Die Majestät», endete der Friedländer fast gemütlich seinen Besuch, «sollte sich wenigstens ihrem Kinde erhalten. Die Prinzeß lernt brav, wie ich höre, und ist der Majestät an das Herz gewachsen. Wenn man keine Söhne hat! Ich bin auch solch ein Mädchenpapa!» Damit empfahl sich der Herzog.

Noch sah der Page, welchem das belauschte Gespräch wie ein Gespenst die Haare zu Berge getrieben hatte, daß Gustav sich in seinen Sessel warf und mit dem Handschuh spielte. Er entfernte das Auge von der Spalte, und in die Kammer zurückwankend, warf er sich neben dem Lager nieder, den Himmel um die Bewahrung seines Helden anflehend, dem seine bloße Gegenwart — wie der Friedländer meinte und er selbst nun zu glauben begann — ein geheimnisvolles Unheil bereiten konnte. «Was es mich koste», gelobte sich der Verzweifelte, «ich will mich von ihm losreißen, ihn von mir befreien, damit ihn meine unheimliche Nähe nicht verderbe.»

Da er ungerufen blieb, schlich er sich erst wieder zum König in jener Freistunde, welche dann zu ihrer größern Hälfte in gleichgültigem Gespräch verfloß. Wenn nicht, daß der König einmal hinwarf: «Wo hast du dich heute gegen Mittag umgetrieben, Leubelfing? Ich rief dich, und du fehltest.» Der Page antwortete dann der Wahrheit gemäß: er habe mit dem Bedürfnis, nach den erschütternden Szenen des Morgens freie Luft zu schöpfen, sich auf das Roß geworfen und es in der Richtung des wallensteinischen Lagers, fast bis in die Tragweite seiner Kanonen getummelt. Er

wollte sich einen freundlichen Verweis des Königs zuziehen, doch dieser blieb aus. Wieder nahm das Gespräch eine unbefangene Wendung, und jetzt schlug die zehnte Stunde. Da hob Gustav mit einer zerstreuten Gebärde den Handschuh aus der Tasche, und ihn betrachtend, sagte er: «Dieser ist nicht der meinige. Hast du ihn verloren, Unordentlicher, und ich ihn aus Versehen eingesteckt? Laß schauen!» Er ergriff spielend die linke Hand des Pagen und zog ihm das weiche Leder über die Finger. «Er sitzt», sagte er.

Der Page aber warf sich vor ihm nieder, ergriff seine Hände und überströmte sie mit Tränen. «Lebe wohl!», schluchzte er, «mein Herr, mein Alles! Dich behüte Gott und seine Scharen!» Dann jählings aufspringend, stürzte er hinaus wie ein Unsinniger. Gustav erhob sich, rief ihn zurück. Schon aber erklang der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes, und — seltsam — der König ließ weder in der Nacht noch am folgenden Tage Nachforschungen über die Flucht und das Verbleiben seines Pagen anstellen. Freilich hatte er alle Hände voll zu tun; denn er hatte beschlossen, das Lager bei Nürnberg aufzuheben.

Leubelfing hatte den gestreckten Lauf seines Tieres nicht angehalten, dieses ermüdete von selbst am äußersten Lagerende. Da beruhigten sich auch die erregten Sinne des Reiters. Der Mond schien taghell, und das Roß ging im Schritt. Bei klarer Überlegung erkannte jetzt der Flüchtling im Dunkel jenes Ereignisses, das ihn von der Seite des Königs vertrieben hatte, mit den scharfen Augen der Liebe und des Hasses seinen Doppelgänger. Es war der Lauenburger. Hatte er nicht gesehen, wie der Gebrandmarkte die Faust gegen die Gerechtigkeit des Königs geballt hatte? Besaß der Gestrafte nicht den Scheinklang seiner Stimme? War er selbst nicht Weibes genug, um in jenem fürchterlichen Augenblicke die Kleinheit der geballten fürstlichen Faust bemerkt zu haben? Gewiß, der Lauenburger sann Rache, sann Mord gegen das geliebte Haupt. Und in dieser Stunde unheimlicher Verfolgung und Beschleichen seines Königs hatte sich Leubelfing aus der Nähe des Bedrohten verbannt. Eine unendliche Sorge für das Liebste, was er besessen, preßte ihm das Herz zusammen und löste sich bei dem Gedanken, daß er es nicht mehr besitze, in ein beklommenes Schluchzen und dann in unbändig stürzende Tränen. Eine schwedische

Wacht, ein Musketier mit schon ergreistem Knebelbarte, der den schlanken Reiter weinen sah, verzog den Mund zu einer lustigen Grimasse, fragte dann aber gutmütig: «Sinnt der junge Herr nach Hause?» Leubelfing nahm sich zusammen, und langsam weiterreitend, entschloß er sich mit jener Keckheit, die ihm die Natur gegeben und das Schlachtfeld verdoppelt hatte, nicht aus dem Lager zu weichen. «Der König wird es abbrechen», sagte er sich, «ich komme in einem Regiment unter und bleibe während der Märsche und Ermüdungen unbekannt! Dann die Schlacht!»

Jetzt gewahrte er einen Oberst, welcher die Lagerstraßen wachsam abritt. Das Licht des Mondes war so kräftig, daß man einen Brief dabei hätte entziffern können. So erkannte er auf den ersten Blick einen Freund seines Vaters, denselben, welcher dem Hauptmann Leubelfing in dem für ihn tödlichen Duell sekundierte hatte. Er trieb seinen Fuchs zu der Linken des Schweden. Der Oberst, der in der letzten Zeit meist auf Vorposten gelegen, betrachtete den jungen Reiter aufmerksam. «Entweder ich irre mich», begann er dann, «oder ich habe Euer Gnaden, wenn auch auf einige Entfernung, als Pagen neben dem Könige reiten sehen! Wahrlich, jetzt erkenne ich Euch wieder, ob Ihr auch etwas mondenblaß und schwermütig ausschaut.» Dann, plötzlich von einer Erinnerung überrascht: «Seid Ihr ein Nürnberger», fuhr er fort, «und mit dem seligen Hauptmann Leubelfing verwandt? Ihr gleicht ihm zum Erschrecken oder eigentlich seinem Kinde, dem Wildfang, der Gustel, die bis in ihr sechzehntes Jahr mit uns geritten ist. Doch Mondenlicht trügt und hext. Steigen wir ab. Hier ist mein Zelt.» Und er übergab sein Roß und das des Pagen einem ihn erwartenden Diener mit plattgedrückter Nase und breitem Gesichte, welcher seinen Gebieter mit einem gutmütigen stupiden Lächeln empfing.

«Mache sich's der Herr bequem», lud der Alte den Pagen ein, ihm einen Feldstuhl bietend und sich auf seinen harten Schragen niederlassend. Zwei Windlichter gaben eine schwankende Helle.

Jetzt fuhr der Oberst ohne Zeremonie mit seiner breiten ehrlichen Hand dem Pagen durch das Haar. Auf der bloßgelegten Stirnhöhe wurde eine alte, aber tiefeingeschnittene Narbe sichtbar. «Gustel, du Narre», brach er los,

«meinst, ich hätt's vergessen, wie dich das ungarische Fohlen, die Hinterhufe aufwerfend, über seinen Starrkopf schleuderte, daß du durch die Luft flogest und wir dreie dich für tot auflasen, die heulende Mutter, der Vater blaß wie ein Geist und ich selber herzlich erschrocken? Ein perfekter Soldat, der selige Leubelfing, mein bester Hauptmann und mein Herzensfreund! Nur ein bißchen toll, wie du es auch sein wirst, Gustel! Alle Wetter, Kind, wie lange schon treibst du dein Wesen um den König? Schaust übrigens akkurat wie ein Bube! Hast dir das blonde Kraushaar im Nacken wegrasiert, Kobold?», und er zupfte sie. «Mach dir nur nicht vor, du seiest das einzige Weibsbild im Lager! Sieh dir mal den Jakob Erichson an, meinen Kerl!» Der Bursche trat eben mit Flaschen und Gläsern ein. «Ein Mann wie du! Keine Angst, Gustel! Er hat nicht ein deutsches Wort erlernen können. Dazu ist er viel zu dumm. Aber ein kreuzbraves, gottesfürchtiges Weib! Und garstig! Übrigens die einfachste Geschichte von der Welt, Gustel: Sieben Schreihälse, der Ernährer ausgehoben, sein Weib für ihn eintretend. Der dankbar beste Kerl! Ich könnte ihn nun gar nicht mehr entbehren!»

Der Page betrachtete das brave Geschöpf mit entschiedenem Widerwillen, während der Oberst weiterpolterte. «Alle Wege ein starkes Stück, Gustel, neben dem Könige dich einzunisten, der die Weibsen in Mannestracht verabscheut! Hast eine Fabel gespielt, was sie auf den Bänken von Upsala ein Monodrama nennen, wenn eine Person für sich mutterseelenallein jubelt, fürchtet, verzagt, empfindet, tragiert, imaginiert! Und hast dir Gott weiß wieviel darauf eingebildet, ohne daß eine sterbliche Seele etwas davon wußte oder sich einen Deut darum bekümmerte. Du blickst unmutig? Halsgefährlich, Kind, war es gerade nicht! Wurdest du entlarvt: «Pack dich, dummes Ding!», hätte er dich gescholten und den nächsten Augenblick an etwas anderes gedacht. Ja, wenn dich die Königin demaskiert hätte! Puh! Nun sag' ich: man soll die Kinder nicht küssen! So'n Kuß schläft und lodert wieder auf, wann die Lippen wachsen und schwellen. Und wahr ist's und bleibt's, der König hat dich mir einmal von den Armen genommen, Patchen, und hat dich geherzt und abgeküßt, daß es nur so klatschte! Denn du warest ein keckes und hübsches Kind.» Der Page

wußte nichts mehr von dem Kuß, aber er empfand ihn wild errötend.

«Und nun, Wildfang, was soll werden?» Er sann einen Augenblick. «Kurz und gut, ich trete dir mein zweites Zelt ab! Du wirst mein Galopin, gibst mir dein Ehrenwort, nicht auszureißen, und reitest mit mir bis zum Frieden. Dann führ' ich dich heim nach Schweden in mein Gehöfte bei Gefle. Ich bin einzeln. Meine zwei Jüngern, der Axel und der Erich —», er zerdrückte eine Träne. «Für König und Vaterland!» sagte er. «Der überbliebene Älteste lebt mir in Falun, ein Diener am Wort mit einer fetten Pfründe. Da hast du dann die Wahl zwischen uns beiden.» Page Leubelfing gelobte seinem Paten, was er sich selbst schon gelobt hatte, und erzählte ihm darauf sein vollständiges Abenteuer mit jenem Wahrheitsbedürfnis, das sich nach lange getragener Larve so gebieterisch meldet wie Hunger und Durst nach langem Fasten.

Der Alte dachte sich seine Sache und erlustigte sich dann besonders an dem Vetter Leubelfing, dessen Konterfei er sich von dem Pagen entwerfen ließ. «Der Flachskopf», philosophierte er, «kann nichts dafür, eine Memme zu sein. Es liegt in den Säften. Auch mein Sohn, der Pfarrer in Falun, ist ein Hase. Er hat es von der Mutter.»

Von Sommerende bis nach beendigter Lese und bis an einem frostigen Morgen die ersten dünnen Flocken über der Heerstraße wirbelten, ritt Page Leubelfing in Züchten neben seinem Paten, dem Obersten Ake Tott, in die Kreuz und Quer, wie es die Wechselfälle eines Feldzuges mit sich bringen. Dem Hauptquartier und dem König begegnete er nicht, da der Oberst meist die Vor- oder Nachhut führte. Aber Gustav Adolf füllte die Augen seines Geistes, wenn auch in verklärter und unnahbarer Gestalt, jetzt da er aufgehört hatte, ihm durch die Locken zu fahren, und der Page den Gebieter nachts nicht mehr an seiner Seite, nur durch eine dünne Wand getrennt, sich umwenden und sich räuspern hörte. Da geschah es zufällig, daß Leubelfing seinen König wieder mit Augen sah. Es war auf dem Marktplatze von Naumburg, wo sich der Page eines Einkaufs halber verspätet hatte und eben seinem Obersten nachsprengen wollte, welcher, dieses Mal die Vorhut befehlend, die Stadt schon

verlassen hatte. Von einer immer dichter werdenden Menge mit seinem Roß gegen die Häuser zurückgedrängt, sah er auf dem engen Platze ein Schauspiel, wie ein ähnliches nur erst einmal menschlichen Augen sich gezeigt hatte, da vor vielen hundert Jahren der Friedestifter auf einer Eselin Einzug hielt in Jerusalem. Freilich saß Gustav auf seinem stattlichen Streithengst, von geharnischten Hauptleuten auf mutigen Tieren umringt; aber Hunderte von leidenschaftlichen Gestalten, Weiber, die mit beiden gehobenen Armen ihre Kinder über die jubelnden Häupter emporhielten, Männer, welche die Hände streckten, um die Rechte Gustavs zu ergreifen und zu drücken, Mägde, die nur seine Steigbügel küßten, geringe Leute, die sich vor ihm auf die Knie warfen, ohne Furcht vor dem Hufschlag seines Tieres, das übrigens sanft und ruhig schritt, ein Volk in kühnen und von einem Sturm der Liebe und der Begeisterung ergriffenen Gruppen umwogte den nordischen König, der ihm seine geistigen Güter gerettet hatte. Dieser, sichtlich gerührt, neigte sich von seinem Rosse herab zu dem greisen Ortsgeistlichen, der ihm dicht vor den Augen Leubelfings die Hand küßte, ohne daß er es verwehren konnte, und sprach überlaut: «Die Leute ehren mich wie einen Gott! Das ist zuviel und gemahnt mich an mein Ende. Prediger, ich reite mit der heidnischen Göttin Viktoria und mit dem christlichen Todesengel!»

Dem Pagen quollen die Tränen. Als er aber gegenüber an einem Fenster die Königin erblickte und ihr der König einen zärtlichen Abschied zuwinkte, schwoll ihm der Busen von einer brennenden Eifersucht.

Kaum eine Woche später, als die schwedischen Scharen auf dem blachen Felde von Lützen sich zusammenzogen, marschierte Ake Tott seitwärts unweit des Wagens, darin der König fuhr. Da erblickte Leubelfing einen Raubvogel, der unter zerrissenen Wolken schwebend auf das hartnäckigste sich über der königlichen Gruppe hielt und durch die Schüsse des Gefolges sich nicht erschrecken und nicht vertreiben ließ. Er gedachte des Lauenburgers, ob seine Rache über Gustav Adolf schwebe. Das arme Herz des Pagen ängstigte sich über alles Maß. Wie es frühe dunkelte, wuchs seine Angst, und da es finster geworden war, gab er, sein Ehrenwort brechend, dem Rosse die Sporen und ver-

schwand aus den Augen des ihm «Treubrühiger Bube!» nachrufenden Obersten.

In unaufhaltsamem Ritte erreichte er den Wagen des Königs und mischte sich unter das Gefolge, das am Vorabend der erwarteten großen Schlacht ihn nicht zu bemerken oder sich nicht um ihn zu kümmern schien. Der König gedachte dann die Nacht in seinem Wagen zuzubringen, wurde aber durch die Kälte genötigt, auszusteigen und in einem bescheidenen Bauerhause ein Unterkommen zu suchen. Mit Tagesanbruch drängten sich in der niedrigen Stube, wo der König schon über seinen Karten saß, die Ordonnanzen. Die Aufstellung der Schweden war beendet. Es begann die der deutschen Regimenter. Page Leubelfing hatte sich, von dem Kammerdiener des Königs, der ihm wohlwollte, erkannt und nicht zur Rede gestellt, den in seinem Gestick das schwedische Wappen tragenden Schemel wieder erobert, auf welchem er sonst neben dem Könige gesessen, und sich in einer Ecke niedergelassen, wo er hinter den wechselnden kriegesischen Gestalten verborgen blieb.

Der König hatte jetzt seine letzten Befehle gegeben und war in der wunderbarsten Stimmung. Er erhob sich langsam und wendete sich gegen die Anwesenden, lauter Deutsche, unter ihnen mehr als einer von denjenigen, welche er im Lager bei Nürnberg mit so harten Worten gezüchtigt hatte. Ob ihn schon die Wahrheit und die Barmherzigkeit jenes Reiches berührte, dem er sich nahe glaubte? Er winkte mit der Hand und sprach leise, fast wie träumend, mehr mit den geisterhaften Augen als mit dem kaum bewegten Munde:

«Herren und Freunde, heute kommt wohl mein Stündlein. So möcht' ich euch mein Testament hinterlassen. Nicht für den Krieg sorgend — da mögen die Lebenden zusehen. Sondern — neben meiner Seligkeit — für mein Gedächtnis unter euch! — Ich bin über-See gekommen mit allerhand Gedanken, aber alle überwog, ungeheuchelt, die Sorge um das reine Wort. Nach der Viktorie von Breitenfeld konnte ich dem Kaiser einen läßlichen Frieden vorschreiben und nach gesichertem Evangelium mit meiner Beute mich wie ein Raubtier zwischen meine schwedischen Klippen zurückziehen. Aber ich bedachte die deutschen Dinge. Nicht ohne

ein Gelüst nach eurer Krone, Herren! Doch, ungeheuchelt, meinen Ehrgeiz überwog die Sorge um das Reich! Dem Habsburger darf es unmöglich länger gehören, denn es ist ein evangelisches Reich. Doch ihr denket und sprecht: Ein fremder König herrsche nicht über uns! Und ihr habet recht. Denn es steht geschrieben: Der Fremdling soll das Reich nicht ererben. Ich aber dachte letztlich an die Hand meines Kindes und an einen Dreizehnjährigen . . .» Sein leises Reden wurde überwältigt von dem stürmischen Gesange eines thüringischen Reiterregimentes, das, vor dem Quartier des Königs vorbeiziehend, mit Begeisterung die Worte betonte:

Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, dir helfen schon . . .

Der König lauschte, und ohne seine Rede zu beendigen, sagte er:

«Es ist genug, alles ist in Ordnung» und entließ die Herren. Dann sank er auf das Knie und betete.

Da sah der Page Leubelfing mit einem rasenden Herzklopfen, wie der Lauenburger eintrat. Als ein gemeiner Reiter gekleidet, näherte er sich in kriechender und zerknirschter Haltung und reckte die Hände flehend gegen den König aus, der sich langsam erhob. Jetzt warf er sich vor ihm nieder, umfing seine Knie, schluchzte und schrie ihn an mit den beweglichen Worten des verlorenen Sohnes: «Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir!» und wiederum: «Ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße!», und er neigte das reuige Haupt. Der König aber hob ihn vom Boden und schloß ihn in seine Arme.

Vor den entsetzten Augen des Pagen schwammen die sich umschlungen Haltenden wie in einem Nebel: War das, konnte das die Wahrheit sein? Hatte die Heiligkeit des Königs an einem Verworfenen ein Wunder gewirkt? Oder war es eine satanische Larve? Mißbrauchte der ruchloseste der Heuchler die Worte des reinsten Mundes? — So zweifelte sie mit irren Sinnen und hämmernden Schläfen. Der Augenblick verrann. Die Pferde wurden gemeldet, und der König rief nach seinem Lederwams. Der Kammerdiener erschien, in der Linken den verlangten Gegenstand, in der

Rechten aber einen an der Halsöffnung gefaßten blanken Harnisch haltend. Da entriß ihm der Page den kugelfesten Panzer und machte Miene, dem König behilflich zu sein, denselben anzulegen. Dieser aber, ohne über die Gegenwart des Pagen erstaunt zu sein, weigerte sich mit einem unbeschreiblich freundlichen Blick und fuhr Leubelfing durch das krause Stirnhaar, wie er zu tun pflegte. «Gust», sagte er, «das geht nicht. Er drückt. Gib das Wams.»

Kurz nachher sprengte der König davon, links und rechts hinter sich den Lauenburger und seinen Pagen Leubelfing.

Fünftes Kapitel

In der Pfarre des hinter der schwedischen Schlachtlinie liegenden Dorfes Meuchen saß gegen Mitternacht der verwitwete Magister Todänus hinter seiner Folioibel und las seiner Haushälterin, Frau Ida, einer zarten und ebenfalls verwitweten Person, die Bußpsalmen Davids vor. Der Magister — übrigens ein wehrhafter Mann mit einem derben grauen Knebelbarte, der ein paar Jugendjahre unter den Waffen verlebt — betete dann inbrünstig mit Frau Ida für die Erhaltung des protestantischen Helden, der eben jetzt in kleiner Entfernung das Schlachtfeld, er wußte nicht, ob behauptet oder verloren hatte. Da pochte es heftig an das Hoftor, und die geistergläubige Frau Ida erriet, daß sich ein Sterbender melde.

Es war so. Dem öffnenden Pfarrer wankte ein junger Mensch entgegen, bleich wie der Tod, mit weitgeöffneten Fieberaugen, barhaupt, an der Stirn eine klaffende Wunde. Hinter ihm hob ein anderer einen Toten vom Pferde, einen schweren Mann. In diesem erkannte der Pfarrer trotz der entstellenden Wunden den König von Schweden, welchen er in Leipzig einziehen gesehen und dessen wohlgetroffener Holzschnitt hier in seinem Zimmer hing. Tief ergriffen bedeckte er das Gesicht mit den Händen und schluchzte.

In fieberischer Geschäftigkeit und mit hastiger Zunge begehrte der verwundete Jüngling, daß sein König im Chor der anstoßenden Kirche aufgebahrt werde. Zuerst aber forderte er laues Wasser und einen Schwamm, um das Haupt

voll Blut und Wunden zu reinigen. Dann legte er mit der Hilfe des Gefährten den Toten, welcher seinen Armen zu schwer war, auf ein ärmliches Ruhebett, sank daran nieder und betrachtete das wachsfarbene Antlitz liebevoll. Als er es aber mit dem Schwamm berühren wollte, wurde er ohnmächtig und glitt vorwärts auf den Leichnam. Sein Gefährte hob ihn auf, sah näher zu und bemerkte außer der Stirnwunde eine zweite, eine Brustwunde. Durch einen frischen Riß im Rocke neben einem über dem Herzen liegenden geflickten Risse sickerte Blut. Das Gewand seines Kameraden vorsichtig öffnend, traute der schwedische Kornett seinen Augen nicht. «Hol' mich! straf' mich!» stotterte er, und Frau Ida, welche die Schüssel mit dem Wasser hielt, errötete über und über.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen und der Oberst Ake Tott trat herein. In Proviantssachen rückwärts gesendet, war er nach verrichtetem Geschäfte dem Schlachtfelde wieder zugeeilt und hatte in der Dorfgasse, vor dem Krüge ein Glas Brantwein stürzend, die Mär vernommen von einem im Sattel wankenden Reiter, der einen Toten vor sich auf dem Pferde gehalten.

«Ist es wahr, ist es möglich?» schrie er und stürzte auf seinen König zu, dessen Hand er ergriff und mit Tränen benetzte. Nach einer Weile sich umwendend, erblickte er den Jüngling, welcher in einem Lehnssessel ausgestreckt lag, seiner Sinne unmächtig. «Alle Teufel», rief er zornig, «so hat sich die Gustel doch wieder an den König gehängt!»

«Ich fand den jungen Herrn, meinen Kameraden», bemerkte der Kornett vorsichtig, «wie er, den toten König vor sich auf dem Pferd haltend, über das Schlachtfeld sprengte. Er hat sich für die Majestät geopfert!»

«Nein, für mich!» unterbrach ihn ein langer Mensch mit einem Altweibergesicht. Es war der Kaufherr Laubfinger. Um eine beträchtliche, durch den Krieg gefährdete Schuld einzutreiben, hatte er sich aus dem sichern Leipzig herausgewagt und unwissend dem Schlachtfelde genähert. In die von Gepäckwagen gestaute Dorfgasse geraten, war er dann dem Obersten nachgegangen, ihn um eine *Salva guardia* zu ersuchen. In einem überströmenden Gefühle von Dankbarkeit und von Erleichterung erzählte er jetzt den Anwesenden umständlich die Geschichte seiner Familie.

«Gustel, Gustel», weinte er, «kennst du noch dein leibliches Vetterchen? Wie kann ich dir's bezahlen, was du für mich getan hast?»

«Damit, Herr, daß Ihr das Maul haltet», fuhr ihn der Oberst an.

Der Pfarrer aber trat in das Mittel und sprach mit ruhigem Ernst: «Herrschaften, ihr kennt diese Welt. Sie ist voller Lästerung.» Frau Ida seufzte. «Und da am meisten, wo ein großer und reiner Mensch eine große und reine Sache vertritt. Würde der leiseste Argwohn dieses Andenken trüben» — er zeigte den stillen König —, «welches Fabelgeschöpf würde nicht die papistische Verleumdung aus dieser armen Mücke machen», und er deutete auf den ohnmächtigen Pagen, «die sich die Flügel an der Sonne des Ruhmes verbrannt hat! Ich bin wie von meinem Dasein überzeugt, daß der selige König von diesem Mädchen nichts wußte.»

«Einverstanden, geistlicher Herr», schwur der Oberst, «auch ich bin davon, wie von meiner Seligkeit, nicht durch die Werke, sondern durch den Glauben überzeugt.»

«Sicherlich», bestätigte Laubfinger. «Sonst hätte der König sie heimgeschickt und auf mich gefahndet.»

«Hol' mich, straf' mich!» beteuerte der Kornett, und Frau Ida seufzte.

«Ich bin ein Diener am Wort, Ihr traget graues Haar, Herr Oberst, Ihr, Kornett, seid ein Edelmann, es liegt in Eurem Nutzen und Vorteil, Herr Laubfinger, für Frau Ida bürge ich: wir schweigen.»

Jetzt öffnete der Page die sterbenden Augen. Sie irrten angstvoll umher und blieben auf Ake Tott haften: «Pate, ich habe dir nicht gehorsamt, ich konnte nicht — ich bin eine große Sünderin.»

«Ein großer Sünder», unterbrach sie der Pfarrer streng. «Ihr redet irre! Ihr seid der Page August Leubelfing, ehelicher Sohn des nürnbergischen Patriziers und Handelsheerrn Arbogast Leubelfing, geboren den und den, Todesverblichen den siebenten November eintausendsechshundertzweiunddreißig an seinen Tages vorher in der Schlacht bei Lützen empfangenen Wunden, pugnans cum rege Gustavo Adolpho.»

«Fortiter pugnans!» ergänzte der Kornett begeistert.

«So will ich auf Euren Grabstein setzen! Jetzt aber

machet Euern Frieden mit Gott! Euer Stündlein ist gekommen.» Der Magister sagte das nicht ohne Härte, denn er konnte seinen Unmut gegen das abenteuerliche Kind, das den Ruf seines Helden gefährdet hatte, nicht verwinden, ob es schon in den letzten Zügen lag.

«Ich kann jetzt noch nicht sterben, ich habe noch viel zu reden!» röchelte der Page. «Der König . . . im Nebel . . ., die Kugel des Lauenburgers . . .» Der Tod schloß ihr den Mund, aber er konnte sie nicht hindern, mit einer letzten Anstrengung der brechenden Augen das Antlitz des Königs zu suchen.

Jeder der Anwesenden zog seinen Schluß und ergänzte den Satz nach seiner Weise. Der geistesgegenwärtige Pfarrer aber, dessen Patriotismus es beleidigte, den Retter Deutschlands und der protestantischen Sache — für ihn ein und dasselbe — von einem deutschen Fürsten sich gemeuhelt zu denken, ermahnte sie alle eindringlich, dieses Bruchstück einer durch den Tod zertrümmerten Rede mit dem Pagen zu begraben.

Jetzt, da August Leubelfing sein Schicksal vollendet hatte und leblos neben seinem Könige lag, schluchzte der Vetter: «Nun die Base verewigt und der Erbgang eröffnet ist, nehme ich doch meinen Namen wieder an mich?», und er warf einen fragenden Blick auf die Umstehenden. Der Magister Todänus betrachtete eben das unschuldige Gesicht der tapfern Nürnbergerin, das einen glücklichen Ausdruck hatte. Der strenge Mann konnte sich einer Rührung nicht erwehren. Jetzt entschied er: «Nein, Herr! Ihr bleibt ein Laubfinger. Euer Name wird die Ehre haben, auf dem Grabhügel eines hochgesinnten Mädchens zu stehen, das einen herrlichen Helden bis in den Tod geliebt hat. Ihr aber habt Euer höchstes Gut gerettet, das liebe Leben. Damit begnügt Euch.»

Die Kirche wurde gegen den Andrang der zuströmenden Menge gesperrt und verriegelt; denn das Gerücht hatte sich rasch verbreitet, hier liege der König. Die Toten wurden dann gewaschen und im Chore aufgebahrt. Über alledem war es helle geworden. Als die Kirchtore den mit ungeduligen Gebärden, aber ehrfürchtigen Mienen Eindringenden sich öffneten, lagen die beiden vor dem Altare gebettet auf zwei Schragen, der König höher, der Page niedriger und in

umgekehrter Richtung, so daß sein Haupt zu den Füßen des Königs ruhte. Ein Strahl der Morgensonne — dem gestrigen Nebeltage war ein blauer wolkenloser gefolgt — glitt durch das niedrige Kirchenfenster, verklärte das Heldenantlitz und sparte noch ein Schimmerchen für den Lockenkopf des Pagen Leubelfing.

DAS LEIDEN EINES KNABEN

Der König hatte das Zimmer der Frau von Maintenon betreten und, luftbedürftig und für die Witterung unempfindlich wie er war, ohne weiteres in seiner souveränen Art ein Fenster geöffnet, durch welches die feuchte Herbstluft so fühlbar eindrang, daß die zarte Frau sich fröstelnd in ihre drei oder vier Röcke schmiegte.

Seit einiger Zeit hatte Ludwig der Vierzehnte seine täglichen Besuche bei dem Weibe seines Alters zu verlängern begonnen, und er erschien oft schon zu früher Abendstunde, um zu bleiben, bis seine Spättafel gedeckt war. Wenn er dann nicht mit seinen Ministern arbeitete, neben seiner diskreten Freundin, die sich aufmerksam und schweigend in ihren Fauteuil begrub; wenn das Wetter Jagd oder Spaziergang verbot; wenn die Konzerte, meist oder immer geistliche Musik, sich zu oft wiederholt hatten, dann war guter Rat teuer, welchergestalt der Monarch vier Glockenstunden lang unterhalten oder zerstreut werden konnte. Die dreiste Muse Molières, die Zärtlichkeiten und Ohnmachten der Lavallière, die kühne Haltung und die originellen Witzworte der Montespan und so manches andere hatte seine Zeit gehabt und war nun gründlich vorüber, welk wie eine verblaßte Tapete. Maßvoll und fast genügsam wie er geworden, arbeitsam wie er immer gewesen, war der König auch bei einer die Schranke und das Halbdunkel liebenden Frau angelangt.

Dienstfertig, einschmeichelnd, unentbehrlich, dabei voller Grazie trotz ihrer Jahre, hatte die Enkelin des Agrippa d'Aubigné einen lehrhaften Gouvernantenzug, eine Neigung, die Gewissen mit Autorität zu beraten, der sie in ihrem Saint-Cyr unter den Edelfräulein, die sie dort erzog, behaglich den Lauf ließ, die aber vor dem Gebieter zu einem bescheidenen Sichanschmiegen an seine höhere Weisheit wurde. Dergestalt hatte, wann Ludwig schwieg, auch sie ausgeredet, besonders wenn etwa, wie heute, die junge Enkelfrau des Königs, die Savoyardin, das ergötzlichste Geschöpf von der Welt, das überallhin Leben und Gelächter brachte, mit ihren Kindereien und ihren trippelnden Schmeichelworten aus irgendeinem Grunde wegblieb.

Frau von Maintenon, welche unter diesen Umständen die Schritte des Königs nicht ohne eine leichte Sorge vernommen hatte, beruhigte sich jetzt, da sie dem beschäftigten und unmerklich belustigten Ausdrücke der ihr gründlich bekannten königlichen Züge entnahm: Ludwig selbst habe etwas zu erzählen, und zwar etwas Ergötzliches.

Dieser hatte das Fenster geschlossen und sich in einen Lehnstuhl niedergelassen. «Madame», sagte er, «heute mit tag hat mir Père Lachaise seinen Nachfolger, den Père Tellier gebracht.»

Père de Lachaise war der langjährige Beichtiger des Königs, welchen dieser, trotz der Taubheit und völligen Gebrechlichkeit des greisen Jesuiten, nicht fahrenlassen wollte und sozusagen bis zur Fadenscheinigkeit aufbrauchte; denn er hatte sich an ihn gewöhnt, und da er — es ist unglaublich zu sagen — aus unbestimmten, aber doch vorhandenen Befürchtungen seinen Beichtiger in keinem andern Orden glaubte wählen zu dürfen, zog er diese Ruine eines immerhin ehrenwerten Mannes einem jüngern und strebsamern Mitgliede der Gesellschaft Jesu vor. Aber alles hat seine Grenzen. Père Lachaise wankte sichtlich dem Grabe zu, und Ludwig wollte denn doch nicht an seinem geistlichen Vater zum Mörder werden.

«Madame», fuhr der König fort, «mein neuer Beichtiger hat keine Schönheit und Gestalt: eine Art Wolfsgesicht, und dann schielt er. Er ist eine geradezu abstoßende Erscheinung, aber er wird mir als ein gegen sich und andere strenger Mann empfohlen, welchem sich ein Gewissen übergeben läßt. Das ist doch wohl die Hauptsache.»

«Je schlechter die Rinne, desto köstlicher das darin fließende himmlische Wasser», bemerkte die Marquise erbaulich. Sie liebte die Jesuiten nicht, welche dem Ehebunde der Witwe Scarrons mit der Majestät entgegengearbeitet und kraft ihrer weiten Moral das Sakrament in diesem königlichen Falle für überflüssig erklärt hatten. So tat sie den frommen Vätern gelegentlich gern etwas zuleide, wenn sie dieselben im stillen krallen konnte. Jetzt schwieg sie, und ihre dunkeln, mandelförmigen, sanft schwermütigen Augen hingen an dem Munde des Gemahls mit einer bescheidenen Aufmerksamkeit.

Der König kreuzte die Füße, und den Demantblitz einer

seiner Schuhschnallen betrachtend, sagte er leichthin: «Dieser Fagon! Er wird unerträglich! Was er sich nicht alles herausnimmt!»

Fagon war der hochbegabte Leibarzt des Königs und der Schützling der Marquise. Beide lebten sie täglich in seiner Gesellschaft und hatten sich auf den Fall, daß er vor ihnen stürbe, Asyle gewählt, sie Saint-Cyr, er den botanischen Garten, um sich hier und dort nach dem Tode des Gebieters einzuschließen und zu begraben.

«Fagon ist Euch unendlich anhänglich», sagte die Marquise.

«Gewiß, doch entschieden, er erlaubt sich zuviel!» versetzte der König mit einem leichten, halb komischen Stirnrunzeln.

«Was gab es denn?»

Der König erzählte und hatte bald zu Ende erzählt. Er habe bei der heutigen Audienz seinen neuen Beichtiger gefragt, ob die Tellier mit dem Le Tellier, der Familie des Kanzlers, verwandt wären? Doch der demütige Père habe dieses schnell verneint und sich frank als den Sohn eines Bauern in der untern Normandie bekannt. Fagon habe unweit in einer Fensterbrüstung gestanden, das Kinn auf sein Bambusrohr gestützt. Von dort, hinter dem gebückten Rücken des Jesuiten, habe er unter der Stimme, aber vernehmlich genug, hergeflüstert: «Du Nichtswürdiger!» — «Ich hob den Finger gegen Fagon», sagte der König, «und drohte ihm.»

Die Marquise wunderte sich. «Wegen dieser ehrlichen Verneinung hat Fagon den Pater nicht schelten können, er muß einen andern Grund gehabt haben», sagte sie verständig.

«Immerhin, Madame, war es eine Unschicklichkeit, um nicht mehr zu sagen. Der gute Père Lachaise, taub wie er endlich doch geworden ist, hörte es freilich nicht, aber mein Ohr hat es deutlich vernommen, Silbe um Silbe. «Niederträchtiger!» blies Fagon dem Pater zu, und der Mißhandelte zuckte zusammen.»

Die Marquise schloß lächelnd aus dieser Variante, daß Fagon einen derberen Ausdruck gebraucht habe. Auch in den Mundwinkeln des Königs zuckte es. Er hatte sich von jung an zum Gesetze gemacht, wozu er übrigens schon von Natur neigte und was er dann bis an sein Lebensende hielt,

niemals, auch nicht erzählungsweise, ein gemeines oder beschimpfendes, kurz ein unkönigliches Wort in den Mund zu nehmen.

Der hohe Raum war eingedämmert, und wie der Bediente die traulichen zwei Armleuchter auf den Tisch setzte und sich rücklings schreitend verzog, siehe da wurde ein leise eingetretener Lauscher sichtbar, eine wunderliche Erscheinung, eine ehrwürdige Mißgestalt: ein schiefer, verwachsener, seltsam verkrümmter kleiner Greis, die entfleischten Hände unter dem gestreckten Kinn auf ein langes Bambusrohr mit goldenem Knopfe stützend, das feine Haupt vorgeneigt, ein weißes Antlitz mit geisterhaften blauen Augen. Es war Fagon.

«Du Lump, du Schuft!» habe ich kurzweg gesagt, Sire, und nur die Wahrheit gesprochen», ließ sich jetzt seine schwache, vor Erregung zitternde Stimme vernehmen. Fagon verneigte sich ehrfürchtig vor dem König, galant gegen die Marquise. «Habe ich einen Geistlichen in Eurer Gegenwart, Sire, dergestalt behandelt, so bin ich entweder der Niedertracht gegenüber ein aufbrausender Jüngling geblieben, oder ein würdiges Alter berechtigt, die Wahrheit zu sagen. Brachte mich nur das Schauspiel auf, welches der Pater gab, da sich der vierschrötige und hartknochige Tölpel mit seiner Wolfsschnauze vor Euch, Sire, drehte und krümmte und auf Eure leutselige Frage nach seiner Verwandtschaft in dünkelfhafter Selbsterniedrigung nicht Worte genug fand, sein Nichts zu beteuern? <Was denkt die Majestät?» — ahmte Fagon den Pater nach — <Verwandt mit einem so vornehmen Herrn? Keineswegs! Ich bin der Sohn eines gemeinen Mannes! eines Bauers in der untern Normandie! eines ganz gemeinen Mannes!» — Schon dieses nichtswürdige Reden von dem eigenen Vater, diese kriechende, heuchlerische, durch und durch unwahre Demut, diese gründliche Falschheit verdiente vollauf schuftig genannt zu werden. Aber die Frau Marquise hat recht: Es war noch etwas anderes, etwas ganz Abscheuliches und Teufliches, was ich gerächt habe, leider nur mit Worten: eine Missetat, ein Verbrechen, welches der unerwartete Anblick dieses tückischen Wolfes mir wieder so gegenwärtig vor das Auge stellte, daß die karge Neige meines Blutes zu kochen

begann. Denn, Sire, dieser Bösewicht hat einen edeln Knaben gemordet!»

«Ich bitte dich, Fagon», sagte der König, «welch ein Märchen!»

«Sagen wir: Er hat ihn unter den Boden gebracht», milderte der Leibarzt höhnisch seine Anklage.

«Welchen Knaben denn?» fragte Ludwig in seiner sachlichen Art, die kurze Wege liebte.

«Es war der junge Boufflers, der Sohn des Marschalls aus seiner ersten Ehe», antwortete Fagon traurig.

«Julian Boufflers? Dieser starb, wenn mir recht ist», erinnerte sich der König, und sein Gedächtnis täuschte ihn selten, «17.. im Jesuitenkollegium an einer Gehirnentzündung, welche das arme Kind durch Überarbeitung sich mochte zugezogen haben, und da Père Tellier in jenen Jahren dort Studienpräfekt sein konnte, hat er allerdings, sehr figürlich gesprochen», spottete der König, «den unbegabten, aber im Lernen hartnäckigen Knaben in das Grab gebracht. Der Knabe hat sich eben übernommen, wie mir sein Vater, der Marschall, selbst erzählt hat.» Ludwig zuckte die Achseln. Nichts weiter. Er hatte etwas Interessanteres erwartet.

«Den unbegabten Knaben...», wiederholte der Arzt nachdenklich.

«Ja, Fagon», versetzte der König, «auffallend unbegabt, und dabei schüchtern und kleinmütig wie kein Mädchen. Es war an einem Marly-Tage, daß der Marschall, welchem ich für dieses sein ältestes Kind die Anwartschaft auf sein Gouvernement gegeben hatte, mir ihn vorstellte. Ich sah, der schmucke und wohlgebildete Jüngling, über dessen Lippen schon der erste Flaum sproßte, war bewegt und wollte mir herzlich danken, aber er geriet in ein so klägliches Stottern und peinliches Erröten, daß ich, um ihn nur zu beruhigen oder wenigstens in Ruhe zu lassen, mit einem: «Es ist gut», geschwinder, als mir um seines Vaters willen lieb war, mich wendete.»

«Auch mir ist jener Abend Erinnerungswürdig», ergänzte die Marquise. «Die verewigte Mutter des Knaben war meine Freundin, und ich zog diesen nach seiner Niederlage zu mir, wo er sich still und traurig, aber dankbar und liebenswert erwies, ohne, wenigstens äußerlich, die erlittene

Demütigung allzu tief zu empfinden. Er ermutigte sich sogar zu sprechen, das Alltägliche, das Gewöhnliche, mit einem herzegewinnenden Ton der Stimme, und — meine Nähe schaffte ihm Neider. Es war ein schlimmer Tag für das Kind, jener Marly. Ein Beiname, wie denn am Hofe alles, was nicht Ludwig heißt, den seinigen tragen muß» (die feinfühligte Marquise wußte, daß ihr gerades Gegenteil, die brave und schreckliche Pfälzerin, die Herzoginmutter von Orléans, ihr den allergarstigsten gegeben hatte), «einer jener gefährlichen Beinamen, die ein Leben vergiften können und deren Gebrauch ich meinen Mädchen in Saint-Cyr aufs strengste untersagt habe, wurde für den bescheidenen Knaben gefunden und, da er von Mund zu Munde lief, ohne viel Arg selbst von unschuldigen und blühenden Lippen gewispert, welche sich wohl dem hübschen Jungen nach wenigen Jahren nicht versagt haben würden.»

«Welcher Beiname?» fragte Fagon neugierig.

«Le bel idiot . . . , und das Zucken eines Paares hochmütiger Brauen verriet mir, wer ihn dem Knaben beschert hat.»

«Lauzun?» riet der König.

«Saint-Simon», berichtigte die Marquise. «Ist er doch an unserm Hofe das lauschende Ohr, das spähende Auge, das uns alle beobachtet» — der König verfinsterte sich —, «und die geübte Hand, die nächtlicherweile hinter verriegelten Türen von uns allen leidenschaftliche Zerrbilder auf das Papier wirft! Dieser edle Herzog, Sire, hat es nicht verschmäht, den unschuldigsten Knaben mit einem seiner grausamen Worte zu zeichnen, weil ich Harmlose, die er verabscheut, an dem Kinde ein flüchtiges Wohlgefallen fand und ein gutes Wort an dasselbe wendete.» So züngelte die sanfte Frau und reizte den König, ohne die Stirn zu falten und den Wohlklang ihrer Stimme zu verlieren.

«Der schöne Stumpfsinnige», wiederholte Fagon langsam. «Nicht übel. Wenn aber der Herzog, der neben seinen schlimmen auch einige gute Eigenschaften besitzt, den Knaben gekannt hätte, wie ich ihn kennenlernte und er mir unvergeßlich geblieben ist, meiner Treu!, der gallichte Saint-Simon hätte Reue gefühlt. Und wäre er wie ich bei dem Ende des Kindes zugegen gewesen, wie es in der Illusion des Fiebers, den Namen seines Königs auf den Lippen, in

das feindliche Feuer zu stürzen glaubte, der heimliche Höl-
lenrichter unserer Zeit — wenn die Sage wahr redet, denn
niemand hat ihn an seinem Schreibtische gesehen — hätte
den Knaben bewundert und ihm eine Träne nachge-
weint.»

«Nichts mehr von Saint-Simon, ich bitte dich, Fagon»,
sagte der König, die Brauen zusammenziehend. «Mag er
verzeichnen, was ihm als die Wahrheit erscheint. Werde
ich die Schreibtische belauern? Auch die große Geschichte
führt ihren Griffel und wird mich in den Grenzen meiner
Zeit und meines Wesens läßlich beurteilen. Nichts mehr
von ihm. Aber viel und alles, was du weißt, von dem jun-
gen Boufflers. Er mag ein braver Junge gewesen sein. Setze
dich und erzähle!» Er deutete freundlich auf einen Stuhl
und lehnte sich in den seinigen zurück.

«Und erzähle hübsch bequem und gelassen, Fagon», bat
die Marquise mit einem Blick auf die schmucken Zeiger
ihrer Stockuhr, welche zum Verwundern schnell vorrückten.

«Sire, ich gehorche», sagte Fagon, «und tue eine unter-
tänige Bitte. Ich habe heute, den Père Tellier in Eurer
Gegenwart mißhandelnd, mir eine Freiheit genommen
und weiß, wie ich mich aus Erfahrung kenne, daß ich, ein-
mal auf diesen Weg geraten, an demselben Tage leicht
rückfällig werde. Als Frau von Sablière den guten — oder
auch nicht guten — Lafontaine, ihren Fabelbaum, wie sie
ihn nannte, aus dem schlechten Boden, worein er seine
Wurzeln gestreckt hatte, ausgrub und wieder in die gute
Gesellschaft verpflanzte, willigte der Fabeldichter ein, noch
einmal unter anständigen Menschen zu leben, unter der
Bedingung jedoch, jeden Abend das Minimum von drei
Freiheiten — was er so Freiheiten hieß — sich erlauben zu
dürfen. In ähnlicher und verschiedener Weise bitte ich mir,
soll ich meine Geschichte erzählen, drei Freiheiten aus —»

«Welche ich dir gewähre», schloß der König.

Drei Köpfe rückten zusammen: der bedeutende des
Arztes, das olympische Lockenhaupt des Königs und das
feine Profil seines Weibes mit der hohen Stirn, den reizen-
den Linien von Nase und Mund und dem leicht gezeich-
neten Doppelkinne.

«In den Tagen, da die Majestät noch den größten Ihrer
Dichter besaß», begann der Leibarzt, «und dieser, während

schon der Tod nach seiner kranken Brust zielte, sich be-
 lustigte, denselben auf der Bühne nachzuäffen, wurde das
 Meisterstück ›Der Kranke in der Einbildung‹ auch vor der
 Majestät hier in Versailles aufgeführt. Ich, der ich sonst
 eine würdige mit Homer oder Virgil verlebte Stunde und
 den Wellenschlag einer antiken Dichtung unter gestirntem
 Himmel den grellen Lampen und den verzerrten Gesich-
 tern der auf die Bühne gebrachten Gegenwart vorziehe, ich
 durfte doch nicht wegbleiben da, wo mein Stand verspottet
 und vielleicht, wer wußte, ich selbst und meine Krücke»
 — er hob sein Bambusrohr, auf welches er auch sitzend sich
 zu stützen fortfuhr — «abbildlich zu sehen waren. Es ge-
 schah nicht. Aber hätte Molière mich in einer seiner Possen
 verewigt, wahrlich, ich hätte es *dem* nicht verargen können,
 der sein eigenes schmerzlichstes Empfinden komisch be-
 trachtet und verkörpert hat. Diese letzten Stücke Molières,
 nichts geht darüber! Das ist die souveräne Komödie, welche
 freilich nicht nur das Verkehrte, sondern in grausamer Lust
 auch das Menschlichste in ein höhnisches Licht rückt, daß
 es zu grinsen beginnt. Zum Beispiel, was ist verzeihlicher,
 als daß ein Vater auf sein Kind sich etwas einbilde, etwas
 eitel auf die Vorzüge und etwas blind für die Schwächen
 seines eigenen Fleisches und Blutes sei? Lächerlich freilich
 ist es und fordert den Spott heraus. So lobt denn auch im
 ›Kranken in der Einbildung‹ der alberne Diafoirus seinen
 noch albernere Sohn Thomas, einen vollständigen Dumm-
 kopf. Doch die Majestät kennt die Stelle.»

«Mache mir das Vergnügen, Fagon, und rezitiere sie
 mir», sagte der König, welcher, seit Familienverluste und
 schwere öffentliche Unfälle sein Leben ernst gemacht, sich
 der komischen Muse zu enthalten pflegte, dem die Lach-
 muskeln aber unwillkürlich zuckten in Erinnerung des
 guten Gesellen, den er einst gern um sich gelitten und an
 dessen Masken er sich ergötzt hatte.

«‹Es ist nicht darum›», spielte Fagon den Doktor Dia-
 foirus, dessen Rolle er seltsamerweise auswendig wußte,
 «‹weil ich der Vater bin, aber ich darf sagen, ich habe
 Grund, mit diesem meinem Sohne zufrieden zu sein, und
 alle, die ihn sehen, sprechen von ihm als von einem Jüng-
 ling ohne Falsch. Er hat nie eine sehr tätige Einbildungs-
 kraft noch jenes Feuer besessen, welches man an einigen

wahrnimmt. Als er klein war, ist er nie, was man so heißt, aufgeweckt und mutwillig gewesen. Man sah ihn immer sanft, friedselig und schweigsam. Er sprach nie ein Wort und beteiligte sich niemals an den sogenannten Knabenspielen. Man hatte schwere Mühe, ihn lesen zu lehren, und mit neun Jahren kannte er seine Buchstaben noch nicht. Gut, sprach ich zu mir, die späten Bäume tragen die besten Früchte, es gräbt sich in den Marmor schwerer als in den Sand . . . » und so fort. Dieser langsam geträufelte Spott wurde dann auf der Bühne zum gründlichen Hohn durch das unsäglich einfältige Gesicht des Belobten und zum unwiderstehlichen Gelächter in den Mienen der Zuschauer. Unter diesen fand mein Auge eine blonde Frau von rührender Schönheit und beschäftigte sich mit den langsam wechselnden Ausdrücken dieser einfachen Züge: zuerst demjenigen der Freude über die gerechte Belobung eines schwer, aber fleißig lernenden Kindes, so unvorteilhaft der Jüngling auf der Bühne sich ausnehmen mochte, dann dem andern Ausdrucke einer traurigen Enttäuschung, da die Schauende, ohne jedoch recht zu begreifen, inne wurde, daß der Dichter, der es mit seinen schlichten Worten ernst zu meinen schien, eigentlich nur seinen blutigen Spott hatte mit der väterlichen Selbstverblendung. Freilich hatte Molière, der großartige Spötter, alles so naturwahr und sachlich dargestellt, daß mit ihm nicht zu zürnen war. Eine lange und mühsam verhaltene, tiefschmerzliche Träne rollte endlich über die zarte Wange des bekümmerten Weibes. Ich wußte nun, daß sie Mutter war und einen unbegabten Sohn hatte. Das ergab sich für mich aus dem Geschauten und Beobachteten mit mathematischer Gewißheit.

Es war die erste Frau des Marschalls Boufflers.»

«Auch wenn du sie nicht genannt hättest, Fagon, ich erkannte aus deiner Schilderung meine süße Blondine», seufzte die Marquise. «Sie war ein Wunder der Unschuld und Herzenseinfalt, ohne Arg und Falsch, ja ohne den Begriff der List und Lüge.»

Die Freundschaft der zwei Frauen, welche der Marquise einen so rührenden Eindruck hinterließ, war eine wahre und für beide Teile wohltätige gewesen. Frau von Main-tenon hatte nämlich in den langen und schweren Jahren ihres Emporkommens, da die Still-Ehrgeizige mit zähester

Schmiegsamkeit und geduldigster Konsequenz, immer heiter, überall dienstfertig, sich einen König und den größten König der Zeit eroberte, mit ihren klugen Augen die arglose Vornehme von den andern ihr mißgünstigen und feindseligen Hofweibern unterschieden und sie mit ein paar herzlichen Worten und zutulichen Gefälligkeiten an sich gefesselt. Die beiden halfen sich aus und deckten sich einander mit ihrer Geburt und ihrem Verstand.

«Die Marschallin hatte Tugend und Haltung», lobte der König, während er einen in seinem Gedächtnis auftauchenden anmutigen Wuchs, ein liebliches Gesicht und ein aschenblondes Ringelhaar betrachtete.

«Die Marschallin war dumm», ergänzte Fagon knapp. «Aber wenn ich Krüppel je ein Weib geliebt habe — außer meiner Gönnerin», er verneigte sich huldigend gegen die Marquise, «und für ein Weib mein Leben hingegeben hätte, so war es diese erste Herzogin Boufflers.

Ich lernte sie dann bald näher kennen, leider als Arzt. Denn ihre Gesundheit war schwankend, und alle diese Lieblichkeit verlosch unversehens wie ein ausgeblasenes Licht. Wenige Tage vor ihrem letzten beschied sie mich zu sich und erklärte mir mit den einfachsten Worten von der Welt, sie werde sterben. Sie fühlte ihren Zustand, den meine Wissenschaft nicht erkannt hatte. Sie ergebe sich darein, sagte sie, und habe nur *eine* Sorge: die Zukunft und das Schicksal ihres Knaben. «Er ist ein gutes Kind, aber völlig unbegabt, wie ich selbst es bin», klagte sie mir bekümmert, aber unbefangen. «Mir ward ein leichtes Leben zuteil, da ich dem Marschall nur zu gehorchen brauchte, welcher nach seiner Art, die nichts aus den Händen gibt, auch wenn ich ein gescheites Weib gewesen wäre, außer dem einfachsten Haushalte mir keine Verantwortung überlassen hätte — du kennst ihn ja, Fagon, er ist peinlich und regiert alles selber. Wenn ich in der Gesellschaft schwieg oder meine Rede auf das Nächste beschränkte, um nichts Unwissendes oder Verfängliches zu sagen, so war ihm das gerade recht, denn eine Witzige oder Glänzende hätte ihn nur beunruhigt. So bin ich gut durchgekommen. Aber mein Kind? Der Julian soll als der Sohn seines Vaters in der Welt eine Figur machen. Wird er das können? Er lernt so unglaublich schwer. An Eifer läßt er es nicht fehlen, wahrlich

nicht, denn er ist ein tapferes Kind . . . Der Marschall wird sich wieder verheiraten, und irgendeine gescheite Frau wird ihm anstelligere Söhne geben. Nun möchte ich nicht, daß der Julian etwas Außerordentliches würde, was ja auch unmöglich wäre, sondern nur, daß er nicht zu harte Demütigungen erleide, wenn er hinter seinen Geschwistern zurückbleibt. Das ist nun deine Sache, Fagon. Du wirst auch zusehen, daß er körperlich nicht übertrieben werde. Laß das nicht aus dem Auge, ich bitte dich! Denn der Marschall übersieht das. Du kennst ihn ja. Er hat den Krieg im Kopf, die Grenzen, die Festungen . . . Selbst über der Mahlzeit ist er in seine Geschäfte vertieft, der dem König und Frankreich unentbehrliche Mann, läßt sich plötzlich eine Karte holen, wenn er nicht selbst danach aufspringt, oder ärgert sich über irgendeine vormittags entdeckte Nachlässigkeit seiner Schreiber, welchen man bei der um sich greifenden Pflichtvergessenheit auch nicht das geringste mehr überlassen dürfe. Geht dann durch einen Zufall ein Täßchen oder Schälchen entzwei, vergißt sich der Reizbare bis zum Schelten. Gewöhnlich sitzt er schweigend oder einsilbig zu Tische, mit gerunzelter Stirn, ohne sich mit dem Kinde abzugeben, das an jedem seiner Blicke hängt, ohne sich nach seinen kleinen Fortschritten zu erkundigen, denn er setzt voraus: ein Boufflers tue von selbst seine Pflicht. Und der Julian wird bis an die äußersten Grenzen seiner Kräfte gehen . . . Fagon, laß ihn keinen Schaden leiden! Nimm dich des Knaben an! Bring ihn heil hinweg über seine zarten Jahre! Mische dich nur ohne Bedenken ein. Der Marschall hält etwas auf dich und wird deinen Rat gelten lassen. Er nennt dich den redlichsten Mann von Frankreich . . . Also du versprichst es mir, bei dem Knaben meine Stelle zu vertreten . . . Du hältst Wort und darüber hinaus . . .

Ich gelobte es der Marschallin, und sie starb nicht schwer.

Vor dem Bette, darauf sie lag, beobachtete ich den mir anvertrauten Knaben. Er war aufgelöst in Tränen, seine Brust arbeitete, aber er warf sich nicht verzweifelt über die Tote, berührte den entseelten Mund nicht, sondern kniete neben ihr, ergriff ihre Hand und küßte diese, wie er sonst zu tun pflegte. Sein Schmerz war tief, aber keusch und enthaltsam. Ich schloß auf männliches Naturell und früh geübte Selbstbeherrschung und betrog mich nicht. Im übrigen

war Julian damals ein hübscher Knabe von etwa dreizehn Jahren, mit den seelenvollen Augen seiner Mutter, gewinnenden Zügen, wenig Stirn unter verworrenem blondem Ringelhaar und einem untadeligen Bau, der zur Meisterschaft in jeder Leibesübung befähigte.

Nachdem der Marschall das Weib seiner Jugend beerdigt und ein Jahr später mit der Jüngsten des Marschalls Grammont sich wiederverehelicht hatte, dem rührigen, grundgescheiten, olivenfarbigen, brennend magern Weibe, das wir kennen, beriet er aus freien Stücken mit mir die Schule, wohin wir Julian schicken sollten; denn seines Bleibens war nun nicht länger im väterlichen Hause.

Ich besprach mich mit dem geistlichen Hauslehrer, welcher das Kind bisher beaufsichtigt und beschäftigt hatte. Er zeigte mir die Hefte des Knaben, die Zeugnis ablegten von einem rührenden Fleiß und einer tapfern Ausdauer, aber zugleich von einem unglaublich mittelmäßigen Kopfe, einem völligen Mangel an Kombination und Dialektik, einer absoluten Geistlosigkeit. Was man im weitesten Sinne Witz nennt, jede leidenschaftliche — warme oder spottende — Beleuchtung der Rede, jede Überraschung des Scharfsinns, jedes Spiel der Einbildungskraft waren abwesend. Nur der einfachste Begriff und das ärmste Wort standen dem Knaben zu Gebote. Höchstens gefiel dann und wann eine Wendung durch ihre Unschuld oder brachte zum Lächeln durch ihre Naivität. Seltsamer- und traurigerweise sprach der Hausgeistliche von seinem Zögling unwissentlich in den Worten Molières: «ein Knabe ohne Falsch, der alles auf Treu und Glauben nimmt, ohne Feuer und Einbildungskraft, sanft, friedfertig, schweigsam und» — setzte er hinzu — «mit den schönsten Herzeigenschaften.»

Der Marschall und ich wußten dann — die Wahl war nicht groß — keine bessere Schule für das Kind als ein Jesuitenkollegium; und warum nicht das in Paris, wenn wir Julian nicht von seinen Standes- und Altersgenossen sondern wollten? Man muß es den Vätern lassen: sie sind keine Pedanten, und man darf sie loben, daß sie angenehm unterrichten und freundlich behandeln. Mit einer Schule jansenistischer Färbung konnten wir uns nicht befreunden: der Marschall schon nicht als guter Untertan, der Euer

Majestät Abneigung gegen die Sekte kannte und Euer Majestät Gnade nicht mutwillig verscherzen wollte, ich aus ebendiesem Grunde» — Fagon lächelte — «und weil ich für den durch seine Talentlosigkeit schon überflüssig gedrückten Knaben die herbe Strenge und die finstern Voraussetzungen dieser Lehre ungeeignet, die leichte Erde und den zugänglichen Himmel der Jesuiten dagegen hier für zuträglich oder wenigstens völlig unschädlich hielt, denn ich wußte, das Grundgesetz dieser Knabenseele sei die Ehre.

Dabei war auf meiner Seite die natürliche Voraussetzung, daß die frommen Väter nie von dem Marschalle beleidigt würden, und das war in keiner Weise zu befürchten, da der Marschall sich nicht um kirchliche Händel kümmerte und als Kriegermann an der in diesem Orden streng durchgeführten Subordination sogar ein gewisses Wohlgefallen hatte.

Wie sollte aber der von der Natur benachteiligte Knabe mit einer öffentlichen Klasse Schritt halten? Da zählten der Marschall und ich auf zwei verschiedene Hilfen. Der Marschall auf das Pflichtgefühl und den Ehrgeiz seines Kindes. Er selbst, der nur mittelmäßig Begabte, hatte auf seinem Felde Rühmliches geleistet, aber kraft seiner sittlichen Eigenschaften, nicht durch eine geniale Anlage. Ohne zu wissen oder nicht wissen wollend, daß Julian jene mittlere Begabung, welche er selbst mit eisernem Fleiße verwertete, bei weitem nicht besitze, glaubte er, es gebe keine Unmöglichkeit für den Willenskräftigen und selbst die Natur lasse sich zwingen, wie ihn denn seine Galopins beschuldigen, er tadle einen während der Parade über die Stirn rollenden Schweißtropfen als ordonnanzwidrig, weil er selbst nie schwitze.

Ich dagegen baute auf die allgemeine Menschenliebe der Jesuiten und insonderheit auf die Berücksichtigung und das Ansehen der Person, wodurch diese Väter sich auszeichnen. Ich beredete mich mit mehreren derselben und machte sie mit den Eigenschaften des Knaben vertraut. Um ihnen das Kind noch dringender an das Herz zu legen, sprach ich ihnen von der Stellung seines Vaters, sah aber gleich, daß sie sich daraus nichts machten. Der Marschall ist ausschließlich ein Kriegermann, dabei tugendhaft, ohne Intrige, und die Ehre folgt ihm nach wie sein Schatten. So hatten die Väter von ihm nichts zu hoffen und zu fürchten. Unter

diesen Umständen glaubte ich Julian eine kräftigere Empfehlung verschaffen zu müssen und gab den frommen Vätern einen Wink —.» Der Erzähler stockte.

«Was vertuschest du, Fagon?» fragte der König.

«Ich komme darauf zurück», stotterte Fagon verlegen, «und dann wirst du, Sire, mir etwas zu verzeihen haben. Genug, das Mittel wirkte. Die Väter wetteiferten, dem Knaben das Lernen zu erleichtern, dieser fühlte sich in einer warmen Atmosphäre, seine Erstarrung wich, seine kargen Gaben entfalteten sich, sein Mut wuchs, und er war gut aufgehoben. Da änderte sich alles gründlich in sein Gegenteil.

Etwa ein halbes Jahr nach dem Eintritt Julians bei den Jesuiten ereignete sich zu Orléans, in dessen Weichbild die Väter Besitz und eine Schule hatten, welche beide sie zu vergrößern wünschten, eine schlimme Geschichte. Vier Brüder von kleinem Adel besaßen dort ein Gut, welches an den Besitz der Jesuiten stieß und das sie ungeteilt bewirten. Alle vier dienten in Euerm Heere, Sire, verzehrten, wie zu geschehen pflegt, für ihre Ausrüstung und mehr noch im Umgang mit reichern Kameraden ihre kurze Barschaft und verschuldeten ihre Felder. Nun fand es sich, daß jenes Jesuitenhaus durch Zusammenkauf dieser Pfandbriefe der einzige Gläubiger der vier Junker geworden war und ihnen aus freien Stücken darüber hinaus eine abrundende Summe vorschob, drei Jahre fest, dann mit jähriger Kündigung. Daneben aber verpflichteten sich die Väter den Junkern gegenüber mündlich aufs feierlichste, die ganze Summe auf dem Edelgute stehenzulassen; es sei eben nur ein rein formales Gesetz ihrer Ordensökonomie, Geld nicht länger als auf drei Jahre auszutun.

Da begab es sich, daß die Väter jenes Hauses unversehens in ihrer Vollzahl an das Ende der Welt geschickt wurden, wahrhaftig, ich glaube nach Japan, und die an ihre Stelle tretenden begreiflicherweise nichts von jenem mündlichen Versprechen ihrer Vorgänger wußten. Der dreijährige Termin erfüllte sich, die neuen Väter kündigten die Schuld, nach Jahresfrist konnten die Junker nicht zahlen, und es wurde gegen sie verfahren.

Schon hatte sich das fromme Haus in den Besitz ihrer Felder gesetzt, da gab es Lärm. Die tapfern Brüder polterten an alle Türen, auch an die des Marschalls Boufflers, welcher

sie als wackere Soldaten kannte und schätzte. Er untersuchte den Handel mit Ernst und Gründlichkeit nach seiner Weise. Der entscheidende Punkt war, daß die Brüder behaupteten, von den frommen Vätern nicht allein mündliche Beteuerungen, sondern, was sie völlig beruhigt und sorglos gemacht, zu wiederholten Malen auch gleichlautende Briefe erhalten zu haben. Diese Schriftstücke seien auf unerklärliche Weise verlorengegangen. Wohl fänden sich in Briefform gefaltete Papiere mit gebrochenen, übrigens leeren Siegeln, welche den Briefen der Väter zum Verwundern glichen, doch diese Papiere seien unbeschrieben und entbehrten jedes Inhalts.

Dergestalt fand ich, eines Tages das Kabinett des Marschalls betretend, denselben damit beschäftigt, in seiner genauen Weise jene blanken Quadrate umzuwenden und mit der Lupe vorn und hinten zu betrachten. Ich schlug ihm vor, mir die Blätter für eine Stunde anzuvertrauen, was er mir mit ernstesten Augen bewilligte.

Ihr schenktet, Sire, der Wissenschaft und mir einen botanischen Garten, der Euch Ehre macht, und bautet mir im Grünen einen stillen Sitz für mein Alter. Nicht weit davon, am Nordende, habe ich mir eine geräumige chemische Küche eingerichtet, die Ihr einmal zu besuchen mir versprachet. Dort unterwarf ich jene fragwürdigen Papiere wirksamen und den gelehrten Vätern vielleicht noch unbekannten Agenzien. Siehe da, die erblichene Schrift trat schwarz an das Licht und offenbarte das Schelmstück der Väter Jesuiten.

Der Marschall eilte mit den verklagenden Papieren stracks zu Deiner Majestät» — König Ludwig strich sich langsam die Stirn — «und fand dort den Pater Lachaise, welcher aufs tiefste erstaunte über diese Verirrung seiner Ordensbrüder in der Provinz, zugleich aber Deiner Majestät vorstellte, welche schreiende Ungerechtigkeit es wäre, die Gedankenlosigkeit weniger oder eines einzelnen eine so zahlreiche, wohltätige und sittenreine Gesellschaft entgelten zu lassen, und dieser einzelne, der frühere Vorsteher jenes Hauses, habe überdies, wie er aus verlässlichen Quellen wisse, kürzlich in Japan unter den Heiden das Martyrium durch den Pfahl erlitten.

Wer am besten bei dieser Wendung der Dinge fuhr, das waren die vier Junker. Die Hälfte der Schuld erließen

ihnen die verblüfften Väter, die andere Hälfte tilgte ein Großmütiger.»

Der König, der es gewesen sein mochte, veränderte keine Miene.

«Dem Marschall dankte dann Père Lachaise insbesondere dafür, daß er in einer bemühenden Sache die Herstellung der Wahrheit unternommen und es seinem Orden erspart habe, sich mit ungerechtem Gute zu belasten. Dann bat er ihn, der Edelmann den Edelmann, den Vätern sein Wohlwollen nicht zu entziehen und ihnen das Geheimnis zu bewahren, was sich übrigens für einen Marschall Boufflers von selbst verstehe.

Der geschmeichelte Marschall sagte zu, wollte aber wunderlicherweise nichts davon hören, die verräterischen Dokumente herauszugeben oder sie zu vernichten. Es fruchtete nichts, daß Père Lachaise ihn zuerst mit den zartesten Wendungen versuchte, dann mit den bestimmtesten Forderungen bestürmte. Nicht daß der Marschall im geringsten daran gedacht hätte, sich dieser gefährlichen Briefe gegen die frommen Väter zu bedienen; aber er hatte sie einmal zu seinen Papieren gelegt, mit deren Aufräumen und Registrieren er das Drittel seiner Zeit zubringt. In diesem Archive, wie er es nennt, bleibt vergraben, was einmal drinne liegt. So schwebte kraft der Ordnungsliebe und der genauen Gewohnheiten des Marschalls eine immerwährende Drohung über dem Orden, die derselbe dem Unvorsichtigen nicht verzieh. Der Marschall hatte keine Ahnung davon und glaubte, mit den von ihm geschonten Vätern auf dem besten Fuße zu stehen.

Ich war anderer Meinung und ließ es an dringenden Vorstellungen nicht fehlen. Hart setzte ich ihm zu, seinen Knaben ohne Zögerung den Jesuiten wegzunehmen, da der verbissene Haß und der verschluckte Groll, welchen getäuschte Habgier und entlarvte Schurkerei unfehlbar gegen ihren Entdecker empfinden, sich notwendigerweise über den Orden verbreiten, ein Opfer suchen und es vielleicht, ja wahrscheinlich in seinem unschuldigen Kinde finden würden. Er sah mich verwundert an, als ob ich irre rede und Fabeln erzähle. Geradeheraus: Entweder hat der Marschall einen kurzen Verstand, oder er wollte sein gegebenes Wort mit Prunk und Glorie selbst auf Kosten seines Kindes halten.

«Aber, Fagon», sagte er, «was in aller Welt hat mein Julian mit dieser in der Provinz begegneten Geschichte zu schaffen? Wo ist da ein richtiger Zusammenhang? Wenn ihm übrigens die Väter ein bißchen strenger auf die Finger sehen, das kann nichts schaden. Sie haben ihn nicht übel verhätschelt. Ihnen jetzt den Knaben wegnehmen? Das wäre unedel. Man würde plaudern, Gründe suchen, vielleicht die unreinliche Geschichte ausgraben, und ich stünde da als ein Wortbrüchiger.» So sah der Marschall nur den Nimbus seiner Ehre, statt an sein Kind zu denken, das er vielleicht, solange es lebte, noch keines eingehenden Blickes gewürdigt hatte. Ich hätte ihn für seinen Edelmut mit dieser meiner Krücke prügeln können.

Es ging dann, wie es nicht anders gehen konnte. Nicht in auffallender Weise, ohne Plötzlichkeit und ohne eigentliche Ungerechtigkeit ließen die Väter Professoren den Knaben sinken, in welchem sie den Sohn eines Mannes zu hassen begannen, der den Orden beleidigt habe. Nicht alle unter ihnen, die bessern am wenigsten, kannten die saubere Geschichte, aber alle wußten: Marschall Boufflers hat uns beschämt und geschädigt, und alle haßten ihn.

Eine feine Giftluft schleichender Rache füllte die Säle des Kollegiums. Nicht nur jedes Entgegenkommen, sondern auch jede gerechte Berücksichtigung hatten für Julian aufgehört. Das Kind litt. Täglich und stündlich fühlte es sich gedemütigt, nicht durch lauten Tadel, am wenigsten durch Scheltworte, welche nicht im Gebrauche der Väter sind, sondern fein und sachlich, einfach dadurch, daß sie die Armut des Blondkopfes nicht länger freundlich unterstützten und die geistige Dürftigkeit nach verweigertem Almosen beschämt in ihrer Blöße dastehen ließen. Jetzt begann das Kind, von einem verzweifelnden Ehrgeiz gestachelt, seine Wachen zu verlängern, seinen Schlummer gewalttätig abzukürzen, sein Gehirn zu martern, seine Gesundheit zu untergraben — ich mag davon nicht reden, es bringt mich auf . . .»

Fagon machte eine Pause und schöpfte Atem.

Der König füllte dieselbe, indem er ruhig bemerkte: «Ich frage mich, Fagon, wieviel Wirklichkeit alles dieses hat. Ich meine diese stille Verschwörung gelehrter und verständiger Männer zum Schaden eines Kindes und dieser brütende

Haß einer ganzen Gesellschaft gegen einen im Grunde ihr so ungefährlichen Mann, wie der Marschall ist, der sie ja überdies ganz ritterlich behandelt hatte. Du siehst Gespenster, Fagon. Du bist hier Partei und hast vielleicht, wer weiß, gegen den verdienten Orden neben deinem ererbten Vorurteil noch irgendeine persönliche Feindschaft.»

«Wer weiß?» stammelte Fagon. Er hatte sich entfärbt, soweit er noch erblassen konnte, und seine Augen loderten. Die Marquise wurde ängstlich und berührte heimlich den Arm ihres Schützlings, ohne daß er die warnende Hand gefühlt hätte. Frau von Maintenon wußte, daß der heftige Alte, wenn er gereizt wurde, gänzlich außer sich geriet und unglaubliche Worte wagte, selbst dem Könige gegenüber, welcher freilich dem langjährigen und tiefen Kenner seiner Leiblichkeit nachsah, was er keinem andern so leicht vergeben hätte.

Fagon zitterte. Er stotterte unzusammenhängende Sätze, und seine Worte stürzten durcheinander, wie Krieger zu den Waffen.

«Du glaubst es nicht, Majestät, Kenner der Menschenherzen, du glaubst es nicht, daß die Väter Jesuiten jeden, der sie wissentlich oder unwissentlich beleidigt, hassen bis zur Vernichtung? Du glaubst nicht, daß diese Väter weder Wahr noch Falsch, weder Gut noch Böse kennen, sondern nur ihre Gesellschaft?» Fagon schlug eine grimmige Lache auf. «Du *willst* es nicht glauben, Majestät!

Sag mir, König, du Kenner der Wirklichkeit», raste Fagon abspringend weiter, «da die Rede ist von der Glaubwürdigkeit der Dinge, kannst du auch nicht glauben, daß in deinem Reiche bei der Bekehrung der Protestanten Gewalt angewendet wird?»

«Diese Frage», erwiderte der König sehr ernsthaft, «ist die erste deiner heutigen drei Freiheiten. Ich beantworte sie. Nein, Fagon. Es wird, verschwindend wenige Fälle ausgenommen, bei diesen Bekehrungen keine Gewalt angewendet, weil ich es ein für allemal ausdrücklich untersagt habe und weil meinen Befehlen nachgelebt wird. Man zwingt die Gewissen nicht. Die wahre Religion siegt gegenwärtig in Frankreich über Hunderttausende durch ihre innere Überzeugungskraft.»

«Durch die Predigten des Père Bourdaloue!» höhnte

Fagon mit gellender Stimme. Dann schwieg er. Entsetzt starrte aus seinen Augen über diesen Gipfel der Verblendung, diese Mauer des Vorurteils, diese gänzliche Vernichtung der Wahrheit. Er betrachtete den König und sein Weib eine Weile mit heimlichem Grauen.

«Sire, meine nicht», fuhr er fort, «daß ich Partei bin und das Blut meiner protestantischen Vorfahren aus mir spreche. Ich bin von einer ehrwürdigen Kirche abgefallen. Warum? Weil ich, Gott vorbehalten, von dem ich nicht lasse und der in meinen alten Tagen mich nicht verlassen möge, über Religionen und Konfessionen samt und sonders denke, wie jener lukrezische Vers . . .»

Weder der König noch Frau von Maintenon wußte von diesem Vers, aber sie konnten vermuten, Fagon meine nichts Frommes.

«Kennt Ihr den Tod meines Vaters, Sire?» flüsterte Fagon. «Er ist ein Geheimnis geblieben, aber Euch will ich es anvertrauen. Er war ein sanfter Mann und nährte sich, sein Weib und seine Kinder, deren letztes und sechstes ich Verwachsener war, in Auxerre von dem Verkaufe seiner Latwergen redlich und kümmerlich; denn Auxerre hat eine gesunde Luft und ein Schock Apotheken. Die glaubenseifrigen Einwohner, die meinen Vater liebten, wollten ihm alles Gute und hätten ihn gern der Kirche zurückgegeben, aber nicht mit Gewalt, denn Ihr habet es gesagt, Sire, man zwingt die Gewissen nicht. Also verbrüdereten sie sich, die kalvinistische Apotheke zu meiden. Mein Vater verlor sein Brot, und wir hungerten. Die Väter Jesuiten taten dabei, wie überall, das Beste. Da wurde sein Gewissen in sich selbst uneins. Er schwur ab. Weil aber die scharfen calvinistischen Sätze ein Gehirn, dem sie in seiner Kindheit eingegraben wurden, nicht so leicht wieder verlassen, erschien sich der Ärmste bald als ein Judas, der den Herrn verriet, und er ging hin wie jener und tat desgleichen.»

«Fagon», sagte der König mit Würde, «du hast den armen Père Tellier wegen einer geschmacklosen Rede über seinen Vater beschimpft und redest selber so nackt und grausam von dem deinigen. Unselige Dinge verlangen einen Schleier!»

«Sire», erwiderte der Arzt, «Ihr habet recht und seid für mich wie für jeden Franzosen das Gesetz in Dingen des

Anstandes. Freilich kann man sich von gewissen Stimmungen hinreißen lassen, in dieser Welt der Unwahrheit und ihr zum Trotz von einer blutigen Tatsache, und wäre es die schmerzlichste, das verhüllende Tuch unversehens wegzuziehen . . .

Aber, Sire, wie vorzeitig habe ich die erste meiner Freiheiten verbraucht, und wahrlich, mich gelüftet, gleich noch meine zweite zu verwenden.» Die Marquise las in den veränderten Zügen des Arztes, daß sein Zorn vorüber und nach einem solchen Ausbruche an diesem Abend kein Rückfall mehr zu befürchten sei.

«Sire», sagte Fagon fast leichtsinnig, «habt Ihr Euern Untertan, den Tiermaler Mouton gekannt? Ihr schüttelt das Haupt. So nehme ich mir die große Freiheit, Euch den wenig hoffähigen, aber in diese Geschichte gehörenden Künstler vorzustellen, zwar nicht in Natur, mit seinem zerlöcherten Hut, den Pfeifenstummel zwischen den Zähnen — ich rieche seinen Knaster —, hemdärmelig und mit hangenden Strümpfen. Überdies liegt er im Grabe. Ihr liebet die Niederländer nicht, Sire, weder ihre Kirmessen auf der Leinwand noch ihre eigenen ungebundenen Personen. Wisset, Majestät: Ihr habt einen Maler besessen, einen Picarden, der sowohl durch die Sachlichkeit seines Pinsels als durch die Zwanglosigkeit seiner Manieren die Holländer bei weitem überholländerte.

Dieser Mouton, Sire, hat unter uns gelebt, seine grasenden Kühe und seine in eine Staubwolke gedrängten Hämmer malend, ohne eine blasse Ahnung alles Großen und Erhabenen, was dein Zeitalter, Majestät, hervorgebracht hat. Kannte er deine Dichter? Nicht von ferne. Deine Bischöfe und Prediger? Nicht dem Namen nach. Mouton hatte kein Taufwasser gekostet. Deine Staatsmänner, Colbert, Lyonne und die andern? Darum hat sich Mouton nie geschoren. Deine Feldherren, Condé mit dem Vogelgesicht, Turenne, Luxembourg und den Enkel der schönen Gabriele? Nur den letztern, welchem er in Anet einen Saal mit Hirschjagden von unglaublich frecher Mache füllte. Vendôme mochte Mouton, und dieser nannte seinen herzoglichen Gönner in rühmender Weise einen Viehkerl, wenn ich das Wort vor den Ohren der Majestät aussprechen darf. Hat Mouton die Sonne unserer Zeit gekannt? Wußte er von

deinem Dasein, Majestät? Unglaublich zu sagen: den Namen, welcher die Welt und die Geschichte füllt — vielleicht hat er nicht einmal deinen Namen gewußt, wenn ihm auch, selten genug, deine Goldstücke durch die Hände laufen mochten. Denn Mouton konnte nicht lesen, sowenig als sein Liebling, der andere Mouton.

Dieser zweite Mouton, ein weiser Pudel mit geräumigem Hirnkasten und sehr verständigen Augen, über welche ein schwarzzottiges Stirnhaar in verworrenen Büscheln niederhing, war ohne Zweifel — in den Schranken seiner Natur — der begabteste meiner drei Gäste: so sage ich, weil Julian Boufflers, von dem ich erzähle, Mouton der Mensch und Mouton der Pudel oft lange Stunden vergnügt bei mir zusammen saßen.

Ihr wisset, Sire, die Väter Jesuiten sind freigebige Ferienspender, weil ihre Schüler, den vornehmen, ja den höchsten Ständen angehörend, öfters zu Jagden, Komödien oder sonstigen Lustbarkeiten, freilich nicht alle, nach Hause oder anderswohin gebeten werden. So nahm ich denn Julian, welcher von seinem Vater, dem Marschall, grundsätzlich selten nach Hause verlangt wurde, zuweilen in Euern botanischen Garten mit, wo Mouton, der sich unter Pflanzen und Tieren heimisch fühlte, mich zeitweilig besuchte, irgendeine gelehrte Eule oder einen possierlichen Affen mit ein paar entschiedenen Kreidestrichen auf das Papier warf und wohl auch, wenn Fleiß und gute Laune vorhielten, mir ein stilles Zimmer mit seinen scheuenden Pferden oder saufenden Kühen bevölkerte. Ich hatte Mouton den Schlüssel einer Mansarde mit demjenigen des nächsten Mauerpförtchens eingehändigt, um dem Landstreicher eine Heimstätte zu geben, wo er seine Staffeleien und Mappen unterbringe. So erschien und verschwand er bei mir nach seinem Belieben.

Einmal an einem jener kühlen und erquicklichen Regensommertage, jener Tage stillen, aber schnellen Wachstumes für Natur und Geist, saß ich in meiner Bibliothek und blickte durch das hohe Fenster derselben über einen aufgeschlagenen Folianten und meine Brille hinweg in die mir gegenüberliegende Mansarde des Nebengebäudes, das Nest Moutons. Dort sah ich einen blonden schmalen Knabenhkopf in glücklicher Spannung gegen eine Staffelei sich nei-

gen. Dahinter nickte der derbe Schädel Moutons, und eine behaarte Hand führte die schlanke des Jünglings. Außer Zweifel, da wurde eine Malstunde gegeben. Mouton der Pudel saß auf einem hohen Stuhle mit rotem Kissen daneben, klug und einverstanden, als billige er höchlich diese gute Ergötzung. Ich markierte mein Buch und ging hinüber.

In meinen Filzstiefeln wurde ich von den lustig Malenden nicht gehört und nur von Mouton dem Pudel wahrgenommen, der aber seinen Gruß, ohne das Kissen zu verlassen, auf ein heftiges Wedeln beschränkte. Ich ließ mich still in einen Lehnstuhl nieder, um dem wunderlichsten Gespräche beizuwohnen, welches je in Euerm botanischen Garten, Sire, geführt wurde. Zuerst aber betrachtete ich aus meinem Winkel das Bild, welches auf der Staffelei stand, den Geruch einatmend, den die flott und freigebig gehandhabten Ölfarben verbreiteten. Was stellte es dar? Ein Nichts: eine Abendstimmung, eine Flußstille, darin die Spiegelung einiger aufgelöster roter Wölkchen und eines bemoosten Brückenbogens. Im Flusse standen zwei Kühe, die eine saufend, die andere, der auch noch das Wasser aus den Maulwinkeln troff, beschaulich blickend. Natürlich tat Mouton das Beste daran. Aber auch der Knabe besaß eine gewisse Pinselführung, welche nur das Ergebnis mancher ohne mein Wissen mit Mouton vermalten Stunde sein konnte. Wie viel oder wenig er gelernt haben mochte, schon die Illusion eines Erfolges, die Teilnahme an einer genialen Tätigkeit, einem mühelosen und glücklichen Entstehen, einer Kühnheit und Willkür der schöpferischen Hand, von welcher wohl der Phantasielose sich früher keinen Begriff gemacht hatte und die er als ein Wunder bestaunte, ließ den Knaben nach so vielen Verlusten des Selbstgefühls eine große Glückseligkeit empfinden. Das wärmste Blut rötete seine keuschen Wangen, und ein Eifer beflügelte seine Hand, daß nichts darüber ging und auch ich eine helle väterliche Freude fühlte.

Inzwischen erklärte Mouton dem Knaben die breiten Formen und schweren Gebärden einer wandelnden Kuh und schloß mit der Behauptung, es gehe nichts darüber als die Gestalt des Stieres. Diese sei der Gipfel der Schöpfung. Er sagte wohl, um genau zu sein, der Natur, nicht der Schöpfung, denn die letztere kannte er nicht, weder den

Namen noch die Sache, da er verwahrlost und ohne Katechismus aufgewachsen war.

Wenig Glück genügte, die angeborene Heiterkeit wie eine sprudelnde Quelle aus dem Knaben hervorzulocken. Die Achtung Moutons vor dem Hornvieh komisch findend, erzählte Julian unschuldig: «Père Amiel hat uns heute morgen gelehrt, daß die alten Ägypter den Stier göttlich ehrten. Das finde ich drollig!»

«Sapperment», versetzte der Maler leidenschaftlich, «dachten sie recht. Gescheite Leute das, Viehkerle! Nicht wahr, Mouton? Wie? Ich frage dich, Julian, ist ein Stierhaupt in seiner Macht und drohenden Größe nicht göttlicher — um das dumme Wort zu gebrauchen — als ein Dreieck oder ein Tauber oder gar ein schales Menschengesicht? Nicht wahr, Mouton? Das fühlst du doch selber, Julian? Wenn ich sage: fades Menschengesicht, so rede ich unbeschadet der Nase deines Père Amiel. Alle Achtung!» Mouton zeichnete, übrigens ohne jeden Spott, mit einem frechen Pinselzug auf das Tannenholz der Staffelei eine Nase, aber eine Nase, ein Ungeheuer von Nase, von fabelhafter Größe und überwältigender Komik.

«Man sieht», fuhr er dann in ganzem Ernste fort, «die Natur bleibt nicht stehen. Es würde sie ergötzen, zeitweilig etwas Neues zu bringen. Doch das ist verspätet: die Vettel hat ihr Feuer verloren.»

«Père Amiel», meinte der Knabe schüchtern, «wird der Natur nicht für seine Nase danken, denn sie macht ihn lächerlich, und er hat ihrethalben viel von meinen Kameraden auszustehen.»

«Das sind eben Buben», sagte Mouton großmütig, «denen der Sinn für das Erhabene mangelt. Aber beiläufig, wie kommt es, Julian, daß ich, neulich in deinem Schulhaus einen Besuch machend, um dir die Vorlagen zu bringen, dich unter lauter Kröten fand? Dreizehn- und vierzehnjährigen Jüngelchen? Paßt sich das für dich, dem der Flaum keimt und der ein Liebchen besitzt?»

Dieser plötzliche Überfall rief den entgegengesetzten Ausdruck zweier Gefühle auf das Antlitz des Jünglings: eine glückliche, aber tiefe Scham und einen gründlichen Jammer, der überwog. Julian seufzte. «Ich bin zurückgeblieben», lispelte er mit unwillkürlichem Doppelsinne.

«Dummheit!» schimpfte Mouton. «Worin zurückgeblieben? Bist du nicht mit deinen Jahren gewachsen und ein schlanker und schöner Mensch? Wenn dir die Wissenschaften widerstehen, so beweist das deinen gesunden Verstand. Meiner Treu! Ich hätte mich als ein Bärtiger oder wenigstens Flaumiger nicht unter die Buben setzen lassen und wäre auf der Stelle durchgebrannt.»

«Aber, Mouton», sagte der Knabe, «der Marschall, mein Vater, hat es von mir verlangt, daß ich noch ein Jahr unter den Kleinen sitzenbleibe. Er hat mich darum gebeten, ihm diesen Gefallen zu tun.» Er sagte das mit einem zärtlichen Ausdruck von Gehorsam und ehrfürchtiger Liebe, der mich ergriff, obschon ich mich zu gleicher Zeit an dem die kindliche Verehrung mißbrauchenden Marschall ärgerte und auch darüber höchst mißmutig war, daß Julian, gegen mich und jedermann ein hartnäckiger Schweiger, einem Mouton Vertrauen bewies, einem Halbmenschen sich aufschloß. Mit Unrecht. Erzählen doch auch wir Erwachsenen einem treuen Tiere, welches uns die Pfoten auf die Knie legt, unsern tiefsten Kummer, und ist es nicht ein vernünftiger Trieb aller von der Natur Benachteiligten, ihre Gesellschaft eher unten zu suchen als bei ihresgleichen, wo sie sich als Geschonte und Bemitleidete empfinden?

«Weißt du was?» fuhr Mouton nach einer Pause fort, und der andere Mouton spitzte die Ohren dazu, «du zeichnest dein Vieh schon jetzt nicht schlecht und lernst täglich hinzu. Ich nehme dich nach dem Süden als meinen Gesellen. Ich habe da eine Bestellung nach Schloß Grignan. Die Dingsda — wie heißt sie doch? das fette lustige Weibsbild? Richtig: die Sévigné! — schickt mich ihrem Schwiegersohn, dem Gouverneur dort herum. Du gehst mit und nährst dich ausgiebig von Oliven, bist ein freier, loser Vogel, der flattert und pickt, wo er will, blickst dein Lebtage in nichts Gedrucktes und auf nichts Geschriebenes mehr und lässest den Marschall Marschall sein. Auch dein blaues, kühles, vornehmes Liebchen bleibt dahinten. Meinst, ich hätte dich nicht gesehen, Spitzbube, erst vorgestern, da der alte Quacksalber in Versailles war, vor den Affen stehen, mit der alten Kräuterschachtel und der großen blauen Puppe? Für diese wird sich schon ein brauner sonneverbrannter Ersatz finden.»

Dieses letzte Wort, welches noch etwas zynischer lautete, empörte mich, wiewohl es den Knaben, wie ich ihn kannte, nicht beschädigen konnte. Jetzt räusperte ich mich kräftig, und Julian erhob sich in seiner ehrerbietigen Art, mich zu grüßen, während Mouton, ohne irgendeine Verlegenheit blicken zu lassen, sich begnügte, in den Bart zu murmeln: «Der!» Mouton war von einer gründlichen Undankbarkeit.

Ich nahm den Knaben, während Mouton lustig fortinselte, mit mir in den Garten und fragte ihn, ob ihn wirklich der Zyniker in seinem Collège aufgesucht hätte, was mir aus naheliegenden Gründen unangenehm war. Julian bejahte. Es habe ihn etwas gekostet, sagte er aufrichtig, unter seinen Mitschülern im Hofraum den Händedruck Moutons zu erwidern, dem die nackten Ellbogen aus den Löchern seiner Ärmel und die Zehen aus den Schuhen geguckt hätten, «aber», sagte er, «ich tat es und begleitete ihn auch noch über die Straße; denn ich danke ihm Unterricht und heitere Stunden und habe ihn auch recht lieb, ohne seine Unreinlichkeit.»

So redete der Knabe, ohne weiter etwas daraus zu machen, und erinnerte mich an eine Szene, die ich vor kurzem aus den obern, auf den Spielplatz blickenden Arkaden des Collège, wohin man mich zu einem kranken Schüler gerufen, beobachtet hatte und von welcher ich mich lange nicht hatte trennen können. Unten war Fechtstunde, und der Fechtmeister, ein alter benarbter Sergeant, der lange Jahre unter dem Marschall gedient hatte, behandelte den Sohn seines Feldherrn, welcher kurz vorher neben Kindern auf einer Schulbank gesessen, mit fast unterwürfiger Ehrerbietung, als erwarte er Befehl, statt ihn zu geben.

Julian focht ausgezeichnet, ich hätte fast gesagt: er focht edel. Der Knabe pflegte in den langen Stunden des Auswendiglernens das Handgelenk mechanisch zu drehen, wodurch dasselbe ungewöhnlich geschmeidig wurde. Dazu hatte er genauen Blick und sichern Ausfall. So wurde er, wie gesagt, ein Fechter erster Klasse, wie er auch gut und verständig ritt. Es lag nahe, daß der überall Gedemütigte diese einzige Überlegenheit seine Kameraden fühlen ließ, um ein Ansehen zu gewinnen. Aber nein, er verschmähte es. Die in dieser Körperübung Geschickten und Ungeschick-

ten behandelte er, ihnen die Klinge in der Hand gegenüberstehend, mit der gleichen Courtoisie, ohne jemals mit jenen in eine hitzige Wette zu geraten oder sich über diese, von welchen er sich zuweilen zu ihrer Ermutigung großmütig stechen ließ, lustig zu machen. So stellte er auf dem Fechtboden in einer feinen und unauffälligen Weise jene Gleichheit her, deren er selbst in den Schulstunden schmerzlich entbehrte, und genoß unter seinen Kameraden zwar nicht einen durch die Faust eroberten Respekt, sondern eine mit Scheu verbundene Achtung seiner unerklärlichen Güte, die freilich in ein der Jugend sonst unbekanntes aufrichtiges Mitleid mit seiner übrigen Unbegabtheit verfloß. Die Ungunst des Glückes, welche so viele Seelen verbittert, erzog und adelte die seinige.

Ich war mit Julian in Euerm Garten, Sire, lustwandelnd zu den Käfigen gelangt, wo Eure wilden Tiere hinter Eisenstäben verwahrt werden. Eben hatte man dort einen Wolf eingetan, der mit funkelnden Augen und in schrägem, hastigem Gange seinen Kerker durchmaß. Ich zeigte ihn dem Knaben, welcher nach einem flüchtigen Blick auf die ruhelose Bestie sich leicht schaudernd abwendete. Der platte Schädel, die falschen Augen, die widrige Schnauze, die tückisch gefletschten Zähne konnten erschrecken. Doch ich war die Furcht an dem Knaben, der schon Jagden mitgemacht hatte, durchaus nicht gewohnt. «Ei, Julian, was ist dir?» lächelte ich, und dieser erwiderte befangen: «Das Tier mahnt mich an jemand —», ließ dann aber die Rede fallen, denn wir erblickten auf geringe Entfernung ein vornehmes weibliches Paar, das unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: eine purzlige Alte und ein junges Mädchen, die erstere die Gräfin Mimeure — Ihr erinnert Euch ihrer, Sire, wenn sie auch seit Jahrzehnten den Hof meidet, nicht aus Nachlässigkeit, denn sie verehrt Euch grenzenlos, sondern weil sie, wie sie sagt, mit ihren Runzeln Euern Schönheits-sinn nicht beleidigen will. Garstig und witzig und wie ich an einem Krückstock gehend, ein originelles und wackeres Geschöpf, war sie mir eine angenehme Erscheinung.

«Guten Tag, Fagon!» rief sie mir entgegen. «Ich betrachte deine Kräuter und komme, dich um ein paar Rhabarbersträucher zu bitten für meinen Garten zu Neuilly; du weißt, ich bin ein Stück von einer Ärztin!», und sie nahm meinen

Arm. «Begrüßet euch, ihr Jugendlichen! Tun sie, als hätten sie sich nie gesehen!»

Julian, der schüchterne, begrüßte das Mädchen, welches ihm die Fingerspitzen bot, ohne große Verlegenheit, was mich wunderte und freute. «Mirabelle Miramion», nannte sie mir die Gräfin, «ein prächtiger Name, nicht wahr, Fagon?» Ich betrachtete das schöne Kind, und mir fiel gleich jenes «blaue Liebchen» ein, mit welchem Mouton den Knaben aufgezogen. In der Tat, sie hatte große, blaue, flehende Augen, eine kühle, durchsichtige Farbe und einen kaum vollendeten Wuchs, der noch nichts als eine zärtliche Seele ausdrückte.

Mit einer kindlichen, glockenhellen Stimme, welche zum Herzen ging, begann sie, da mich ihr die Gräfin als den Leibarzt des Königs vorstellte, folgendermaßen: «Erster der Ärzte und Naturforscher, ich verneige mich vor Euch in diesem weltberühmten Garten, welchen Euch die Huld des mächtigsten Herrschers, der dem Jahrhundert den Namen gibt, in seiner volkreichen und bewundernswerten Hauptstadt gebaut hat.» Ich wurde so verblüfft von dieser weitläufigen verblühten Rhetorik in diesem kleinen lenzfrischen Munde, daß ich der Alten das Wort ließ, welche gutmütig verdrießlich zu schelten begann: «Laß es gut sein, Bellchen. Fagon schenkt dir das übrige. Unter Freunden, Kind — denn Fagon ist es und kein Spötter —, wie oft hab' ich dich schon gebeten in den drei Wochen, da ich dich um mich habe, von diesem verwünschten gespreizten provinzialen Reden abzulassen! So spricht man nicht. Dieser hier ist nicht der Erste der Ärzte, sondern schlechthin Herr Fagon. Der botanische Garten ist kurzweg der botanische Garten, oder der Kräutergarten, oder der königliche Garten. Paris ist Paris und nicht die Hauptstadt, und der König begnügt sich damit, der König zu sein. Merke dir das.» Der Mund des Mädchens öffnete sich schmerzlich, und ein Tränchen rieselte über die blühende Wange.

Da wendete sich zu meinem Erstaunen Julian in großer Erregung gegen die Alte. «Um Vergebung, Frau Gräfin!» sprach er kühn und heftig. «Die Rhetorik ist eine geforderte, unentbehrliche Sache und schwierig zu lernen. Ich muß das Fräulein bewundern, wie reich sie redet, und Père Amiel, wenn er sie hörte —»

«Père Amiel!» — die Gräfin brach in ein tolles Gelächter aus, bis sie das Zwerchfell schmerzte — «Père Amiel hat eine Nase! aber eine Nase! eine Weltnase! Stelle dir vor, Fagon, eine Nase, welche die des Abbé Genest beschämt! Was ich im Collège zu schaffen hatte? Ich holte dort meinen Neffen ab — du weißt, Fagon, ich habe die Kinder von zwei verstorbenen Geschwistern auf dem Halse — meinen Neffen, den Guntram — armer, armer Junge — und wurde, bis Père Tellier, der Studienpräfekt zurückkäme, in die Rhetorik des Père Amiel geführt. O Gott! o Gott!» Die Gräfin hielt sich den wackelnden Bauch. «Hab' ich gelitten an verschlucktem Lachen! Zuerst das sich ermordende römische Weibsbild! Der Pater erdolchte sich mit dem Lineal. Dann verzog er süß das Maul und hauchte: «Päte, es schmerzt nicht!» Aber was wollte das heißen gegen die sterbende Kleopatra mit der Viper! Der Père setzte sich das Lineal an die linke Brustwarze und ließ die Äuglein brechen. Daß du das nicht gesehen hast, Fagon! . . . Ih!» kreischte sie plötzlich, daß es mir durch Mark und Bein ging, «da ist ja auch Père Tellier!», und sie deutete auf den Wolf, von welchem wir uns nicht über zwanzig Schritte entfernt hatten. «Wahrhaftig, Père Tellier, wie er leibt und lebt! Gehen wir weg von deinen garstigen Tieren, Fagon, zu deinen wohlriechenden Pflanzen! Gib mir den Arm, Julian!»

«Frau Gräfin erlauben», fragte dieser, «warum nanntet Ihr den Guntram einen armen Jungen, ihn, der jetzt den Lilien folgt, wenn er nicht schon die Ehre hat, die Fahne des Königs zu tragen?»

«Ach, ach!» stöhnte die Gräfin mit plötzlich verändertem Gesichte, und den Tränen des Gelächters folgten die gleichfarbigen des Jammers. «Warum ich den Guntram einen armen Jungen nannte? Weil er gar nicht mehr vorhanden ist, Julian, weggeblasen! Dazu bin ich in den Garten gekommen, wo ich dich vermutete, um dir zu sagen, daß Guntram gefallen ist, denke dir, am Tage nach seiner Ankunft beim Heer. Er wurde gleich eingestellt und führte eine Patrouille so tollkühn und unnütz vor, daß ihn eine Stückkugel zerriß, nicht mehr, nicht weniger als den weiland Marschall Turenne. Stelle dir vor, Fagon: Der Junge hatte noch nicht sein Sechzehntes erreicht, strebte aber aus dem Collège, wo er rasch und glücklich lernte, wachend

und träumend nach der Muskete. Und dabei war er kurzsichtig, Fagon, du machst dir keinen Begriff! So kurzsichtig, daß er auf zwanzig Schritte nichts vor sich hatte als Nebel. Natürlich haben ich und alle Vernünftigen ihm den Degen ausgeredet — nutzte alles nichts, denn er ist ein Starrkopf erster Härte. Ich stritt mich mütterlich mit dem Jungen herum, aber eines schönen Tages entlief er und rannte zu deinem Vater, Julian, der eben in den Wagen stieg, um sein niederländisches Kommando zu übernehmen. Dieser befragte das Kind, wie er mir jetzt selbst geschrieben hat, ob es unter einem väterlichen Willen stünde, und als der Junge verneinte, ließ ihn der Marschall in seinem Reisezuge mitreiten. Nun fault der kecke Bube dortüben — sie wies nördlich — in einem belgischen Weiler. Aber die schmalen Erbteile seiner fünf Schwestern haben sich ein bißchen gebessert.»

Ich las auf dem Gesichte Julians, wie tief und verschiedenartig ihn der Tod seines Gespielen bewegte. Jenen hatte der Marschall in den Krieg genommen und sein eigenes Kind auf einer ekeln Schulbank sitzenlassen. Doch der Knabe glaubte so blindlings an die Gerechtigkeit seines Vaters, auch wenn er sie nicht begriff, daß die Wolke rasch über die junge Stirn weggliht und einem deutlichen Ausdruck der Freude Raum gab.

«Du lachst, Julian?» schrie die Alte entsetzt.

«Ich denke», sagte dieser bedächtig, als kostete er jedes Wort auf der Zunge, «der Tod für den König ist in allen Fällen ein Glück.»

Diese ritterliche, aber nicht lebenslustige Maxime und der unnatürlich glückliche Ton, in welchem der Knabe sie aussprach, beelendete die gute Gräfin. Ein halbverschluckter Seufzer bezeugte, daß sie das Leiden des Knaben und seine Mühe zu leben wohl verstand. «Begleite Mirabellen, Julian», sagte sie, «und geht uns voraus, dorthin nach den Palmen, nicht zu nahe, denn ich habe mit Fagon zu reden, nicht zu fern, damit ich euch hüte.»

«Wie schlank sie schreiten!» flüsterte die Alte hinter den sich Entfernenden. «Adam und Eva! Lache nicht, Fagon! Ob das Mädchen Puder und Reifrock trägt, wandeln sie doch im Paradiese, und auch unschuldig sind sie, weil eine leidenvolle Jugend auf ihnen liegt und sie die reine Liebe

empfinden läßt, ohne den Stachel ihrer Jahre. Mich beleidigt nicht, was mir sonst mißfällt, daß das Mädcl ein paar Jahre und Zolle — sie übertrieb — «mehr hat als der Junge. Wenn *die* nicht zusammengehören!

Es ist eine lächerliche Sache mit dem Mädchen, Fagon, und ich sah, wie es dich verblüffte, da du von dem schönen Kinde so geschmacklos angeredet wurdest. Und doch ist dieser garstige Höcker ganz natürlich gewachsen. Meine Schwester, die Vicomtesse, Gott habe sie selig, sie war eine Kostbare, eine Precieuse, die sich um ein halbes Jahrhundert verspätet hatte, und erzog das Mädchen in Dijon, wo ihr Mann dem Parlamente und sie selbst einem poetischen Garten vorsah, mit den Umschreibungen und Redensarten des weiland Fräuleins von Scudéry. Es gelang ihr, dem armen folgsamen Kinde den Geschmack gründlich zu verderben. Ich wette — und sie wies mit ihrer Krücke auf die zweie, welche, aus den sich einander zärtlich, aber bescheiden zuneigenden Gestalten zu schließen, einen seligen Augenblick genossen —, «jetzt plaudert sie ganz harmlos mit dem Knaben, denn sie hat eine einfache Seele und ein keusches Gemüt. Die Luft, die sie aushaucht, ist reiner als die, welche sie einatmet. Aber geht sie dann morgen mit mir in Gesellschaft und kommt neben ein großes Tier, einen Erzbischof oder Herzog zu sitzen, wird sie von einer tödlichen Furcht befallen, für albern oder nichtig zu gelten, und behängt ihre blanke Natur aus reiner Angst mit dem Lumpen einer geflickten Phrase. So wird die Liebliche unter uns, die wir klar und kurz reden, gerade zu dem, was sie fürchtet, zu einer lächerlichen Figur. Ist das ein Jammer, und werde ich Mühe haben, das Kind zurechtzubringen! Und der Julian, der dumme Kerl, der sie noch darin bestärkt!»

«Uff!» keuchte die Gräfin, die das Gehen an der Krücke ermüdete, und ließ sich schwer auf die Steinbank nieder in dem Rondell von Myrten und Lorbeeren, wo, Sire, Eure Büste steht.

«Von dem Knaben zu reden, Fagon», begann sie wieder, «den mußt du mir ohne Verzug von der Schulbank losmachen. Es war empörend, ich sage dir, empörend, Fagon, ihn unter den Jungen sitzen zu sehen. Der Marschall, dieser schreckliche Pedant, würde ihn bei den Jesuiten verschimmeln lassen! Nur damit er seine Klassen beendige!

Bei den Jesuiten, Fagon! Ich habe dem Père Amiel auf den Zahn gefühlt. Ich kitzelte ihn mit seiner Mimik. Er ist ein eitler Esel, aber er hat Gemüt. Er beklagte den Julian und ließ dabei einfließen, sehr behutsam, doch deutlich genug: der Knabe wäre bei den Vätern schlecht aufgehoben. Diese seien die besten Leute von der Welt, nur etwas empfindlich, und man dürfe sie nicht reizen. Der Marschall sei ihnen auf die Füße getreten: der neue Studienpräfekt aber lasse mit der Ehre des Ordens nicht spaßen und gebe dem Kinde die Schuld des Vaters zu kosten. Dann erschrak er über seine Aufrichtigkeit, blickte um sich und legte den Finger auf den Mund.

Ich nahm die Knaben mit: den Guntram, unsern Julian, der mit ihm irgendein Geheimnis hatte, und noch einen dritten Freund, den Viktor Argenson, diesen zu meiner eigenen Ergötzung, denn er ist voller Mutwille und Gelächter.

An jenem Abend trieb er es zu toll. Er und Guntram quälten Mirabellen, die ich schon zu Mittag für eine ellenlange Phrase gezankt hatte, bis aufs Blut. «Schön ausgedrückt, Fräulein Mirobolante», spotteten sie, «aber noch immer nicht schön genug! Noch eine Note höher!» und so fort. Julian verteidigte das Mädchen, so gut er konnte, und vermehrte nur das Gelächter. Plötzlich brach die Mißhandelte in strömende Tränen aus, und ich trieb die Rangen in den großen Saal, wo ich mit ihnen ein Ballspiel begann. Nach einer Weile Julian und Mirabellen suchend, fand ich sie im Garten, wo sie auf einer stillen Bank zusammensaßen: Amor und Psyche. Sie erröteten, da ich sie überraschte, nicht allzusehr.

Merke dir's, Fagon, der Julian ist jetzt mein Adoptivkind, und wenn du ihn nicht von den Vätern befreiest und ihm ein mögliches Leben verschaffst, meiner Treu!, dann stelze ich an dieser Krücke nach Versailles und bringe trotz meiner Runzeln die Sache an den hier!», und sie wies auf deine lorbeerbekränzte Büste, Majestät.

Die Alte plauderte mir noch hundert Dinge vor, während ich beschloß, sobald sie sich verabschiedet hätte, mit dem Knaben ein gründliches Wort zu reden.

Er und das Mädchen erschienen dann wieder, still strahlend. Der Wagen der Gräfin wurde gemeldet, und Julian

begleitete die Frauen an die Pforte, während ich meine Lieblingsbank vor der Orangerie aufsuchte. Ich labte mich an dem feinen Dufte, Mouton, einen lästerlichen Knaster dampfend und die Hände in den Taschen, schlenderte ohne Gruß an mir vorüber. Er pflegte seine Abende außerhalb des Gartens in einer Schenke zu beschließen. Mouton der Pudel dagegen empfahl sich mir heftig wedelnd. Ich bin gewiß, das kluge Tier erriet, daß ich seinen Meister gern dem Untergang entrissen hätte, denn Mouton der Mensch soff gebranntes Wasser, was zu berichten ich vergessen oder vor der Majestät mich geschämt habe.

Der Knabe kam zurück, weich und glücklich. «Laß mich einmal sehen, was du zeichnest und malst», sagte ich. «Es liegt ja wohl alles auf der Kammer Moutons.» Er willfahrte und brachte mir eine volle Mappe. Ich besah Blatt um Blatt. Seltsamer Anblick, diese Mischung zweier ungleichen Hände: Moutons freche Würfe von der bescheidenen Hand des Knaben nachgestammelt und — leise geadelt! Lange hielt ich einen blauen Bogen, worauf Julian einige von Mouton in verschiedenen Flügelstellungen mit Hilfe der Lupe gezeichnete Bienen unglaublich sorgfältig wiedergegeben. Offenbar hatte der Knabe die Gestalt des Tierchens lieb gewonnen. Wer mir gesagt hätte, daß die Zeichnung eines Bienchens den Knaben töten würde!

Zuunterst in der Mappe lag noch ein unförmlicher Fetzen, worauf Mouton etwas gesudelt hatte, was meine Neugierde fesselte. «Das ist nicht von mir», sagte Julian, «es hat sich angehängt.» Ich studierte das Blatt, welches die wunderliche Parodie einer ovidischen Szene enthielt: jener, wo Pentheus rennt, von den Mänaden gejagt, und Bacchus, der grausame Gott, um den Flüchtenden zu verderben, ein senkrechtes Gebirge vor ihm in die Höhe wachsen läßt. Wahrscheinlich hatte Mouton den Knaben, der zuweilen seinen Aufgaben in der Malkammer oblag, die Verse Ovids mühselig genug übersetzen hören und daraus seinen Stoff geschöpft. Ein Jüngling, unverkennbar Julian in allen seinen Körperformen, welche Moutons Malerauge leichtlich besser kannte als der Knabe selbst, ein schlanker Renner, floh, den Kopf mit einem Ausdruck tödlicher Angst nach ein paar ihm nachjagenden Gespenstern umgewendet. Keine Bacchantinnen, Weiber ohne Alter, verkörperte Vorstellun-

gen, Ängstigungen, folternde Gedanken — eines dieser Scheusale trug einen langen Jesuitenhut auf dem geschorenen Schädel und einen Folianten in der Hand — und erst die Felswand, wüst und unerklimmbare, die vor dem Blicke zu wachsen schien, wie ein finsternes Schicksal!

Ich sah den Knaben an. Dieser betrachtete das Blatt ohne Widerwillen, ohne eine Ahnung seiner möglichen Bedeutung. Auch Mouton mochte sich nicht klargemacht haben, welches schlimme Omen er in genialer Dumpfheit auf das Blatt hingeträumt hatte. Ich steckte dasselbe unwillkürlich, um es zu verbergen, in die Mitte der Blätterschicht, bevor ich diese in die Mappe schob.

«Julian», begann ich freundlich, «ich beklage mich bei dir, daß du mir Mouton vorgezogen hast, ihn zu deinem Vertrauten machend, während du dich gegen mein Wohlwollen, das du kennst, in ein unbegreifliches Schweigen verschloßest. Fürchtest du dich, mir dein Unglück zu sagen, weil ich imstande bin, dasselbe klar zu begrenzen und richtig zu beurteilen, und du vorziehst, in hoffnungslosem Brüten dich zu verzehren? Das ist nicht mutig.»

Julian verzog schmerzlich die Brauen. Aber noch einmal spielte ein Strahl der heute genossenen Seligkeit über sein Antlitz. «Herr Fagon», sagte er halb lächelnd, «eigentlich habe ich meinen Gram nur dem *Pudel* Mouton erzählt.»

Dieses artige Wort, welches ich ihm nicht zugetraut hätte, überraschte mich. Der Knabe deutete meine erstaunte Miene falsch. Er glaubte sich mißredet zu haben. «Fraget mich, Herr Fagon», sagte er, «ich antworte Euch die Wahrheit.»

«Du hast Mühe zu leben?»

«Ja, Herr Fagon.»

«Man hält dich für beschränkt und du bist es auch, doch vielleicht anders, als die Leute meinen.» Das harte Wort war gesprochen.

Der Knabe versenkte den Blondkopf in die Hände und brach in schweigende Tränen aus, welche ich erst bemerkte, da sie zwischen seinen Fingern rannen. Nun war der Bann gebrochen.

«Ich will Euch meine Kummernisse erzählen, Herr Fagon», schluchzte er, das Antlitz erhebend.

«Tue das, mein Kind, und sei gewiß, daß ich dich jetzt, da wir Freunde sind, verteidigen werde wie mich selbst.

Niemand wird dir künftig etwas anhaben, weder du noch ein anderer! Du wirst dich wieder an Luft und Sonne freuen und dein Tagewerk ohne Grauen beginnen.»

Der Knabe glaubte an mich und faßte mit hoffenden Augen Vertrauen. Dann begann er sein Leid zu erzählen, halb schon wie ein vergangenes:

«Einen schlimmen Tag habe ich gelebt, und die übrigen waren nicht viel besser. Es war an einem Herbsttage, daß ich mit Guntram zu seinem Ohm, dem Komtur, nach Compiègne fuhr. Wir wollten uns dort im Schießen üben, für uns beide ein neues Vergnügen und eine Probe unserer Augen.

Wir hatten ein leichtes Zweigespann, und Guntram unterhielt mich in einer Staubwolke von seiner Zukunft. Diese könne nur eine militärische sein. Zu anderem habe er keine Lust. Der Komtur empfing uns weitläufig, aber Guntram hielt nicht Ruhe, bis wir auf Distanz vor der Scheibe standen. Keinen einzigen Schuß brachte er hinein. Denn er ist kurzsichtig wie niemand. Er biß sich in die Lippe und regte sich schrecklich auf. Dadurch wurde auch seine Hand unsicher, während ich ins Schwarze traf, weil ich sah und zielte. Der Komtur wurde abgerufen, und Guntram schickte den Bedienten nach Wein. Er leerte einige Gläser, und seine Hand fing an zu zittern. Mit hervorquellenden Augen und verzerrtem Gesichte schleuderte er seine Pistole auf den Rasen, hob sie dann aber wieder auf, lud sie, lud auch die meinige und verlor sich mit mir in das Dickicht des Parkes.

Auf einer Lichtung hob er die eine und bot mir die andere. «Ich mache ein Ende!» schrie er verzweifelt. «Ich bin ein Blinder, und die taugen nicht ins Feld, und wenn ich nicht ins Feld tauge, will ich nicht leben! Du begleitest mich! Auch du taugst nicht ins Leben, obwohl du beneidenswert schießest, denn du bist der größte Dummkopf, das Gespötte der Welt!» «Und Gott?» fragte ich. «Ein hübscher Gott», hohnlachte er und zeigte dem Himmel die Faust, «der mir Kriegslust und Blindheit und dir einen Körper ohne Geist gegeben hat!» Wir rangen, ich entwaffnete ihn, und er schlug sich in die Büsche.

Seit jenem Tage war ich ein Unglücklicher, denn Guntram hatte ausgesprochen, was ich wußte, aber mir selbst

verhehlte, so gut es gehen wollte. Stets hörte ich das Wort Dummkopf hinter mir flüstern, auf der Straße wie in der Schule, und meine Ohren schärften sich, das grausame Wort zu vernehmen. Es mag auch sein, daß meine Mitschüler, über welche ich sonst nicht zu klagen habe, wenn sie sich außer dem Bereiche meines Ohres glauben, kürze halber mich so nennen. Sogar das Semmelweib mit den verschmitzten Runzeln, die Lisette, welche vor dem Collège ihre Ware vertreibt, sucht mich zu betrügen, oft recht plump, und glaubt es zu dürfen, weil sie mich einen Dummen nennen hört. Und doch hängt an der Mauer des Collège Gott der Heiland, der in die Welt gekommen ist, um Gerechtigkeit gegen alle und Milde gegen die Schwachen zu lehren. Er schwieg und schien nachzudenken.

Dann fuhr er fort: «Ich will mich nicht besser machen, Herr Fagon, als ich bin. Auch ich habe meine bösen Stunden. Bei keinem Spiele würde ich Sonne und Schatten ungerecht verteilen, und wie kann Gott bei dem irdischen Wettspiel einem einzelnen Bleigewichte anhängen und ihm dann zurufen: Dort ist das Ziel: lauf mit den andern! Oft, Herr Fagon, habe ich vor dem Einschlafen die Hände gefaltet und den lieben Gott brünstig angefleht, er möge, was ich eben mühselig erlernt, während des Schlafes in meinem Kopfe wachsen und erstarken lassen, was ja die bloße Natur den andern gewährt. Ich wachte auf und hatte alles vergessen, und die Sonne erschreckte mich.

Vielleicht, flüsterte er scheu, «tue ich dem lieben Gott unrecht. Er hülfe gern, gütig wie er ist, aber er hat wohl nicht immer die Macht. Wäre das nicht möglich, Herr Fagon? Wurde es dann allzu arg, besuchte mich die Mutter im Traum und sagte mir: Halt aus, Julian! Es wird noch gut!»

Diese unglaublichen Naivitäten und kindischen Widersprüche zwangen mich zu einem Lächeln, welches ein Grinsen sein mochte. Der Knabe erschrak über sich selbst und über mich. Dann sagte er, als hätte er schon zu lange gesprochen, hastig, nicht ohne einige Bitterkeit, denn die Zuversicht hatte ihn im Laufe seiner Erzählung wieder verlassen: «Nun weiß jedermann, daß ich dumm bin, selbst der König, und diesem hätte ich es so gerne verheimlicht» — Julian mochte auf jenen Marly anspielen — «einzig meinen Vater ausgenommen, der nicht daran glauben will.»

«Mein Sohn», sagte ich und legte die Hand auf seine schlanke Schulter, «ich philosophiere nicht mit dir. Willst du mir aber glauben, so trage ich dich durch die Wellen. Wie du bist, ich werde dich in den Port bringen. Zwar du wirst trotz deines schönen Namens kein Heer und keine Flotte führen, aber du wirst auch keine Schlacht leichtsinnig verlieren zum Schaden deines Königs und deines Vaterlandes. Dein Name wird nicht wie der deines Vaters in unsern Annalen stehen, aber im Buche der Gerechten, denn du kennst die erste Seligpreisung, daß das Himmelreich den Armen im Geiste gehört.

Merk auf! Der erste Punkt ist: Du gehst ins Feld und kämpfst in unsern Reihen für den König und das jetzt so schwer bedrohte Frankreich. Im Kugelregen wirst du erfahren, ob du leben darfst. Daß du bald hineinkommst, dafür Sorge ich. Du bleibst oder du kehrst heim mit dem Selbstvertrauen eines Braven. Ohne Selbstvertrauen kein Mann! Niemand wird dir leicht ins Angesicht spotten. Dann wirst du ein einfacher Diener deines Königs und erfüllst deine Pflicht aufs strengste, wie es in dir liegt. Du hast Ehre und Treue, und deren bedarf die Majestät. Unter denen, die sie umgeben, ist kein Überfluß daran. Marstall, Jagd oder Wache, ein Dienst wird sich finden, wie du ihn zu verrichten verstehst. Deine Geburt wird dich statt des eigenen Verdienstes vor andern begünstigen: das mache dich demütig. Die Majestät, wenn sie sich im Rate müde gearbeitet hat, liebt es, ein zwangloses Wort an einen Schweigsamen und unbedingt Getreuen zu richten. Du bist zu einfach, um dich in eine Intrige zu mischen; dafür wird dich keine Intrige zugrunde richten. Man wird, wie die Welt ist, hinter deinem Rücken höhnen und spotten, aber du blickst nicht um. Du wirst gütig und gerecht sein mit deinen Knechten und keinen Tag beendigen ohne eine Wohltat. Im übrigen: verzichte!»

Der Knabe blickte mich mit gläubigen Augen an. «Das sind Worte des Evangeliums», sagte er.

«Verzichtet nicht jedermann», scherzte ich, «selbst deine Gönnerin, Frau von Maintenon, selbst der König auf einen Schmuck oder eine Provinz? Habe ich, Fagon, nicht ebenfalls verzichtet, vielleicht bitterer als du, wenn auch auf meine eigene Weise? Verwaist, arm, mit einem elenden

Körper, der sich gerade in deinen Jahren von Tag zu Tag verwuchs und verbog, habe ich nicht eine strenge Muse gewählt, die Wissenschaft? Glaubst du, ich hatte kein Herz, keine Sinne? Ein zärtliches Herzchen, Julian! — und entsagte ein für allemal dem größten Reiz des Daseins, der Liebe, welche deinem schlanken Wuchse und deinem leeren Blondkopf nur so angeworfen wird!» Fagon trug, was ihn vielleicht in seiner Jugend schwer bedrängt hatte, mit einem so komischen Pathos vor, daß es den König belustigte und der Marquise schmeichelte.

«Ich begleitete Julian bis an die Pforte und zog ihn mit Mirabellen auf. «Ihr habt rasch gemacht», sagte ich. «Es ist so gekommen», antwortete er unbefangen. «Man hat sie mit dem Geiste gequält, sie weinte, und da faßte ich ein Vertrauen. Auch gleicht sie meiner Mutter.»

Eine Arie aus irgendeiner verschollenen Oper meiner Jugendzeit trällernd, die einzige, deren ich mächtig bin, kehrte ich zu meiner Bank vor der Orangerie zurück. Er muß gleich ins Feld, sagte ich mir. Wenig fehlte, ich schlug ihm vor: ohne weiteres eines meiner Rosse zu satteln und stracks an die Grenze zum Heere zu jagen; aber dieser kühne Ungehorsam hätte den Knaben nicht gekleidet. Übrigens wußte man, daß der Marschall für einmal nur die Grenzen sicherte und die Festungen in Flandern instand setzte, um vor einer entscheidenden Schlacht nach Versailles zurückzukehren und die endgültigen Befehle deiner Majestät zu empfangen. Dann wollte ich ihn fassen.

Als ich, die liegengebliebene Mappe noch einmal öffnend, den Inhalt zurechtschüttelte, da, siehe! lag der Pentheus mit der grausigen Felswand obenauf, den ich geschworen hätte, in die Mitte der Blätter geschoben zu haben . . .

Wenig später begab es sich, daß Mouton der Pudel, in dem Gedränge der Rue Saint-Honoré seinen Herrn suchend, verkarrt wurde. Er schläft in deinem Garten, Majestät, wo ihn Mouton der Mensch unter einer Catalpa beerdigte und mit seinem Taschenmesser in die Rinde des Baumes schnitt:
II Moutons.

Und wirklich lag er bald neben seinem Pudel. Es war Zeit. Der Trunk hatte ihn unterhöhlt, und sein Verstand begann zu schwanken. Ich beobachtete ihn mitunter aus meinem Bibliothekfenster, wie er in seiner Kammer vor

der Staffelei saß und nicht nur vernehmlich mit dem Geiste seines Pudels plauderte, sondern auch mit hündischer Miene gähnte oder schnellen Maules nach Fliegen schnappte, ganz in der Art seines abgeschiedenen Freundes. Eine Wassersucht zog ihn danieder. Es ging rasch, und als ich eines Tages an sein Lager trat, in der Hand einen Löffel voll Medizin, drehte er seinem Wohltäter mit einem unaussprechlichen Worte den Rücken, kehrte das Gesicht gegen die Wand und war fertig.

Es begab sich ferner, daß der Marschall aus dem Felde nach Versailles zurückkehrte. Da sein Aufenthalt kein langer sein konnte, ergriff ich den Augenblick. Ich war entschlossen, Julian an der Hand vor ihn zu treten und ihm die ganze Wahrheit zu sagen.

Ich fuhr bei den Jesuiten vor. In der Nähe der Hauptpforte hielt das von den Dienern kaum gebändigte feurige Viergespann des Marschalls, Julian erwartend, um den Knaben rasch nach Versailles zu bringen. Das Tor des Jesuitenhauses öffnete sich, und Julian wankte heraus, in welchem Zustande! Das Haupt vorfallend, den Rücken gebrochen, die Gestalt geknickt, auf unsichern Füßen, den Blick erloschen, während die Augen Viktor Argensons, welcher den Freund führte, loderten wie Fackeln. Die verblüfften Diener in ihren reichen Livreen beeiferten sich, ihren jungen Herrn rasch und behutsam in den Wagen zu heben. Ich sprang aus dem meinigen, den Knaben von einer tückischen Seuche ergriffen glaubend.

«Um Gottes willen, Julian», schrie ich, «was ist mit dir?» Keine Antwort. Der Knabe starrte mich mit abwesendem Geiste an. Ich weiß nicht, ob er mich kannte. Ich begriff, daß der sonst schon Verschllossene jetzt nicht reden werde, und da überdies der Stallmeister drängte: «Hinein, Herr, oder zurück!», denn die ungeduldigen Rosse bäumten sich, so ließ ich das Kind fahren, mir versprechend, ihm bald nach Versailles zu folgen. Schon hatte sich um die aufregende Szene vor dem Jesuitenhouse ein Zusammenlauf gebildet, dessen Neugierde ich zu entrinnen wünschte, und Viktor erblickend, welcher mit leidenschaftlicher Gebärde dem im Sturm davongetragenen Gespielen nachrief: «Mut, Julian! Ich werde dich rächen!», stieß ich den Knaben vor mich in meinen Wagen und stieg ihm nach. «Wohin, Herr?»

fragte mein Kutscher. Bevor ich antwortete, schrie das geistesgegenwärtige Kind: «Ins Kloster Faubourg Saint-Antoine!»

In dem genannten Kloster hat sich, wie Ihr wisset, Sire, Euer Ideal von Polizeiminister einen stillen Winkel eingerichtet, wo er nicht überlaufen wird und heimlich für die öffentliche Sicherheit von Paris sorgen kann. «Viktor», fragte ich durch das Geräusch der Räder, «was ist? was hat sich begeben?»

«Ein riesiges Unrecht!» wütete der Knabe. «Père Tellier, der Wolf, hat Julian mit Riemen gezüchtigt, und er ist unschuldig! Ich bin der Anstifter! Ich bin der Täter! Aber ich will dem Julian Gerechtigkeit verschaffen, ich fordere den Pater auf Pistolen!» Diese Absurdität, mit dem Geständnisse Viktors, das Unglück verschuldet zu haben, brachte mich dergestalt auf, daß ich ihm ohne weiteres eine salzige Ohrfeige zog. «Sehr gut!» sagte er. «Kutscher, du schleichst wie eine Schnecke!» Er steckte ihm sein volles Beutelchen zu. «Rasch! peitsche! jage! Herr Fagon, seid gewiß, der Vater wird dem Julian Gerechtigkeit verschaffen! Oh, er kennt die Jesuiten, diese Schurken, diese Schufte, und ihre schmutzige Wäsche! Ihn aber fürchten sie wie den Teufel!» Ich hielt es für unnötig, das rasende Kind weiter zu fragen, da er ja seine Beichte vor dem Vater ablegen würde und die fliegenden Rosse schon das schlechte Pflaster der Vorstadt mit ihren Hufen schlugen, daß die Funken spritzten. Wir waren angelangt und wurden sogleich vorgelassen.

Argenson blätterte in einem Aktenstoß. «Wir überfallen, Argenson!» entschuldigte ich.

«Nicht, nicht, Fagon», antwortete er, mir die Hand schüttelnd, und rückte mir einen Stuhl. «Was ist denn mit dem Jungen? Er glüht ja wie ein Ofen.» — «Vater . . .» — «Halt das Maul! Herr Fagon redet.»

«Argenson», begann ich, «ein schwerer Unfall, vielleicht ein großes Unglück hat sich zugetragen. Julian Boufflers» — ich blickte den Minister fragend an — «Weiß von dem armen Knaben», sagte er — «wurde bei den Jesuiten geschlagen, und der Knabe fuhr nach Versailles in einem Zustande, der, wenn ich richtig sah, der Anfang einer gefährlichen Krankheit ist. Viktor kennt den Hergang.»

«Erzähle!» gebot der Vater. «Klar, ruhig, umständlich. Auch der kleinste Punkt ist wichtig. Und lüge nicht!»

«Lügen?» rief der empörte Knabe, «werde ich da lügen, wo nur die Wahrheit hilft? Diese Schufte, die Jesuiten —»

«Die Tatsachen!» befahl der Minister mit einer Rhadamanthusmiene. Viktor nahm sich zusammen und erzählte mit erstaunlicher Klarheit.

«Es war vor der Rhetorik des Père Amiel, und wir steckten die Köpfe zusammen, welchen Possen wir dem Nasigen spielen würden. «Etwas Neues!» rief man von allen Seiten, «etwas noch nicht Dagewesenes! eine Erfindung!» Da fiel uns ein —»

«Da fiel *mir* ein», verbesserte der Vater.

«— mir ein, Julian, der so hübsch zeichnet, zu bitten, uns etwas mit der Kreide an die schwarze Tafel zu malen. Ich legte ihm, der auf seiner Bank über den Büchern saß, eine Lektion einlernend — er lernte so unglaublich schwer —, den Arm um den Hals. «Zeichne uns etwas!» schmeichelte ich. «Ein Rhinoceros!» Er schüttelte den Kopf. «Ich merke», sagte er, «ihr wollt damit nur den guten Pater ärgern, und da tue ich nicht mit. Es ist eine Grausamkeit. Ich zeichne euch keine Nase.»

«Aber einen Schnabel, eine Schleiereule, du machst die Eulen so komisch!»

«Auch keinen Schnabel, Viktor.»

«Da sann ich ein wenig und hatte einen Einfall.» Der Minister runzelte seine pechschwarze Braue. Viktor fuhr mit dem Mute der Verzweiflung fort: «Zeichne uns ein Bienchen, Julian», sagte ich, «du kannst das so allerliebste!» — «Warum nicht?» antwortete er dienstfertig und zeichnete mit sorgfältigen Zügen ein nettes Bienchen auf die Tafel.

«Schreibe etwas bei!»

«Nun ja, wenn du willst», sagte er und schrieb mit der Kreide: *abeille*.

«Ach, du hast doch gar keine Einbildungskraft, Julian! Das lautet trocken.»

«Wie soll ich denn schreiben, Viktor?»

«Wenigstens das Honigtierchen, *bête à miel*.»

Der Minister begriff sofort das alberne Wortspiel: *bête à miel* und *bête Amiel*. «Da hast du etwas dafür!» rief er empört und gab dem Erfinder des Calembourgs eine Ohrfeige, gegen welche die meinige eine Liebkosung gewesen war.

«Sehr gut!» sagte der Knabe, dem das Ohr blutete.

«Weiter! und mach es kurz», befahl der Vater, «damit du mir aus den Augen kommst!»

«— In diesem Augenblick trat Père Amiel ein, schritt auf und nieder, beschnüffelte die Tafel, verstand und tat dergleichen, der Schäker, als ob er nicht verstünde. Aber «Bête Amiel! dummer Amiel!» scholl es erst vereinzelt, dann aus mehreren Bänken, dann vollstimmig, «bête Amiel! dummer Amiel!»

Da — Schrecken — wurde die Tür aufgerissen. Es war der reißende Wolf, der Père Tellier. Er hatte durch die Korridore spioniert und zeigte jetzt seine teuflische Fratze.

«Wer hat das gezeichnet?»

«Ich», antwortete Julian fest. Er hatte sich die Ohren verhalten, seine Lektion zu studieren fortfahrend, und verstand und begriff, wie er ja überhaupt so schwer begreift, nichts von nichts.

«Wer hat das geschrieben?»

«Ich», sagte Julian.

Der Wolf tat einen Sprung gegen ihn, riß den Verblüfften empor, preßte ihn an sich, ergriff einen Bücherriemen und —. Dem Erzählenden versagte das Wort.

«Und du hast geschwiegen, elende Memme?» donnerte der Minister. «Ich verachte dich! Du bist ein Lump!»

«Geschrien habe ich wie einer, den sie morden», rief der Knabe, «ich war es! ich, ich! Auch Père Amiel hat sich an den Wolf geklammert, die Unschuld Julians betuernd. Er hörte es wohl, der Wolf! Aber mir krümmte er kein Haar, weil ich dein Sohn bin und dich die Jesuiten fürchten und achten. Den Marschall aber hassen sie und fürchten ihn nicht. Da mußte der Julian herhalten. Aber ich will dem Wolf mein Messer» — der Knabe langte in die Tasche — «zwischen die Rippen stoßen, wenn er nicht —»

Der gestrenge Vater ergriff ihn am Kragen, schleppte ihn gegen die Türe, öffnete sie, warf ihn hinaus und riegelte. Im nächsten Augenblicke schon wurde draußen mit Fäusten gehämmert, und der Knabe schrie: «Ich gehe mit zum Père Tellier! Ich trete als Zeuge auf und sage ihm: Du bist ein Ungeheuer!»

«Im Grunde, Fagon», wendete sich der Minister kaltblütig gegen mich, ohne sich an das Gepolter zu kehren, «hat der

Junge recht: Wir beide suchen den Pater auf, ohne Verzug, fallen ihn mit der nackten Wahrheit an, breiten sie wie auf ein Tuch vor ihm aus und nötigen ihn, mit uns zu Julian zu gehen, heute noch, sogleich, und in unsrer Gegenwart dem Mißhandelten Abbitte zu tun.» Er blickte nach einer Stockuhr. «Halb zwölf. Père Tellier hält seine Bauerzeiten fest. Er speist punkt Mittag mit Schwarzbrot und Käse. Wir finden ihn.»

Argenson zog mich mit sich fort. Wir stiegen ein und rollten.

«Ich kenne den Knaben», wiederholte der Minister. «Nur eines ist mir in seiner Geschichte unklar. Es ist Tatsache, daß die Väter damit anfangen, ihn zu hätscheln und in Baumwolle einzuwickeln. Seine Kameraden, auch mein Halunke, haben sich oft darüber aufgehalten. Ich begreife, daß die Väter, wie sie beschaffen sind, das Kind hassen, seit der Marschall das Mißgeschick hatte, sie zu entlarven. Aber warum sie, denen der Marschall gleichgültig war, einen Vorteil darin fanden, das Kind zuerst über die dem Schwachen gebührende Schonung hinaus zu begünstigen, das entgeht mir.»

«Hm», machte ich.

«Und gerade das muß ich wissen, Fagon.»

«Nun denn, Argenson», begann ich mein Bekenntnis — auch dir, Majestät, lege ich es ab, denn dich zumeist habe ich beleidigt —, «da ich Julian bei den Vätern um jeden Preis warm betten wollte und ihm keine durchschlagende Empfehlung wußte — man plaudert ja zuweilen ein bißchen und so erzählte ich den Vätern Rapin und Bouhours, die ich in einer Damengesellschaft fand, Julians Mutter sei dir, dem Könige, eine angenehme Erscheinung gewesen. Die reine Wahrheit. Kein Wort darüber hinaus, bei meiner Ehre, Argenson!» Dieser verzog das Gesicht.

Du, Majestät, zeigst mir ein finsternes und ungnädiges. Aber, Sire, trage ich die Schuld, wenn die Einbildungskraft der Väter Jesuiten das Reinste ins Zweideutige umarbeitet?

«Als sie dann», fuhr ich fort, «den Marschall zu hassen und sich für ihn zu interessieren begannen, lauschten und forschten sie nach ihrer Weise, erfuhren aber nichts, als daß Julians Mutter das reinste Geschöpf der Erde war, bevor sie der Engel wurde, der jetzt über die Erde lächelt. Leider

kamen die Väter zur Überzeugung ihres Irrtums gerade, da das Kind desselben am meisten bedurft hätte.» Argenson nickte.»

«Fagon», sagte der König fast strenge, «das war deine dritte und größte Freiheit. Spieltest du so leichtsinnig mit meinem Namen und dem Rufe eines von dir angebeteten Weibes, hättest du *mir* wenigstens diesen Frevel verschweigen sollen, selbst wenn deine Geschichte dadurch unverständlicher geworden wäre. Und sage mir, Fagon: Hast du da nicht nach dem verrufenen Satze gehandelt, daß der Zweck die Mittel heilige? Bist du in den Orden getreten?»

«Wir alle sind es ein bißchen, Majestät», lächelte Fagon und fuhr fort:

«Mitte Weges begegneten wir dem Père Amiel, der wie ein Unglücklicher umherirrte und, meinen Wagen erkennend, sich so verzweifelt gebärdete, daß ich halten ließ. Am Kutschenschlage entwickelte er seine närrische Mimik und war im Augenblicke von einem Kreis toll lachender Gassenjungen umgeben. Ich hieß ihn einsteigen.

«Der Mutter Gottes sei gedankt, daß ich Euch finde, Herr Fagon! Dem Julian, welchen Ihr beschützt, ist ein Leid geschehen, und unschuldig ist er wie der zerschmetterte kleine Astyanax!» deklamierte der Nasige. «Wenn Ihr, Herr Fagon, den seltsamen Blick gesehen hättet, welchen der Knabe gegen seinen Henker erhob, diesen Blick des Grauens und der Todesangst!» Père Amiel schöpfte Atem. «Flöhe ich über Meer, mich verfolgte dieser Blick! Begrübe ich mich in einen finstern Turm, er dränge durch die Mauer! Verkröche ich mich —»

«Wenn Ihr Euch nur nicht verkriechet, Professor», unterbrach ihn der Minister, «jetzt, da es gilt, dem Père Tellier — denn zu diesem fahren wir, und Ihr fahret mit — ins Angesicht Zeugnis abzulegen! Habt Ihr den Mut?»

«Gewiß, gewiß!» beteuerte Père Amiel, der aber merklich erblaßte und in seiner Soutane zu schlottern begann. Père Tellier ist selbst in seinem feinen Orden als ein Roher und Gewaltsamer gefürchtet.

Da wir am Profeßhause ausstiegen, Père Amiel den Vortritt gebend, sprang Viktor vom Wagenbrett, wo er neben dem Bedienten die Fahrt aufrecht mitgemacht hatte. «Ich gehe mit!» trotzte er. Argenson runzelte die Stirn, ließ es

aber zu, nicht unzufrieden, einen zweiten Zeugen mitzubringen.

Père Tellier verleugnete sich nicht. Argenson bedeutete dem Pater und dem Knaben, im Vorzimmer zurückzubleiben. Sie gehorchten, jener erleichtert, dieser unmutig. Der Pater Rektor bewohnte eine dürftige, ja armselige Kammer, wie er auch eine verbrauchte Soutane trug, Tag und Nacht dieselbe. Er empfing uns mit gekrümmtem Rücken und einem falschen Lächeln in den ungeschlachten und wilden Zügen. «Womit diene ich meinen Herren?» fragte er süßlich grinsend.

«Hochwürden», antwortete Argenson und wies den gebotenen Stuhl, der mit Staub bedeckt war und eine zerbrochene Lehne hatte, zurück, «ein Leben steht auf dem Spiel. Wir müssen eilen, es zu retten. Heute wurde der junge Boufflers im Kollegium irrtümlich gezüchtigt. Irrtümlich. Ein durchtriebener Range hat den beschränkten Knaben etwas auf die Tafel zeichnen und schreiben lassen, das sich zu einer albernem Verspottung des Père Amiel gestaltete, ohne daß Julian Boufflers die leiseste Ahnung hatte, wozu er mißbraucht wurde. Es ist leicht zu beweisen, daß er der einzige seiner Klasse war, der solche Possen tadelte und nach Kräften verhinderte. Hätte er den fraglichen Streich in seinem Blondkopfe ersonnen, dann war die Züchtigung eine zweifellos verdiente. So aber ist sie eine fürchterliche Ungerechtigkeit, die nicht schnell und nicht voll genug gesühnt werden kann. Dazu kommt noch etwas unendlich Schweres. Der mißverständlich Gezüchtigte, ein Kind an Geist, hatte die Seele eines Mannes. Man glaubte, einen Jungen zu strafen, und hat einen Edelmann mißhandelt.»

«Ei, ei», erstaunte der Pater, «was Exzellenz nicht alles sagen. Kann eine einfache Sache so verdreht werden? Ich gehe durch die Korridore. Das ist meine Pflicht. Ich höre Lärm in der Rhetorik. Père Amiel ist ein Gelehrter, der den Orden ziert, aber er weiß sich nicht in Respekt zu setzen. Unsre Väter lieben es nicht, körperlich zu züchtigen, aber das konnte nicht länger gehn, ein Exempel mußte statuiert werden. Ich trete ein. Eine Sottise steht auf der Tafel. Ich untersuche. Boufflers bekennt. Das übrige verstand sich.

Unbegabt? beschränkt? Im Gegenteil, durchtrieben ist er,

ein Duckmäuser. Stille Wasser sind tief. Was ihm mangelt, ist die Aufrichtigkeit, er ist ein Heuchler und Gleisner. Hat's geschmerzt? O die zarte Haut! Ein Herrensöhnchen, wie? Tut mir leid, wir Väter Jesu kennen kein Ansehn der Person. Auch hat uns der Marschall selbst gebeten, sein Kind nicht zu verziehn. Ich war älter als jener, da ich meine letzten und besten Streiche erhielt, im Seminar, vierzig weniger einen wie Sankt Paulus, der auch ein Edelmann war. Bin ich draufgegangen? Ich rieb mir die Stelle, mit Züchten geredet, und mir war wohler als zuvor. Und ich war unschuldig, von der Unschuld dieses Verstockten aber überzeugt mich niemand!>

«Vielleicht doch, Hochwürden!» sagte Argenson und rief die zwei Harrenden herein.

«Viktor», bleckte der Jesuit den eintretenden Knaben an, «du hast es nicht getan! Für dich stehe ich. Du bist ein gutartiges Kind. Ein Dummkopf wärest du, dich für schuldig zu erklären, den niemand anklagt!»

Viktor, der in trotzigster Haltung nahte, schaute dem Unhold tapfer ins Gesicht, aber der Mut sank ihm. Sein Herz erbebte vor der wachsenden Wildheit dieser Züge und den funkelnden Wolfsaugen.

Er machte rasch. «Ich habe den Julian verleitet, der nichts davon verstand», sagte er. «Das schrie ich Euch in die Ohren, aber Ihr wolltet nicht hören, weil Ihr ein Bösewicht seid!»

«Genug!» befahl Argenson und wies ihm die Türe. Er ging nicht ungerne. Er begann sich zu fürchten.

«Père Amiel», wandte sich der Minister gegen diesen, «Hand aufs Herz, konnte Julian das Wortspiel erfinden?»

Der Pater zauderte mit einem bangen Blick auf den Rektor. «Mut, Pater», flüsterte ich, «Ihr seid ein Ehrenmann!»

«Unmöglich, Exzellenz, wenn nicht Achill eine Memme und Thersites ein Held war!» beteuerte Père Amiel, sich mit seiner Rhetorik ermutigend. «Julian ist schuldlos wie der Heiland!»

Das erdfarbene Gesicht des Rektors verzerrte sich vor Wut. Er war gewohnt, im Kollegium blinden Gehorsam zu finden, und ertrug nicht den geringsten Widerspruch.

«Wollt Ihr kritisieren, Bruder?» schäumte er. «Kritisiert zuerst Euer tolles Fratzenspiel, das Euch dem Dümmden zum Spotte macht! Ich habe den Knaben gerecht behandelt!»

Diese Herabwürdigung seiner Mimik brachte den Pater gänzlich außer sich und ließ ihn für einen Augenblick alle Furcht vergessen. «Gerecht?» jammerte er. «Daß Gott erbarm'! Wie oft hab' ich Euch gebeten, dem Unvermögen des Knaben Rechnung zu tragen und ihn nicht zu zerstören! Wer antwortete mir: Meinethalben gehe er drauf! Wer hat das gesprochen?»

«Mentiris impudenter!» heulte der Wolf.

«Mentiris impudentissime, pater reverende!» überschrie ihn der Nasige, an allen Gliedern zitternd.

«Mir aus den Augen!» herrschte der Rektor, mit dem Finger nach der Türeweisend, und der kleine Pater rettete sich, so geschwind er konnte.

Da wir wieder zu dreien waren, «Hochwürden», sprach der Minister ernst, «es wurde der Vorwurf gegen Euch erhoben, den Knaben zu hassen. Eine schwere Anklage! Widerlegt und beschämt dieselbe, indem Ihr mit uns geht und Julian Abbitte tut. Niemand wird dabei zugegen sein als wir zwei.» Er deutete auf mich. «Das genügt. Dieser Herr ist der Leibarzt des Königs und um die Gesundheit des Knaben in schwerer Sorge. Ihr entfärbet Euch? Laßt es Euch kosten und bedenket: Der, dessen Namen Ihr traget, gebietet, die Sonne nicht über einem Zorne untergehen zu lassen, wieviel weniger über einer Ungerechtigkeit!»

Ein Unrecht bekennen und sühnen! Der Jesuit knirschte vor Ingrim.

«Was habe ich mit dem Nazarener zu schaffen?» lästerte er, in verwundetem Stolze sich aufbäumend, und der Häßliche schien gegen die Decke zu wachsen wie ein Dämon. «Ich bin der Kirche! Nein, des Ordens! . . . Und was habe ich mit dem Knaben zu schaffen? Nicht ihn hasse ich, sondern seinen Vater, der uns verleumdet hat! verleumdet! schändlich verleumdet!»

«Nicht der Marschall», sagte ich verdutzt, «sondern mein Laboratorium hat die Väter — verleumdet.»

«Fälschung! Fälschung!» tobte der Rektor. «Jene Briefe wurden nie geschrieben! Ein teuflischer Betrüger hat sie untergeschoben!», und er warf mir einen mörderischen Blick zu.

Ich war betroffen, ich gestehe es, über diese Macht und Gewalt: Tatsachen zu vernichten, Wahrheit in Lüge und Lüge in Wahrheit zu verwandeln.

Père Tellier rieb sich die eiserne Stirn. Dann veränderte er das Gesicht und beugte sich vor dem Minister halb kriechend, halb spöttisch: «Exzellenz, ich bin Euer gehorsamer Diener, aber Ihr begreift: Ich kann die Gesellschaft nicht so tief erniedrigen, einem Knaben Abbitte zu leisten.»

Argenson wechselte den Ton nicht minder gewandt. Er stellte sich neben Tellier mit einem unmerklichen Lächeln der Verachtung in den Mundwinkeln. Der Pater bot das Ohr.

«Seid Ihr gewiß», wisperte der Minister, «daß Ihr den Sohn des Marschalls gegeißelt habt und nicht das edelste Blut Frankreichs?»

Der Pater zuckte zusammen. «Es ist nichts daran», wisperte er zurück. «Ihr narrt mich, Argenson.»

«Ich habe keine Gewißheit. In solchen Dingen gibt es keine. Aber die bloße Möglichkeit würde Euch als — Ihr wißt, was ich meine und wozu Ihr vorgeschlagen seid — unmöglich machen.»

Ich glaubte zu sehen, Sire, wie Hochmut und Ehrgeiz sich in den düstern Zügen Eures Beichtvaters bekämpften, aber ich konnte den Sieger nicht erraten.

«Ich denke, ich gehe mit den Herren», sagte Père Tellier.

«Kommt, Pater!» drängte der Minister und streckte die Hand gegen ihn aus.

«Aber ich muß die Soutane wechseln. Ihr seht, diese ist geflickt, und ich könnte in Versailles der Majestät begegnen.» Er öffnete ein Nebenzimmer.

Argenson blickte ihm über die Schulter und sah in einen niedern Verschlag mit einem nackten Schragen und einem wurmstichigen Schreine.

«Mit Vergunst, Herren», lispelte der Jesuit schämig, «ich habe mich noch nie vor weltlichen Augen umgekleidet.»

Argenson faßte an der Soutane. «Ihr haltet Wort?»

Père Tellier streckte drei schmutzige Finger gegen etwas Heiliges, das im Dunkel einer Ecke klebte, entschlüpfte und schloß die Tür bis auf eine kleine Spalte, welche Argenson mit der Fußspitze offenhielt.

Wir hörten den Schrank öffnen und schließen. Zwei stille Minuten verstrichen. Argenson stieß die Türe auf. Weg war Père Tellier. Hatte er der Einflüsterung Argensons nicht geglaubt und nur die Gelegenheit ergriffen, aus unserer Gegenwart zu entrinnen? Oder hatte er sie geglaubt,

der eine Dämon seines Ordens aber den andern, der Stolz den Ehrgeiz überwältigt? Wer blickt in den Abgrund dieser finstern Seele?

«Meineidiger!» fluchte der Minister, öffnete den Schrein, erblickte eine Treppe und stürzte sich hinab. Ich stolperte und fiel mit meiner Krücke nach. Unten standen wir vor den höchlich erstaunten Mienen eines vornehmen Novizen mit den feinsten Manieren, welcher auf unsere Frage nach dem Pater bescheiden erwiderte, seines Wissens sei derselbe vor einer Viertelstunde in Geschäften nach Rouen verreist.

Argenson gab jede Verfolgung auf. «Eher schleppte ich den Cerberus aus der Hölle als dieses Ungeheuer nach Versailles! . . . Überdies, wo ihn finden in den hundert Schlupfwinkeln der Gesellschaft? Ich gehe. Schickt nach frischen Pferden, Fagon, und eilet nach Versailles. Erzählt alles der Majestät. Sie wird Julian die Hand geben und zu ihm sprechen: Der König achtet dich, dir geschah zuviel und der Knabe ist ungeeßelt.» Ich gab ihm recht. Das war das beste, das einzig gründlich Heilsame, wenn es nicht zu spät kam.»

Fagon betrachtete den König unter seinen buschigen greisen Brauen hervor, welchen Eindruck auf diesen die ihm entgegengehaltene Larve seines Beichtigers gemacht hätte. Nicht daß er sich schmeichelte, Ludwig werde seine Wahl widerrufen. Warnen aber hatte er den König wollen vor diesem Feinde der Menschheit, der mit seinen Dämonenflügeln das Ende einer glänzenden Regierung verschatten sollte. Allein Fagon las in den Zügen des Allerchristlichsten nichts als ein natürliches Mitleid mit dem Lose des Sohnes einer Frau, die dem Gebieter flüchtig gefallen hatte, und das Behagen an einer Erzählung, deren Wege wie die eines Gartens in einen und denselben Mittelpunkt zusammenliefen: der König, immer wieder der König!

«Weiter, Fagon», bat die Majestät, und dieser gehorchte, gereizt und in verschärfter Laune.

«Da die Pferde vor einer Viertelstunde nicht anlangen konnten, trat ich bei einem dem Profeßhause gegenüberwohnenden Bader, meinem Klienten, ein und bestellte ein laues Bad, denn ich war angegriffen. Während das Wasser meine Lebensgeister erfrischte, machte ich mir die herbsten

Vorwürfe, den mir anvertrauten Knaben vernachlässigt und seine Befreiung verschoben zu haben. Nach einer Weile störte mich durch die dünne Wand ein unmäßiges Geplauder. Zwei Mädchen aus dem untern Bürgerstande badeten nebenan. «Ich bin so unglücklich!» schwatzte die eine und kramte ein dummes Liebesgeschichtchen aus, «so unglücklich!» Eine Minute später kicherten sie zusammen. Während ich meine Lässigkeit verklagte und eine zentnerschwere Last auf dem Gewissen trug, schäkerten und bespritzten sich neben mir zwei leichtfertige Nymphen.

In Versailles —»

König Ludwig wendete sich jetzt gegen Dubois, den Kammerdiener der Marquise, der, leise eingetreten, flüsterte: «Die Tafel der Majestät ist gedeckt.» — «Du störst, Dubois», sagte der König, und der alte Diener zog sich zurück mit einem leisen Ausdrucke des Erstaunens in den geschulten Mienen, denn der König war die Pünktlichkeit selber.

«In Versailles», wiederholte Fagon, «fand ich den Marschall tafelnd mit einigen seiner Standesgenossen. Da war Villars, jeder Zoll ein Prahler, ein Heros, wie man behauptet und ich nicht widerspreche, und der unverschämteste Bettler, wie du ihn kennst, Majestät; da war Villeroy, der Schlachtenverlierer, der wichtigste der Sterblichen, der von den Abfällen deiner Gnade lebt, mit seinem unzerstörlichen Dünkel und seinen großartigen Manieren; Grammont mit dem vornehmen Kopfe, der mich gestern in deinem Saale, Majestät, und an deinen Spieltischen mit gezeichneten Karten betrogen hat, und Lauzun, der unter seiner sanften Miene gründlich Verbitterte und Boshafte. Vergib, ich sah deine Höflinge verzerrt im grellen Lichte meiner Herzensangst. Auch die Gräfin Mimeure war geladen und Mirabelle, die neben Villeroy saß, welcher dem armen Kinde mit seinen siebzigjährigen Geckereien angst und bange machte.

Julian war von seinem Vater zur Tafel befohlen und bleich wie der Tod. Ich sah, wie ihn der Frost schüttelte, und betrachtete unverwandt das Opfer mit heiliger Scheu.

Das Gespräch — gibt es beschleunigende Dämonen, die den Steigenden stürmisch emporheben und den Gleitenden mit grausamen Füßen in die Tiefe stoßen? —, das Gespräch

wurde über die Disziplinarstrafen im Heere geführt. Man war verschiedener Meinung. Es wurde gestritten, ob überhaupt körperlich gezüchtigt werden solle, und wenn ja, mit welchem Gegenstande, mit Stock, Riemen oder flacher Klinge. Der Marschall, menschlich wie er ist, entschied sich gegen jede körperliche Strafe, außer bei unbedingt entehrenden Vergehen, und Grammont, der falsche Spieler, stimmte ihm bei, da die Ehre, wie Boileau sage, eine Insel mit schroffen Borden sei, welche, einmal verlassen, nicht mehr erklommen werden könne. Villars gebärdete sich, wenn ich es sagen soll, wie ein Halbnarr und erzählte, einer seiner Grenadiere habe, wahrscheinlich ungerechterweise gezüchtigt, sich mit einem Schusse entleibt, und er — Marschall Villars — habe in den Tagesbefehl gesetzt: Lafleur hätte Ehre besessen auf seine Weise. Das Gespräch kreuzte sich. Der Knabe folgte ihm mit irren Augen. «Schläge», «Ehre», «Ehre», «Streiche» scholl es hin- und herüber. Ich flüsterte dem Marschall ins Ohr: «Julian ist leidend, er soll zu Bette.» — «Julian darf sich nicht verwöhnen», erwiderte er. «Der Knabe wird sich zusammennehmen. Auch wird die Tafel gleich aufgehoben.» Jetzt wendete sich der galante Villeroy gegen seine schüchterne Nachbarin. «Gnädiges Fräulein», näselte er und spreizte sich, «sprecht, und wir werden ein Orakel vernehmen!» Mirabelle, schon auf Kohlen sitzend, überdies geängstigt durch das entsetzliche Aussehen Julians, verfiel natürlich in ihre Gewöhnung und antwortete: «Körperliche Gewalttat erträgt kein Untertan des stolzesten der Könige: Ein so Gebrandmarkter lebt nicht länger!» Villeroy klatschte Beifall und küßte ihr den Nagel des kleinen Fingers. Ich erhob mich, faßte Julian und riß ihn weg. Dieser Aufbruch blieb fast unbemerkt. Der Marschall mag denselben bei seinen Gästen entschuldigt haben.

Während ich den Knaben entkleidete — er selbst kam nicht mehr damit zustande —, sagte er: «Herr Fagon, mir ist wunderbar zumute. Meine Sinne verwirren sich. Ich sehe Gestalten. Ich bin wohl krank. Wenn ich stürbe —» Er lächelte. «Wisset Ihr, Herr Fagon, was heute bei den Jesuiten geschehen ist? Lasset meinen Vater nichts davon wissen! nie! nie! Es würde ihn töten!» Ich versprach es ihm und hielt Wort, obgleich es mich Überwindung kostete. Noch zur Stunde ahnt der Marschall nichts davon.

Den Kopf schon im Kissen, bot mir Julian die glühende Hand. «Ich danke Euch, Herr Fagon . . ., für alles . . . Ich bin nicht undankbar wie Mouton.»

Deine Majestät zu bemühen war jetzt überflüssig. In der nächsten Viertelstunde schon redete Julian irre. Prozeß und Urteil lagen in den Händen der Natur. Die Fieber wurden heftig, der Puls jagte. Ich ließ mir ein Feldbett in der geräumigen Kammer aufschlagen und blieb auf dem Posten. In das anstoßende Zimmer hatte der Marschall seine Mappen und Karten tragen lassen. Er verließ seinen Arbeitstisch stündlich, um nach dem Knaben zu sehen, welcher ihn nicht erkannte. Ich warf ihm feindselige Blicke zu. «Fagon, was hast du gegen mich?» fragte er. Ich mochte ihm nur nicht antworten.

Der Knabe phantasierte viel, aber im Bereiche seines lodernden Blickes schwebten nur freundliche und aus dem Leben entschwundene Gestalten. Mouton erschien, und auch Mouton der Pudel sprang auf das Bette. Am dritten Tage saß die Mutter neben Julian.

Drei Besuche hat er erhalten. Viktor kratzte an die Türe und brach, von mir eingelassen, in ein so erschütterndes Wehgeschrei aus, daß ich ihn wegschaffen mußte. Dann klopfte der Finger Mirabelles. Sie trat an das Lager Julians, der eben in einem unruhigen Halbschlummer lag, und betrachtete ihn. Sie weinte wenig, sondern drückte ihm einen brünstigen Kuß auf den dünnen Mund. Julian fühlte weder den Freund noch die Geliebte.

Unversehens meldete sich auch Père Amiel, den ich nicht abwies. Da ihn der Kranke mit fremden Augen anstarrte, sprang er possierlich vor dem Bette herum und rief: «Kennst du mich nicht mehr, Julian, deinen Père Amiel, den kleinen Amiel, den Nasen-Amiel? Sage mir nur mit einem Wörtchen, daß du mich liebhabst!» Der Knabe blieb gleichgültig. Gibt es elysische Gefilde, denke ich dort den Père zu finden, ohne langen Hut, mit proportionierter Nase, und Hand in Hand mit ihm einen Gang durch die himmlischen Gärten zu tun.

Am vierten Abende ging der Puls rasend. Ein Gehirnschlag konnte jeden Augenblick eintreten. Ich trat hinüber zum Marschall.

«Wie steht es?»

«Schlecht.»

«Wird Julian leben?»

«Nein. Sein Gehirn ist erschöpft. Der Knabe hat sich überarbeitet.»

«Das wundert mich», sagte der Marschall, «ich wußte das nicht.» In der Tat, ich glaube, daß er es nicht wußte. Meine Langmut war zu Ende. Ich sagte ihm schonungslos die Wahrheit und warf ihm vor, sein Kind vernachlässigt und zu dessen Tode geholfen zu haben. Das Golgatha bei den Jesuiten verschwieg ich. Der Marschall hörte mich schweigend an, den Kopf nach seiner Art etwas auf die rechte Seite geneigt. Seine Wimper zuckte, und ich sah eine Träne. Endlich erkannte er sein Unrecht. Er faßte sich mit der Selbstbeherrschung des Kriegers und trat in das Krankenzimmer.

Der Vater setzte sich neben seinen Knaben, der jetzt unter dem Drucke entsetzlicher Träume lag. «Ich will ihm wenigstens», murmelte der Marschall, «das Sterben erleichtern, was an mir liegt. Julian!» sprach er in seiner bestimmten Art. Das Kind erkannte ihn.

«Julian, du mußt mir schon das Opfer bringen, deine Studien zu unterbrechen. Wir gehen miteinander zum Heere ab. Der König hat an der Grenze Verluste erlitten, und auch der Jüngste muß jetzt seine Pflicht tun.» Diese Rede verdoppelte die Reiselust eines Sterbenden... Einkauf von Rossen... Aufbruch... Ankunft im Lager... Eintritt in die Schlachtlinie... Das Auge leuchtete, aber die Brust begann zu röcheln. «Die Agonie!» flüsterte ich dem Marschall zu.

«Dort die englische Fahne! Nimm sie!» befahl der Vater. Der sterbende Knabe griff in die Luft. «Vive le roi!» schrie er und sank zurück wie von einer Kugel durchbohrt.»

Fagon hatte geendet und erhob sich. Die Marquise war gerührt. «Armes Kind!» seufzte der König und erhob sich gleichfalls.

«Warum arm», fragte Fagon heiter, «da er hingegangen ist als ein Held?»

DIE HOCHZEIT DES MÖNCHS

Es war in Verona. Vor einem breiten Feuer, das einen weiträumigen Herd füllte, lagerte in den bequemsten Stellungen, welche der Anstand erlaubt, ein junges Hofgesinde männlichen und weiblichen Geschlechtes um einen ebenso jugendlichen Herrscher und zwei blühende Frauen. Dem Herde zur Linken saß diese fürstliche Gruppe, welcher die übrigen in einem Viertelkreise sich anschlossen, die ganze andere Seite des Herdes nach höfischer Sitte frei lassend. Der Gebieter war derjenige Scaliger, welchen sie Cangrande nannten. Von den Frauen, in deren Mitte er saß, mochte die nächst dem Herd etwas zurück und ins Halbdunkel gelehnte sein Eheweib, die andere, vollbeleuchtete, seine Verwandte oder Freundin sein, und es wurden mit bedeutenden Blicken und halblautem Gelächter Geschichten erzählt.

Jetzt trat in diesen sinnlichen und mutwilligen Kreis ein gravitatischer Mann, dessen große Züge und lange Gewänder aus einer andern Welt zu sein schienen: «Herr, ich komme, mich an deinem Herde zu wärmen», sprach der Fremdartige halb feierlich, halb geringschätzig und verschmähte hinzuzufügen, daß die lässige Dienerschaft trotz des frostigen Novemberabends vergessen oder versäumt hatte, Feuer in der hochgelegenen Kammer des Gastes zu machen.

«Setze dich neben mich, mein Dante», erwiderte Cangrande, «aber wenn du dich gesellig wärmen willst, so blicke mir nicht nach deiner Gewohnheit stumm in die Flamme! Hier wird erzählt, und die Hand, welche heute Terzinen geschmiedet hat — auf meine astrologische Kammer steigend, hörte ich in der deinigen mit dumpfem Gesange Verse skandieren —, diese wuchtige Hand darf es heute nicht verweigern, das Spielzeug eines kurzweiligen Geschichtchens, ohne es zu zerbrechen, zwischen ihre Finger zu nehmen. Beurlaube die Göttinnen» — er meinte wohl die Musen — «und vergnüge dich mit diesen schönen Sterblichen.» Der Scaliger zeigte seinem Gaste mit einer leichten Handbewegung die zwei Frauen, von welchen die größere,

die scheinbar gefühllos im Schatten saß, nicht daran dachte zu rücken, während die kleinere und aufgeweckte dem Florentiner bereitwillig neben sich Raum machte. Aber dieser gab der Einladung seines Wirtes keine Folge, sondern wählte stolz den letzten Sitz am Ende des Kreises. Ihm mißfiel entweder die Zweiweiberei des Fürsten — wenn auch vielleicht nur das Spiel eines Abends —, oder dann ekelte ihn der Hofnarr, welcher, die Beine vor sich hingestreckt, neben dem Sessel Cangrandes auf dem herabgeglittenen Mantel desselben am Boden saß.

Dieser, ein alter, zahnloser Mensch mit Glotzaugen und einem schlaffen, verschwätzten und vernaschten Maul — neben Dante der einzige Bejahrte der Gesellschaft —, hieß Gocciola, das heißt das Tröpfchen, weil er die letzten klebrigen Tropfen aus den geleerten Gläsern zusammenzunaschen pflegte, und haßte den Fremdling mit kindischer Bosheit, denn er sah in Dante seinen Nebenbuhler um die nicht eben wählerische Gunst des Herrn. Er schnitt ein Gesicht und erfrechte sich, seine hübsche Nachbarin zur Linken auf das an der hellen Decke des hohen Gemaches sich abschattende Profil des Dichters höhnisch grinsend aufmerksam zu machen. Das Schattenbild Dantes glich einem Riesenweibe mit langgebogener Nase und hangender Lippe, einer Parze oder dergleichen. Das lebhaftes Mädchen verwand ein kindliches Lachen. Ihr Nachbar, ein klug blickender Jüngling, der Ascanio hieß, half ihr dasselbe ersticken, indem er sich an Dante wendete mit jener maßvollen Ehrerbietung, in welcher dieser angeredet zu werden liebte.

«Verschmähe es nicht, du Homer und Virgil Italiens», bat er, «dich in unser harmloses Spiel zu mischen. Laß dich zu uns herab und erzähle, Meister, statt zu singen.»

«Was ist euer Thema?» warf Dante hin, weniger ungesellig, als er begonnen hatte, aber immer noch mürrisch genug.

«Plötzlicher Berufswechsel», antwortete der Jüngling bündig, «mit gutem oder schlechtem oder lächerlichem Ausgange.»

Dante besann sich. Seine schwermütigen Augen betrachteten die Gesellschaft, deren Zusammensetzung ihm nicht durchaus zu mißfallen schien; denn er entdeckte in derselben neben mancher flachen einige bedeutende Stirnen.

«Hat einer unter euch den entkutteten Mönch behandelt?» äußerte der schon milder Gestimmte.

«Gewiß, Dante!» antwortete, sein Italienisch mit einem leichten deutschen Akzent aussprechend, ein Kriegermann von treuherzigem Aussehen, Germano mit Namen, der einen Ringelpanzer und einen lang herabhängenden Schnurrbart trug. «Ich selbst erzählte den jungen Manuccio, welcher über die Mauern seines Klosters sprang, um Krieger zu werden.»

«Er tat recht», erklärte Dante, «er hatte sich selbst getäuscht über seine Anlage.»

«Ich, Meister», plauderte jetzt eine kecke, etwas üppige Paduanerin, namens Isotta, «habe die Helene Manente erzählt, welche eben die erste Locke unter der geweihten Schere verscherzt hatte, aber schnell die übrigen mit den beiden Händen deckte und ihr Nonnengelübde verschluckte, denn sie hatte ihren in barbareske Sklaverei geratenen und höchst wunderbar daraus erretteten Freund unter dem Volk im Schiff der Kirche erblickt, wie er die gelösten Ketten» — sie wollte sagen: an der Mauer aufhing, aber ihr Geschwätze wurde von dem Munde Dantes zerschnitten.

«Sie tat gut», sagte er, «denn sie handelte aus der Wahrheit ihrer verliebten Natur. Von alledem ist hier die Rede nicht, sondern von einem ganz andern Falle: wenn nämlich ein Mönch nicht aus eigenem Triebe, nicht aus erwachter Weltlust oder Weltkraft, nicht weil er sein Wesen erkannt hätte, sondern einem andern zuliebe, unter dem Druck eines fremden Willens, wenn auch vielleicht aus heiligen Gründen der Pietät, untreu an sich wird, sich selbst mehr noch als der Kirche gegebene Gelübde bricht und eine Kutte abwirft, die ihm auf dem Leibe saß und ihn nicht drückte. Wurde das schon erzählt? Nein? Gut, so werde ich es tun. Aber sage mir, wie endet solches Ding, mein Gönner und Beschützer?» Er hatte sich ganz gegen Cangrande gewendet.

«Notwendig schlimm», antwortete dieser ohne Besinnen. «Wer mit freiem Anlaufe springt, springt gut; wer gestoßen wird, springt schlecht.»

«Du redest die Wahrheit, Herr», bestätigte Dante, «und nicht anders, wenn ich ihn verstehe, meint es auch der Apostel, wo er schreibt: daß Sünde sei, was nicht aus dem

Glauben gehe, das heißt aus der Überzeugung und Wahrheit unserer Natur.»

«Muß es denn überhaupt Mönche geben?» kicherte eine gedämpfte Stimme aus dem Halbdunkel, als wollte sie sagen: Jede Befreiung aus einem an sich unnatürlichen Stande ist eine Wohltat.

Die dreiste und ketzerische Äußerung erregte hier kein Ärgernis, denn an diesem Hofe wurde das kühnste Reden über kirchliche Dinge geduldet, ja belächelt, während ein freies oder nur unvorsichtiges Wort über den Herrscher, seine Person oder seine Politik, verderben konnte.

Dantes Auge suchte den Sprecher und entdeckte denselben in einem vornehmen jungen Kleriker, dessen Finger mit dem kostbaren Kreuze tändelten, welches er über dem geistlichen Gewande trug.

«Nicht meinetwegen», gab der Florentiner bedächtig zur Antwort. «Mögen die Mönche aussterben, sobald ein Geschlecht ersteht, welches die beiden höchsten Kräfte der Menschenseele, die sich auszuschließen scheinen, die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit vereinigen lernt. Bis zu jener späten Weltstunde verwalte der Staat die eine, die Kirche die andere. Da aber die Übung der Barmherzigkeit eine durchaus selbstlose Seele fordert, so sind die drei mönchischen Gelübde gerechtfertigt; denn es ist weniger schwer, wie die Erfahrung lehrt, der Lust ganz als halb zu entsagen.»

«Gibt es aber nicht mehr schlechte Mönche als gute?» fragte der geistliche Zweifler weiter.

«Nein», behauptete Dante, «wenn man die menschliche Schwachheit berücksichtigt. Es müßte denn mehr ungerechte Richter als gerechte, mehr feige Krieger als beherzte, mehr schlechte Menschen als gute geben.»

«Und ist das nicht der Fall?» flüsterte der im Halbdunkel.

«Nein», entschied Dante, und eine himmlische Verklärung erleuchtete seine strengen Züge. «Fragt und untersucht unsere Philosophie nicht: Wie ist das Böse in die Welt gekommen? Wären die Bösen in der Mehrzahl, so frügen wir: Wie kam das Gute in die Welt?»

Diese stolzen und dunkeln Sätze imponierten der Gesellschaft, erregten aber auch die Besorgnis, der Florentiner möchte sich in seine Scholastik vertiefen statt in seine Geschichte.

Cangrande sah, wie seine junge Freundin ein hübsches Gähnen verwand. Unter solchen Umständen ergriff er das Wort und fragte: «Erzählst du uns eine wahre Geschichte, mein Dante, nach Dokumenten? oder eine Sage des Volksmundes? oder eine Erfindung deiner bekränzten Stirne?»

Dieser antwortete langsam betonend: «Ich entwickle meine Geschichte aus einer Grabschrift.»

«Aus einer Grabschrift?»

«Aus einer Grabschrift, die ich vor Jahren bei den Franziskanern in Padua gelesen habe. Der Stein, welcher sie trägt, lag in einem Winkel des Klostergartens, allerdings unter wildem Rosengesträuch versteckt, aber doch den Novizen zugänglich, wenn sie auf allen vieren krochen und sich eine von Dornen zerkratzte Wange nicht reuen ließen. Ich befahl dem Prior — will sagen, ich ersuchte ihn, den fraglichen Stein in die Bibliothek zu versetzen und unter die Hut eines Greises zu stellen.»

«Was sagte denn der Stein?» ließ sich jetzt die Gemahlin des Fürsten nachlässig vernehmen.

«Die Inschrift», erwiderte Dante, «war lateinisch und lautete: *Hic jacet monachus Astorre cum uxore Antiope. Sepeliebat Azzolinus.*»

«Was heißt denn das?» fragte die andere neugierig.

Cangrande übersetzte fließend: «Hier schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope. Beide begrub Ezzelin.»

«Der abscheuliche Tyrann!» rief die Empfindsame. «Gewiß hat er die beiden lebendig begraben lassen, weil sie sich liebten, und das Opfer noch in der Gruft verhöhnt, indem er es die Gattin des Mönches nannte. Der Grausame!»

«Kaum», meinte Dante. «Das hat sich in meinem Geiste anders gestaltet und ist auch nach der Geschichte unwahrscheinlich. Denn Ezzelin bedrohte wohl eher den kirchlichen Gehorsam als den Bruch geistlicher Gelübde. Ich nehme das «sepeliebat» in freundlichem Sinne: er gab den beiden ein Begräbniß.»

«Recht», rief Cangrande freudig, «du denkst wie ich, Florentiner! Ezzelino war eine Herrschernatur und, wie sie einmal sind, etwas rauh und gewaltsam. Neun Zehntel seiner Frevel haben ihm die Pfaffen und das fabelsüchtige Volk angedichtet.»

«Möchte dem so sein!» seufzte Dante. «Wo er übrigens in meiner Fabel auftritt, ist er noch nicht das Ungeheuer, welches uns, wahr oder falsch, die Chronik schildert, sondern seine Grausamkeit beginnt sich nur erst zu zeichnen, mit einem Zug um den Mund sozusagen —»

«Eine gebietende Gestalt», vollendete Cangrande feurig das Bildnis, «mit gesträubtem schwarzem Stirnhaar, wie du ihn in deinem zwölften Gesange als einen Bewohner der Hölle malst. Woher hast du dieses schwarzhaarige Haupt?»

«Es ist das deinige», versetzte Dante kühn, und Cangrande fühlte sich geschmeichelt.

«Auch die übrigen Gestalten der Erzählung», fuhr er mit lächelnder Drohung fort, «werde ich — ihr gestattet es? —», und er wendete sich gegen die Umsitzenden —, «aus eurer Mitte nehmen und ihnen eure Namen geben: euer Inneres lasse ich unangetastet, denn ich kann nicht darin lesen.»

«Meine Miene gebe ich dir preis», sagte großartig die Fürstin, deren Gleichgültigkeit zu weichen begann.

Ein Gemurmeln der höchsten Aufregung lief durch die Zuhörer, und: «Deine Geschichte, Dante!» raunte es von allen Seiten, «deine Geschichte!»

«Hier ist sie», sagte dieser und erzählte.

«Wo sich der Gang der Brenta in einem schlanken Bogen der Stadt Padua nähert, ohne diese jedoch zu berühren, glitt an einem himmlischen Sommertage unter gedämpftem Flötenschall eine bekränzte, von festlich Gekleideten überfüllte Barke auf dem schnellen, aber ruhigen Wasser. Es war die Brautfahrt des Umberto Vicedomini und der Diana Pizzaguerra. Der Paduaner hatte sich seine Verlobte aus einem am obern Laufe des Flusses gelegenen Kloster geholt, wohin, kraft einer alten städtischen Sitte, Mädchen von Stande vor ihrer Hochzeit zum Behufe frommer Übungen sich zurückzuziehen pflegen. Sie saß in der Mitte der Barke auf einem purpurnen Polster zwischen ihrem Bräutigam und den drei blühenden Knaben seines ersten Bettes. Umberto Vicedomini hatte vor fünf Jahren, da die Pest in Padua wütete, das Weib seiner Jugend begraben und, obwohl in der Kraft der Männlichkeit stehend, nur schwer und widerwillig, auf das tägliche Drängen eines alten und

siechen Vaters, zu diesem zweiten Ehebunde sich entschlossen.

Mit eingezogenen Rudern fuhr die Barke, dem Willen des Stromes sich überlassend. Die Bootsknechte begleiteten die sanfte Musik mit einem halblauten Gesange. Da verstummten beide. Aller Augen hatten sich nach dem rechten Ufer gerichtet, an welchem ein großer Reiter seinen Hengst bändigte und mit einer weiten Gebärde nach der Barke herübergrüßte. Scheues Gemurmeln durchlief die Reihen der Sitzenden. Die Ruderer rissen sich die roten Mützen vom Kopfe, und das ganze Fest erhob sich in Furcht und Ehrerbietung, auch der Bräutigam, Diana und die Knaben. Untertänige Gebärden, grüßende Arme, halbgebogene Knie wendeten sich gegen den Strand mit einem solchen Ungestüm und Übermaße der Bewegung, daß die Barke aus dem Gleichgewicht kam, sich nach rechts neigte und plötzlich überwog. Ein Schrei des Entsetzens, ein drehender Wirbel, eine leere Strommitte, die sich mit Auftauchenden, wieder Versinkenden und den schwimmenden Kränzen der verunglückten Barke bevölkerte. Hilfe war nicht ferne, denn wenig weiter unten lag ein kleiner Port, wo Fischer und Fährleute hausten und heute auch die Rosse und Sänften warteten, welche die Gesellschaft, die jetzt im Strome unterging, vollends nach Padua hätten bringen sollen.

Die zwei ersten der rettenden Kähne strebten sich von den entgegengesetzten Ufern zu. In dem einen stand neben einem alten Fergen mit struppigem Barte Ezzelin, der Tyrann von Padua, der unschuldige Urheber des Verderbens, in dem andern, vom linken Ufer kommenden, ein junger Mönch und sein Fährmann, welcher den staubigen Waller über den Strom stieß gerade in dem Augenblicke, da sich darauf das Unheil zutrug. Die beiden Boote erreichten sich. Zwischen ihnen schwamm im Flusse etwas wie eine Fülle blonden Haares, in das der Mönch entschlossen hineingriff, knielings, mit weit ausgestrecktem Arme, während sein Schiffer aus allen Kräften sich auf die andere Seite des Nachens zurückstemmte. An einer dicken Strähne hob der Mönch ein Haupt, das die Augen geschlossen hielt, und dann, mit Hilfe des dicht herangekommenen Ezzelin, die Last eines von triefendem Gewande beschwerten Weibes aus der Strömung. Der Tyrann war von seinem Nachen

in den andern gesprungen und betrachtete jetzt das entseelte Haupt, das einen Ausdruck von Trotz und Unglück trug, mit einer Art von Wohlgefallen, sei es an den großen Zügen desselben, sei es an der Ruhe des Todes.

«Kennst du sie, Astorre?» fragte er den Mönch. Dieser schüttelte verneinend den Kopf, und der andere fuhr fort: «Siehe, es ist das Weib deines Bruders.»

Der Mönch warf einen mitleidigen, scheuen Blick auf das bleiche Antlitz, welches unter demselben langsam die schlummernden Augen öffnete.

«Bringe sie ans Ufer!» befahl Ezzelin, allein der Mönch überließ sie seinem Fährmann. «Ich will meinen Bruder suchen», rief er, «bis ich ihn finde.» — «Ich helfe dir, Mönch», sagte der Tyrann, «doch ich zweifle, daß wir ihn retten: ich sah ihn, wie er seine Knaben umschlang und, von den dreien umklammert, schwer in die Tiefe ging.»

Inzwischen hatte sich die Brenta mit Fahrzeugen bedeckt. Es wurde gefischt mit Stangen, Haken, Angeln, Netzen, und in der rasch wechselnden Szene vervielfältigte sich über den Suchenden und den gehobenen Bürden die Gestalt des Herrschers.

«Komm, Mönch!» sagte er endlich. «Hier gibt es für dich nichts mehr zu tun. Umberto und seine Knaben liegen nunmehr zu lang in der Tiefe, um ins Leben zurückzukehren. Der Strom hat sie verschleppt. Er wird sie ans Ufer legen, wann er ihrer müde ist. Abersiehst du dort die Zelte?» Man hatte deren eine Zahl am Strande der Brenta zum Empfange der mit der Hochzeitsbarke Erwarteten aufgeschlagen und jetzt die Toten oder Scheintoten hineingelegt, welche von ihren schon aus dem nahen Padua herbeigeeilten Verwandten und Dienern umjammert wurden. «Dort, Mönch, verrichte, was deines Amtes ist: Werke der Barmherzigkeit! Tröste die Lebenden! Bestatte die Toten!»

Der Mönch hatte das Ufer betreten und den Reichsvogt aus den Augen verloren. Da kam ihm aus dem Gedränge Diana entgegen, die Braut und Witwe seines Bruders, trostlos, aber ihrer Sinne wieder mächtig. Noch triefen die schweren Haare, aber auf ein gewechseltes Gewand: Ein mitleidiges Weib aus dem Volke hatte ihr im Gezelt das eigene gegeben und sich des kostbaren Hochzeitskleides bemächtigt. «Frommer Bruder», wendete sie sich an Astorre,

«ich bin verlassen: die mir bestimmte Sänfte ist in der Verwirrung mit einer andern, Lebenden oder Toten, in die Stadt zurückgekehrt. Begleite mich nach dem Haus meines Schwiegers, der dein Vater ist!»

Die junge Witwe täuschte sich. Nicht in der Bestürzung und Verwirrung, sondern aus Feigheit und Aberglaube hatte das Gesinde des alten Vicedomini sie im Stiche gelassen. Es fürchtete sich, dem jähzornigen Alten eine Wittib und mit ihr die Kunde von dem Untergange seines Hauses zu bringen.

Da der Mönch viele seinesgleichen unter den Zelten und im Freien mit barmherzigen Werken beschäftigt sah, willfahrte er dem Gesuch. «Gehen wir», sagte er und schlug mit dem jungen Weibe die Straße nach der Stadt ein, deren Türme und Kuppeln aus dem blauen Himmel wuchsen. Der Weg war bedeckt mit Hunderten, die an den Strand eilten oder vom Strande zurückkehrten. Die beiden schritten, oft voneinander getrennt, aber sich immer wieder findend, in der Mitte der Straße, ohne miteinander zu reden, und wandelten jetzt schon durch die Vorstadt, wo die Gewerbe hausen. Hier standen überall — das Unglück auf der Brenta hatte die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht — laut plaudernde oder flüsternde Gruppen, welche das zufällige Paar, das den Bruder und den Bräutigam verloren hatte, mit teilnehmender Neugierde betrachteten.

Der Mönch und Diana waren Gestalten, die jedes Kind in Padua kannte. Astorre, wenn er nicht für einen Heiligen galt, hatte doch den Ruf des musterhaften Mönches. Er konnte der Stadtmönch von Padua heißen, den das Volk verehrte und auf den es stolz war. Und mit Grund: denn er hatte auf die Vorrechte seines hohen Adels und den unermesslichen Besitz seines Hauses tapfer, ja freudig verzichtet und gab sein Leben in Zeiten der Seuche oder bei andern öffentlichen Fährlichkeiten, ohne zu markten, für den Geringsten und die Ärmste preis. Dabei war er mit seinem kastanienbraunen Kraushaar, seinen warmen Augen und seiner edeln Gebärde ein anmutiger Mann, wie das Volk seine Heiligen liebt.

Diana war in ihrer Weise nicht weniger namhaft, schon durch die Vollkraft des Wuchses, welche das Volk mehr als die zarten Reize bewundert. Ihre Mutter war eine Deutsche

gewesen, ja eine Stauferin, wie einige behaupteten, freilich nur dem Blute, nicht dem Gesetze nach. Deutschland und Welschland hatten zusammen als gute Schwestern diese große Gestalt gebaut.

Wie herb und streng Diana mit ihresgleichen umging, mit den Geringsten war sie leutselig, ließ sich ihre Händel erzählen, gab kurzen und deutlichen Bescheid und küßte die zerlumptesten Kinder. Sie schenkte und spendete ohne Besinnen, wohl weil ihr Vater, der alte Pizzaguerra, nach Vicedomini der reichste Paduaner, zugleich der schmutzigste Geizhals war und Diana sich des väterlichen Lasters schämte.

So verheiratete das ihr geneigte Volk in seinen Schenken und Plauderstuben Diana monatlich mit irgendeinem vornehmen Paduaner, doch die Wirklichkeit trug diesen frommen Wünschen keine Rechnung. Drei Hindernisse erschwerten eine Brautschaft: die hohen und oft finstern Brauen Dianas, die geschlossene Hand ihres Vaters und die blinde Anhänglichkeit ihres Bruders Germano an den Tyrannen, bei dessen möglichem Falle der treue Diener mit zugrunde gehen mußte, seine Sippe nach sich ziehend.

Endlich verlobte sich mit ihr, ohne Liebe, wie es stadtkundig war, Umberto Vicedomini, der jetzt in der Brenta lag.

Übrigens waren die beiden so versunken in ihren gerechten Schmerz, daß sie das eifrige Geschwätze, welches sich an ihre Fersen heftete, entweder nicht vernahmen oder sich wenig um dasselbe bekümmerten. Nicht das gab Anstoß, daß der Mönch und das Weib nebeneinanderschritten. Es erschien in der Ordnung, da der Mönch an ihr zu trösten hatte und sie wohl beide denselben Weg gingen: zu dem alten Vicedomini, als die nächsten und natürlichen Boten des Geschehenen.

Die Weiber bejammerten Diana, daß sie einen Mann habe heiraten müssen, der sie nur als Ersatz für eine teure Gestorbene genommen, und beklagten sie in demselben Atemzuge, daß sie diesen Mann vor der Ehe eingebüßt habe.

Die Männer dagegen erörterten mit wichtigen Gebärden und den schlauesten Mienen eine brennende Frage, welche sich über den in der Brenta versunkenen vier Stammhaltern des ersten paduanischen Geschlechtes eröffnet hatte. Die

Glücksgüter der Vicedomini waren sprichwörtlich. Das Familienhaupt, ein ebenso energischer als listiger Mensch, der es fertiggebracht hatte, mit beiden, dem fünffach gebannten Tyrannen von Padua und der diesen verdammenden Kirche auf gutem Fuße zu bleiben, hatte sich lebelang nicht im geringsten mit etwas Öffentlichem beschäftigt, sondern ein zähes Dasein und prächtige Willenskräfte auf ein einziges Ziel gewendet: den Reichtum und das Gedeihen seines Stammes. Jetzt war dieser vernichtet. Sein Ältester und die Enkel lagen in der Brenta. Sein zweiter und dritter waren in ebendiesem Unglücksjahre, der eine vor zwei, der andere vor drei Monden von der Erde verschwunden. Den ältern hatte der Tyrann verbraucht und auf einem seiner wilden Schlachtfelder zurückgelassen. Der andere, aus welchem der vorurteilslose Vater einen großartigen Kaufmann in venezianischem Stile gemacht, hatte sich an einer morgenländischen Küste auf dem Kreuze verblutet, an welches ihn Seeräuber geschlagen, verspäteten Lösegeldes halber. Als vierter blieb Astorre, der Mönch. Daß er diesen mit dem Aufwande seines letzten Pulses den Klostergelübden zu entreißen versuchen werde, daran zweifelten die schnellrechnenden Paduaner keinen Augenblick. Ob es ihm gelinge und der Mönch sich dazu hergebe, darüber stritt jetzt die aufgeregte Gasse.

Und sie stritt sich am Ende so laut und heftig, daß selbst der trauernde Mönch nicht mehr im Zweifel darüber bleiben konnte, wer mit dem «egli» und der «ella» gemeint sei, welche aus den versammelten Gruppen ertönten. Dergestalt schlug er, mehr noch seiner Gefährtin als seinethalben, eine mit Gras bewachsene verschattete Gasse ein, die seinen Sandalen wohlbekannt war, denn sie führte längs der verwitterten Ringmauer seines Klosters hin. Hier war es bis zum Schauer kühl, aber die ganz Padua erfüllende Schreckenskunde hatte selbst diese Schatten erreicht. Aus den offenen Fenstern des Refektoriums, das in die dicke Mauer gebaut war, scholl an der verspäteten Mittagstafel — die Katastrophe auf der Brenta hatte in der Stadt alle Zeiten und Stunden gestört — das Tischgespräch der Brüder so zänkisch und schreiend, so voller «—inibus» und «—atibus» — es wurde lateinisch geführt —, oder dann stritt man sich mit Zitaten aus den Dekretalen, daß der Mönch unschwer er-

riet, auch hier werde dasselbe oder ein ähnliches Dilemma wie auf der Straße verhandelt. Und wenn er sich vielleicht nicht Rechenschaft gab, wovon, so wußte er doch, von wem die Rede ging. Aber was er nicht entdeckte, waren —

Mitten im Sprechen suchte Dante über den Zuhörern den vornehmen Kleriker, der sich hinter seinen Nachbar verbarg.

«— waren zwei brennende, hohle Augen, welche durch eine Luke in der Mauer auf ihn und das Weib an seiner Seite starrten. Diese Augen gehörten einer unseligen Kreatur, einem verlorenen Mönche, namens Scrapion, welcher sich, Seele und Leib, im Kloster verzehrte. Mit seiner voreiligen Einbildungskraft hatte dieser auf der Stelle begriffen, daß sein Mitbruder Astorre zum längsten nach der Regel des heiligen Franziskus gedarbt und gefastet habe, und beneidete ihn rasend um den ihm von der Laune des Todes zugeworfenen Besitz weltlicher Güter und Freuden. Er lauerte auf den Heimkehrenden, um die Mienen desselben zu erforschen und darin zu lesen, was Astorre über sich beschlossen hätte. Seine Blicke verschlangen das Weib und haften an ihren Stapfen.

Astorre lenkte die Schritte und die seiner Schwägerin auf einen kleinen von vier Stadtburgen gebildeten Platz und trat mit ihr in das tiefe Tor der vornehmsten. Auf einer Steinbank im Hofe erblickte er zwei Ruhende, einen vom Wirbel zur Zehe gepanzerten blutjungen Germanen und einen greisen Sarazenen. Der hingestreckte Deutsche hatte seinen schlummernden rotblonden Krauskopf in den Schoß des sitzenden Ungläubigen gelegt, der, ebenfalls schlummernd, mit seinem schneeweißen Barte väterlich auf ihn niedernickte. Die zweie gehörten zur Leibwache Ezzelins, welche sich in Nachahmung derjenigen seines Schwiegers, des Kaisers Friedrich, aus Deutschen und Sarazenen zu gleichen Teilen zusammensetzte. Der Tyrann war im Palaste. Er mochte es für seine Pflicht gehalten haben, den alten Vice-domini zu besuchen. In der Tat vernahmen Astorre und Diana schon auf der Wendeltreppe das Gespräch, welches Ezzelin in kurzen ruhigen Worten, der Alte dagegen, der gänzlich außer sich zu sein schien, mit schreiender und scheltender Stimme führte. Mönch und Weib blieben am Eingange des Saales unter dem bleichen Gesinde stehen.

Die Diener zitterten an allen Gliedern. Der Greis hatte sie mit den heftigsten Verwünschungen überhäuft und dann mit geballten Fäusten weggejagt, weil sie ihm verspätete Botschaft vom Strande gebracht und dieselbe hervorzustottern sich kaum getraut. Überdies hatte dieses Gesinde der gefürchtete Schritt des Tyrannen versteinert. Es war bei Todesstrafe verboten, ihn anzumelden. Unaufgehalten wie ein Geist betrat er Häuser und Gemächer.

«Und das berichtest du so gelassen, Grausamer», tobte der Alte in seiner Verzweiflung, «als erzähltest du den Verlust eines Rosses oder einer Ernte? Du hast mir die viere getötet, niemand anders als du! Was brauchtest du gerade zu jener Stunde am Strande zu reiten? Was brauchtest du auf die Brenta hinauszugrüßen? Das hast du mir zuleide getan! Hörst du wohl?»

«Schicksal», antwortete Ezzelin.

«Schicksal?» schrie der Vicedomini. «Schicksal und Sternguckerei und Beschwörungen und Verschwörungen und Enthauptungen, von der Zinne auf das Pflaster sich werfende Weiber und hundert pfeildurchbohrte Jünglinge vom Rosse sinkend in deinen verruchten, waghalsigen Schlachten, das ist deine Zeit und Regierung, Ezzelin, du Verfluchter und Verdammter! Uns alle ziehst du in deine blutigen Gleise, alles Leben und Sterben wird neben dir gewaltsam und unnatürlich, und niemand endet mehr als reuiger Christ in seinem Bette!»

«Du tust mir unrecht!» versetzte der andere. «Ich zwar habe mit der Kirche nichts zu schaffen. Sie läßt mich gleichgültig. Aber dich und deinesgleichen habe ich nie gehindert, mit ihr zu verkehren. Das weißt du, sonst würdest du dich nicht erkönnen, mit dem Heiligen Stuhle Briefe zu wechseln. Was drehst du da in deinen Händen und verbirgst mir das päpstliche Siegel? Einen Ablass? Ein Breve? Gib her! Wahrhaftig, ein Breve! Darf ich es lesen? Du erlaubst? Dein Gönner, der Heilige Vater, schreibt dir, daß, würde dein Stamm erlöschen bis auf deinen Vierten und Letzten, den Mönch, dieser ipso facto seiner Gelübde ledig sei, wenn er aus freiem Willen und eigenem Entschlusse in die Welt zurückkehre. Schlauer Fuchs, wie viele Unzen Goldes hat dich dieses Pergament gekostet?»

«Verhöhnst du mich?» heulte der Alte. «Was anderes blieb

mir übrig nach dem Tode meines Zweiten und Dritten? Für wen hätte ich gesammelt und gespeichert? Für die Würmer? Für dich? Willst du mich berauben? . . . Nein? So hilf mir, Gevatter — der noch ungebannte Ezzelin hatte den dritten Knaben Vicedominis aus der Taufe gehoben, denselben, der sich für ihn auf dem Schlachtfelde geopfert —, *«hilf mir den Mönch überwinden, daß er wieder weltlich werde und ein Weib nehme, befehl es ihm, du Allgewaltiger, gib ihn mir statt des Sohnes, den du mir geschlachtest hast, halte mir den Daumen, wenn du mich liebst!»*

«Das geht mich nichts an», erwiderte der Tyrann ohne die geringste Erregung. *«Das mache er mit sich selbst aus. Freiwillig, sagt das Breve. Warum sollte er, wenn er ein guter Mönch ist, wie ich glaube, seinen Stand wechseln? Damit das Blut der Vicedomini nicht versiege? Ist das eine Lebensbedingung der Welt? Sind die Vicedomini eine Notwendigkeit?»*

Jetzt kreischte der andere in rasender Wut: *«Du Böser, du Mörder meiner Kinder! Ich durchblicke dich! Du willst mich beerben und mit meinem Gelde deine wahnsinnigen Feldzüge führen!»* Da gewahrte er seine Schwiegertochter, welche vor dem zögernden Mönche durch das Gesinde und über die Schwelle getreten war. Trotz seiner Leibesschwachheit stürzte er ihr mit schwankenden Schritten entgegen, ergriff und riß ihre Hände, als wollte er sie zur Verantwortung ziehen für das über sie beide gekommene Unheil. *«Wo hast du meinen Sohn, Diana?»* keuchte er.

«Er liegt in der Brenta», antwortete sie traurig, und ihre blauen Augen dunkelten.

«Wo meine drei Enkel?»

«In der Brenta», wiederholte sie.

«Und dich bringst du mir als Geschenk? Dich behalte ich?» lachte der Alte mißtönig.

«Wollte der Allmächtige», sagte sie langsam, *«mich zögen die Wellen und die andern stünden hier statt meiner!»*

Sie schwieg. Dann geriet sie in einen jähen Zorn. *«Beleidigt dich mein Anblick und bin ich dir überlästig, so halte dich an diesen: Er hat mich, da ich schon gestorben war, an den Haaren gerissen und ins Leben zurückgezogen!»*

Jetzt erst erblickte der Alte den Mönch, seinen Sohn, und sein Geist sammelte sich mit einer Kraft und Schnelligkeit,

welche der schwere Jammer eher gestählt als gelähmt zu haben schien.

«Wirklich? Dieser hat dich aus der Brenta geholt? Hm! Merkwürdig! Die Wege Gottes sind doch wunderbar!»

Er ergriff den Mönch an Arm und Schulter, als wollte er sich desselben, Leib und Seele, bemächtigen, und schleppte ihn und sich gegen seinen Krankenstuhl, auf welchen er hinfiel, ohne den gepreßten Arm des nicht Widerstrebenden freizugeben. Diana folgte und kniete sich auf der andern Seite des Sessels nieder mit hangenden Armen und gefalteten Händen, das Haupt auf die Lehne legend, so daß nur der Knoten ihres blonden Haares wie ein lebloser Gegenstand sichtbar blieb. Der Gruppe gegenüber saß Ezzelin, die Rechte auf das gerollte Breve wie auf einen Feldherrnstab gestützt.

«Söhnchen, Söhnchen», wimmerte der Alte mit einer aus Wahrheit und List gemischten Zärtlichkeit, «mein letzter und einziger Trost! Du Stab und Stecken meines Alters wirst mir nicht zwischen diesen zitternden Händen zerbrechen! . . . Du begreifst», fuhr er in einem schon trockneren, sachlichen Tone fort, «daß, wie die Dinge einmal liegen, deines Bleibens im Kloster nicht länger sein kann. Ist es doch kanonisch, nicht wahr, Söhnchen, daß ein Mönch, dessen Vater verarmt oder versiecht, von seinem Prior beurlaubt wird, um das Erbgut zu bebauen und den Urheber seiner Tage zu ernähren. Ich aber brauche dich noch viel notwendiger. Deine Brüder und Neffen sind weg, und jetzt bist du es, der die Lebensfackel unseres Hauses trägt! Du bist ein Flämmchen, das ich angezündet habe, und mir kann nicht dienen, daß es in einer Zelle verglimme und verrauche! Wisse eines — er hatte in den warmen, braunen Augen ein aufrichtiges Mitgefühl gelesen, und die ehrerbietige Haltung des Mönches schien einen blinden Gehorsam zu versprechen —, «ich bin kränker, als du denkst. Nicht wahr, Isaschar?» Er wendete sich rückwärts gegen eine schmale Gestalt, welche mit Fläschchen und Löffel in den Händen durch eine Nebentür leise hinter den Stuhl des Alten getreten war und jetzt mit dem blassen Haupte bestätigend nickte. «Ich fahre dahin, aber ich sage dir, Astorre: Lässest du mich meines Wunsches ungewährt, so weigert sich dein Väterchen, in den Kahn des Totenführers zu stei-

gen, und bleibt zusammengekauert am Dämmerstrande sitzen!»

Der Mönch streichelte die fiebernde Hand des Alten zärtlich, antwortete aber mit Sicherheit zwei Worte: «Meine Gelübde!»

Ezzelin entfaltete das Breve.

«Deine Gelübde?» schmeichelte der alte Vicedomini. «Lose Stricke! Durchgefeilte Fesseln! Mache eine Bewegung, und sie fallen. Die heilige Kirche, welcher du Ehrfurcht und Gehorsam schuldig bist, erklärt sie für ungültig und nichtig. Da steht es geschrieben.» Sein dürrer Finger zeigte auf das Pergament mit dem päpstlichen Siegel.

Der Mönch näherte sich ehrerbietig dem Herrscher, empfing die Schrift und las, von vier Augen beobachtet. Schwindelnd tat er einen Schritt rückwärts, als stünde er auf einer Turmhöhe und sähe das Gelände plötzlich weichen.

Ezzelin griff dem Wankenden mit der kurzen Frage unter die Arme: «Wem hast du dein Gelübde gegeben, Mönch? Dir oder der Kirche?»

«Natürlich beiden!» schrie der Alte erbost. «Das sind verfluchte Spitzfindigkeiten! Nimm dich vor dem dort in acht, Söhnchen! Er will uns Vicedomini an den Bettelstab bringen!»

Ohne Zorn legte Ezzelin die Rechte auf den Bart und schwur: «Stirbt Vicedomini, so beerbt ihn der Mönch hier, sein Sohn, und stiftet — sollte das Geschlecht mit ihm erlöschen und wenn er mich und seine Vaterstadt liebhat — ein Hospital von einer gewissen Ausdehnung und Großartigkeit, um welches uns die hundert Städte — er meinte die Städte Italiens — beneiden sollen. Nun, Gevatter, da ich mich von dem Vorwurfe der Raubgier gereinigt habe, darf ich an den Mönch ein paar weitere Fragen richten? Du gestattest?»

Jetzt packte den Alten ein solcher Ingrim, daß er in Krämpfe fiel. Noch aber ließ er den Arm des Mönches, welchen er wieder ergriffen hatte, nicht fahren.

Isaschar näherte den vollen, mit einer stark duftenden Essenz gefüllten Löffel vorsichtig den fahlen Lippen. Der Gefolterte wendete mit einer Anstrengung den Kopf ab. «Laß mich in Ruhe!» stöhnte er, «du bist auch der Arzt des Vogts!» und schloß die Augen.

Der Jude wandte die seinigen, welche glänzend schwarz und sehr klug waren, gegen den Tyrannen, als flehe er um Verzeihung für diesen Argwohn.

«Wird er zur Besinnung zurückkehren?» fragte Ezzelin.

«Ich glaube», antwortete der Jude. «Noch lebt er und wird wieder erwachen, aber nicht für lange, fürchte ich. Diese Sonne sieht er nicht untergehen.»

Der Tyrann ergriff den Augenblick, mit Astorre zu sprechen, der um den ohnmächtigen Vater beschäftigt war.

«Stehe mir Rede, Mönch!» sagte Ezzelin und wühlte — seine Lieblingsgebärde — mit den gespreizten Fingern der Rechten in dem Gewelle seines Bartes. «Wieviel haben dich die drei Gelübde gekostet, die du vor zehn und einigen Jahren, ich gebe dir dreißig» — der Mönch nickte —, «beschworen hast?»

Astorre schlug die lautern Augen auf und erwiderte ohne Bedenken: «Armut und Gehorsam nichts. Ich habe keinen Sinn für Besitz und gehorche leicht.» Er hielt inne und errötete.

Der Tyrann fand ein Wohlgefallen an dieser männlichen Keuschheit. «Hat dir dieser hier deinen Stand aufgenötigt oder dich dazu beschwätzt?» lenkte er ab.

«Nein», erklärte der Mönch. «Seit lange her, wie der Stammbaum erzählt, wird in unserm Hause von dreien oder vierten der letzte geistlich, sei es, damit wir Vicedomini einen Fürbitter besitzen, oder um das Erbe und die Macht des Hauses zu wahren — gleichviel, der Brauch ist alt und ehrwürdig. Ich kannte mein Los, welches mir nicht zuwider war, von jung an. Mir wurde kein Zwang auferlegt.»

«Und das dritte?» holte Ezzelin nach — er meinte das dritte Gelübde. Astorre verstand ihn.

Mit einem neuen, aber dieses Mal schwachen Erröten erwiderte er: «Es ist mir nicht leicht geworden, doch ich vermochte es wie andere Mönche, wenn sie gut beraten sind, und das war ich. Von dem heiligen Antonius», fügte er ehrfürchtig hinzu.

Dieser verdienstliche Heilige, wie ihr wisset, Herrschaften, hat einige Jahre bei den Franziskanern in Padua gelebt», erläuterte Dante.

«Wie sollten wir nicht?» scherzte einer unter den Zu-

hörern. «Haben wir doch die Reliquie verehrt, die in dem dortigen Klosterteiche herumschwimmt: ich meine den Hecht, welcher weiland der Predigt des Heiligen beiwohnte, sich bekehrte, der Fleischspeise entsagte, im Guten standhielt und jetzt noch in hohem Alter als strenger Vegetarier . . .» Er verschluckte das Ende des Schwankes, denn Dante hatte gegen ihn die Stirn gerunzelt.

«Und was riet er dir?» fragte Ezzelin.

«Meinen Stand einfach zu fassen, schlecht und recht», berichtete der Mönch, «als einen pünktlichen Dienst, etwa wie einen Kriegsdienst, welcher ja auch gehorsame Muskeln verlangt, und Entbehrungen, die ein wackerer Krieger nicht einmal als solche fühlen darf: die Erde im Schweiß meines Angesichtes zu graben, mäßig zu essen, mäßig zu fasten, weder Mädchen noch jungen Frauen Beichte zu sitzen, im Angesichte Gottes zu wandeln und seine Mutter nicht brünstiger anzubeten, als das Breviarium vorschreibt.»

Der Tyrann lächelte. Dann streckte er die Rechte gegen den Mönch aus, ermahnend oder segnend, und sprach: «Glücklicher! Du hast einen Stern! Dein Heute entsteht leicht aus deinem Gestern und wird unversehens zu deinem Morgen! Du bist etwas und nichts Geringes; denn du übst das Amt der Barmherzigkeit, das ich gelten lasse, wie wohl ich ein anderes bekleide. Würdest du in die Welt treten, die ihre eigenen Gesetze befolgt, welche zu lernen es für dich zu spät ist, so würde dein klarer Stern zum lächerlichen Irrwisch und zerplatzte zischend nach ein paar albernem Sprüngen unter dem Hohne der Himmlichen!

Noch eines, und dies rede ich als der, welcher ich bin: der Herr von Padua. Dein Wandel war meinem Volke eine Erbauung, ein Beispiel der Entsagung. Der Ärmste getröstete sich deiner, den er seine karge Kost und sein hartes Tagewerk teilen sah. Wirfst du die Kutte weg, freiest du, ein Vornehmer eine Vornehme, schöpfst du mit vollen Händen aus dem Reichtume deines Hauses, so begehst du Raub an dem Volke, welches dich als einen seinesgleichen in Besitz genommen hat, du machst mir Unzufriedene und Ungenügsame, und entstünde daraus Zorn, Ungehorsam,

Empörung, mich sollte es nicht wundern. Die Dinge verketteten sich!

Ich und Padua können dich nicht entbehren! Mit deiner schönen und ritterlichen Gestalt stichst du der Menge in die Augen und hast auch mehr oder wenigstens einen edlern Mut als deine bürgerlichen Brüder. Wenn das Volk nach seiner rasenden Art diesen hier — er deutete auf Isaschar — ermorden will, weil er ihm Hilfe bringt, was dem Juden in der letzten Pestzeit — wenig fehlte — geschehen wäre, wer verteidigt ihn, wie du tatest, gegen die wahnsinnige Menge, bis ich da bin und Halt gebiete?

Isaschar, hilf mir den Mönch überzeugen! wendete sich Ezzelin gegen den Arzt mit einem grausamen Lächeln. «Schon deinetwegen darf er sich nicht entkuppen!»

«Herr», lispelte dieser, «unter deinem Zepter wird sich die unvernünftige Szene, welche du so gerecht wie blutig gestraft hast, kaum wiederholen, und meinethalb, dessen Glaube die Dauer des Stammes als Gottes höchsten Segen preist, darf der Erlauchte — so und schon nicht mehr den Ehrwürdigen nannte er den Mönch — nicht unvermählt bleiben.»

Ezzelin lächelte über die Feinheit des Juden. «Und wohin gehen deine Gedanken, Mönch?» fragte er.

«Sie stehen und beharren! Doch ich wollte — Gott verzeihe mir die Sünde —, der Vater erwachte nicht mehr, daß ich nicht hart gegen ihn sein muß! Hätte er nur schon die Zehrung empfangen!» Er küßte heftig die Wange des Ohnmächtigen, welcher darüber zur Besinnung kam.

Der Wiederbelebte tat einen schweren Seufzer, hob die müden Augenlider und richtete aus dem grauen Gebüsch seiner hangenden Brauen einen Blick des Flehens auf den Mönch. «Wie steht's?» fragte er. «Was hast du über mich verhängt, Geliebtester? Himmel oder Hölle?»

«Vater», bat Astorre mit bewegter Stimme, «deine Zeit ist um! Dein Stündlein ist gekommen! Entschlage dich der weltlichen Dinge und Sorgen! Denke an die Seele! Siehe, deine Priester — er meinte die der Pfarrkirche — «sind nebenan versammelt und harren mit den hochheiligen Sterbesakramenten.»

Es war so. Die Türe des Nebengemaches hatte sich sachte geöffnet, aus demselben schimmerte schwaches, in der Tages-

helle kaum sichtbares Kerzenlicht, ein Chor präludierte gedämpft, und das leise Schüttern eines Glöckchens wurde hörbar.

Jetzt klammerte sich der Alte, der seine Knie schon in die kalte Flut der Lethe versinken fühlte, an den Mönch, wie weiland Sankt Petrus auf dem See Genezareth an den Heiland. «Du tust es mir!» lallte er.

«Könnte ich! Dürfte ich!» seufzte der Mönch. «Bei allen Heiligen, Vater, denke an die Ewigkeit! Laß das Irdische! Deine Stunde ist da!»

Diese verhüllte Weigerung entzündete das letzte Leben des Vicedomini zur lodernden Flamme. «Ungehorsamer! Undankbarer!» zürnte er.

Astorre winkte den Priestern.

«Bei allen Teufeln», raste der Alte, «laßt mich zufrieden mit eurem Geknete und Gesalbe! Ich habe nichts zu verspielen, ich bin schon ein Verdammter und bliebe es mitten im himmlischen Reigen, wenn mein Sohn mich mutwillig verstößt und meinen Lebenskeim verdirbt!»

Der entsetzte Mönch, durch dieses grause Lästern im Tiefsten erschüttert, sah seinen Vater unwiderruflich der ewigen Unseligkeit anheimfallen. So meinte er und war fest davon überzeugt, wie ich es an seiner Stelle auch gewesen wäre. Er warf sich vor dem Sterbenden in dunkler Verzweiflung auf die Knie und flehte unter stürzenden Tränen: «Herr, ich beschwöre Euch, habet Erbarmen mit Euch und mit mir!»

«Laß den Schlaukopf seiner Wege gehen!» raunte der Tyrann. Der Mönch vernahm es nicht.

Wieder gab er den erstaunten Priestern ein Zeichen, und die Sterbelitanei wollte beginnen.

Da kauerte sich der Alte zusammen wie ein trotziges Kind und schüttelte das graue Haupt.

«Laß den Arglistigen seine Straße ziehen!» mahnte Ezzelein lauter.

«Vater, Vater!» schluchzte der Mönch, und seine Seele zerfloß in Mitleid.

«Erlauchter Herr und christlicher Bruder», fragte jetzt ein Priester mit unsicherer Stimme, «seid Ihr in der Verfassung, Euern Schöpfer und Heiland zu empfangen?» Der Alte schwieg.

«Steht Ihr fest im Glauben an die Heilige Dreifaltigkeit? Antwortet mir, Herr!» fragte der Geistliche zum andern Male und wurde bleich wie ein Tuch, denn: «Geleugnet und gelästert sei sie!» rief der Sterbende mit starker Stimme, «gelästert und —»

«Nicht weiter!» schrie der Mönch und war aufgesprungen. «Ich bin Euch zu Willen, Herr! Machet mit mir, was Ihr wollt! Nur daß Ihr Euch nicht in die Flammen stürzt!»

Der Alte seufzte wie nach einer Anstrengung. Dann blickte er erleichtert, ich hätte fast gesagt vergnügt, um sich. Er ergriff mit tastender Hand den blonden Schopf Dianas, zog das sich von den Knien erhebende Weib in die Höhe, nahm ihre Hand, die sich nicht weigerte, öffnete die gekrampfte des Mönches und legte beide zusammen.

«Gültig! vor dem hochheiligen Sakramente!» frohlockte er und segnete das Paar. Der Mönch widersprach nicht, und Diana schloß die Augen.

«Jetzt rasch, ehrwürdige Väter!» drängte der Alte. «Es eilt, wie ich meine, und ich bin in christlicher Verfassung.»

Der Mönch und seine Braut wollten hinter die priesterliche Schar zurücktreten. «Bleibt», murmelte der Sterbende, «bleibt, daß euch meine getrösteten Augen zusammen sehen, bis sie brechen!» Astorre und Diana, kaum einige Schritte zurückweichend, mußten mit vereinigten Händen vor dem erlöschenden Blicke des hartnäckigen Greises verharren.

Dieser murmelte eine kurze Beichte, empfing die letzte Zehrung und verschied, während sie ihm die Sohlen salbten und der Priester den schon tauben Ohren jenes großartige: «Brich auf, christliche Seele!» zurief. Das gestorbene Antlitz trug den deutlichen Ausdruck triumphierender List.

Der Tyrann hatte, während ringsum alles auf den Knien lag, die heilige Handlung sitzend und mit ruhiger Aufmerksamkeit betrachtet, etwa wie man eine fremde Sitte beschaut oder wie ein Gelehrter das auf einem Sarkophag abgebildete Opfer eines alten Volkes besichtigt. Er näherte sich dem Toten und drückte ihm die Augen zu.

Dann wendete er sich gegen Diana. «Edle Frau», sagte er, «ich denke, wir gehen nach Hause. Eure Eltern, wenn auch von Eurer Rettung unterrichtet, werden nach Euch verlangen. Auch traget Ihr ein Gewand der Niedrigkeit, das Euch nicht kleidet.»

«Fürst, ich danke und folge Euch», erwiderte Diana, ließ aber ihre Hand in der des Mönches ruhen, dessen Blick sie bis jetzt gemieden hatte. Nun schaute sie dem Gatten voll ins Gesicht und sprach mit einer tiefen, aber wohlklingenden Stimme, während ihre Wangen sich mit dunkler Glut bedeckten: «Mein Herr und Gebieter, wir durften die Seele des Vaters nicht umkommen lassen. So wurde ich Euer. Haltet mir bessere Treue als dem Kloster. Euer Bruder hat mich nicht geliebt. Vergebet mir, wenn ich so rede: ich sage die einfache Wahrheit. Ihr werdet an mir ein gutes und gehorsames Weib besitzen. Doch habe ich zwei Eigenschaften, welche Ihr schonen müßt. Ich bin jähzornig, wenn man mir Recht oder Ehre antastet, und darin peinlich, daß man mir nichts versprechen darf, ohne es zu halten. Schon als Kind habe ich das schwer oder nicht gelitten. Ich bin von wenig Wünschen und verlange nichts über das Alltägliche hinaus; nur wo mir einmal etwas gezeigt und zugesagt wurde, da bedarf ich der Erfüllung, sonst verliere ich den Glauben und kränke mich schwerer als andere Frauen über das Unrecht. Doch wie darf ich so zu Euch reden, mein Herr und Gebieter, den ich kaum kenne? Laßt mich verstummen. Lebet wohl, mein Gemahl, und gebet mir neun Tage, Euern Bruder zu betrauern.» Jetzt löste sie langsam die Hand aus der seinigen und verschwand mit dem Tyrannen.

Inzwischen hatte die geistliche Schar den Leichnam weggehoben, um ihn in der Hauskapelle aufzubahren und einzusegnen.

Astorre stand allein in seinem verscherzten Mönchsgewande, welches eine von Reue erfüllte Brust bedeckte. Ein Heer von Dienern, das den seltsamen Vorgang belauscht und genügend begriffen hatte, näherte sich in unterwürfigen Stellungen und mit furchtsamen Gebärden seinem neuen Herrn, verblüfft und eingeschüchtert weniger noch durch den Wechsel der Herrschaft als durch das vermeintliche Sakrilegium der gebrochenen Gelübde — das leise gelesene Breve war nicht zu ihren Ohren gelangt — und durch die Verweltlichung des ehrwürdigen Mönches. Diesem gelang es nicht, seinen Vater zu betrauern. Ihn beschlich jetzt, da er seines Willens wieder mächtig war, der Argwohn, was sage ich, ihn überkam die empörende Gewißheit, daß ein

Sterbender seinen guten Glauben betrogen und seine Barmherzigkeit mißbraucht habe. Er entdeckte in der Verzweiflung des Alten den Schlupfwinkel der List und in der wilden Lästerung das berechnete Spiel an der Schwelle des Todes. Unwillig, fast feindselig wandte sich sein Gedanke gegen das ihm zugefallene Weib. Ihn versuchte der verzwickte mönchische Einfall, dasselbe nicht aus eigenem Herzen, sondern nur als Stellvertreter seines entseelten Bruders zu lieben; aber sein gesunder Sinn und sein redliches Gemüt verwarfen die schmähhliche Auskunft. Da er sie nun als die Seinige betrachtete, erwehrte er sich einer gewissen Verwunderung nicht, daß ihm sein Weib mit so bündiger Rede und harter Wahrheitsliebe entgegengetreten und so sachlich mit ihm sich auseinandergesetzt habe, ohne Schleier und Wolke, eine viel derbere und wirklichere Gestalt als die zarten Erscheinungen der Legende. Er hatte sich die Frauen weicher gedacht.

Jetzt gewahrte der Mönch plötzlich sein Ordenskleid und den Widerspruch seiner Gefühle und Betrachtungen mit demselben. Er schämte sich vor seiner Kutte, und sie wurde ihm lästig. «Gebt mir weltliches Gewand!» befahl er. Geschäftige Diener umringten ihn, aus welchen er bald in der Tracht seines ertrunkenen Bruders, mit dem er ungefähr von gleichem Wuchse war, hervortrat.

In demselben Augenblicke warf sich ihm der Narr seines Vaters, mit Namen Gocciola, zu Füßen und huldigte ihm, nicht um wie die andern Verlängerung seines Dienstes sich zu erbitten, sondern seinen Abschied und die Erlaubnis, den Stand zu wechseln, denn er sei der Welt überdrüssig, seine Haare ergrauten, und es stünde ihm schlecht an, mit der läutenden Schellenkappe ins Jenseits zu gehen. Mit diesen weinerlichen Worten bemächtigte er sich der abgeworfenen Kutte, welche das Gesinde zu berühren sich gescheut hatte. Aber sein buntscheckiges Gehirn schlug einen Purzelbaum, und er fügte lüstern bei: «Einmal möchte ich noch Amarellen essen, ehe ich der Welt und ihren Täuschungen Valet sage! Hochzeit läßt hier nicht auf sich warten, glaub' ich.» Er beleckte sich die Maulwinkel mit seiner fahlen Zunge. Dann bog er ein Knie vor dem Mönche, schüttelte seine Schellen und entsprang, die Kutte hinter sich herschleifend.

Amarelle oder Amare», erläuterte Dante, «heißt das paduanische Hochzeitsgebäck wegen seines bitteren Mandelgeschmackes und zugleich mit anmutiger Anspielung auf das Verbum der ersten Konjugation.» Hier machte der Erzähler eine Pause und verschattete Stirn und Augen mit der Hand, den weitem Gang seiner Fabel übersinnend.

Inzwischen trat der Majordom des Fürsten, ein Alsatier namens Burcardo, mit abgemessenen Schritten, umständlichen Bücklingen und weitläufigen Entschuldigungen, daß er die Unterhaltung stören müsse, vor Cangrande, welchen er in irgendeiner häuslichen Angelegenheit um Befehl bat. Deutsche waren dazumal an den ghibellinischen Höfen Italiens keine eben seltene Erscheinung, ja sie wurden gesucht und den Einheimischen vorgezogen wegen ihrer Redlichkeit und ihres angeborenen Verständnisses für Zeremonien und Gebräuche.

Als Dante das Haupt wieder hob, gewährte er den Elsässer und hörte sein Welsch, das weich und hart beharrlich verwechselte, den Hof ergötzend, das feine Ohr des Dichters aber empfindlich beleidigend. Sein Blick verweilte dann mit sichtlichem Wohlgefallen auf den zwei Jünglingen, Ascanio und dem bepanzerten Krieger. Zuletzt ließ er ihn sinnend ruhen auf den beiden Frauen, der Herrin Diana, die sich belebt und deren marmorne Wange sich leicht gerötet hatte, und auf Antiope, der Freundin Cangrandes, einem hübschen und natürlichen Wesen. Dann fuhr er fort:

«Hinter der Stadtburg der Vicedomini dehnte sich vormals — jetzt, da das erlauchte Geschlecht längst erloschen ist, hat sich jener Platz völlig verändert — ein geräumiger Bezirk bis an den Fuß der festen und breiten Stadtmauer aus, so geräumig, daß er Weideplätze für Herden, Gehege für Hirsche und Rehe, mit Fischen gefüllte Teiche, tiefe Waldschatten und sonnige Weinlauben enthielt. An einem leuchtenden Morgen, sieben Tage nach der Totenfeier, saß im schwarzen Schatten einer Zeder, den Rücken an den Stamm gelehnt und die Schnäbel seiner Schuhe in das brennende Sonnenlicht streckend, der Mönch Astorre; denn diesen Namen behielt er unter den Paduanern, obwohl er weltlich geworden war, während seines kurzen Wandels auf der Erde. Er saß oder lag einem Brunnen gegenüber, der aus

dem Mund einer gleichgültigen Maske eine kühle Flut sprudelte, unfern einer Steinbank, welcher er das weiche Polster des schwellenden Rasens vorgezogen hatte.

Während er sann oder träumte, ich weiß nicht was, sprangen auf dem beinahe schon mittäglich übersonnnten Platze vor dem Palast zwei junge Leute von staubbedeckten Gäulen, der eine gepanzert, der andere mit Wahl gekleidet, obschon im Reisegewand. Ascanio und Germano, so hießen die Reiter, waren die Günstlinge des Vogtes und zugleich die Jugendgespielen des Mönches, mit welchen er brüderlich gelernt und sich ergötzt hatte bis zu seinem fünfzehnten Jahre, dem Beginne seines Noviziates. Ezzelin hatte sie an seinen Schwieger, Kaiser Friedrich, gesendet.»

Dante hielt inne und verneigte sich vor dem großen Schatten.

«Mit beantworteten Aufträgen kehrten die zweie zu dem Tyrannen zurück, welchem sie noch überdies die Neuigkeit des Tages mitbrachten: eine in der kaiserlichen Kanzlei gefertigte Abschrift des an den christlichen Klerus gerichteten Hirtenbriefes, worin der Heilige Vater den geistvollen Kaiser vor dem Angesichte der Welt der äußersten Gottlosigkeit anklagt.

Obwohl mit wichtigen, vielleicht Eile heischenden Aufträgen und dem unheilschweren Dokumente betraut, brachten die beiden es nicht über sich, an dem Heim ihres Jugendgespielen vorbei nach dem Stadtturm des Tyrannen zu sprengen. Sie hatten in der letzten Herberge vor Padua, wo sie, ohne den Bügel zu verlassen, ihre Pferde fressen und saufen ließen, von dem geschwätzigem Schenkwirt das große Stadtunglück und das größere Stadtärgernis, den Untergang der Hochzeitsbarke und die weggeschleuderte Kutte des Mönches, erfahren, so ziemlich mit allen Umständen, ohne die vereinigten Hände Dianas und Astorres jedoch, welche noch nicht offenbar geworden waren. Unzerstörliche Bande, die uns an die Gespielen unserer Kindheit fesseln! Von dem seltsamen Schicksal Astorres betroffen, konnten die beiden keine Ruhe finden, bis sie ihn mit Augen gesehen, den Wiedergewonnenen. Während langer Jahre waren sie nur dem Mönche begegnet, zufällig auf der

Straße, ihn mit einem zwar freundlichen, aber durch aufrichtige Ehrfurcht vertieften und etwas fremden Kopfnicken begrüßend.

Gocciola, den sie im Hofe des Palastes fanden, wie er mit einer Semmel beschäftigt auf einem Mauerlein saß und die Beine baumeln ließ, führte sie in den Garten. Ihnen voranwandelnd, unterhielt der Narr die Jünglinge nicht von dem tragischen Schicksale des Hauses, sondern nur von seinen eigenen Angelegenheiten, welche ihm als das weit Wichtigere erschienen. Er erzählte, daß er brünstig nach einem seligen Ende strebe, und verschluckte darüber den Rest der Semmel, ohne ihn mit seinen wackligen Zähnen gekaut zu haben, so daß er fast daran erstickte. Über die Gesichter, die er schnitt, und über seine Sehnsucht nach der Zelle brach Ascanio in ein so lustiges Gelächter aus, daß er damit den Himmel entwölkte, wenn dieser heute nicht schon aus eigener Freude in leuchtenden Farben geschwelgt hätte.

Ascanio versagte sich nicht, das Tröpfchen zu foppen, schon um den lästigen Begleiter loszuwerden. «Ärmster», begann er, «du wirst die Zelle nicht erreichen, denn, unter uns, im tiefsten Vertrauen, mein Ohm, der Tyrann, hat ein begehrlisches Auge auf dich geworfen. Laß dir sagen: Er besitzt vier Narren, den Stoiker, den Epikureer, den Platoniker, den Skeptiker, wie er sie benennt. Diese viere stellen sich, wann der Ernste spaßen will, auf seinen Wink in die vier Ecken eines Saales, an dessen Wölbung der gestirnte Himmel und die Planetenbilder prangen. Der Ohm, im Hauskleide, tritt in die Mitte des Raumes, klatscht in die Hände, und die Philosophen wechseln hopsend die Winkel. Vorgestern ist der Stoiker heulend und winselnd draufgegangen, weil der Unersättliche viele Pfunde Nudeln auf einmal verschlang. Der Ohm hat mir flüchtig angedeutet, er gedenke, ihn zu ersetzen, und werde sich von dem Mönche, deinem neuen Herrn, als Erbsteuer dich, o Gocciola, erbitten. So steht es. Ezzelin fahndet nach dir. Wer weiß, ob er nicht hinter dir geht.» Dieses war eine Anspielung auf die Allgegenwart des Tyrannen, welche die Paduaner in Furcht und beständigem Zittern hielt. Gocciola stieß einen Schrei aus, als fälle die Hand des Gewaltigen auf seine Schulter, blickte sich um, und obwohl niemand hinter

ihm ging als sein kurzer Schatten, flüchtete er sich zähneklappernd in irgendein Versteck.

Ich streiche die Narren Ezzelins», unterbrach sich Dante mit einer griffelhaltenden Gebärde, als schriebe er seine Fabel, statt sie zu sprechen, wie er tat. «Der Zug ist unwahr, oder dann log Ascanio. Es ist durchaus undenkbar, daß ein so ernster und ursprünglich edler Geist wie Ezzelin Narren gefüttert und sich an ihrem Blödsinn ergötzt habe.» Diesen geraden Stich führte der Florentiner gegen seinen Gastfreund, auf dessen Mantel Gocciola saß, den Dichter angrinsend.

Cangrande tat nicht dergleichen. Er versprach sich im stillen, bei erster Gelegenheit mit Wucher heimzuzahlen.

Befriedigt, fast heiter setzte Dante seine Erzählung fort.

«Endlich entdeckten die beiden den entmönchten Mönch, welcher, wie gesagt, den Rücken an den Stamm einer Pinie lehnte —»

«An den Stamm einer Zeder, Dante», verbesserte die aufmerksam gewordene Fürstin.

«— einer Zeder lehnte und sich die Fußspitzen sonnte. Er bemerkte die sich ihm von beiden Seiten Nähernden nicht, so tief war er in sein leeres oder volles Träumen versunken. Jetzt bückte sich der mutwillige Ascanio nach einem Grashalm, brach denselben und kitzelte damit die Nase des Mönches, daß dieser dreimal kräftig nieste. Astorre ergriff freundlich die Hände seiner Jugendgespielen und zog sie rechts und links neben sich auf den Rasen nieder. «Nun, was saget ihr dazu?» fragte er in einem Tone, der eher schüchtern als herausfordernd klang.

«Zuerst mein aufrichtiges Lob deines Priors und deines Klosters», scherzte Ascanio. «Sie haben dich frisch bewahrt. Du schaust jugendlicher als wir beide. Freilich, die knappe weltliche Tracht und das glatte Kinn mögen dich auch verjüngen. Weißt du, daß du ein schöner Mann bist? Du liegst unter deiner Riesenzeder gleich dem ersten Menschen, den Gott, wie die Gelehrten behaupten, als einen Dreißigjährigen erschuf, und ich», fuhr er mit einer unschuldigen Miene fort, da er den Mönch über seinen Mutwillen er-

röten sah, ‹bin wahrlich der letzte, dich zu tadeln, daß du dich aus der Kutte befreitest, denn sein Geschlecht zu erhalten, ist der Wunsch alles Lebenden.›

‹Es war nicht mein Wunsch noch freier Entschluß›, bekannte der Mönch wahrhaft. ‹Widerstrebend tat ich den Willen eines sterbenden Vaters.›

‹Wirklich?› lächelte Ascanio. ‹Erzähle das niemandem, Astorre, als uns, die dich lieben. Andern würde dich diese Unselbständigkeit lächerlich oder gar verächtlich machen. Und, weil wir vom Lächerlichen reden, gib acht, ich bitte dich, Astorre, daß du den Menschen aus dem Mönche entwickelst, ohne den guten Geschmack zu beleidigen! Der heikle Übergang will sorgfältig geschont und abgestuft sein. Nimm Rat an! Du reisest ein Jährchen, zum Beispiel an den Hof des Kaisers, von wo nach Padua und zurück die Boten nicht zu laufen aufhören. Du lässest dich von Ezzelein nach Palermo senden! Dort lernst du neben dem vollkommensten Ritter und dem vorurteilslosesten Menschen — ich meine unsern zweiten Friedrich — auch die Weiber kennen und gewöhnst dir die Mönchsart ab, sie zu vergöttern oder geringzuschätzen. Das Gemüt des Herrschers färbt Hof und Stadt. Wie das Leben hier in Padua geworden ist unter meinem Ohm, dem Tyrannen, wild und übertrieben und gewalttätig, gibt es dir ein falsches Weltbild. Palermo, wo sich unter dem menschlichsten aller Herrscher Spiel und Ernst, Tugend und Lust, Treue und Unbestand, guter Glaube und kluges Mißtrauen in den richtigen Verhältnissen mischen, bietet das wahrere. Dort vertändelst du den Reigen eines Jahres mit unsern Freundinnen in erlaubter oder läßlicher Weise — der Mönch runzelte die Stirn —, ‹machst etwa einen Feldzug mit, ohne jedoch unbesonnen dich auszusetzen — denke an deine Bestimmung —, nur daß du dich wieder erinnerst, wie Pferd und Klinge geführt wird — als Knabe verstundest du das —, behältst deine muntern braunen Augen, die — bei der Fackel der Aurora! — leuchten und sprühen, seit du das Kloster verlassen hast, überall offen und kehrst uns als ein Mann zurück, der sich und andere besitzt.›

‹Er muß dort beim Kaiser eine Schwäbin heiraten›, riet der Gepanzerte gutmütig. ‹Sie sind frömmere und verlässlicher als unsere Weiber.›

«Schweigst du wohl?» drohte ihm Ascanio mit dem Finger. «Mache mir keine Langeweile mit semmelblonden Zöpfen!» Der Mönch aber drückte die Rechte Germanos, welche er noch nicht hatte fahrenlassen.

«Aufrichtig, Germano», forschte er, «was sagst du dazu?»
«Wozu?» fragte dieser barsch.

«Nun, zu meinem neuen Stande?»

«Astorre, mein Freund», antwortete der Schnurrbärtige etwas verlegen, «ist es getan, fragt man nicht mehr herum nach Beirat und Urteil. Man behauptet sich, wo man steht. Willst du aber meine Meinung durchaus wissen, nun, schaue, Astorre, verletzte Treue, gebrochenes Wort, Fahnenflucht und so weiter, dem gibt man in Germanien grobe Namen. Natürlich, bei dir ist's etwas ganz anderes, das läßt sich gar nicht vergleichen — und dann der sterbende Vater —, Astorre, mein lieber Freund, du hast ganz hübsch gehandelt, nur wäre das Gegenteil noch hübscher gewesen. Das ist meine Meinung», schloß er treuherzig.

«So hättest du mir, wärest du dagewesen, die Hand deiner Schwester verweigert, Germano?»

Dieser fiel aus den Wolken. «Die Hand meiner Schwester? der Diana? Derselben, die deinen Bruder betrauert?»

«Derselben. Sie ist meine Verlobte.»

«O herrlich!» rief jetzt der weltkluge Ascanio, und: «Erfreulich!» fiel Germano bei. «Laß dich umarmen, Schwager!» Der Gepanzerte hatte trotz seiner Geradheit gute Lebensart. Aber er unterdrückte einen Seufzer. So herzlich er die herbe Schwester achtete, dem Mönche, wie dieser neben ihm saß, hätte er, nach seinem natürlichen Gefühle, ein anderes Weib gegeben.

So drehte er den Schnurrbart und Ascanio das Steuer der des Gespräches. «Eigentlich, Astorre», plauderte der Heitere, «müssen wir damit anfangen, uns wieder kennenzulernen; nicht weniger als deine fünfzehn beschaulichen Klosterjahre liegen zwischen unserer Kindheit und heute. Nicht daß wir inzwischen unser Wesen geändert hätten, wer ändert es? Doch wir haben uns ausgewachsen. Dieser zum Beispiel» — er deutete gegen Germano — «freut sich jetzt eines schönen Waffenruhmes; aber ich habe ihn zu verklagen, daß er ein halber Deutscher geworden ist. Er —, Ascanio krümmte den Arm, als leere er den Becher — «und

hernach wird er tiefsinnig oder händelsüchtig. Auch verachtet er unser süßes Italienisch. «Ich werde deutsch mit euch reden!» prahlt er und brummt die Bärenlaute einer unmenschlichen Sprache. Dann erbleicht sein Gesinde, seine Gläubiger fliehen, und unsere Paduanerinnen kehren ihm die stattlichen Rücken zu. Dergestalt ist er vielleicht so jungfräulich geblieben als du, Astorre», und er legte dem Mönch traulich die Hand auf die Schulter.

Germano lachte herzlich und erwiderte, auf Ascanio zeigend: «Und dieser hier hat seine Bestimmung gefunden, indem er der perfekte Höfling wurde.»

«Da irrst du dich, Germano», widersprach der Günstling Ezzelins. «Meine Bestimmung war, das Leben leicht und heiter zu genießen.» Und zum Beweise dessen rief er freundlich gebietend das Kind des Gärtners herbei, das er in einiger Entfernung sich vorüberstehlen und nach seiner neuen Herrschaft, dem Mönche, schielen sah. Das hübsche Ding trug einen mit Trauben und Feigen überhäuften Korb auf dem lachenden Haupte und schaute eher schelmisch als schüchtern. Ascanio war aufgesprungen. Er legte die Linke um die schlanke Seite des Mädchens und holte sich mit der Rechten aus dem Korb eine Traube. Zugleich suchte sein Mund die schwellenden Lippen. «Mich durstet», sagte er. Das Mädchen tat schämig, hielt aber stille, weil es seine Früchte nicht verschütten wollte. Unmutig wendete sich der Mönch von den zwei Leichtsinrigen ab, und das erschreckende Dirnchen entrann, da es die harte mönchische Gebärde erblickte, den Pfad ihrer Flucht mit rollenden Früchten bestreuend. Ascanio, der seine Traube in der Hand hielt, hob hinter den flüchtigen Stapfen noch zwei andere auf, deren eine er Germano bot, welcher aber die ungekelterte verächtlich ins Gras warf. Die andere reichte der Mutwillige dem Mönche, der sie eine Weile ebenfalls unberührt ließ, dann aber gedankenlos eine saftige Beere und bald noch eine zweite und die dritte kostete.

«Ein Höfling?» fuhr Ascanio fort, der sich, belustigt durch die Zimperlichkeit des dreißigjährigen Mönches, wieder neben ihn auf den Rasen geworfen hatte. «Glaube das nicht, Astorre! Glaube das Gegenteil! Ich bin der einzige, welcher meinem Ohm leise, aber verständlich zuredet, daß er nicht unbarmherzig werde, daß er ein Mensch bleibe.»

«Er ist nur gerecht und sich selbst getreu!» meinte Germano.

«Über seine Gerechtigkeit!» jammerte Ascanio, «und über seine Logik! Padua ist Reichslehen. Ezzelin ist Vogt. Wer ihm mißfällt, lehnt sich gegen das Reich auf. Hochverräter werden —» Er brachte es nicht über die Lippen. «Abscheulich!» murmelte er. «Und überhaupt: warum dürfen wir Welsche kein eigenes Leben unter unserer warmen Sonne führen? Warum dieses Nebelphantom des Reiches, das uns den Atem beengt? Ich rede nicht für mich. Ich bin an den Ohm gefesselt. Stirbt der Kaiser, den Gott erhalte, so wirft sich ganz Italien mit Flüchen und Verwünschungen über den Tyrannen Ezzelin, und den Neffen erwürgen sie so nebenbei.» Ascanio betrachtete über der üppigen Erde den strahlenden Himmel und stieß einen Seufzer aus.

«Uns beide», ergänzte Germano kaltblütig. «Das aber hat Weile. Der Gebieter besitzt eine feste Prophezeiung. Der gelehrte Guido Bonatti und Paul von Bagdad, welcher mit seinem langen Barte den Staub der Gasse zusammenfegt, haben ihm, sosehr sich die aufeinander Eifersüchtigen gewöhnlich widersprechen, ein neues seltsames Sternbild einmütig folgendergestalt enträtselt: In einer Kürze oder Länge wird ein Sohn der Halbinsel die ungeteilte Krone derselben erringen mit Hilfe eines germanischen Kaisers, der für sein Teil jenseits der Gebirge alles Deutsche in einen harten Reichsapfel zusammenballt. Ist Friedrich dieser Kaiser? Ist dieser König Ezzelin? Das weiß Gott, der Zeit und Stunde kennt, aber der Gebieter hat darauf seinen Ruhm und unsere Köpfe verwettet.»

«Geflechte von Vernunft und Wahn!» ärgerte sich Ascanio, während der Mönch erstaunte über die Macht der Sterne, den weiten Ehrgeiz der Herrscher und den alles mitreißenden Strom der Welt. Auch erschreckte ihn das Gespenst der beginnenden Grausamkeit Ezzelins, in welchem der Unschuldige die verkörperte Gerechtigkeit gesehen hatte.

Ascanio beantwortete seine schweigenden Zweifel, indem er fortfuhr: «Mögen sie beide einen bösen Tod finden, der stirnrunzelnde Guido und der bärtige Heide! Sie verleiten den Ohm, seinen Launen und Lüsten zu gehorchen, indem er das Notwendige zu tun glaubt. Hast du ihm

schon zugeschaut, Germano, wie er bei seinem kargen Mahle in dem durchsichtigen Kristall des Bechers sein Wasser mit den drei oder vier blutroten Tropfen Sizilianers färbt, welche er sich gönnt? wie sein aufmerksamer Blick das Blut verfolgt, das sich langsam wölkt und durch den lautern Quell verbreitet? oder wie er den Toten die Lider zuzudrücken liebt, so daß es zur Höflichkeit geworden ist, den Vogt wie zu einem Fest an die Sterbelager zu bitten und ihm diese traurige Handlung zu überlassen? Ezzelin, mein Fürst, werde mir nicht grausam! rief der Jüngling aus, von seinem Gefühl überwältigt.

«Ich denke nicht, Neffe», sprach es hinter ihm. Es war Ezzelin, welcher ungesehen herantreten war und, obwohl kein Lauscher, den letzten schmerzlichen Ausruf Ascanios vernommen hatte.

Die drei Jünglinge erhoben sich rasch und begrüßten den Herrscher, der sich auf die Bank niederließ. Sein Gesicht war ruhig wie die Maske des Brunnens.

«Ihr meine Boten», stellte er Ascanio und Germano zur Rede, «was kam euch an, diesen hier» — er nickte leicht gegen den Mönch — «vor mir aufzusuchen?»

«Er ist unser Jugendgespieler und hat Seltsames erfahren», entschuldigte der Neffe, und Ezzelin ließ es gelten. Er empfing die Briefschaften, die ihm Ascanio, das Knie biegend, überreichte. Alles schob er in den Busen außer der Bulle. «Siehe da», sagte er, «das Neueste! Lies vor, Ascanio! Du hast jüngere Augen als ich.»

Ascanio rezitierte den apostolischen Brief, während Ezzelin die Rechte in den Bart vergrub und mit dämonischem Vergnügen zuhörte.

Zuerst gab der dreigekrönte Schriftsteller dem geistreichen Kaiser den Namen eines apokalyptischen Ungeheuers. «Ich kenne das, es ist absurd», sagte der Tyrann. «Auch mich hat der Pontifex in seinen Briefen ausschweifend betitelt, bis ich ihn ermahnte, mich, welcher Ezzelin der Römer heißt, fortan in klassischer Sprache zu schelten. Wie nennt er mich dieses Mal? Ich bin neugierig. Suche nur die Stelle, Ascanio — es wird sich eine finden —, wo er meinem Schwieger seinen bösen Umgang vorhält. Gib her!» Er ergriff das Schreiben und fand bald den Ort: hier beschuldigte der Papst den Kaiser, den Gatten seiner Tochter zu lieben,

«Ezzelino da Romano, den größten Verbrecher der bewohnten Erde.»

«Korrekt!» lobte Ezzelin und gab Ascanio das Schreiben zurück. «Lies mir die Gottlosigkeiten des Kaisers, Neffe», lächelte er.

Ascanio las, Friedrich habe geäußert, es gebe neben vielem Wahn nur zwei wahre Götter: Natur und Vernunft. Der Tyrann zuckte die Achseln.

Ascanio las ferner, Friedrich habe geredet: drei Gaukler, Moses, Mohammed und — er stockte — hätten die Welt betrogen. «Oberflächlich», tadelte Ezzelin, «sie hatten ihre Sterne; aber, gesagt oder nicht, der Spruch gräbt sich ein und wiegt für den unter der Tiara ein Heer und eine Flotte. Weiter.»

Nun kam eine wunderliche Mär an die Reihe: Friedrich hätte, durch ein wogendes Kornfeld reitend, mit seinem Gefolge gescherzt und in lästerlicher Anspielung auf die heilige Speise den Dreireim zum besten gegeben:

So viele Ähren, so viele Götter sind,
Sie schießen empor in der Sonne geschwind
Und wiegen die goldenen Häupter im Wind —

Ezzelin besann sich. «Seltsam!» flüsterte er. «Mein Gedächtnis hat diese Verschen aufbewahrt. Es ist durchaus authentisch. Der Kaiser hat es mir mit fröhlich lachendem Munde zugerufen, da wir zusammen im Angesichte der Tempeltrümmer von Enna jene strotzenden Ährenfelder durchritten, mit welchen Göttin Ceres die sizilische Scholle gesegnet hat. Darauf besinne ich mich mit derselben Klarheit, welche an jenem Sommertage über der Insel glänzte. Ich bin es nicht, der diesen heitern Scherz dem Pontifex mitgeteilt hat. Dazu bin ich zu ernsthaft. Wer tat es? Ich mache euch zu Richtern, Jünglinge. Wir ritten zu dreien, und der dritte — auch dessen bin ich gewiß, wie dieser leuchtenden Sonne» — sie warf gerade einen Strahl durch das Laub —, «war Petrus de Vineia, der Unzertrennliche des Kaisers. Hätte der fromme Kanzler für seine Seele gebangt und sein Gewissen durch einen Brief nach Rom erleichtert? Reitet ein Sarazene heute? Ja? Rasch, Ascanio. Ich diktiere dir eine Zeile.»

Dieser zog Täfelchen und Stift hervor, ließ sich auf das

rechte Knie nieder und schrieb, das gebogene linke als Pult gebrauchend:

«Erhabener Herr und geliebter Schwieger! Ein schnelles Wort. Das Verschen in der Bulle — Ihr seid zu geistreich, um Euch zu wiederholen — haben nur vier Ohren gehört, die meinigen und die Eures Petrus, in den Kornfeldern von Enna, vor einem Jahre, da Ihr mich an Euern Hof beriefet und ich mit Euch die Insel durchritt. Kein Hahn kräht danach, wenn nicht der im Evangelium, welcher den Verrat des Petrus bekräftigte. Wenn Ihr mich und Euch liebet, Herr, so versucht Euern Kanzler mit einer scharfen Frage.»

«Blutiges Wortspiel! Das schreibe ich nicht! Die Hand zittert mir!» rief der erblassende Ascanio. «Ich bringe den Kanzler nicht auf die Folter!», und er warf den Stift weg.

«Dienstsache», bemerkte Germano trocken, hob den Stift auf und beendigte das Schreiben, welches er unter seine Eisenhaube schob. «Es läuft noch heute», sagte er. «Mir für meine einfache Person hat der Capuaner nie gefallen: er hat einen verhüllten Blick.»

Der Mönch Astorre schauderte zusammen trotz der Mittagssonne. Zum ersten Male griff der aus dem Klosterfrieden Geschiedene, gleichsam mit Händen, wie die schlüpfrigen Windungen einer Natter, den Argwohn oder den Verrat der Welt. Aus seinem Brüten weckte ihn ein strenges Wort Ezzelins, welches dieser an ihn richtete, von seiner Steinbank sich erhebend.

«Sprich, Mönch, warum vergräbst du dich in dein Haus? Du hast es noch nie verlassen, seit du weltliches Gewand trägst. Du scheust die öffentliche Meinung? Tritt ihr entgegen! Sie weicht zurück. Machst du aber eine Bewegung der Flucht, so heftet sie sich an deine Sohle wie eine heulende Meute. Hast du deine Braut Diana besucht? Die Trauerwoche ist vorüber. Ich rate dir: Heute noch lade deine Sippen und heute noch vermähle dich mit Diana!»

«Und dann rasch mit euch auf dein entlegenstes Schloß!» beendigte Ascanio.

«Das rate ich nicht», verbot der Tyrann. «Keine Furcht. Keine Flucht. Heute vermählst du dich, und morgen hältst du Hochzeit mit Masken. Valete!» Er schied, Germano winkend, ihm zu folgen.»

«Darf ich unterbrechen?» fragte Cangrande, der höflich genug gewesen war, eine natürliche Pause der Erzählung abzuwarten.

«Du bist der Herr», versetzte der Florentiner mürrisch.

«Traust du dem unsterblichen Kaiser jenes Wort von den drei großen Gauklern zu?»

«Non liquet.»

«Ich meine: in deinem innersten Gefühle?»

Dante verneinte mit einer deutlichen Bewegung des Hauptes.

«Und doch hast du ihn als einen Gottlosen in den sechsten Kreis deiner Hölle verdammt. Wie durftest du das? Rechtfertige dich!»

«Herrlichkeit», antwortete der Florentiner, «die Komödie spricht zu meinem Zeitalter. Dieses aber liest die fürchterlichste der Lästerungen mit Recht oder Unrecht auf jener erhabenen Stirne. Ich vermag nichts gegen die fromme Meinung. Anders vielleicht urteilen die Künftigen.»

«Mein Dante», fragte Cangrande zum andern Mal, «glaubst du Petrus de Vinea unschuldig des Verrates an Kaiser und Reich?»

«Non liquet.»

«Ich meine: in deinem innersten Gefühle?»

Dante verneinte mit derselben Gebärde.

«Und du lässest den Verräter in deiner Komödie seine Unschuld beteuern?»

«Herr», rechtfertigte sich der Florentiner, «werde ich, wo klare Beweise fehlen, einen Sohn der Halbinsel mehr des Verrates bezichtigen, da schon so viele Arglistige und Zweideutige unter uns sind?»

«Dante, mein Dante», sagte der Fürst, «du glaubst nicht an die Schuld und du verdammt! Du glaubst an die Schuld und du sprichst frei!» Dann führte er die Erzählung in spielendem Scherze weiter:

«Auch der Mönch und Ascanio verließen jetzt den Garten und betraten die Halle.» Doch Dante nahm ihm das Wort.

«Keineswegs, sondern sie stiegen in eine Turmstube, dieselbe, die Astorre als Knabe mit ungeschorenen Locken bewohnt: denn dieser mied die großen und prunkenden Gemächer, welche er sich erst gewöhnen mußte als sein

Eigentum zu betrachten, wie er auch den ihm hinterlassenen goldenen Hort noch mit keinem Finger berührt hatte. Den beiden folgte, auf einen gebietenden Wink Ascanios, der Majordom Burcardo in gemessener Entfernung mit steifen Schritten und verdrießlichen Mienen.»

Der gleichnamige Haushofmeister Cangrandes war nach verrichtetem Geschäfte neugierig lauschend in den Saal zurückgetreten, denn er hatte gemerkt, daß es sich um wohlbekannte Personen handle; da er nun sich selbst nennen hörte und unversehens und lebensgroß im Spiegel der Novelle erblickte, fand er diesen Mißbrauch seiner Ehrenperson verwegen und durchaus unziemlich im Munde des beherbergten Gelehrten und geduldeten Flüchtlings, welchem er in gerechter Erwägung der Verhältnisse und Unterschiede auf dem obern Stockwerke des fürstlichen Hauses eine denkbar einfache Kammer eingeräumt hatte. Was die andern lächelnd gelitten, empfand er als ein Ärgernis. Er runzelte die Brauen und rollte die Augen. Der Florentiner weidete sich mit ernsthaftem Gesichte an der Entrüstung des Pedanten und ließ sich in seiner Fabel nicht stören.

«‹Würdiger Herr›, befragte Ascanio den Majordom — habe ich gesagt, daß dieser von Geburt ein Alsatier war? —, ‹wie heiratet man in Padua? Astorre und ich sind unerfahrene Kinder in dieser Wissenschaft.›

Der Haushofmeister warf sich in Positur, starr seinen Herrn anschauend, ohne Ascanio, der ihm nach seinen Begriffen nichts zu befehlen hatte, eines Blickes zu würdigen.

‹Distinguendum est›, sagte er feierlich. ‹Es ist auseinanderzuhalten: Werbung, Vermählung und Hochzeit.›

‹Wo steht das geschrieben?› scherzte Ascanio.

‹Ecce!› antwortete der Majordom, indem er ein großes Buch entfaltete, das ihn niemals verließ. ‹Hier!›, und er wies mit dem gestreckten Finger der linken Hand auf den Titel, welcher lautete: *Die Zeremonien von Padova nach genauer Erforschung zu Nutz und Frommen aller Ehrbaren und Anständigen zusammengestellt von Messer Godoscalco Burcardo*. Er blätterte und las: ‹Erster Abschnitt: Die Werbung. Paragraph eins: Der ernsthafte Werber bringt einen Freund gleichen Standes als gültigen Zeugen mit —›

«Bei den überflüssigen Verdiensten meines Schutzheiligen», unterbrach ihn Ascanio ungeduldig, «laß uns zufrieden mit ante und post, mit Werbung und Hochzeit, serviere uns das Mittelstück: Wie vermählt man sich in Padua?»

«In Batova», krächte der gereizte Alsatier, dessen barbarische Aussprache in der Gemütsbewegung noch mehr als gewöhnlich hervortrat, «werden zu den adeligen Sbosalizien geladen die zwölf großen Geschlechter» — er zählte sie aus dem Gedächtnis her —, «zehn Tage voraus, nicht früher, nicht später, von dem Majordome des Bräutigams, gefolgt von sechs Dienern. In dieser erlauchten Versammlung werden die Ringe gewechselt. Man schlürft Cybrier und verzehrt als Hochzeitsgepäck die Amarellen —»

«Gott gebe, daß wir uns nicht die Zähne ausbeißen!» lachte Ascanio, und dem Majordom das Buch entreißend, durchlief er die Namen, von welchen sechs Familienhäupter — sechs von zwölfen — und einige Jünglinge mit breiten Strichen ausgelöscht waren. Sie mochten sich in irgendeine Verschwörung gegen den Tyrannen verwickelt und darin den Untergang gefunden haben.

«Merk auf, Alter!» befahl Ascanio, für den Mönch handelnd, welcher in einen Sessel gesunken war und in Gedanken verloren die freundliche Bevormundung sich gefallen ließ. «Du hältst deinen Umgang mit den sechs Tagedieben zur Stunde, jetzt gleich, ohne Verzug, verstehst du? und ladest auf heute zur Vesperzeit.»

«Zehn Tage voraus», wiederholte Herr Burcardo majestätisch, als verkünde er ein Reichsgesetz.

«Heute und auf heute, Starrkopf!»

«Unmöglich», sprach der Majordom ruhig. «Ändert Ihr den Lauf der Gestirne und Jahreszeiten?»

«Du rebellierst? Jückt dich der Hals, Alter?» warnte Ascanio mit einem sonderbaren Lächeln.

Das genügte. Herr Burcardo erriet. Ezzelin hatte befohlen, und der hartnäckigste der Pedanten fügte sich ohne Murren, so eisern war die Rute des Tyrannen.

«Dann ladest du die beiden Herrinnen Canossa nicht, die Olympia und die Antiope.»

«Warum diese nicht?» fragte der Mönch plötzlich, wie von einem Zauberstabe berührt. Die Luft färbte sich vor

seinem Blicke, und ein Bild entstand, dessen erster Umriß schon seine ganze Seele fesselte.

«Weil die Gräfin Olympia eine Törin ist, Astorre. Kennst du die Geschichte des armen Weibes nicht? Doch du stakest ja damals noch in den Windeln, will sagen in der Kutte. Es war vor drei Jahren, da die Blätter gilbten.»

«Im Sommer, Ascanio. Eben jährt es sich», widersprach der Mönch.

«Du hast recht — kennst du denn die Geschichte? Doch wie solltest du? Zu jener Zeit munkelte der Graf Canossa mit dem Legaten, wurde belauscht, ergriffen und verurteilt. Die Gräfin tat einen Fußfall vor dem Ohm, der sich in sein Schweigen hüllte. Sie wurde dann auf die sträflichste Weise von einem habgierigen Kämmerer getäuscht, welcher ihr Gewinnes wegen vorspiegelte, der Graf werde vor dem Blocke begnadigt werden. Das ging nicht in Erfüllung, und da man der Gräfin einen Enthaupteten brachte, warf sich ihm die aus der Hoffnung kopfüber in die Verzweiflung Geschleuderte durch das Fenster entgegen, wunderbarerweise ohne sich zu verletzen, außer daß sie sich den Fuß verstauchte. Aber von jenem Tage an war ihr Geist zerüttet. Wenn natürliche Stimmungen sich unmerklich ineinanderverlieren wie das erlöschende Licht in die wachsende Dämmerung, wechseln die ihrigen in rasendem Umschwung von Hell und Dunkel zwölfmal in zwölf Stunden. Von beständiger Unruhe gestachelt, eilt das elende Weib aus ihrem verödeten Stadtpalast auf ihr Landgut und aus diesem in die Stadt zurück, in ewigem Irrgange. Heute will sie ihr Kind einem Pächtersohn vermählen, weil nur Niedrigkeit Schutz und Frieden gewähre, morgen wäre ihr der edelste Freier, der übrigens aus Scheu vor einer solchen Mutter sich nicht einstellt, kaum vornehm genug —»

Hätte Ascanio, während seine Rede floß, den flüchtigsten Blick auf den Mönch geworfen, er hätte staunend innegehalten, denn das Antlitz des Mönches verklärte sich vor Mitleid und Erbarmen.

«Wenn der Tyrann», fuhr der Achtlose fort, «an der Behausung Olympias vorüber auf die Jagd reitet, stürzt sie ans Fenster und erwartet, er werde an ihrer Schwelle vom Pferde steigen und die in Ungnade Geratene, aber nun genug Geprüfte, günstig und gnädig an seinen Hof zurück-

führen, wozu er wahrlich keine Lust hat. Eines andern Tages, oder noch an demselben, wähnt sie sich von Ezzelin, welcher sich nicht um sie bekümmert, verfolgt und geächtet. Sie glaubt sich verarmt und ihre Güter, die er unberührt ließ, eingezogen. So brennt und friert sie im Wechselfieber der schroffsten Gegensätze, ist nicht nur selbst verrückt, sondern verrückt auch, was sie in die wirbelnden Kreise ihres Kopfes zieht, und stiftet — denn sie ist nur eine halbe Törin und redet mitunter treffend und witzig — überall Unheil, wo ihr geglaubt wird. Es kann nicht die Rede davon sein, sie unter die Leute und an ein Fest zu bringen. Ein Wunder ist, daß ihr Kind, die Antiope, welches sie vergöttert und dessen Verheiratung sich im Mittelpunkte ihrer Phantasie dreht, auf diesem schwanken Boden den Verstand behält. Aber das Mädchen, das in seiner Frühblüte steht und leidlich hübsch ist, hat eine gute Natur... » So ging es noch eine Weile fort.

Astorre aber versank in seinem Traume. So sage ich, weil das Vergangene Traum ist. Denn der Mönch sah, was er vor drei Jahren erlebt hatte: einen Block, den Henker daneben und sich selbst an der Stelle eines erkrankten Mitmönches als geistlicher Tröster, der einen armen Sünder erwartet. Dieser — der Graf Canossa — erschien gefesselt, wollte aber durchaus nicht herhalten, sei es, weil er wähnte, seine Begnadigung werde, jetzt da er vor dem Blocke stehe, nicht säumen, sei es einfach, weil er die Sonne liebte und die Gruft verabscheute. Er ließ den Mönch hart an und verschmähte seine Gebete. Ein entsetzliches Ringen stand bevor, wenn er fortfuhr, sich zu sträuben und zu stemmen; denn er hielt sein Kind an der Hand, welches ihm — von den Wachen unbemerkt — zugesprungen war und ihn umklammerte, die ausdrucksvollsten Augen und die flehendsten Blicke auf den Mönch heftend. Der Vater drückte das Mädchen fest an seine Brust und schien sich mit diesem jungen Leben gegen die Vernichtung decken zu wollen, wurde aber von dem Henker nieder und mit dem Haupte auf den Block gedrückt. Da legte das Kind Kopf und Nacken neben den väterlichen. Wollte es das Mitleid des Henkers erwecken? Wollte es den Vater ermutigen, das Unabwendbare zu leiden? Wollte es dem Unversöhnten den Namen eines Heiligen ins Ohr murmeln? Tat es das Unerhörte

ohne Besinnen und Überlegung, aus überströmender kindlicher Liebe? Wollte es einfach mit ihm sterben?

Jetzt leuchteten die Farben so kräftig, daß der Mönch die zwei nebeneinanderliegenden Häuse, den ziegelroten Nacken des Grafen und den schneeweißen des Kindes mit dem gekräuselten goldbraunen Flaume wenige Schritte vor sich in voller Lebenswahrheit erblickte. Das Hälschen war von der schönsten Bildung und ungewöhnlicher Schlankheit. Astorre bebte, das fallende Beil möchte sich irren, und fühlte sich in tiefster Seele erschüttert, nicht anders als das erste Mal, nur daß ihm die Sinne nicht schwanden, wie sie ihm damals geschwunden waren, als die schreckliche Szene in Wahrheit und Wirklichkeit sich ereignete und er erst wieder zu sich kam, als alles vorüber war.

«Hat mir mein Gebieter einen Auftrag zu geben?» störte den Verzückten die schnarrende Stimme des Majordoms, der es schwer ertrug, von Ascanio gemeistert zu werden.

«Burcardo», antwortete Astorre mit weicher Stimme, «vergiß nicht die zwei Frauen Canossa, Mutter und Tochter, zu laden. Es sei nicht gesagt, daß der Mönch die von der Welt Gemiedenen und Verlassenen von sich fernhält. Ich ehre das Recht einer Unglücklichen» — hier stimmte der Majordom mit eifrigem Nicken bei —, «von mir geladen und empfangen zu werden. Würde sie übergangen, es dürfte sie schwer kränken, wie sie beschaffen ist.»

«Beileibe!» warnte Ascanio. «Tu dir doch das nicht zuleide! Dein Verlöbniß ist schon abenteuerlich genug! Und das Abenteuerliche begeistert die Törichten. Sie wird nach ihrer Art etwas Unglaubliches beginnen und irgendein tolles Wort in die Feier schleudern, welche sonst schon alle Paduanerinnen aufregt.»

Herr Burcardo aber, der die Berechtigung einer Canossa, ob sie bei Verstande sei oder nicht, sich zu den Zwölfen zu versammeln, mit den Zähnen festhielt und seinen Gehorsam dem Vicedomini und keinem andern verpflichtet glaubte, verbeugte sich tief vor dem Mönche. «Deiner Herrlichkeit allein wird gehorcht», sprach er und entfernte sich.

«O Mönch, Mönch», rief Ascanio, «der die Barmherzigkeit in eine Welt trägt, wo kaum die Güte ungestraft bleibt!»

Doch wie wir Menschen sind», flocht Dante ein, «oft zeigt uns ein prophetisches Licht den Rand eines Abgrundes, aber dann kommt der Witz und klügelt und lächelt und redet uns die Gefahr aus.

Dergestalt fragte und beruhigte sich der Leichtsinnige: Welche Beziehung auf der Welt hat die Närrin zu dem Mönche, in dessen Leben sie nicht die geringste Rolle spielt? Und am Ende — wenn sie zu lachen gibt, so würzt sie uns die Amarellen! Er ahnte nicht von ferne, was sich in der Seele Astorres begab, aber auch wenn er geraten und geforscht, dieser hätte sein keusches Geheimnis dem Weltkinde nicht preisgegeben.

So ließ Ascanio es gut sein, und sich des andern Befehles des Tyrannen erinnernd, den Mönch unter die Leute zu bringen, fragte er lustig: «Ist für den Ehreiß gesorgt, Astorre? Denn es steht in den Zeremonien geschrieben, Abschnitt zwei, Paragraph soundso: Die Reife werden gewechselt.» Dieser erwiderte, es werde sich dergleichen in dem Hauschatze finden.

«Nicht so, Astorre», meinte Ascanio. «Wenn du mir folgst, kaufst du deiner Diana einen neuen. Wer weiß, was für Geschichten an den gebrauchten Ringen kleben. Wirf das Alte hinter dich. Auch schickt es sich ganz allerliebste: du kaufst ihr einen Ring bei dem Florentiner auf der Brücke. Kennst du den Mann? Doch wie solltest du! Höre: Als ich heute in der Frühstunde, mit Germano in die Stadt zurückkehrend, unsere einzige Brücke über den Kanal beschritt — wir mußten absitzen und die Pferde führen, so dicht war dort das Gedränge —, hatte, meiner Treu, auf dem verwiterten Kopfe des Brückenpfeilers ein Goldschmied seinen Laden aufgetan, und ganz Padua kramte und feilschte vor demselben. Warum auf der engen Brücke, Astorre, da wir so viele Plätze haben? Weil in Florenz die Schmuckläden auf der Arnobrücke stehen. Denn — bewundere die Logik der Mode! — wo kauft man feinen Schmuck als bei einem Florentiner, und wo legt ein Florentiner aus, wenn nicht auf einer Brücke? Er tut es einmal nicht anders. Sonst wäre seine Ware ein plumpes Zeug und er selbst kein echter Florentiner. Doch dieser ist es, ich meine. Hat er doch mit riesigen Buchstaben über seine Bude geschrieben:

Niccolô Lippo dei Lippi, der Goldschmied,
durch einen feilen und ungerechten Urtheilsspruch,
wie sie am Arno gebräuchlich sind,
aus der Heimat vertrieben.

Auf, Astorre! gehen wir nach der Brücke!»

Dieser weigerte sich nicht, da er selbst das Bedürfnis fühlen mochte, den Bann des Hausbezirkes zu brechen, welchen er, seit er seine Kutte niedergestreift, nicht mehr verlassen hatte.

«Hast du Geld zu dir gesteckt, Freund Mönch?» scherzte Ascanio. «Dein Gelübde der Armut ist hinfällig, und der Florentiner wird dich überfordern.» Er pochte an das Schieb-
fensterchen des im untern Flure, welchen die Jünglinge eben durchschritten, gelegenen Hauskontores. Es zeigte sich ein verschmitztes Gesicht, jede Falte ein Betrug, und der Verwalter der Vicedomini — ein Genuese, wenn ich recht berichtet bin — reichte seinem Herrn mit kriechender Verbeugung einen mit Goldbyzantinern gefüllten Beutel. Dann wurde der Mönch von einem Diener in den bequemen paduanischen Sommermantel mit Kapuze gehüllt.

Auf der Straße zog sich Astorre dieselbe tief ins Gesicht, weniger gegen die brennenden Strahlen der Sonne als aus langer Gewöhnung, und wandte sich freundlich gegen seinen Begleiter. «Nicht wahr, Ascanio», sagte er, «diesen Gang tue ich allein? Einen einfachen Goldring zu kaufen übersteigt meinen Mönchsverstand nicht? Das traust du mir noch zu? Auf Wiedersehen bei meiner Vermählung, wann es Vesper läutet!» Ascanio ging und rief noch über die Schulter zurück: «Einen, nicht zweie! Den deinigen gibt dir Diana! Merke dir das, Astorre!» Es war eine jener farbigen Seifenblasen, deren der Lustige mehr als eine täglich von den Lippen in die Luft jagte.

Fraget ihr mich, Herrschaften, warum der Mönch den Freund beurlaubte, so sage ich: Er wollte den himmlischen Ton, welchen die junge Märtyrerin der Kindesliebe in seinem Gemüte geweckt hatte, rein ausklingen lassen.

Astorre hatte die Brücke erreicht, welche trotz des Sonnenbrandes randvoll war und von den nahen zwei Ufern ein doppeltes Menschengedränge vor den Laden des Florentiners

führte. Der Mönch blieb unter seinem Mantel unerkant, ob auch hin und wieder ein Auge fragend auf dem unbedeckten Teile seines Gesichtes ruhte. Adel und Bürgerschaft suchte sich den Vortritt abzugewinnen. Vornehme Weiber stiegen aus ihren Sänften und ließen sich drängen und drücken, um ein Paar Armringe oder ein Stirnband von neuester Make zu erhandeln. Der Florentiner hatte auf allen Plätzen mit der Schelle verkündigen lassen, er schliesse heute nach dem Ave-Maria. Er dachte nicht daran. Doch was kostet einen Florentiner die Lüge!

Endlich stand der Mönch, von Menschen eingeengt, vor der Bude. Der bestürmte Händler, der sich verzehnfachte, streifte ihn mit einem erfahrenen Seitenblick und erriet sofort den Neuling. «Womit diene ich dem gebildeten Geschmacke der Herrlichkeit?» fragte er. «Gib mir einen einfachen Goldreif», antwortete der Mönch. Der Kaufmann ergriff einen Becher, auf welchem, nach florentinischer Kunst und Art, in erhabener Arbeit irgend etwas Üppiges zu sehen war. Er schüttelte den Kelch, in dessen Bauche hundert Reife wimmelten, und bot ihn Astorre.

Dieser geriet in eine peinliche Verlegenheit. Er kannte den Umfang des Fingers nicht, welchen er mit einem Reife bekleiden sollte, und deren mehrere heraushebend, zauderte er sichtlich zwischen einem weitem und einem engern. Der Florentiner konnte den Spott nicht lassen, wie denn ein versteckter Hohn aus aller Rede am Arno hervorkeichert. «Kennt der Herr die Gestalt des Fingers nicht, welchen er doch wohl zuweilen gedrückt hat?» fragte er mit einem unschuldigen Gesichte, aber als ein kluger Mann verbesserte er sich alsobald, und in der heimischen Meinung, der Verdacht der Unwissenheit sei beleidigend, derjenige der Sünde aber schmeichle, gab er Astorre zwei Ringe, einen größern und einen kleinern, die er aus Daumen und Zeigefinger seiner beiden Hände geschickt zwischen die Daumen und Zeigefinger des Mönches hinübergleiten ließ. «Für die zwei Liebchen der Herrlichkeit», wisperte er, sich verneigend.

Ehe noch der Mönch über diese lose Rede ungehalten werden konnte, erhielt er einen harten Stoß. Es war das Schulterblatt eines Roßpanzers, das ihn so unsanft streifte, daß er den kleinern Ring fallen ließ. In demselben Augen-

blicke schmetterte ihm der betäubende Ton von acht Tuben ins Ohr. Die Feldmusik der germanischen Leibwache des Vogtes ritt in zwei Reihen, beide vier Rosse hoch, über die Brücke, den ganzen Menscheninhalt derselben auseinanderwerfend und gegen die steinernen Geländer pressend.

Sobald die Bläser vorüber waren, stürzte der Mönch, den festgehaltenen größern Ring rasch in seinem Gewande bergend, dem kleinern nach, welcher unter den Hufen der Gäule weggerollt war.

Das alte Bauwerk der Brücke war in der Mitte ausgefahren und vertieft, so daß der Reif die Höhlung hinab- und dann durch seine eigene Bewegung getrieben die andere Seite hinanrollte. Hier hatte eine junge Zofe, namens Isotta oder, wie man in Padua den Namen kürzt, Sotte, das rollende und blitzende Ding gehascht, auf die Gefahr hin, von den Pferden zerstampft zu werden. «Ein Glücksring!» jubelte das unkluge Geschöpf und steckte einer jugendlichen Herrin, welcher sie das Begleite gab, mit kindischem Frohlocken den Fund an den schlanken Finger, den vierten der linken Hand, welcher ihr durch seine zierliche Bildung des engen Schmuckes besonders würdig und fähig schien. In Padua aber, wie auch hier in Verona, wenn mir recht ist, pflegt man den Trauring an der linken Hand zu tragen.

Das Edelfräulein zeigte sich unwillig über die Posse der Magd, war aber doch auch ein bißchen belustigt davon. Sie bemühte sich eifrig, den fremden Ring, der ihr wie angegossen saß, dem Finger wieder abzuziehen. Da stand unversehens der Mönch vor ihr und hob die Arme in freudiger Verwunderung. Seine Gebärde aber war, daß er die geöffnete rechte Hand vor sich hinstreckte, die linke in der Höhe des Herzens hielt; denn er hatte, trotz der entfalteten Blüte, an der auffallenden Schlankheit des Halses und wohl mehr noch an der Bewegung seiner Seele das Kind wiedererkannt, dessen zartes Haupt er auf dem Blocke gesehen hatte.

Während das Mädchen bestürzte, fragende Augen auf den Mönch richtete und immerfort an dem widerspenstigen Ringe drehte, zauderte Astorre, denselben zurückzuverlangen. Doch es mußte geschehen. Er öffnete den Mund. «Junge Herrin», begann er — und fühlte sich von zwei star-

ken gepanzerten Armen umfaßt, die sich seiner bemächtigten und ihn emporzogen. Im Augenblicke sah er sich, mit Hilfe eines andern Gepanzerten, ein Bein rechts, ein Bein links, auf ein stampfendes Roß gesetzt. «Laß schauen», schallte ein gutmütiges Gelächter, «ob du das Reiten nicht verlernt hast!» Es war Germano, welcher an der Spitze der von ihm befehligten deutschen Kohorte ritt, die der Vogt auf eine Ebene unweit Padua zur Musterung befohlen hatte. Da er unvermutet den Freund und Schwager im Freien erblickte, hatte er sich den unschuldigen Spaß gemacht, denselben neben sich auf ein Pferd zu heben, von welchem ein junger Schwabe auf seinen Wink abgesprungen war. Das feurige Tier, welches den veränderten Reiter spürte, tat ein paar wilde Sprünge, es entstand ein Rossegedräng auf der nicht geräumigen Brücke, und Astorre, dem die Kapuze zurückgefallen war und der sich mit Mühe im Bügel hielt, wurde von dem entsetzt ausweichenden Volke erkannt. «Der Mönch! der Mönch!» rief und deutete es von allen Seiten, aber schon hatte der krieglerische Tumult die Brücke hinter sich und verschwand um eine Straßenecke. Der unbezahlt gebliebene Florentiner rannte nach, aber kaum zwanzig Schritte, denn ihm wurde bange um seine unter der schwachen Hut eines Jüngelchens gelassene Ware, und dann belehrte ihn der Zuruf der Menge, daß er es mit einer bekannten und leicht aufzufindenden Persönlichkeit zu tun habe. Er ließ sich den Palast Astorres bezeichnen und meldete sich dort heute, morgen, übermorgen. Die zwei ersten Male richtete er nichts aus, weil in der Behausung des Mönches alles drunter und drüber ging, das dritte Mal fand er die Siegel des Tyrannen an das verschlossene Tor geheftet. Mit diesem wollte der Feigling nichts zu schaffen haben, und so ging er der Bezahlung verlustig.

Die Frauen aber — zu Antiope und der leichtfertigen Zofe hatte sich noch eine dritte, durch den Brückentumult von ihnen abgedrängte wiedergefunden — schritten in der entgegengesetzten Richtung. Diese war ein seltsam blickendes, vorzeitig, wie es schien, gealtertes Weib mit tiefen Furchen, grauen Haarbüscheln, aufgeregten Mienen, und schleppte ihr vernachlässigtes, aber vornehmes Gewand mitten durch den Straßenstaub.

Sothe erzählte eben der Alten, offenbar der Mutter des

Fräuleins, mit dummem Jubel den Vorgang auf der Brücke: Astorre — auch ihr hatte der Zuruf des Volkes ihn genannt —, Astorre der Mönch, der stadtkundig freien müsse, habe Antiope verstohlenerweise einen Goldring zugerollt, und als sie — Sotte —, den Wink der Vorsehung und die Schlaueheit des Mönches verstehend, ihn dem lieben Mädchen angesteckt, sei der Mönch selbst vor dasselbe hingetreten, und da Antiope ihm den Ring in Züchten habe zurückgeben wollen, habe er — sie ahmte den Mönch nach — die Linke zärtlich auf das Herz gelegt — so! — die Rechte aber zurückweisend ausgestreckt mit einer Gebärde, die in ganz Italien nichts anderes sage und bedeute als: Behalte, Schatz!

Endlich kam die erstaunte Antiope zu Worte und beschwor die Mutter, auf das alberne Geschwätz Isottens nichts zu geben, aber umsonst. Madonna Olympia erhob die Arme gen Himmel und dankte auf offener Straße dem heiligen Antonius mit Inbrunst, daß er ihre tägliche Bitte über alles Hoffen und Erwarten erhört und ihrem Kleinod einen ebenbürtigen und tugendhaften Mann, einen seiner eigenen Söhne beschert habe. Dabei gebärdete sie sich so abenteuerlich, daß die Vorübergehenden lachend auf die Stirne wiesen. Die verwirrte Antiope gab sich alle erdenkliche Mühe, der Mutter das blendende Märchen auszu-
reden; aber diese hörte nicht und baute leidenschaftlich an ihrem Luftschlosse weiter.

So langten die Frauen in dem Palaste Canossa an und begegneten im Torbogen einem steifgeputzten Majordom, dem sechs verschwenderisch gekleidete Diener folgten. Herr Burcardo ließ, ehrerbietig zurücktretend, Madonna Olympia die Treppe voraufgehen, dann, in einer öden Halle angelangt, machte er drei abgezirkelte Verbeugungen, eine immer näher und tiefer als die andere, und redete langsam und feierlich: «Herrlichkeiten, mich sendet Astorre Vicedomini, hochdieselben untertänigst zu seinen Sbosalizien zu laden, heute» — er verschluckte schmerzhaft «in zehn Tagen» — «wann es Vesper läutet.»»

Dante hielt inne. Seine Fabel lag in ausgeschütteter Fülle vor ihm; aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte. Da rief ihn Cangrande.

«Mein Dante», hub er an, «ich wundere mich, mit wie

harten und ätzend scharfen Zügen du deinen Florentiner umrissen hast! Dein Niccolò Lippo dei Lippi ist verbannt durch ein feiles und ungerechtes Urteil. Er selbst aber ist ein Überteurer, ein Schmeichler, ein Lügner, ein Spötter, ein Schlüpfriger und eine Memme, alles «nach Art der Florentiner». Und das ist nur ein winziges Flämmchen aus dem Feuerregen von Verwünschungen, womit du dein Florenz überschüttetest, nur eine tröpfelnde Neige jener bitteren, von Essig und Galle triefenden Terzinen, die du in deiner Komödie der Vaterstadt zu kosten gibst. Lasse dir sagen, es ist unedel, seine Wiege zu schmähen, seine Mutter zu beschämen! Es kleidet nicht gut! Glaube mir, es macht einen schlechten Eindruck!

Mein Dante, ich will dir erzählen von einem Puppenspiel, dem ich jüngst, verkappt unter dem Volke mich umtreibend, in unserer Arena zuschaute. Du rümpfst die Nase, daß ich den niedrigen Geschmack habe, in müßigen Augenblicken an Puppen und Narren mich zu vergnügen. Dennoch begleite mich vor die kleine Bühne! Was schaust du da? Mann und Weib zanken sich. Sie wird geprügelt und weint. Ein Nachbar streckt den Kopf durch die Türspalte, predigt, straft, mischt sich ein. Doch siehe!, das tapfere Weib erhebt sich gegen den Eindringling und nimmt Partei für den Mann. «Wenn es mir beliebt, geprügelt zu werden!» heult sie.

Ähnlicherweise, mein Dante, spricht ein Hochherziger, welchen seine Vaterstadt mißhandelt: Ich will geschlagen sein!»

Viele junge und scharfe Augen hafteten auf dem Florentiner. Dieser verhüllte sich schweigend das Haupt. Was in ihm vorging, weiß niemand. Als er es wieder erhob, war seine Stirn vergrämter, sein Mund bitterer und seine Nase länger.

Dante lauschte. Der Wind piff um die Ecken der Burg und stieß einen schlechtverwahrten Laden auf. Monte Baldo hatte seine ersten Schauer gesendet. Man sah die Flocken stäuben und wirbeln, von der Flamme des Herdes beleuchtet. Der Dichter betrachtete den Schneesturm, und seine Tage, welche er sich entschlüpfen fühlte, erschienen ihm unter der Gestalt dieser bleichen Jagd und Flucht durch eine unstete Röte. Er bebte vor Frost.

Und seine feinfühligcn Zuhörer empfanden mit ihm, daß ihn kein eigenes Heim, sondern nur wandelbare Gunst wechselnder Gönner bedache und vor dem Winter beschirme, welcher Landstraße und Feldweg mit Schnee bedeckte. Alle wurden es inne, und Cangrande, der von großer Gesinnung war, zuerst: Hier sitzt ein Heimatloser!

Der Fürst erhob sich, den Narren wie eine Feder von seinem Mantel schüttelnd, trat auf den Verbannten zu, nahm ihn an der Hand und führte ihn an seinen eigenen Platz, nahe dem Feuer. «Er gebührt dir», sagte er, und Dante widersprach nicht. Cangrande aber bediente sich des freigewordenen Schemels. Er konnte dort bequem die beiden Frauen betrachten, zwischen welchen jetzt der Wanderer durch die Hölle saß, den das Feuer glühend beschien und der seine Erzählung folgendermaßen fortsetzte.

«Während die mindern Glocken in Padua die Vesper läuteten, versammelte sich unter dem Zedergebälke des Prunksaales der Vicedomini, was von den zwölf Geschlechtern übriggeblieben war, den Eintritt des Hausherrn erwartend. Diana hielt sich zu Vater und Bruder. Ein leises Geschwätz lief um. Die Männer besprachen ernst und gründlich die politische Seite der Vermählung zweier großer städtischer Geschlechter. Die Jünglinge scherzten halblaut über den heiratenden Mönch. Die Frauen schauderten, trotz dem Breve des Papstes, vor dem Sakrilegium, welches nur die von knospenden Töchtern umringten in milderem Lichte sahen, mit dem Zwang der Umstände entschuldigten oder aus der Herzensgüte des Mönches erklärten. Die Mädchen waren lauter Erwartung.

Die Anwesenheit der Olympia Canossa erregte Verwunderung und Unbehagen, denn sie war in auffallendem, fast königlichem Staate, als ob ihr bei der bevorstehenden Feier eine Hauptrolle zustünde, und redete mit unheimlicher Zungenfertigkeit in Antiope hinein, welche bangen Herzens die aufgebrachte Mutter flüsternd und flehend zu beschwichtigen suchte. Madonna Olympia hatte sich schon auf den Treppen gewaltig geärgert, wo sie — Herr Burcardo beschäftigte sich eben mit dem Empfange zweier anderer Herrschaften — von Gocciola, der eine neue, scharlachrote Kappe mit silbernen Schellen in der Hand hielt, ehrfürchtig

willkommen heißen wurde. Jetzt mit den andern im Kreise stehend, belästigte oder ängstigte sie durch ihr maßloses Gebärdenspiel ihre Standesgenossen. Mit Augenwinken und Kinnheben wurde auf die Ärmste gedeutet. Keiner hätte sie an des Mönches Statt geladen, und jeder machte sich darauf gefaßt, sie werde diesem einen ihrer Streiche spielen.

Burcardo meldete den Hausherrn. Astorre hatte sich von den Germanen bald losgemacht, war auf die Brücke zurückgeeil, ohne dort den Ring noch die Frauen mehr zu finden, und sich darüber Vorwürfe machend, obschon im Grunde nur der Zufall anzuklagen war, hatte er in der ihm bis zur Vesper bleibenden Stunde den Entschluß gefaßt, in Zukunft immerdar nach den Regeln der Klugheit zu handeln. Mit diesem Vorsatze trat er in den Saal und in die Mitte der Versammelten. Der Druck der auf ihn gerichteten Aufmerksamkeit und die sozusagen in der Luft fühlbaren Formen und Forderungen der Gesellschaft ließen ihn empfinden, daß er nicht die Wirklichkeit der Dinge sagen dürfe, energisch und mitunter häßlich, wie sie ist, sondern ihr eine gemilderte und gefällige Gestalt geben müsse. So hielt er sich unwillkürlich in der Mitte zwischen Wahrheit und schönem Schein und redete untadelig.

«Herrschaften und Standesbrüder», begann er, «der Tod hat eine reiche Ernte unter uns Vicedomini gehalten. Wie ich in Schwarz gekleidet vor euch stehe, trage ich Trauer um den Vater, drei Brüder und drei Neffen. Daß ich, von der Kirche freigelassen, den Wunsch eines sterbenden Vaters, in Sohn und Enkel fortzuleben, nach ernster Erwägung — hier verhüllte sich der Klang seiner Stimme — und gewissenhafter Prüfung vor Gott nicht glaubte ungewährt lassen zu dürfen, dieses werdet ihr verschieden beurteilen, billigend oder tadelnd, nach der Gerechtigkeit oder Milde, die euch innewohnt. Darin aber werdet ihr einiggehen, daß es mir bei meiner Vergangenheit nicht angestanden hätte, zu zaudern und zu wählen, und daß hier nur das Nächstliegende und Ungesuchte Gott gefällig sein konnte. Wer aber stand mir näher als die schon mit mir durch die trostlose Trauer um meinen letzten Bruder vereinigte jungfräuliche Witwe desselben? Dergestalt ergriff ich über einem teuern Sterbebett diese Hand, wie ich sie jetzt ergreife» — er

trat zu Diana und führte sie in die Mitte — «und ihr den Trauring um den Finger lege.» So tat er. Der Ring paßte. Diana tat dasselbe, indem sie dem Mönch einen goldenen Reif anlegte. «Er ist der meiner Mutter», sagte sie, «die ein wahrhaftes und tugendsames Weib war. Ich gebe dir einen Ring, der Treue gehalten hat.» Ein feierlich gemurmelter Glückwunsch aller Anwesenden beschloß die ernste Handlung, und der alte Pizzaguerra, ein würdiger Greis — denn der Geiz ist ein gesundes Laster und läßt zu Jahren kommen —, weinte die übliche Träne.

Madonna Olympia sah ihr Traumschloß auflodern und brennen mit sinkenden Säulen und krachenden Balken. Sie tat einen Schritt vorwärts, als wolle sie ihre Augen überführen, daß sie sich betrügen, dann einen zweiten in wachsender Wildheit, und jetzt stand sie dicht vor Astorre und Diana, die grauen Haare gesträubt, und ihre rasenden Worte rannten und stürzten, wie ein Volk in Aufruhr.

«Elender!» schrie sie. «Gegen den Ring an dem Finger dieser da zeugt ein anderer und zuerst gegebener.» Sie riß Antiope, welche ihr in wachsender Angst und mit den flehendsten Gebärden gefolgt war, hinter sich hervor und hob die Hand des Mädchens. «Den Ring hier hast du meinem Kinde vor nicht einer Stunde auf der Brücke bei dem Florentiner an den Finger gesteckt!» So hatte ihr ein falscher Spiegel den Vorhang verschoben. «Ruchloser Mensch! Ehebrecherischer Mönch! Öffnet sich die Erde nicht, dich zu verschlingen? Hängt den Bruder Pförtner, der im Rausche schnarchte und dich deiner Zelle entspringen ließ! Deinen Lüsten wolltest du frönen, du aber durftest dir eine andere Beute wählen als eine ungerecht verfolgte, ratlose Wittib und eine unbeschützte Waise!»

Die Marmordiele öffnete sich nicht, und in den Blicken der Umstehenden las die Unglückliche, die einem gerechten Mutterzorne arme und schwache Worte zu geben glaubte, den hellen Hohn oder ein Mitleid anderer Art, als sie zu finden hoffte. Sie vernahm hinter sich das verständlich geflüsterte Wort: «Närrin!», und ihr Zorn schlug in ein wahnsinniges Gelächter um. «Ei, seht mir einmal den Toren», hohnlachte sie, «der so dumm zwischen diesen beiden wählen konnte! Ich mache euch zu Richtern, Herrschaften, und jeden, der Augen hat. Hier das herzige Köpf-

chen, die schwellende Jugend — das übrige vergaß ich, aber ich weiß eines: Alle Jünglinge im Saale Vicedominis, und mehr als einer unter ihnen mochte locker leben, alle Jünglinge, die enthaltsamen und die es nicht waren, wendeten Ohr und Augen ab von den empörenden Worten und Gebärden einer Mutter, welche Zucht und Scham unter die Füße trat vor dem Kinde, das sie geboren, und dieses preisgab wie eine Kupplerin.

Alle im Saale bemitleideten Antiope. Nur Diana, so wenig sie an der Treue des Mönches zweifelte, empfand ich weiß nicht welchen dumpfen Groll über die ihrem Bräutigam frech gezeigte Schönheit.

Antiope mochte es verschuldet haben dadurch, daß sie den unseligen Reif am Finger behielt. Vielleicht hat sie es, um die sich selbst betörende Mutter nicht zu reizen, in dem Gedanken, diese werde, durch die Wirklichkeit enttäuscht, aus dem Hochmut, nach ihrer Art, in Kleinmut verfallen und alles mit einem Augenrollen und ein paar gemurmelten Worten vorübergehen. Oder dann hatte die junge Antiope selbst eine Fingerspitze in den sprudelnden Märchenbrunnen getaucht. War die Begegnung auf der Brücke nicht wunderbar, und wäre ihre Erkiesung durch den Mönch wunderbarer gewesen als das Schicksal, das ihn dem Kloster entriß?

Jetzt erlitt sie grausame Strafe. Soweit es eine zügellose Rede vermag, beraubte sie die eigene Mutter der schützenden Hüllen.

Eine dunkle Röte und eine noch dunklere fuhr ihr über Stirn und Nacken. Darauf begann sie in der allgemeinen Stille laut und bitterlich zu weinen.

Selbst die graue Mänade lauschte betroffen. Dann zuckte ihr ein entsetzlicher Schmerz über das Gesicht und verdoppelte ihre Wut. «Und die andere!» kreischte sie, auf Diana zeigend, «dieses kaum aus dem Rohen gehauene breite Stück Marmor! Diese verpfuschte Riesin, die Gottvater stümperte, als er noch Gesell war und kneten lernte! Pfui über den plumpen Leib ohne Leben und Seele! Wer hätte ihr auch eine gespendet? Die Bastardin, ihre Mutter? die stupide Orsola? Oder der dürre Knicker dort? Nur widerstrebend hat er ihr ein karges Almosen von Seele verabfolgt!»

Der alte Pizzaguerra blieb gelassen. Mit dem klaren Verstande der Geizigen vergaß er nicht, wen er vor sich hatte. Seine Tochter Diana aber vergaß es. Durch die rohe Verhöhnung ihres Leibes und ihrer Seele aufgebracht, tief empor, zog sie die Brauen zusammen und ballte die Hände. Jetzt geriet sie außer sich, da die Närrin ihre Eltern ins Spiel zog, ihr die Mutter im Grabe beschimpfte, den Vater an den Pranger stellte. Ein bleicher Jähzorn packte und übermannte sie.

«Hündin!» schrie sie und schlug — in Antiopes Angesicht; denn das verzweifelnde und beherzte Mädchen hatte sich vor die Mutter geworfen. Antiope stieß einen Laut aus, der den Saal und alle Herzen erschütterte.

Nun drehte sich das Rad in dem Kopfe der Törin vollständig um. Die höchste Wut ging unter in unsäglichem Jammer. «Sie haben mir mein Kind geschlagen!» stöhnte sie, sank auf die Knie und schluchzte: «Gibt es keinen Gott mehr im Himmel?»

Jetzt war das Maß voll. Es wäre schon früher überlaufen, doch das Verhängnis schritt rascher, als mein Mund es erzählte, so rasch, daß weder der Mönch noch der nahestehende Germano den gehobenen Arm Dianas ergreifen und aufhalten konnten. Ascanio umschlang die Törin, ein anderer Jüngling faßte sie bei den Füßen, die sich kaum Sträubende wurde fortgetragen, in ihre Sänfte gehoben und nach Hause gebracht.

Noch stunden sich Diana und Antiope gegenüber, eine bleicher als die andere, Diana reuig und zerknirscht nach schnell verrauchtem Jähzorn, Antiope nach Worten ringend; sie konnte nur nicht stammeln, sie bewegte lautlos die Lippen.

Wenn jetzt der Mönch Antiopes Hand ergriff, um der von seinem verlobten Weibe Mißhandelten das Geleite zu geben, so erfüllte er damit nur die ritterliche und gastwirthliche Pflicht. Alle fanden es selbstverständlich. Besonders Diana mußte wünschen, das Opfer ihrer Gewalttat aus den Augen zu verlieren. Auch sie entfernte sich dann mit Vater und Bruder. Die versammelten Gäste aber hielten es für das Zarteste, gleichfalls bis auf die letzte Ferse zu verschwinden.

Es klingelte unter dem mit Amarellen und Zyperwein

bestellten Kredenz Tisch. Eine Narrenkappe kam zum Vorschein, und Gocciola kroch auf allen Vieren aus seinem leckern Verstecke hervor. Alles war köstlich verlaufen nach seiner Ansicht; denn er hatte jetzt die volle Freiheit, Amarellen zu naschen und ein Gläschen um das andere zu leeren. So vergnügte er sich eine Weile, bis er nahende Schritte vernahm. Er wollte entweichen, aber einen verdrießlichen Blick nach dem Störer werfend, erachtete er jede Flucht für unnötig. Es war der Mönch, der zurückkehrte, und der Mönch war ebenso frohlockend und ebenso bebrauscht wie er; denn der Mönch —»

«— liebte Antiope», unterbrach den Erzähler die Freundin des Fürsten mit einem krampfhaften Gelächter.

«Du sagst es, Herrin, er liebte Antiope», wiederholte Dante in tragischem Tone.

«Natürlich!» — «Wie anders?» — «Es mußte so kommen!» — «So geht es gewöhnlich!» scholl es dem Erzähler aus dem ganzen Hörerkreise entgegen.

«Sachte, Jünglinge», murzte Dante. «Nein, so geht es nicht gewöhnlich. Meinet ihr denn, eine Liebe mit voller Hingabe des Lebens und der Seele sei etwas Alltägliches, und glaubet wohl gar, so geliebt zu haben oder zu lieben? Enttäuschet euch! Jeder spricht von Geistern, doch wenige haben sie gesehen. Ich will euch einen unverwerflichen Zeugen bringen. Es schleppt sich hier im Hause ein modisches Märenbuch herum. Darin mit vorsichtigen Fingern blätternd, habe ich unter vielem Wuste ein wahres Wort gefunden. «Liebe», heißt es an einer Stelle, «ist selten und nimmt meistens ein schlimmes Ende.»» Dieses hatte Dante ernst gesprochen. Dann spottete er: «Da ihr alle in der Liebe so ausgelernet und bewandert seid und es mir überdies nicht ansteht, einen von der Leidenschaft überwältigten Jüngling aus meinem zahnlosen Munde reden zu lassen, überspringe ich das verräterische Selbstgespräch des zurückkehrenden Astorre und sage kurz: Da ihn der verständige Ascanio belauschte, erschrak er und predigte ihm Vernunft.»

«Wirst du deine rührende Fabel so kläglich verstümmeln, mein Dante?» wendete sich die entzündliche Freundin des Fürsten mit bittenden Händen gegen den Floren-

tin. «Laß den Mönch reden, daß wir teilnehmend erfahren, wie er sich abwendete von einer Rohen zu einer Zarten, einer Kalten zu einer Fühlenden, von einem steinernen zu einem schlagenden Herzen —»

«Ja, Florentiner», unterbrach die Fürstin in tiefer Bewegung und mit dunkelglühender Wange, «laß deinen Mönch reden, daß wir staunend vernehmen, wie es kommen konnte, daß Astorre, so unerfahren und täuschbar er war, ein edles Weib verriet für eine Verschmitzte — hast du nicht gemerkt, Dante, daß Antiope eine Verschmitzte ist? Du kennst die Weiber wenig! In Wahrheit, ich sage dir» — sie hob den kräftigen Arm und ballte die Faust —, «auch ich hätte geschlagen, nicht die arme Törin, sondern wissentlich die Arglistige, die sich um jeden Preis dem Mönch vor das Angesicht bringen wollte!» Und sie führte den Schlag in die Luft. Die andere erbehte leise.

Cangrande, welcher die zwei Frauen, denen er jetzt gegenüber saß, nicht aufhörte zu betrachten, bewunderte seine Fürstin und freute sich ihrer großen Leidenschaft. In diesem Augenblicke fand er sie unvergleichlich schöner als die kleinere und zarte Nebenbuhlerin, welche er ihr gegeben hatte, denn das Höchste und Tiefste der Empfindung erreicht seinen Ausdruck nur in einem starken Körper und in einer starken Seele.

Dante für sein Teil lächelte zum ersten und einzigen Male an diesem Abende, da er die beiden Frauen so heftig auf der Schaukel seines Märchens sich wiegen sah. Er brachte es sogar zu einer Neckerei. «Herrinnen», sagte er, «was verlangt ihr von mir? Selbstgespräch ist unvernünftig. Hat je ein weiser Mann mit sich selbst gesprochen?»

Nun erhob sich aus dem Halbdunkel ein mutwilliger Lockenkopf, und ein Edelknabe, der hinter irgendeinem Sessel oder einer Schleppe in traulichem Verstecke mochte gekauert haben, rief herzlich: «Großer Meister, wie wenig du dich kennst oder zu kennen vorgibst! Wisse, Dante, niemand plaudert geläufiger mit sich selbst als du, in dem Grade, daß du nicht nur uns dumme Buben übersiehst, sondern selbst das Schöne dicht an dir vorübergehen lässest, ohne es zu begrüßen.»

«Wirklich?» sagte Dante. «Wo war das? Wo und wann?»

«Nun gestern auf der Etschbrücke», lächelte der Knabe.

«Du lehntest am Geländer. Da ging die reizende Lukrezia Nani vorüber, deine Toga streifend. Wir Knaben folgten, sie bewundernd, und ihr entgegen schritten zwei feurige Kriegsleute, nach einem Blicke aus ihren sanften Augen haschend. Sie aber suchte die deinigen: denn nicht jeder hat mit heiler Haut in der Hölle gelustwandelt! Du Meister, betrachtetest eine rollende Welle, welche in der Mitte der Etsch daherfuhr, und murmeltest etwas.»

«Ich ließ das Meer grüßen. Die Woge war schöner als das Mädchen. Doch zurück zu den zwei Toren! Horch, sie sprechen miteinander! Und bei allen Musen, fortan unterbreche mich keiner mehr, sonst findet uns Mitternacht noch am Märchenherde.

Als der Mönch, nachdem er Antiope heimgeführt, seinen Saal wieder betrat — doch ich vergaß zu sagen, daß er Ascanio nicht begegnete, obwohl dieser mit der Sänfte und Madonna Olympia darin denselben Weg gemacht hatte. Denn der Neffe, nachdem er die gänzlich Vernichtete ihrer Dienerschaft übergeben, war schleunig zu seinem Ohm, dem Tyrannen, geeilt, ihm den tollen Vorgang als frisches Gebäcke aufzutischen. Er hinterbrachte Ezzelin lieber eine Stadtgeschichte als eine Verschwörung.

Ich weiß nicht, ob der Mönch so wohlgestaltet war, wie der Spötter Ascanio ihn genannt hatte. Aber ich sehe ihn, der wie der blühendste Jüngling schreitet. Mit beflügelten Füßen durchschwebt er den Saal, als trüge ihn Zephir oder führte ihn Iris. Seine Augen sind voller Sonne, und er murmelt Laute aus der Sprache der Seligen. Gocciola, der viel Zyperwein geschluckt hatte, fühlte sich gleichfalls beherzt und verjüngt. Auch unter seinen Sohlen löste sich der Marmorboden in weißes Gewölk auf. Er verspürte einen unbesiegbaren Durst, das Gemurmel auf den frischen Lippen Astorres, wie man sich über eine Quelle beugt, zu belauschen, und begann neben demselben die Länge des Saales zu durchmessen, bald mit gespreizten, bald mit hüpfenden Schritten, das Narrenzepter unter dem Arme.

«Das zärtliche Haupt, das sich für den Vater bot, hat sich auch für die Mutter geboten und gegeben!» lispelte Astorre. «Das schamhafte — wie es brannte! Das mißhandelte — wie es litt! Das geschlagene — wie es aufschrie! Hat es mich je

verlassen, seit es auf dem Blocke lag? Es wohnte in meinem Geiste. Es begleitete mich allgegenwärtig, schwebte in meinem Gebete, strahlte in meiner Zelle, bettete sich auf mein Kissen! Lag das herzige Haupt mit dem weißen, schmalen Hälschen nicht neben dem des heiligen Paulus —

«Des heiligen Paulus?» kicherte das Tröpfchen.

«Des heiligen Paulus auf unserm Altarbilde —»

«Mit dem schwarzen Kraushaar und dem roten Hals auf dem breiten Blocke und dem Beil des Henkers darüber?» Gocciola verrichtete bei den Franziskanern zeitweilig seine Andacht.

Der Mönch nickte. «Sah ich lange hin, so zuckte das Beil, und ich bebte zusammen. Habe ich es nicht dem Prior gebeichtet?»

«Und was sagte der Prior?» examinierte Gocciola.

«Mein Sohn», sagte er, «was du sahest, war ein vorausgeeiltes Kind des himmlischen Triumphzuges. Fürchte nichts! Dem ambrosischen Hälschen geschieht kein Leid!»

«Aber», reizte der böse Narr, «das Kind ist gewachsen, so hoch!» Er hob die Hand, dann senkte er sie und hielt sie über dem Boden. «Und die Kutte Euer Herrlichkeit», grinste er, «liegt so tief!»

Das Gemeine konnte den Mönch nicht berühren. Ein schöpferisches Feuer war aus der Hand Antiopes in die seine gefahren und begann zuerst zart und sanft, dann immer heißer und schärfer in seinen Adern zu brennen. «Gepriesen sei Gottvater», frohlockte er plötzlich, «der Mann und Weib geschaffen hat!»

«Die Eva?» fragte der Narr.

«Die Antiope!» antwortete der Mönch.

«Und die andere? Die Große? Was fängst du mit der an? Schickst du sie betteln?» Gocciola wischte sich die Augen.

«Welche andere?» fragte der Mönch. «Gibt es ein Weib, das nicht Antiope wäre!»

Dies war selbst dem Narren zu stark. Er glotzte Astorre erschreckt an, wurde aber von einer Faust am Kragen gepackt, gegen die Pforte geschleppt und auf den Flur gesetzt. Dieselbe Hand legte sich dann auf Astorres Schulter.

«Erwache, Traumwandler!» rief der zurückgekehrte Ascanio, welcher die letzte schwärmerische Rede des Mönches belauscht hatte. Er zog den Verzückten auf eine Fenster-

bank nieder, heftete fest Augen auf Augen, und: ‹Astorre, du bist von Sinnen!› sprach er ihn an.

Dieser wich zuerst den prüfenden Blicken wie geblendet aus, dann begegnete er ihnen mit den seinigen, die noch voller Jubel waren, um sie scheu niederzuschlagen. ‹Wunderst du dich?› sagte er dann.

‹So wenig als über das Lodern einer Flamme›, versetzte Ascanio. ‹Aber da du kein blindes Element, sondern eine Vernunft und ein Wille bist, so tritt die Flamme aus, sonst frißt sie dich und ganz Padua. Muß dir das Weltkind göttliches und menschliches Gesetz predigen? Du bist vermählt! So redet dieser Ring an deinem Finger. Wenn du, wie erst dein Gelübde, jetzt dein Verlöbniß brichst, brichst du Sitte, Pflicht, Ehre und Stadtfrieden. Wenn du dir den Pfeil des blinden Gottes nicht rasch und heldenmütig aus dem Herzen ziehst, ermordet er dich, Antiope und noch ein paar andere, wen es gerade treffen wird. Astorre! Astorre!›

Ascanios mutwillige Lippen erstaunten über die großen und ernsten Worte, welche er in seiner Herzensangst ihnen zu reden gab. ‹Dein Name, Astorre›, sagte er dann halb scherzend, ‹schmettert wie eine Tuba und ruft dich zum Kampfe gegen dich selbst!›

Astorre ermannte sich. ‹Man hat mir ein Philtrum gegeben!› rief er aus. ‹Ich rase, ich bin ein Wahnsinniger! Ascanio, ich gebe dir Macht über mich, feßle mich!›

‹An Dianen will ich dich fesseln!› sagte Ascanio. ‹Folge mir, daß wir sie suchen!›

‹War es nicht Diana, die Antiope schlug?› fragte der Mönch.

‹Das hast du geträumt! Du hast alles geträumt! Du warst deiner Sinne nicht mächtig! Komm! Ich beschwöre dich! Ich befehle es dir! Ich ergreife und führe dich!›

Wenn Ascanio die Wirklichkeit verjagen wollte, so führte sie der auf dem Flur klirrende Schritt Germanos zurück. Mit einem entschlossenen Gesichte trat der Bruder Dianens vor den Mönch und faßte seine Hand. ‹Ein gestörtes Fest, Schwager!› sagte er. ‹Die Schwester schickt mich — ich lüge, sie schickt mich nicht. Denn sie hat sich in ihre Kammer eingeschlossen, und drinnen flennt sie und verflucht ihren Jähzorn — heute ersaufen wir in Weibertränen! Sie liebt dich, nur bringt sie es nicht über die Lippen — es ist in der

Familie: ich kann es auch nicht. An dir hat sie keinen Augenblick gezweifelt. Es ist einfach: Du hast irgendwo einen Ring verschleudert — wenn es der deinige war, den die kleine Canossa — wie heißt sie doch? richtig: die Antiope! — am Finger trug. Die närrische Mutter fand ihn und hat daraus ihr Märchen gesponnen. Antiope ist natürlich an alledem unschuldig wie ein neugeborenes Kind — wer es anders meint, hat es mit mir zu tun!»

«Nicht ich!» rief Astorre. «Antiope ist rein wie der Himmel! Der Ring wurde von einem Zufall gerollt!», und er erzählte mit fliegenden Worten.

«Aber auch der Schwester, die zufuhr, darfst du es nicht anrechnen, Astorre», behauptete Germano. «Ihr schoß das Blut zu Kopfe, sie sah nicht, wen sie vor sich hatte. Sie glaubte die Närrin zu treffen, die ihr die Eltern verhunzte, und schlug die liebe Unschuld. Diese aber muß vor Gott und Menschen wieder zu Ehren und Würden gezogen werden. Laß das meine Sache sein, Schwager! Ich bin der Bruder. Es ist einfach.»

«Du redest in einem fort und bleibst doch dunkel, Germano! Was hast du vor? Wie vergütet du es der Ärmsten?» fragte Ascanio.

«Es ist einfach», wiederholte Germano. «Ich biete Antiope Canossa meine Hand und mache sie zu meinem Weibe.»

Ascanio griff sich an die Stirn. Der Streich betäubte ihn. Als er dann aber, schnell besonnen, näher zusah, fand er das heroische Mittel gar nicht so übel; doch warf er einen ängstlichen Blick auf den Mönch. Dieser, seiner selbst wieder mächtig, hielt sich mäuschenstill und horchte aufmerksam. Das Ehrgefühl des Kriegers scholl wie ein heller Ruf durch die Wildnis seiner Seele.

«So treffe ich zwei Fliegen mit einem Schlage, Schwager», erläuterte Germano. «Das Mädchen wird in ihren Züchten und Ehren hergestellt. Den möchte ich sehen, der hinter meinem Weibe zischelte! Dann stifte ich Frieden zwischen euch Eheleuten. Diana braucht sich nicht länger vor dir noch vor sich selbst zu schämen und ist von ihrem Jähzorne gründlich geheilt. Ich sage dir: sie ist davon genesen, zeitlebens!»

Astorre drückte ihm die Hand. «Du bist brav!» sagte er. Der Wille, seine himmlische oder irdische Lust tapfer zu

überwinden, erstarkte in dem Mönche. Doch dieser Wille war nicht frei und diese Tugend nicht selbstlos; denn sie klammerte sich an einen gefährlichen Sophismus: Nicht anders, als ich selbst eine Ungeliebte umarmen werde, tröstete sich Astorre, wird auch Antiope von einem Manne sich umfassen lassen, welcher sie kurzerdinge freit, um fremdes Unrecht gutzumachen. Wir verzichten alle! Entsagung und Kasteiung in der Welt wie im Kloster!

«Was geschehen muß, verschiebe ich nicht», drängte Germano. «Sonst würde sie sich schlummerlos wälzen.» Ich weiß nicht, meinte er Diana oder Antiope. «Schwager, du begleitest mich als Zeuge: ich tue es in den Formen.»

«Nein, nein!» schrie Ascanio erschreckt. «Nicht Astorre! Nimm *mich*!»

Germano schüttelte den Kopf. «Ascanio, mein Freund», sagte er, «dazu eignest du dich nicht. Du bist kein ernsthafter Zeuge in Ehesachen! Auch wird mein Bruder Astorre es sich nicht nehmen lassen, für mich zu werben. Es ist ja zum großen Teil seine eigene Angelegenheit. Nicht wahr, Astorre?» Dieser nickte. «So bereite dich, Schwager. Mache dich hübsch! Hänge dir eine Kette um!»

«Und», scherzte Ascanio gezwungen, «wann du über den Hof gehst, tauche den Kopf in den Brunnen! Du selbst aber, Germano, trägst Panzer? So kriegerisch? Schickt sich das zur Freite?»

«Ich bin lange nicht aus der Rüstung gekommen, und sie kleidet mich. Was betrachtetest du mich von Kopf zu Füßen, Ascanio?»

«Ich frage mich, woher dieser Gepanzerte seine Sicherheit nimmt, nicht mitsamt der Sturmleiter in den Graben geworfen zu werden?»

«Das kann nicht in Frage stehen», meinte Germano seelenruhig. «Wird sich eine Beschämte und Geschlagene einem Ritter verweigern? Da wäre sie eine noch größere Närrin als ihre Mutter. Das ist doch sonnenklar, Ascanio. Komm, Astorre.»

Während der Zurückbleibende mit verschlungenen Armen diese neue Wendung der Dinge bedachte, zweifelnd, ob dieselbe auf einen Spielplatz blühender Kinder oder auf ein Camposanto führe, schritten seine Jugendfreunde den nicht langen Weg zu dem Palaste Canossa.

Der wolkenlose Tag verglomm in einem reinglühenden Abendgolde, und horch!, es läutete Ave. Der Mönch sprach innerlich die Gewohnheitsgebete, und sein etwas erhöht liegendes Kloster verlängerte zufällig das vertraute Geläute um ein paar friedlich wehmütige Schläge, welchen die andern Stadtglocken den Luftraum nicht länger streitig machten. Auch der Mönch wurde des allgemeinen Friedens theilhaft.

Da traf sein Blick das Gesicht des Freundes und ruhte auf den wetterharten Zügen. Sie waren hell und freudig, von erfüllter Pflicht ohne Zweifel, aber doch auch von dem unbewußten oder unbewachten Glück, unter dem von Ehre geschwellten Segel einer ritterlichen Handlung den Port einer seligen Insel zu erreichen. «Die süße Unschuld!» seufzte der Krieger.

Rasend schnell begriff der Mönch, daß der Bruder Dianens sich selbst täuschte, wenn er sich für uneigennützig hielt, daß Germano Antiope zu lieben begann und sein Nebenbuhler war. Seine Brust empfand einen scharfen Biß, dann einen zweiten noch schärfern, daß er hätte aufschreien mögen. Und jetzt wühlte und wimmelte schon ein ganzes Nest grimmiger Schlangen in seinem Busen. Herrschaften, Gott möge uns alle, Männer und Weiber, vor der Eifersucht behüten! Sie ist die qualvollste der Peinen, und wer sie leidet, ist unseliger als meine Verdammten!

Mit verzogenem Gesichte und gepreßtem Herzen folgte der Mönch dem selbstbewußten Freier die Treppen des erreichten Palastes hinauf. Dieser stand leer und verwahrlost. Madonna Olympia mochte sich eingeschlossen haben. Kein Gesinde, und alle Türen offen. Sie durchschritten ungemeldet eine Reihe schon dämmernder Gemächer: vor der Schwelle der letzten Kammer hielten sie stille, denn die junge Antiope saß am Fenster.

Sein in den Umriß eines Kleeblattes endigender Bogen war voller Abendglorie, welche die liebreizende Gestalt im Halbkreise von Brust zu Nacken umfing. Ihre gezauste Haarkrone ähnelte den Spitzen eines Dornenkranzes, und die schmachttenden Lippen schlürften den Himmel. Das geschlagene Mädchen lag müde unter dem Druck der erduldeten Schande, mit zugefallenen Augendeckeln und erschlafften Armen; aber in der Stille ihres Herzens froh-

lockte sie und pries ihre Schmach, denn diese hatte sie mit Astorre auf ewig vereinigt.

Und entzündet sich nicht heute noch und bis ans Ende der Tage aus tiefstem Erbarmen höchste Liebe? Wer widersteht dem Anblicke des Schönen, wenn es ungerecht leidet? Ich lästere nicht und kenne die Unterschiede, aber auch das Göttliche wurde geschlagen, und wir küssen seine Striemen und Wunden.

Antiope grübelte nicht, ob Astorre sie liebe. Sie wußte es. Da war kein Zweifel. Sie war davon überzeugter als von den Atemzügen ihrer Brust und den Schlägen ihres Herzens. Keine Silbe hatte sie mit Astorre gewechselt vom ersten Schritt des Weges an, den sie zusammen gingen. Die Hände hielten sich nicht fester beim letzten: sie verwuchsen, ohne sich zu drücken. Sie durchdrangen sich, wie zwei leichte geistige Flammen und waren doch beim Scheiden wie die Wurzel aus der Erde kaum auseinanderzulösen.

Antiope vergriff sich an fremdem Eigentum und beging Raub an Dianen fast in Unschuld, denn sie hatte weder Gewissen mehr noch auch nur Selbstbewußtsein. Padua, das mit seinen Türmen vor ihr lag, die Mutter, des Mönches Verlöbniß, Diana, die ganze Erde, alles war vernichtet: nichts als der Abgrund des Himmels, und dieser gefüllt mit Licht und Liebe.

Astorre hatte von der ersten zur letzten Stufe der Treppe mit sich gerungen und meinte, den Sieg erkämpft zu haben. Ich werde das Opfer vollbringen, prahlte er gegen sich selbst, und Germano bei seiner Werbung zur Seite stehen. Auf dem obersten Tritte rief er noch alle seine Heiligen an, voraus Sankt Franziskus, den Meister der Selbstüberwindung. Er griff in die Brust und glaubte, durch den himmlischen Beistand stark wie Herkules, die Schlangen erwürgt zu haben. Aber der Heilige mit den vier Wundmalen hatte sich abgewendet von dem untreuen Jünger, der seinen Strick und seine Kutte verschmähte.

Der danebenstehende Germano entwarf indessen seine Rede, konnte aber nicht über die zwei Argumente hinauskommen, welche ihm gleich anfänglich eingeleuchtet hatten. Übrigens war er guten Mutes — hatte er doch schon öfters im Reiterkampfe seine Germanen angeredet — und fürchtete sich nicht vor einem Mädchen. Nur das Warten

ertrug er ebensowenig als vor der Schlacht. Er klirrte leis mit dem Schwert an den Panzer.

Antiope schrak zusammen, blickte hin, erhob sich rasch und stand, den Rücken gegen das Fenster gewendet, mit dunkelm Antlitz den sich im Dämmerlichte vor ihr verbeugenden Männern gegenüber.

«Sei getrost, Antiope Canossa!» redete Germano. «Ich bringe dir diesen mit, Astorre Vicedomini, welchen sie den Mönch nennen, den Gatten meiner Schwester Diana, als gültigen Zeugen: siehe, ich bin gekommen, dich — ohne Vater, wie du bist, und bei einer solchen Mutter — von dir selbst zum Weibe zu begehren. Meine Schwester hat sich gegen dich vergessen» — er sträubte sich, ein stärkeres Wort zu brauchen und damit Dianen, die er verehrte, preiszugeben —, «und ich, der Bruder, bin da, gutzumachen, was die Schwester schlecht gemacht hat. Diana mit Astorre, du mit mir, so euch entgegenkommend, werdet ihr Weiber euch die Hände geben.»

Das empfindliche Gemüt des lauschenden Mönches wundete diese rohe Gleichstellung des Mißhandelns und des Leidens, der Schlagenden und der Geschlagenen — oder krümmte sich seine Natter? —: «Germano, so wirbt man nicht!» raunte er dem Gepanzerten zu.

Dieser vernahm es, und da die dunkle Antiope mäuschenstill blieb, verstimmte er sich. Er fühlte, daß er weicher reden sollte, und redete barscher. «Ohne Vater und mit einer solchen Mutter», wiederholte er, «bedürftet Ihr einer männlichen Hut! Das konntet Ihr heute lernen, junge Herrin. Ihr werdet nicht zum andern Male vor ganz Padua beschämt und geschlagen werden wollen! Gebet Euch mir, wie Ihr seid, und ich schirme Euch vom Wirbel zur Zehe!» Germano dachte an seinen Panzer.

Astorre fand diese Werbung von empörender Härte: Germano, so schien ihm, behandelte Antiope wie seine Kriegsgefangene — oder zischte die Schlange? —: «So wirbt man nicht, Germano!» keuchte er. Dieser wendete sich halb. «Wenn du es besser verstehst», sagte er mißmutig, «wird du für mich, Schwager.» Er trat raumgebend beiseite.

Da näherte sich Astorre, das Knie gebogen, hob die Hände mit sich einander berührenden Fingerspitzen, und seine bangen Blicke befragten das zarte Haupt auf dem blassen

Goldgrunde. «Findet Liebe Worte?» stammelte er. Dämmerung und Schweigen.

Endlich lispelte Antiope: «Für wen wirbst du, Astorre?» — «Für diesen hier, meinen Bruder Germano», preßte er hervor. Da barg sie das Antlitz mit den Händen.

Jetzt riß Germano die Geduld. «Ich werde deutsch mit ihr reden», brach er los, und: «Kurz und gut, Antiope Canossa», ließ er das Mädchen rauh an, «wirst du mein Weib oder nicht?»

Antiope wiegte das kleine Haupt sanft und sachte, aber trotz der wachsenden Nacht mit deutlicher Verneinung.

«Ich habe meinen Korb», sprach Germano trocken. «Komm, Schwager!», und er verließ den Saal mit ebenso festen Schritten, als er ihn betreten hatte. Der Mönch aber folgte ihm nicht.

Astorre verharrte in seiner flehenden Stellung. Dann ergriff er, selbst zitternd, Antiopes zitternde Hände und löste sie von dem Antlitz. Welcher Mund den andern suchte, weiß ich nicht, denn die Kammer war völlig finster geworden.

Auch wurde es darin so stille, daß, wäre ihr Ohr nicht voll stürmischen Jubels und seliger Chöre gewesen, die Liebenden leicht in einem anstoßenden Gelasse gemurmelte Gebete hätten vernehmen können. Das verhielt sich so: Neben Antiopes Kammer, einige Stufen tiefer, lag die Hauskapelle, und morgen jährte sich zum dritten Male der Tod des Grafen Canossa. Nach überschrittener Mitternacht sollte in Gegenwart der Witwe und der Waise die Seelenmesse gelesen werden. Schon hatte sich der Priester eingestellt, den Ministranten erwartend.

Ebensowenig als das unterirdische Gemurmel vernahm das Paar die schlurfenden Pantoffeln der Madonna Olympia, welche die Tochter suchte und nun bei dem spärlichen Scheine der Hausleuchte, die sie in der Hand trug, die Liebenden still und aufmerksam betrachtete. Daß die frechste Lüge einer ausschweifenden Einbildungskraft vor ihren Augen in diesen zärtlich verschlungenen Gestalten zu Tat und Wahrheit wurde, darüber wunderte sich Madonna Olympia nicht; aber, es sei der Törlin zum Lobe gesagt, ebensowenig kostete sie einen Genuß der Rache. Sie weidete sich nicht an dem der gewalttätigen Diana be-

vorstehenden bitteren Leiden, sondern es überwog die einfache mütterliche Freude, ihr Kind zu seinem Preise gewertet, begehrt und geliebt zu sehen.

Da jetzt, von einem scharfen Strahl aus ihrer Leuchte getroffen, die beiden verwundert aufblickten, fragte sie mit einer weichen und natürlichen Stimme: ‹Astorre Vice-domini, liebst du die Antiope Canossa?›

‹Über alles, Madonna!› antwortete der Mönch.

‹Und verteidigst sie?›

‹Gegen eine Welt!› rief Astorre verwegen.

‹So ist es recht›, begütigte sie, ‹aber nicht wahr, du meinst es redlich? Du verstoßest sie nicht wie Dianen? Du nährst mich nicht? Du machst eine arme Törlin, wie sie mich nennen, nicht unglücklich? Du lässest mein Kindchen nicht wieder zuschanden kommen? Du suchst keine Ausflüchte noch Aufschübe? Du gibst den Augen die Gewißheit und führst die Antiope gleich, als ein frommer Christ und wackerer Edelmann, zum Altar? Auch hast du nicht weit nach dem Pfaffen zu gehen. Hörst du es murmeln? Da unten kniet einer.›

Und sie öffnete eine niedrige Tür, hinter welcher ein paar steile Stufen in das häusliche Heiligtum hinabführten. Astorre warf einen Blick: Unter dem plumpen Gewölbe vor einem kleinen Altar bei dem ungewissen Licht einer Kerze betete ein Barfüßer, welcher ihm an Alter und Gestalt nicht unähnlich war und auch die Kutte und den Strick des heiligen Franziskus trug.

Ich glaube, daß dieser Barfüßer hier und gerade zu dieser Stunde durch göttliche Schickung knien und beten mußte, um Astorre zum letzten Male zu erschrecken und zu warnen. Doch in seinen lodernden Adern wurde die Arznei zum Gifte. Da er die Verkörperung seines Klosterlebens erblickte, kam ein trotziger Geist des Frevels und der Sicherheit über ihn. Mit gleichen Füßen habe ich über mein erstes Gelübde weggesetzt, lachte er, und siehe, die Schranke fiel unter meinem Sprunge — warum nicht über das zweite? Meine Heiligen haben mich unterliegen lassen! Vielleicht retten und beschützen sie den Sünder! Der Verwildernde bemächtigte sich Antiopes und trug sie, mehr als daß er sie führte, die Stufen hinunter; Madonna Olympia aber, die sich nach einem kurzen lichten Momente wieder verwirrte,

schlug hinter dem Mönch und ihrem Kinde die schwere Türe zu, wie hinter einem gelungenen Fange, einer gehaschten Beute, und lauschte durch das Schlüsselloch.

Was sie sah, bleibt ungewiß. Nach der Meinung des Volkes hätte Astorre den Barfüßer mit gezogenem Schwerte bedroht und vergewaltigt. Das ist unmöglich, denn der Mann Astorre hatte niemals den Leib mit einem Schwerte gegürtet. Der Wahrheit näher mag es kommen, daß der Barfüßer — traurig zu sagen — ein schlechter Mönch war und vielleicht derselbe Beutel unter seine Kutte wanderte, den Astorre zu sich gesteckt hatte, da er für Diana den Ehe-reif kaufen ging.

Daß aber anfänglich der Priester sich sperrte, daß die zwei Mönche miteinander rangen, daß das schwere Gewölbe eine häßliche Szene verbarg — solches lese ich in dem verzerrten und entsetzten Gesichte der Lauscherin. Donna Olympia verstand, daß da unten ein Frevel begangen werde, daß sie als die Anstifterin und Mitschuldige desselben der Strenge des Gesetzes und der Rache der Verratenen sich preisgebe, und da sich die Hinrichtung des Grafen, ihres Gemahls, jährte, glaubte sie auch *ihr* törichtes Haupt dem Beile unrettbar verfallen. Sie wählte den nahenden Schritt Ezzelins zu vernehmen: da floh sie und schrie: «Hilfe! Mörder!»

Die Gequälte stürzte auf den Flur und an das in den engen inneren Hof blickende Fenster. «Mein Maultier! Meine Sänfte!» rief sie hinunter, und lachend über den doppelten Befehl — das Maultier war für das Land, die Sänfte für die Stadt — erhob sich das Gesinde der Törin langsam und bequem aus einem Winkel, wo es bei einer Kürbislaterne trank und würfelte. Ein alter Stallmeister, welcher allein der unglücklichen Herrin Treue hielt, sattelte bekümmert zwei Maultiere und führte sie durch den Torweg auf den an der Gasse liegenden Vorplatz des Palastes: er hatte Donna Olympia schon auf mancher Irrfahrt begleitet. Die andern folgten witzereißend mit der Sänfte.

Auf der großen Treppe stieß die flüchtige Törin, welche der auch bei den Unseligen übermächtige Trieb der Selbsterhaltung ihr geliebtes Kind vergessen ließ, gegen den besorgten Ascanio, der, ohne Nachricht gelassen und von Unruhe getrieben, auf Kundschaft ausgegangen war.

«Was ist geschehen, Signora?» fragte er eilig.

«Ein Unglück!» krächzte sie wie ein aufliegender Rabe, rannte die Treppe hinab, saß auf ihrem Tiere, stachelte es mit rasender Ferse und verschwand im Dunkel.

Ascanio suchte durch die finstern Gemächer bis in die von der stehengebliebenen Ampel der Madonna Olympia erhellte Kammer Antiopes. Wie er sich darin umblickte, wurde die Tür der Hauskapelle geöffnet, und zwei schöne Gespenster entstiegen der Tiefe. Der Mutige begann zu zittern. «Astorre, du bist mit ihr vermählt!» Der schallvolle Name dröhnte im Echo des Gewölbes wie die Tuba jenes Tages. «Und trägst Dianens Ring am Finger!»

Astorre riß ihn ab und schleuderte ihn von sich.

Ascanio stürzte an das offene Fenster, durch welches der Ring gesprungen war. «Er ist in eine Spalte zwischen zwei Quadern geglitscht», sprach es aus der Gasse herauf. Ascanio erblickte Turbane und Eisenkappen. Es waren die Leute des Vogtes, welche ihr nächtliche Runde begannen.

«Auf ein Wort, Abu Mohammed!» rief er, rasch besonnen, einen weißbärtigen Greis, der höflich erwiderte: «Dein Wunsch ist mir Befehl!» und mit zwei anderen Sarazenen und einem Deutschen im Tore des Palastes verschwand.

Abu-Mohammed-al-Tabîb überwachte nicht nur die Sicherheit der Straße, sondern betrat auch das Innerste der Häuser, um Reichsverräter — oder was der Vogt so benannte — zu verhaften. Kaiser Friedrich hatte ihn seinem Schwiegersohne, dem Tyrannen, gegeben, damit er diesem eine sarazenische Leibwache werbe, und an deren Spitze war er in Padua verblieben. Abu Mohammed war eine feine Erscheinung und hatte gewinnende Formen. Er nahm Anteil an dem Schmerze der Familie, deren Glied er in den Kerker oder zum Blocke führte, und tröstete die betrübte in seinem gebrochenen Italienisch mit Sprüchen arabischer Dichter. Ich vermute, daß er seinen Beinamen «al Tabîb», das ist der Arzt, wenn er auch einige chirurgische Kenntnisse und Griffe besitzen mochte, zuerst und voraus gewissen ärztlichen Manieren verdankte: ermutigenden Handgebärden, beruhigenden Worten, wie zum Beispiel: «Es tut nicht weh» oder: «Es geht vorüber», womit die Jünger Galens eine schmerzliche Operation einzuleiten pflegen. Kurz, Abu Mohammed behandelte das Tragische gelinde und war zur

Zeit meiner Fabel trotz seines strengen und bittern Amtes in Padua keine verhaßte Persönlichkeit. Später, da der Tyrann eine Lust daran fand, menschliche Leiber zu martern, woran du nicht glauben kannst, Cangrande!, verließ ihn Abu Mohammed und kehrte zu seinem gütigen Kaiser zurück.

Auf der Schwelle des Gemaches winkte Abu Mohammed seinen drei Begleitern, stehenzubleiben. Der Deutsche, der die Fackel trug, ein trotzig blickender Geselle, verharrete nicht lange. Er hatte heute zur Vesperstunde Germano nach dem Palaste Vicedomini begleitet und dieser ihm zugelacht: «Laß mich jetzt! Ich verlobe hier mein Schwesterchen Diana dem Mönche!» Der Germane kannte die Schwester seines Hauptmanns und hatte eine Art stiller Neigung zu ihr, ihres hohen Wuchses und ihrer redlichen Augen halber. Da er nun den Mönch, welchem er heute mittag zur Seite geritten, Hand in Hand mit einem kleinen und zierlichen Weibe sah, das ihm, neben dem großen Bilde Dianens, als eine Puppe erschien, witterte er Treubruch, schmiß erzürnt die lodernde Fackel auf den Steinboden, wo sie der eine der Sarazenen behutsam aufhob, und eilte davon, Germano den Verrat des Mönches zu melden.

Ascanio, der den Deutschen erriet, bat Abu Mohammed, ihn zurückzurufen. Dieser aber weigerte sich. «Er würde nicht gehorchen», sagte er sanft, «und mir zwei oder drei meiner Leute niederhauen. Mit welchem andern Dienste, Herr, bin ich dir gefällig? Verhafte ich diese blühenden Jugenden?»

«Astorre, sie wollen uns trennen!» schrie Antiope und suchte Schutz in den Armen des Mönches. Die am Altare Frevelnde hatte mit einer schuldlosen Seele auch die natürliche Beherztheit eingebüßt. Der Mönch, welchen seine Schuld vielmehr ermutigte und begeisterte, tat einen Schritt gegen den Sarazenen und riß ihm unversehens das Schwert aus der Scheide. «Vorsichtig, Knabe, du könntest dich schneiden», warnte dieser gutmütig.

«Laß dir sagen, Abu Mohammed», erklärte Ascanio, «dieser Rasende ist der Gespieler meiner Jugend und war lange Zeit der Mönch Astorre, den du sicherlich auf den Straßen Paduas gesehen hast. Der eigene Vater hat ihn um sein Klostergelübde geprellt und mit einem ungeliebten Weibe ver-

mählt. Vor wenigen Stunden wechselte er mit ihr die Ringe, und jetzt, wie du ihn hier siehst, ist er der Gatte dieser andern.»

«Verhängnis!» urteilte der Sarazene mild.

«Und die Verratene», fuhr Ascanio fort, «ist Diana Pizzagueria, die Schwester Germanos! Du kennst ihn. Er glaubt und traut lange, sieht und greift er aber, daß er ein Getäuschter und Betrogener ist, so spritzt ihm das Blut in die Augen, und er tötet.»

«Nicht anders», bestätigte Abu Mohammed. «Er ist von der Mutter her ein Deutscher, und diese sind Kinder der Treue!»

«Rate mir, Sarazene. Ich weiß nur *eine* Auskunft: vielleicht eine Rettung. Wir bringen die Sache vor den Vogt. Ezzelin mag richten. Inzwischen bewachen deine Leute den Mönch in seinem eigenen festen Hause. Ich eile zum Ohm. Diese aber bringst du, Abu Mohammed, zu der Markgräfin Cunizza, der Schwester des Vogts, der frommen und leutseligen Domina, die hier seit einigen Wochen Hof hält. Nimm die hübsche Sünderin! Ich anvertraue sie deinem weißen Barte.» — «Du darfst es», versicherte Mohammed.

Antiope umklammerte den Mönch und schrie noch kläglich als das erstemal: «Sie wollen mich von dir trennen! Laß mich nicht, Astorre! keine Stunde! keinen Augenblick! Oder ich sterbe!» Der Mönch hob das Schwert.

Ascanio, der jede Gewalttat verabscheute, blickte den Sarazenen fragend an. Dieser betrachtete die sich umschlungen Haltenden mit väterlichen Augen. «Laß die Schatten sich umarmen!» sagte er dann weichgestimmt, sei es, daß er ein Philosoph war und das Leben für Schein hielt, sei es, daß er sagen wollte: Vielleicht verurteilt sie morgen Ezzelin zum Tode, gönne den verliebten Faltern die Stunde!

Ascanio zweifelte nicht an der Wirklichkeit der Dinge; desto zugänglicher war er dem zweiten Sinne des Spruches. Nicht allein als der Leichtfertige, der er war, sondern auch als ein Gütiger und Menschlicher zauderte er, die Liebenden auseinanderzureißen.

«Astorre», fragte er, «kennst du mich?»

«Du warst mein Freund», antwortete dieser.

«Und ich bin es noch. Du hast keinen treuern.»

«O trenne mich nicht von ihr!» flehte jetzt der Mönch in einem so ergreifenden Tone, daß Ascanio nicht widerstand. «So bleibet zusammen», sagte er, «bis ihr vor das Gericht tretet.» Er flüsterte mit Abu Mohammed.

Dieser näherte sich dem Mönche, entwand ihm sachte das Schwert, Finger um Finger von dem Griffe lösend, und ließ es in die Scheide an seiner Hüfte zurückfallen. Dann trat er ans Fenster, winkte seiner Schar, und die Sarazenen bemächtigten sich der auf dem Vorplatze stehengebliebenen Sänfte Madonna Olympias.

Durch eine enge, finstere Gasse bewegte sich die schleunige Flucht: Antiope voran, von vier Sarazenen getragen, ihr zur Seite der Mönch und Ascanio, dann die Turbane. Abu Mohammed schloß den Zug.

Dieser eilte an einem kleinen Platz und einer erhellten Kirche vorüber. In die dunkle Fortsetzung der Gasse einmündend, stieß er in hartem Anprall mit einem ihm entgegenkommenden andern, von zahlreichem Volke begleiteten Zuge zusammen. Heftiges Gezänk erhob sich. «Raum der Sposina!» rief die Menge. Chorknaben brachten aus der Kirche lange Kerzen herbei, deren wehende Flämmchen sie mit vorgehaltener Hand schützten. Der gelbe Schimmer zeigte eine geneigte Sänfte und eine umgestürzte Bahre. La Sposina war ein gestorbenes Bräutchen aus dem Volke, das zu Grabe getragen wurde. Die Tote regte sich nicht und ließ sich gelassen wieder auf ihre Bahre legen. Das versammelte Volk aber erblickte den Mönch, der die aus der Sänfte gesprungene Antiope schirmend umfing, und es wußte doch, daß der Mönch heute mit Diana Pizzaguerra sich vermählt hatte. Abu Mohammed schaffte Ordnung. Ohne weiteren Unfall erreichte man den Palast.

Astorre und Antiope wurden von der Dienerschaft mit erstaunten und bestürzten Blicken empfangen. Sie verschwanden im Tore, ohne von Abu Mohammed und Ascanio Abschied genommen zu haben. Dieser wickelte sich in sein Kleid und begleitete noch einige Schritte weit den Sarazenen, welcher die Stadtburg, die er bewachen sollte, umging, ihre Tore zählend und mit dem Blicke die Höhe ihrer Mauern messend.

«Ein gefüllter Tag», sagte Ascanio.

«Eine selige Nacht», erwiderte der Sarazene, den stern-

besäten Himmel betrachtend. Die ewigen Lichter, ob sie nun unser Schicksale beherrschen oder nicht, wanderten nach ihren stillen Gesetzen, bis ein junger Tag, der jüngste und der letzte Astorres und Antiopes, die göttliche Fackel schwang.

In einer Morgenstunde desselben lauschte der Tyrann mit seinem Neffen durch ein kleines Rundbogenfenster seines Stadtturmes auf den anliegenden Platz hinunter, den eine aufgeregte Menge füllte, murmelnd und tosend wie die wechselnde Meereswohle.

Die gestrige Begegnung der Sänfte mit der Bahre und der daraus entstandene Tumult hatte blitzschnell durch die ganze Stadt verlautet. Alle Köpfe beschäftigten sich wachend und träumend mit nichts anderm mehr als mit dem Mönche und seiner Hochzeit: nicht nur dem Himmel habe der Ruchlose sein Gelübde gebrochen, sondern jetzt auch der Erde, seine Braut habe er verraten, seinen Reif verschleudert, in rasend raschem Wechsel mit einmal aufgeloderten Sinnen ein neues Weib gefreit, ein fünfzehnjähriges Mädchen, die Blüte des Lebens, und aus der zerrissenen Kutte sei ein gieriger Raubvogel aufgeflattert. Aber der gerechte Tyrann, der kein Ansehen der Person kenne, lasse das Haus, das den Verbrecher und die Verbrecherin verberge, von seinen Sarazenen bewachen; er werde heute, bald, jetzt die Missethat der zwei Vornehmen — denn die junge Sünderin Antiope sei eine Canossa — vor seinen Stuhl ziehen, der keuschen Diana ihr Recht schaffen und dem durch das schlechte Beispiel seines Adels beleidigten tugendhaften Volke die blutenden Köpfe der zwei Schuldigen durch das Fenster zuwerfen.

Der Tyrann ließ sich, während er einen beobachtenden Blick auf die gärende Masse warf, von Ascanio das Gestrige berichten. Die Verlobung rührte ihn nicht, nur der zugerollte Ring beschäftigte ihn einen Augenblick als eine neue Form des Schicksals. «Ich tadle», sagte er, «daß du sie gestern nicht auseinandergerissen hast! Ich lobe, daß du sie bewachst! Die Vermählung mit Diana besteht zu Recht. Das mit dem Schwert erzwungene oder mit dem Beutel gekaufte Sakrament ist so nichtig als möglich. Der Pfaffe, der sich erschrecken oder bestechen ließ, verdient den Galgen, und wird er eingefangen, so baumelt er. Noch einmal: War-

um tratest du nicht zwischen den Unmündigen und das Kind? Warum zerrtest du nicht einen Taumelnden aus den Armen einer Berauschten? Du gabest sie ihm! Jetzt sind sie Gatten.»

Ascanio, welcher sich wieder hell und leichtfertig geschlafen hatte, verbarg ein Lächeln. «Epikuräer!» strafte ihn Ezzelin. Er aber schmeichelte: «Es ist geschehen, gestrenger Ohm. Wenn du den Fall in deinen Machtkreis ziehst, ist alles gerettet! Beide Parteien habe ich vor deinen Richterstuhl beschieden auf diese neunte Stunde.» Ein gegenüberstehender Campanile schlug sie. «Wolle nur, Ezzelin, und deine feste und kluge Hand löst den Knoten spielend. Liebe verschwendet, und Geiz kennt Ehre nicht. Der verliebte Mönch wird dem niederträchtigen Geizhals, als welchen wir alle diesen würdigen Pizzaguerra kennen, hinwerfen, was er verlangt. Germano freilich wird das Schwert ziehen, doch du heißest es ihn in die Scheide zurückstoßen. Er ist dein Mann. Er knirscht, aber er gehorcht.»

«Ich frage mich», sagte Ezzelin, «ob ich recht tue, den Mönch dem Schwerte meines Germano zu entziehen. Darf Astorre leben? Kann er es, jetzt, da er nach verschleuderter Sandale auch den angezogenen ritterlichen Schuh zur Schlarpe tritt und der Cantus firmus des Mönches in einem gellenden Gassenhauer vertönt? Ich — was an mir liegt — friste dem Wankelmütigen und Wertlosen das Dasein. Allein ich vermag nichts gegen sein Schicksal. Ist Astorre dem Schwerte Germanos bestimmt, so kann ich diesen es senken heißen, jener rennt doch hinein. Ich kenne das. Ich habe das erfahren.» Und er verfiel in ein Brüten.

Scheu wandte Ascanio den Blick seitwärts. Er wußte eine grausame Geschichte.

Einst hatte der Tyrann ein Kastell erobert und die Empörer, die es gehalten hatten, zum Schwerte verurteilt. Der erste beste Kriegsknecht schwang es. Da kniete, um den Todesstreich zu empfangen, ein schöner Knabe, dessen Züge den Tyrannen fesselten. Ezzelin glaubte die seinigen zu erkennen und fragte den Jüngling nach seinem Ursprunge. Es war der Sohn eines Weibes, das Ezzelin in seiner Jugend sündig geliebt hatte. Er begnadigte den Verdammten. Dieser, von der eigenen Neugierde und den neidischen Sticheleien derer, welche ihre Söhne oder Ver-

wandten durch jenes Bluturteil eingeüßt hatten, gereizt und verfolgt, ruhte nicht, bis er das Rätsel seiner Bevorzugung löste. Er soll den Dolch gegen die eigene Mutter gezückt und ihr das böse Geheimnis entrissen haben. Die enthüllte unehrliche Geburt vergiftete seine junge Seele. Er schwur sich von neuem gegen den Tyrannen, überfiel ihn auf der Straße und wurde von demselben Kriegsknechte, der zufällig der erste war, Ezzelin zu Hilfe zu eilen, und mit demselben Schwerte niedergestoßen.

Ezzelin verbarg das Haupt eine Weile mit der Rechten und betrachtete den Untergang seines Sohnes. Dann erhob er sich langsam und fragte: «Was aber wird aus Diana?»

Ascanio zuckte die Achseln. «Diana hat einen Unstern. Zwei Männer hat sie verloren, den einen an die Brenta, den andern an ein lieblicheres Weib. Und dazu der karge Vater! Sie geht ins Kloster. Was bliebe ihr sonst?»

Jetzt erhob sich drunten auf dem Platze ein Murren, ein Schelten, ein Verwünschen, ein Drohen. «Mordet den Mönch!» reizten einzelne Stimmen, doch da sie sich in einen allgemeinen Schrei vereinigen wollten, ging der Volkszorn auf eine seltsame Weise in ein erstauntes und bewunderndes «Ach!» über. «Ach, wie schön ist sie!» Der Tyrann und Ascanio konnten durch ihr Fenster den Auftritt bequem beobachten: Sarazenen auf schlanken Berbern, den Mönch Astorre und sein junges Weib, die von Maultieren getragen wurden, umringend. Die neue Vicedomini ritt verhüllt. Aber wie die tausend Fäuste des Volkes sich gegen den Mönch, ihren Gemahl, ballten, hatte sie sich leidenschaftlich vor ihn geworfen. Die liebende Gebärde zerriß den Schleier. Es war nicht der Reiz ihres Antlitzes allein, noch die Jugend ihres Wuchses, sondern das volle Spiel der Seele, das gestaltete Gefühl, der Atem des Lebens, was die Menge entwaffnete und hinriß, wie gestern den Mönch, der jetzt als ein blühender Triumphator ohne die leiseste Furcht, denn er glaubte sich gefest und gefeit, mit seiner warmen Beute einherzog.

Ezzelin betrachtete diesen Sieg der Schönheit fast verächtlich. Er wandte sein Auge teilnehmend gegen den zweiten Auftritt, welcher aus einer andern Gasse auf den Turmplatz mündete. Drei Vornehme, wie Astorre und Antiope zahlreich begleitet, suchten Bahn durch die Menge. In der

Mitte ein schneeweißes Haupt, die würdige Erscheinung des alten Pizzaguerra. Ihm zur Linken Germano. Dieser hatte gestern schrecklich gezürnt, als ihm sein Deutscher die Kunde des Verrates brachte, und stürzte spornstreichs zur Rache, wurde aber von dem Sarazenen ereilt, welcher ihn, den Vater und die Schwester auf die nächste Frühstunde in den Turm und vor das Gericht des Vogtes lud. Er hatte darauf der Schwester den Frevel des Mönches, welchen er ihr lieber bis nach genommener Rache verheimlicht, offenbaren müssen und sich über ihre Fassung gewundert. Diana ritt zur Rechten des Vaters, keine andere als sonst, nur daß sie den breiten Nacken um einen schweren Gedanken tiefer als gestern trug.

Die Menge, welche die Gekränkte und ihr Recht Fordernde eine Minute früher mit zürnendem Jubel begrüßt hätte, begnügte sich jetzt, das Auge noch geblendet von dem Glanze Antiopes und den Verrat des Mönches begreifend und mitbegehend, der Gedrückten ein mitleidiges: «Arme, Ärmste! Immer Geopferte!» zuzumurmeln.

Jetzt erschienen die fünf vor dem Tyrannen, der in einem nackten Saale auf einem nur zwei Stufen über dem Boden erhöhten Stuhle saß. Vor ihm standen Kläger und Verklagte sich gegenüber: hier die beiden Pizzaguerra und, ein wenig beiseite, die große Gestalt Dianas, dort, Hand in Hand verschlungen, der Mönch und Antiope, alle in Ehrfurcht, während Ascanio an den hohen Sessel des Tyrannen lehnte, als wolle er seine Unparteilichkeit und die Mitte wahren zwischen zwei Jugendspielen.

«Herrschaften», begann Ezzelin, «ich werde euern Fall nicht als eine Staatssache, wo Treubruch Verrat und Verrat Majestätsverbrechen ist, behandeln, sondern als eine läßliche Familienangelegenheit. In der Tat, die Pizzaguerra, die Vicedomini, die Canossa sind ebenso edeln Blutes als ich, nur daß die Erhabenheit des Kaisers mich zu ihrem Vogte in diesen ihren Ländern gemacht hat.» Ezzelin neigte das Haupt bei der Nennung der höchsten Macht; er konnte es nicht entblößen, da er dasselbe, wenn er es nicht mit dem Streithelm bedeckte, überall, selbst in Wind und Wetter, nach antiker Weise bar trug. «So bilden die zwölf Geschlechter eine große Familie, zu der auch ich durch eine meiner Ahnfrauen gehöre. Aber wie sind wir zusammen-

geschmolzen durch unselige Verblendung und strafbare Auflehnung einiger unter uns gegen das höchste weltliche Amt! Wenn ihr mir glaubet, so sparen wir nach Kräften, was noch vorhanden ist. In diesem Sinne halte ich die Rache der Pizzaguerra gegen Astorre Vicedomini auf, obwohl ich sie ihrer Natur nach eine gerechte nenne. Seid ihr, er wendete sich gegen die drei Pizzaguerra, «mit meiner Milde nicht einverstanden, so höret und bedenket eines: Ich, Ezzelino da Romano, bin der erste und darum der Hauptschuldige. Hätte ich mein Roß nicht an einem gewissen Tage und zu einer gewissen Stunde längs der Brenta jagen lassen, Diana wäre standesgemäß vermählt, und dieser hier murmelte sein Brevier. Hätte ich meine Deutschen nicht zur Musterung befohlen an einem gewissen Tage und zu einer gewissen Stunde, so hätte mein Germano den Mönch nicht unzeitig auf einen Gaul gesetzt und dieser der Frau, welche er jetzt an der Hand hält, den ihr von seinem bösen Dämon —

«Von meinem guten!» frohlockte der Mönch.

«— von seinem Dämon zugerollten Brautring wieder vom Finger gezogen. Darum, Herrschaften, begünstigt mich, indem ihr mir die verwickelte Sache entwirren und schlichten helfet; denn bestündet ihr auf der Strenge, so müßte ich auch mich und mich zuerst verurteilen!»

Diese ungewöhnliche Rede brachte den alten Pizzaguerra keineswegs aus der Fassung, und als ihn der Tyrann ansprach: «Edler Herr, Euer ist die Klage», sagte er kurz und karg: «Herrlichkeit, Astorre Vicedomini verlobte sich öffentlich und ganz nach den Gebräuchen mit meinem Kinde Diana. Dann aber, ohne daß Diana sich gegen ihn vergangen hätte, brach er sein Verlöbniß. Unbegründet, ungesetzlich, kirchenschänderisch. Diese Tat wiegt schwer und verlangt, wo nicht Blut, welches deine Herrlichkeit nicht vergossen sehen will, eine schwere Sühne», und er machte die Gebärde eines Krämers, der Gewichtstein um Gewichtstein in eine Waagschale legt.

«Ohne daß Diana sich vergangen hätte?» wiederholte der Tyrann. «Mich dünkt, sie verging sich. Hatte sie nicht eine Wahnsinnige vor sich? Und Diana schilt und schlägt. Denn Diana ist jähzornig und unvernünftig, wenn sie sich in ihrem Rechte gekränkt glaubt.»

Da nickte Diana und sprach: «Du sagst die Wahrheit, Ezzelin.»

«Das ist es auch», fuhr der Tyrann fort, «warum Astorre sein Herz von ihr abgekehrt hat: Er erblickte eine Barbarin.»

«Nein, Herr», widersprach der Mönch, die Verratene von neuem beleidigend, «ich habe Diana nicht angeschaut, sondern das süße Antlitz, das den Schlag empfing, und mein Eingeweide erbarmte sich.»

Der Tyrann zuckte die Achseln. «Du siehst, Pizzaguerra», lächelte er, «der Mönch gleicht einem sittsamen Mädchen, das zum erstenmal einen starken Wein geschlürft hat und sich danach gebärdet. Wir aber sind alte, nüchterne Leute. Sehen wir zu, wie die Sache sich austragen läßt.»

Pizzaguerra erwiderte: «Viel, Ezzelin, täte ich dir zu Gefallen wegen deiner Verdienste um Padua. Doch läßt sich beleidigte Hausehre sühnen anders als mit gezogenem Schwerte?» So redete der Vater Dianens und machte mit dem Arm eine edle Bewegung, welche aber in eine Gebärde ausartete, die einer geöffneten, wo nicht hingehaltenen Hand zum Verwechseln ähnlich sah.

«Biete, Astorre!» sagte der Vogt mit dem Doppelsinne: Biete die Hand! oder: Biete Geld und Gut!

«Herr», wendete sich jetzt der Mönch offen und edel gegen den Tyrannen, «wenn du einen Haltlosen, ja einen Sinnberaubten in mir erblickst, ich zürne dir es nicht, denn ein starker Gott, den ich leugnete, weil ich sein Dasein nicht ahnen konnte, hat sich an mir gerächt und mich überwältigt. Noch jetzt treibt er mich wie ein Sturm und jagt mir den Mantel über den Kopf. Muß ich mein Glück — bettelhaftes Wort!, armselige Sprache! —, muß ich das Höchste des Lebens mit dem Leben bezahlen: ich begreife es und finde den Preis niedrig gestellt! Darf ich aber leben und mit dieser leben, so markte ich nicht!» Er lächelte selig. «Nimm meine Habe, Pizzaguerra!»

«Herrschaften», verfügte der Tyrann, «ich bevormunde diesen verschwenderischen Jüngling. Unterhandeln wir zusammen, Pizzaguerra. Du hörtest es: Ich habe weite Vollmacht. Was denkst du von den Bergwerken der Vicedomini?»

Der ehrbare Greis schwieg, aber seine nahe zusammenliegenden Augen glitzerten wie zwei Diamanten.

«Nimm meine Perlfischereien dazu!» rief Astorre, doch As-

canio, der die Stufen heruntergeglitten kam, verschloß ihm den Mund.

«Edler Pizzaguerra», versuchte jetzt Ezzelin den Alten, «nimm die Bergwerke! Ich weiß, die Ehre deines Hauses geht dir über alles und steht um keinen Preis feil, aber ich weiß ebenfalls, du bist ein guter Paduaner und tust dem Stadtfrieden etwas zuliebe.»

Der Alte schwieg hartnäckig.

«Nimm die Minen», wiederholte Ezzelin, der das Wortspiel liebte, «und gib die Minne!»

«Die Bergwerke und die Fischereien?» fragte der Alte, als wäre er schwerhörig.

«Die Bergwerke, sagte ich, und damit gut. Sie ertragen viele tausend Pfunde. Würdest du mehr fordern, Pizzaguerra, so hätte ich mich in deiner Gesinnung betrogen, und du setztest dich dem häßlichen Verdachte aus, um Ehre zu feilschen.»

Da der Geizhals den Tyrannen fürchtete und nicht mehr erlangen konnte, verschluckte er seinen Verdruß und bot dem Mönche die trockene Hand. «Ein schriftliches Wort, Lebens und Sterbens halber», sagte er dann, zog Stift und Rechenbüchlein aus der Gürteltasche, entwarf mit zitternden Fingern die Urkunde «coram domino Azzolino» und ließ den Mönch unterzeichnen. Hierauf verbeugte er sich vor dem Vogt und bat, ihn zu entschuldigen, wenn er, obwohl einer aus den Zwölfen, Altersschwäche halber der Hochzeit des Mönches nicht beiwohne.

Germano hatte, seine Wut verbeißend, neben dem Vater gestanden. Jetzt löste er den einen seiner Eisenhandschuhe. Er schleuderte ihn dem Mönch ins Gesicht, hätte ihm nicht eine Machtgebärde des Tyrannen Halt geboten.

«Sohn, willst du den öffentlichen Frieden brechen?» mahnte jetzt auch der alte Pizzaguerra. «Mein gegebenes Wort enthält und verbürgt auch das deinige. Gehorche! Bei meinem Fluche! Bei deiner Enterbung!» drohte er.

Germano lachte. «Kümmert Euch um Eure schmutzigen Hände, Vater!» warf er verächtlich hin. «Doch auch du, Ezzelin, Herr von Padua, darfst es mir nicht verwehren! Es ist Mannesrecht und Privatsache. Verweigere ich dem Kaiser und dir, seinem Vogte, den Gehorsam, so enthaupte mich; aber du hinderst mich nicht, gerecht wie du bist,

diesen Mönch zu erwürgen, der meine Schwester geöff't und mich beheuchelt hat. Wäre Untreue straflos, wer möchte leben? Es ist des Platzes auf der Erde zuwenig für den Mönch und mich. Das wird er selbst begreifen, wenn er wieder zu Sinnen kommt.»

«Germano», gebot Ezzelin, «ich bin dein Kriegsherr. Morgen vielleicht ruft die Tuba. Du bist nicht dein eigen, du gehörst dem Reich!»

Germano erwiderte nichts. Er befestigte den Handschuh. «Vorzeiten», sagte er dann, «unter den blinden Heiden gab es eine Gottheit, welche gebrochene Treue rächte. Das wird sich mit dem Glockengeläute nicht geändert haben. Ihr befehle ich meine Sache!» Rasch erhob er die Hand.

«So steht es gut», lächelte Ezzelin. «Heute abend wird im Palaste Vicedomini Hochzeit mit Masken gefeiert, ganz wie gebräuchlich. Ich gebe das Fest und lade euch ein, Germano und Diana. Ungepanzert, Germano! Mit kurzem Schwerte!»

«Grausamer!» stöhnte der Krieger. «Kommt, Vater! Wie möget Ihr länger das Schauspiel unserer Schande geben?» Er riß den Alten mit sich fort.

«Und du, Diana?» fragte Ezzelin, da er vor seinem Stuhle nur noch diese und die Neuvermählten sah. «Begleitest du nicht Vater und Bruder?»

«Wenn du es gestattest, Herr», sagte sie, «habe ich ein Wort mit der Vicedomini zu reden.» An dem Mönche vorüber blickte sie fest auf Antiope.

Diese, deren Hand Astorre nicht losgab, hatte an dem Gerichte des Tyrannen einen leidenden, aber tief erregten Anteil genommen. Bald errötete das liebende Weib. Bald entfärbte sich eine Schuldige, die unter dem Lächeln und der Gnade Ezzelins sein wahres und ein sie verdammen-des Urteil entdeckte. Bald jubelte ein der Strafe entwisches Kind. Bald regte sich das erste Selbstgefühl der jungen Herrin, der neuen Vicedomini. Jetzt, von Diana ins Gesicht angedet, warf sie ihr scheue und feindselige Blicke entgegen.

Diese ließ sich nicht beirren. «Schau her, Antiope!» sagte sie. «Hier mein Finger» — sie streckte ihn — «trägt den Ring deines Gatten. Den darfst du nicht vergessen. Ich bin nicht abergläubischer als andere, aber an deiner Stelle wäre mir

schlimm zumute! Schwer hast du dich an mir versündigt, doch ich will gut und milde sein. Heute abend feierst du Hochzeit mit Masken nach den Gebräuchen. Ich werde dir erscheinen. Komme reuig und demütig und ziehe mir den Ring vom Finger!»

Antiope stieß einen Schrei der Angst aus und klammerte sich an ihren Gatten. Dann, in seinen Armen geborgen, redete sie stürmisch: «Ich soll mich erniedrigen? Was befiehst du, Astorre? Meine Ehre ist deine Ehre! Ich bin nichts mehr als dein Eigentum, dein Herzklopfen, dein Atemzug und deine Seele. Wenn du willst und du gebietest, dann!»

Astorre sprach, sein Weib zärtlich beruhigend, gegen Diana: «Sie wird es tun. Möge dich ihre Demut versöhnen! und die meinige! Sei mein Gast heute nacht und bleibe meinem Hause günstig!» Er wendete sich zu Ezzelin, dankte ihm ehrerbietig für Gericht und Gnade, verneigte sich und entführte sein Weib. Auf der Schwelle aber wandte er sich noch fragend gegen Diana: «Und in welcher Tracht wirst du bei uns erscheinen, daß wir dich kennen und dir Ehre bezeigen?»

Diese lächelte verächtlich. Wieder wendete sie sich gegen Antiope. «Kommen werde ich als die, welche ich mich nenne und welche ich bin: die Unberührte, die Jungfräuliche!» sagte sie stolz. Dann wiederholte sie: «Antiope, denke daran: reuig und demütig!»

«Du meinst es ehrlich, Diana? Du führst nichts im Schilde?» zweifelte der Tyrann, da ihm jetzt die Pizza-guerra allein gegenüberstand.

«Nichts», erwiderte sie, jede Beteuerung verschmähend. «Und was wird aus dir, Diana?» fragte er.

«Ezzelin», antwortete sie bitter, «vor diesem deinem Richterstuhle hat mein Vater die Ehre und Rache seines Kindes um ein paar Erzklumpen verschachert. Ich bin nicht wert, daß mich die Sonne bescheine. Für solche ist die Zelle!» Und sie verließ den Saal.

«Allervortrefflichster Ohm!» jubelte Ascanio. «Du vermählst das seligste Paar in Padua und machst aus einer gefährlichen Geschichte ein reizendes Märchen, womit ich einst, als ein ehrwürdiger Greis, meine Enkel und Enkelinnen am Herdfeuer ergötzen werde!»

«Idyllischer Neffe!» spottete der Tyrann. Er trat ans Fenster und blickte auf den Platz hinunter, wo die Menge noch in fieberhafter Neugierde standhielt. Ezzelin hatte Befehl gegeben, die vor ihn Beschienenen durch eine Hinterpforte zu entlassen.

«Paduaner», redete er jetzt mit gewaltiger Stimme, und Tausende schwiegen wie eine Einöde. «Ich habe den Handel untersucht. Er war verwickelt und die Schuld geteilt. Ich vergab, denn ich bin zur Milde geneigt jedesmal, wo die Majestät des Reiches nicht berührt wird. Heute abend halten Hochzeit mit Masken Astorre Vicedomini und Antiope Canossa. Ich, Ezzelin, gebe das Fest und lade euch alle. Lasset es euch schmecken, ich bin der Wirt. Euch gehören Schenke und Gasse! Den Palast Vicedomini aber betrete noch gefährde mir keiner, sonst, bei meiner Hand! — und jetzt kehre ruhig jeder in das Seinige, wenn ihr mich liebhabet!»

Ein unbestimmtes Gemurmel drang empor. Es verrieselte und verrann.

«Wie sie dich lieben!» scherzte Ascanio.»

Dante schöpfte Atem. Dann endigte er in raschen Sätzen.

«Nachdem der Tyrann sein Gericht gehalten hatte, vertritt er um Mittag nach einem seiner Kastelle, wo er baute. Er beehrte rechtzeitig nach Padua zurückzukehren, um die vor Diana sich demütigende Antiope zu betrachten.

Aber gegen Voraussicht und Willen wurde er auf der mehrere Miglien von der Stadt entfernten Burg festgehalten. Dorthin kam ihm ein staubbedeckter Sarazene nachgesprengt und überreichte ihm ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers, das umgehende Antwort verlangte. Die Sache war von Bedeutung. Ezzelin hatte vor kurzem eine kaiserliche Burg im Ferraresischen, in deren Befehlshaber, einem Sizilianer, sein Scharfblick den Verräter argwöhnte, nächtlicherweile überfallen, eingenommen und den zweideutigen kaiserlichen Burgvogt in Fesseln gelegt. Nun verlangte der Staufe Rechenschaft über diesen klugen, aber verwegenen Eingriff in seinen Machtkreis. Die arbeitende Stirn in die Linke gelegt, ließ Ezzelin die Rechte über das Pergament gleiten, und sein Stift zog ihn vom ersten zum zwei-

ten und vom zweiten zu einem dritten. Gründlich unterhielt er sich mit dem erlauchten Schwiegervater über die Möglichkeiten und Ziele eines bevorstehenden oder wenigstens geplanten Feldzuges. So verschwand ihm Stunde und Zeitmaß. Erst als er sich wieder zu Pferde warf, erkannte er aus dem ihm vertrauten Wandel der Gestirne — sie blitzten in voller Klarheit —, daß er Padua kaum vor Mitternacht erreichen werde. Sein Gefolge weit hinter sich lassend, schnell wie ein Gespenst, flog er über die nächtliche Ebene. Doch er wählte seinen Weg und umritt vorsichtig einen wenig tiefen Graben, über welchen der kühne Reiter an einem andern Tage spielend gesetzt hätte: Er verhinderte das Schicksal, seine Fahrt zu bedrohen und seinen Hengst zu stürzen. Wieder verschlang er auf gestrecktem Renner den Raum, aber Paduas Lichter wollten noch nicht schimmern.

Dort, vor der breiten Stadtfeste der Vicedomini, während sie sich in rasch wachsender Dämmerung schwärzte, hatte sich das trunkene Volk versammelt. Zügellose wechselten mit possierlichen Szenen auf dem nicht großen Platze. In der gedrängten Menge gor eine wilde, zornige Lust, ein bacchantischer Taumel, welchem die ausgelassene Jugend der Hochschule ein Element des Spottes und Witzes beimischte.

Jetzt ließ sich eine schleppende Kantilene vernehmen, in der Art einer Litanei, wie unsere Landleute zu singen pflegen. Es war ein Zug Bauern, alt und jung, aus einem der zahlreichen Dörfer im Besitze der Vicedomini. Dieses arme Volk, welches in seiner Abgelegenheit nichts von der Verweltlichung des Mönches, sondern nur in unbestimmten Umrissen die Vermählung des Erben erfahren, hatte sich vor Tagesanbruch mit den üblichen Hochzeitsgeschenken aufgemacht und erreichte nun sein Ziel nach einer langen Wallfahrt im Staube der Landstraße. Es hielt und duckte sich zusammen, langsam über den wogenden Platz vorrückend, hier ein lockiger Knabe, fast noch ein Kind, mit einer goldenen Honigwabe, dort eine scheue, stolze Dirne, ein blökendes, bebändertes Lämmchen in den sorglichen Armen. Alle verlangten sie sehnlich nach dem Angesichte ihres neuen Herrn.

Nun verschwanden sie nach und nach in der Wölbung

des Tores, wo rechts und links die angezündeten Fackeln in den Eisenringen loderten, mit der letzten Tageshelle streitend. Im Torwege befahl Ascanio als Ordner des Festes, er, der sonst so freundliche, mit einer schreienden und gereizten Stimme.

Von Stunde zu Stunde wuchs der Frevelmut des Volkes, und als endlich die vornehmen Masken anlangten, wurden sie gestoßen, dem Gesinde die Fackeln entrissen und auf den Steinplatten ausgetreten, die Edelweiber von ihren männlichen Begleitern abgedrängt und lüstern gehänselt, ungerächt von dem Schwertstiche, der an gewöhnlichen Abenden die Frechheit sofort gestraft hätte.

Dergestalt kämpfte unweit des Palasttores ein hohes Weib in der Tracht einer Diana mit einem immer enger sich schließenden Ringe von Klerikern und Schülern niedersten Ranges. Ein hagerer Mensch ließ seine mythologischen Kenntnisse glänzen. «Nicht Diana bist du!» näselte er verbuhlt, «du bist eine andere! Ich erkenne dich. Hier sitzt dein Täubchen!», und er zeigte auf den silbernen Halbmond über der Stirne der Göttin. Diese aber schmeichelte nicht wie Aphrodite, sondern zürnte wie Artemis. «Weg, Schweine!» schalt sie. «Ich bin eine reinliche Göttin und verabscheue die Kleriker!» — «Gurr, gurr!» gurrte die Hopfenstange und tastete mit den Knochenhänden, stieß aber auf der Stelle einen durchdringenden Schrei aus. Wimmernd hob der Elende die Hand und zeigte seinen Schaden. Sie war durch und durch gestochen und überquoll von Blut: das ergrimmte Mädchen hatte hinter sich in den Köcher gelangt — den entwendeten Jagdköcher ihres Bruders — und mit einem der scharfgeschliffenen Pfeile die ekle Hand gezüchtigt.

Schon wurde der rasche Auftritt von einem andern ebenso grausamen, wenn auch unblutigen verdrängt. Eine alle erdenklichen Widersprüche und schneidenden Mißtöne durcheinanderwerfende Musik, die einem rasenden Zanke der Verdammten in der Hölle glich, brach sich Bahn durch die betäubte und ergötzte Menge. Das niederste und schlimmste Volk — Beutelschneider, Kuppler, Dirnen, Bettelungen — blies, kratzte, paukte, pff, quiekte, meckerte und grunzte vor und hinter einem abenteuerlichen Paare. Ein großes, verwildertes Weib von zerstörter Schönheit

ging Arm in Arm mit einem trunkenen Mönche in zeretzter Kutte. Dieses war der Klosterbruder Serapion, der, von dem Beispiele Astorres aufgestachelt, nächtlicherweile aus der Zelle entsprungen war und sich seit einer Woche im Schlamm der Gasse wälzte. Vor einem aus der finstern Palastmauer vorspringenden erhellten Erker machte die Horde halt, und mit einer gellenden Stimme und der Gebärde eines öffentlichen Ausrufers schrie das Weib: «Kund und zu wissen, Herrschaften: Über ein kurzes schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope!» Ein unbändiges Gelächter begleitete diese Verkündigung.

Jetzt nickte aus dem schmalen Bogenfenster des Erkers die läutende Schellenkappe Gocciolas, und ein melancholisches Gesicht zeigte sich der Gasse.

«Gutes Weib, sei stille!» klagte der Narr weinerlich auf den Platz hinunter. «Du verletzest meine Erziehung und beleidigst mein Schamgefühl!»

«Guter Narr», antwortete die Schamlose, «stoße dich nicht daran! Was die Vornehmen begehnen, dem geben wir den Namen. Wir setzen die Titel auf die Büchsen der Apotheke!»

«Bei meinen Todsünden», jubelte Serapion, «das tun wir! Bis Mitternacht soll die Hochzeit meines Brüderchens auf allen Plätzen Paduas ausgeschellt und hell verkündigt werden. Vorwärts, marsch! Hopsasa!», und er hob das nackte Bein mit der Sandale aus den hangenden Lumpen der besudelten Kutte.

Dieser von der Menge wütend beklatschte Schwank verscholl an den steilen Mauern der nächtigen Burg, deren Fenster und Gemächer zum großen Teil gegen die innern Hofräume gingen.

In einem stillen, geschützten Gemache wurde Antiope von ihren Zofen, Sotte und einer andern, gekleidet und geschmückt, während Astorre den nicht enden wollenden Schwarm der Gäste oben an den Treppen empfing. Sie schaute in ihre eigenen bangen Augen, die ihr aus einem Silberspiegel begegneten, welchen die Unterzofe mit einem neidischen Gesicht in nackten, frechen Armen hielt.

«Sotte», flüsterte das junge Weib zu der Dienerin, die ihr die Haare flocht, «du ähnelst mir und hast meinen Wuchs: Wechsle mit mir die Kleider, wenn du mich liebhasst! Gehe hin und ziehe ihr den Ring vom Finger! Reuig und de-

mütig! Verbeuge dich mit gekreuzten Armen vor der Pizzagueria wie die letzte Sklavin! Falle auf die Knie! Wälze dich am Boden! Wirf dich ganz weg! Nur nimm ihr den Ring! Ich lohne fürstlich!», und da sie Sotte zaudern sah: «Nimm und behalte alles, was ich Köstliches trage!» flehte die Herrin, und dieser Versuchung widerstand die eitle Sotte nicht.

Astorre, welcher der Pflicht des Wirtes einen Augenblick entwendete, um sein Liebstes zu besuchen, fand im Gemache zwei sich umkleidende Frauen. Er erriet. «Nein, Antiope!» verboter. «So darfst du nicht durchschlüpfen. Es muß Wort gehalten werden! Ich verlange es von deiner Liebe. Ich befehle es dir!» Indem er diesen strengen Spruch mit einem Kuß auf den geliebten Nacken zu einem Koseworte machte, wurde er weggerissen von dem herbeieilenden Ascanio, welcher ihm vorstellte, seine Bauern wünschten ihm ihre Gaben ohne Verzug zu überreichen, um in der Kühle der Nacht den Heimweg anzutreten. Da sich Antiope wendete, um den Gatten wiederzuküssen, küßte sie die Luft.

Jetzt ließ sie sich rasch fertigkleiden. Selbst die leichtfertige Sotte erschrak vor der Blässe des Angesichtes im Spiegel. Nichts lebte darin als die Angst der Augen und der Schimmer der zusammengepreßten Zähnchen. Ein roter Streif, der Schlag Dianens, wurde auf der weißen Stirne sichtbar.

Nach beendigtem Putze erhob sich das Weib Astorres mit klopfenden Pulsen und hämmernden Schläfen, verließ die sichere Kammer und durcheilte die Säle, Dianen suchend. Sie wurde gejagt von dem Mute der Furcht. Sie wollte jubelnd mit dem zurückeroberten Ringe ihrem Gatten entgegenen, dem sie den Anblick ihrer Buße erspart hätte.

Bald unterschied sie aus den Masken die hochgewachsene Göttin der Jagd, erkannte in ihr die Feindin und folgte, behebend und zornige Worte murmelnd, der gemessenen Schreitenden, welche den Hauptsaal verließ und sich gnädig in eines der schwachbeleuchteten und nur halb so hohen Nebengemächer verlor. Die Göttin schien nicht öffentliche Demütigung, sondern Demut des Herzens zu verlangen.

Jetzt neigte sich im Halbdunkel Antiope vor Diana. «Gib mir den Ring!» preßte sie hervor und tastete an dem kräftigen Finger.

«Demütig und reuig?» fragte Diana.

«Wie anders, Herrin?» fieberte die Unselige. «Aber du treibst dein Spiel mit mir, Grausame! Du biegst deinen Finger, jetzt krümmst du ihn!»

Ob Antiope es sich einbildete? Ob Diana wirklich dieses Spiel trieb? Wie wenig ist ein gekrümmter Finger! Can-grande, du hast mich der Ungerechtigkeit bezichtigt. Ich entscheide nicht.

Genug, die Vicedomini hob den geschmeidigen Leib und rief, die flammenden Augen auf die strengen der Pizzaguerra gerichtet: «Neckst du eine Frau, Mädchen?» Dann bog sie sich wieder und suchte mit beiden Händen dem Finger den Ring zu entreißen — da durchfuhr sie ein Blitz. Ihr die linke Hand überlassend, hatte die strafende Diana mit der Rechten einen Pfeil aus dem Köcher gezogen und Antiope getötet. Diese sank zuerst auf die linke, dann auf die rechte Hand, drehte sich und lag, den Pfeil im Genick, auf die Seite gewendet.

Der Mönch, der nach Verabschiedung seiner ländlichen Gäste zurückgeeilt kam und sehnlich sein Weib suchte, fand die Entseelte. Mit einem erstickten Schrei warf er sich neben sie nieder und zog ihr den Pfeil aus dem Halse. Ein Blutstrahl folgte. Astorre verlor die Besinnung.

Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, stand Germano vor ihm mit gekreuzten Armen. «Bist du der Mörder?» fragte der Mönch.

«Ich morde keine Weiber», antwortete der andere traurig. «Es ist meine Schwester, die ihr Recht gesucht hat.»

Astorre tastete nach dem Pfeile und fand ihn. Aufgesprungen in einem Satze und das lange Geschoß mit der blutigen Spitze wie eine Klinge handhabend, fiel er in blinder Wut den Jugendspielen an. Der Krieger schauderte leicht vor dem schwarzgekleideten, fahlen Gespenste mit den gesträubten Haaren und dem Pfeil in der Faust.

Er wich um einen Schritt. Das kurze Schwert ziehend, welches der Ungepanzerte heute trug, und den Pfeil damit festhaltend, sagte er mitleidig: «Geh in dein Kloster zurück, Astorre, das du nie hättest verlassen sollen!»

Da gewährte er plötzlich den Tyrannen, der, gefolgt von dem ganzen Feste, welches dem längst Erwarteten bis ans Tor entgegengestürzt war, ihm gerade gegenüber durch die Türe trat.

Ezzelin streckte die Rechte, Friede gebietend, und Germano senkte ehrfürchtig seine Waffe vor dem Kriegsherrn. Diesen Augenblick ergriff der rasende Mönch und stieß dem Ezzelin Entgegenschauenden den Pfeil in die Brust. Aber auch sich traf er tödlich, von dem blitzschnell wieder gehobenen Schwerte des Kriegers erreicht.

Germano war stumm zusammengesunken. Der Mönch, von Ascanio gestützt, tat noch einige wankende Schritte nach seinem Weibe und bettete sich, von dem Freunde niedergelassen, zu ihr, Mund an Mund.

Die Hochzeitsgäste umstanden die Vermählten. Ezzelin betrachtete den Tod. Hernach ließ er sich auf ein Knie nieder und drückte erst Antiope, darauf Astorre die Augen zu. In die Stille klang es mißtönig herein durch ein offenes Fenster. Man verstand aus dem Dunkel: ›Jetzt schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope.‹ Und ein fernes Gelächter.»

Dante erhob sich. «Ich habe meinen Platz am Feuer bezahlt», sagte er, «und suche nun das Glück des Schlummers. Der Herr des Friedens behüte uns alle!» Er wendete sich und schritt durch die Pforte, welche ihm der Edelknabe geöffnet hatte. Aller Augen folgten ihm, der die Stufen einer fackelhellen Treppe langsam emporstieg.

JÜRGEN JENATSCH

Eine Bündnergeschichte

DIE REISE DES HERRN WASER

Erstes Kapitel

Die Mittagssonne stand über der kahlen, von Felshäuptern umragten Höhe des Julierpasses im Lande Bünden. Die Steinwände brannten und schimmerten unter den stechenden senkrechten Strahlen. Zuweilen, wenn eine geballte Wetterwolke emporquoll und vorüberzog, schienen die Bergmauern näher heranzutreten und, die Landschaft verengend, schroff und unheimlich zusammenzurücken. Die wenigen zwischen den Felszacken herniederhängenden Schneeflecke und Gletscherzungen leuchteten bald grell auf, bald wichen sie zurück in grünliches Dunkel. Es drückte eine schwüle Stille, nur das niedrige Geflatter der Steinlerche regte sich zwischen den nackten Blöcken, und von Zeit zu Zeit durchdrang der scharfe Pfiff eines Murmeltiers die Einöde.

In der Mitte der sich dehnenden Paßhöhe standen rechts und links vom Saumpfade zwei abgebrochene Säulen, die der Zeit schon länger als ein Jahrtausend trotzen mochten. In dem durch die Verwitterung beckenförmig ausgehöhlten Bruche des einen Säulenstumpfes hatte sich Regenwasser gesammelt. Ein Vogel hüpfte auf dem Rande hin und her und nippte von dem klaren Himmelswasser.

Jetzt erscholl aus der Ferne, vom Echo wiederholt und verhöhnt, das Gebell eines Hundes. Hoch oben an dem stellenweise grasbewachsenen Hange hatte ein Bergamascherhirt im Mittagsschlafe gelegen. Nun sprang er auf, zog seinen Mantel fest um die Schultern und warf sich in kühnen Schwüngen von einem vorragenden Felsturme hinunter zur Einholung seiner Schafherde, die sich in weißen beweglichen Punkten nach der Tiefe hin verlor. Einer seiner zottigen Hunde setzte ihm nach, der andere, vielleicht

ein altes Tier, konnte seinem Herrn nicht folgen. Er stand auf einem Vorsprunge und winselte hilflos.

Und immer schwüler und stiller glühte der Mittag. Die Sonne rückte vorwärts und die Wolken zogen.

Am Fuße einer schwarzen, vom Gletscherwasser befeuchteten Felswand rieselten die geräuschlos sich herunterziehenden Silberfäden in das Becken eines kleinen Sees zusammen. Gigantische, seltsam geformte Felsblöcke umfaßten das reinliche, bis auf den Grund durchsichtige Wasser. Nur an dem einen flachern Ende, wo es, talwärts abfließend, sich in einem Stücke saftig grünen Rasens verlor, war sein Spiegel von der Höhe des Saumpfades aus sichtbar. An dieser grünen Stelle erschien jetzt und verschwand wieder der braune Kopf einer grasenden Stute, und nach einer Weile weideten zwei Pferde behaglich auf dem Rasenflecke und ein drittes schlürfte die kalte Flut.

Endlich tauchte ein Wanderer auf. Aus der westlichen Talschlucht heransteigend, folgte er den Windungen des Saumpfades und näherte sich der Paßhöhe. Ein Bergbewohner, ein wettergebräunter Gesell war es nicht. Er trug städtische Tracht, und was er auf sein Felleisen geschnallt hatte, schien ein leichter Ratsdegen und ein Ratsherrenmäntelchen zu sein. Dennoch schritt er jugendlich elastisch bergan und schaute sich mit schnellen klugen Blicken in der ihm fremdartigen Bergwelt um.

Jetzt erreichte er die zwei römischen Säulen. Hier entledigte er sich seines Ränzchens, lehnte es an den Fuß der einen Säule, wischte sich den Schweiß mit seinem saubern Taschentuche vom Angesicht und entdeckte nun in der Höhlung der andern den kleinen Wasserbehälter. Darin erfrischte er sich Stirn und Hände, dann trat er einen Schritt zurück und betrachtete mit ehrfurchtsvoller Neugier sein antikes Waschbecken. Schnell bedacht zog er eine lederne Briefftasche hervor und begann eifrig die beiden ehrwürdigen Trümmer auf ein weißes Blatt zu zeichnen. Nach einer Weile betrachtete er seiner Hände Werk mit Befriedigung, legte das aufgeschlagene Büchlein sorgfältig auf sein Felleisen, griff nach seinem Stocke, woran die Zeichen verschiedener Maße eingekerbt waren, ließ sich auf ein Knie nieder und nahm mit Genauigkeit das Maß der merkwürdigen Säulen.

«Fünfthalb Fuß hoch», sagte er vor sich hin.

«Was treibt Ihr da? Spionage?» ertönte neben ihm eine gewaltige Baßstimme.

Jäh sprang der in seiner stillen Beschäftigung Gestörte empor und stand vor einem Graubarte in grober Dienstracht, der seine blitzenden Augen feindselig auf ihn richtete.

Unerschrocken stellte sich der junge Reisende dem wie aus dem Boden Gestiegenen mit vorgesetztem Fuße entgegen und begann, die Hand in die Seite stemmend, in fließender, gewandter Rede:

«Wer seid denn Ihr, der sich herausnimmt, meine gelehrte Forschung anzufechten auf Bündnerboden, id est in einem Lande, das mit meiner Stadt und Republik Zürich durch wiederholte, feierlichst beschworene Bündnisse befreundet ist? Ich weise Euern beleidigenden Verdacht mit Verachtung zurück. Wollt Ihr mir den Weg verlegen?» fuhr er fort, als der andere, halb verblüfft, halb drohend, wie eingewurzelt stehenblieb. «Sind wir im finstern Mittelalter oder zu Anfang unseres gebildeten siebzehnten Jahrhunderts? Wißt Ihr, wer vor Euch steht? . . . So erfahrt es: der Amtschreiber Heinrich Waser, Civis turicensis.»

«Narrenpossen!» stieß der alte Bündner zwischen den Zähnen hervor.

«Laß ab von dem Herrn, Lukas!» ertönte jetzt ein gebieterischer Ruf hinter den Felstrümmern rechts vom Wege hervor, und der Zürcher, der unwillkürlich dem Klange der Stimme seewärts sich zuwandte, gewahrte nach wenigen Schritten den mittäglichen Ruheplatz einer reisenden Gesellschaft.

Neben einem aus dunkeln Augen blickenden, kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchen, das im Schatten eines Felsens auf hingebreiteten Teppichen saß und ausruhte, stand ein stattlicher Kavalier, denn das war er nach seiner ganzen Erscheinung trotz des schlichten Reisegewandes und der schmucklosen Waffen. Am Rande des Sees grasten die des Sattels und Zaumes entledigten Rosse der drei Reisenden.

Der Zürcher ging, die Gruppe scharf ins Auge fassend, mit immer gewissem Schritten auf den bündnerischen Herrn zu, während ein mutwilliges Lachen die Züge des blassen Mädchens plötzlich erhellte.

Jetzt zog der junge Mann gravitatisch den Hut, verneigte sich tief und begann:

«Euer Diener, Herr Pom...», hier unterbrach er sich selbst, als stiege der Gedanke in ihm auf, daß der Angeredete seinen Namen auf diesem Boden vielleicht zu verheimlichen wünsche.

«Der Eurige, Herr Waser», versetzte der Kavalier. «Scheut Euch nicht, den Namen Pompejus Planta zwischen diesen Bergen herzhafte auszusprechen. Ihr habt wohl vernommen, daß ich auf Lebenszeit aus Bünden verbannt, daß ich vogelfrei und verfemt bin, daß auf meine lebende Person tausend Florin und auf meinen Kopf fünfhundert gesetzt sind und was dessen mehr ist. Ich habe den Wisch zerrissen, den das Thusner Prädikantengericht mir zuzuschicken sich erfrecht hat. Ihr, Heinrich, das weiß ich, habt nicht Lust, den Preis zu verdienen! Setzt Euch zu uns und leert diesen Becher.» Damit bot er ihm eine bis zum Rande mit dunklem Veltliner gefüllte Trinkschale.

Nachdem der Zürcher einen Augenblick schweigend in das rote Naß geschaut, tat er Bescheid mit dem wohlüberlegten Trinkspruche: «Auf den Triumph des Rechts, auf eine billige Versöhnung der Parteien in altfrei Rhätia — voraus aber auf Euer Wohlergehen, Herr Pompejus, und auf Eure baldige ehrenvolle Wiedereinsetzung in alle Eure Würden und Rechte!»

«Habt Dank! Und vor allem auf den Untergang der ruchlosen Pöbelherrschaft, die jetzt unser Land mit Blut und Schande bedeckt!»

«Erlaubt», bemerkte der andere vorsichtig, «daß ich als Neutraler mein Urteil über die verwickelten Bündnerdinge einigermaßen zurückhalte. Die vorgefallenen Formverletzungen und Unregelmäßigkeiten freilich sind höchlich zu beklagen, und ich nehme keinen Anstand, sie auch meinerseits zu verdammen.»

«Formverletzung! Unregelmäßigkeit!» brauste Herr Pompejus zornig auf, «das sind gar schwächliche Ausdrücke für Aufruhr, Plünderung, Brandschatzung und Justizmord! Daß ein Pöbelhaufe mir die Burg umzingelt oder eine Scheuer in Brand steckt, davon will ich nicht viel Aufhebens machen. Man hat mich ihnen als Landesverräter vorgemalt und sie so gegen mich verhetzt, daß ich ihnen einen bösen Streich

nicht verarge. Aber daß diese Hungerleider von Prädikanten einen Gerichtshof aus der Hefe des Volkes zusammenlesen, mit der Folter hantieren und mit Zeugen, die verlogener sind als die falschen Zeugen in der Passion unsers Heilandes – das ist ein Greuel vor Gott und Menschen.»

«An den Galgen alle Prädikanten!» erscholl hinter ihnen der Baß des die Pferde zum Aufbruche rüstenden alten Knechts.

«So seid ihr aber, ihr Zürcher», fuhr Planta fort, «daheim führt ihr ein verständiges züchtiges Regiment und bekreuzt euch vor Neuerung und Umsturz. Täte sich bei euch ein Bursche hervor wie unser Prädikant Jenatsch, er säße bald hinter Schloß und Riegel im Wellenberg, oder ihr legtet ihm flugs den Kopf vor die Füße. Von ferne aber erscheint euch der Unhold merkwürdig, und eure Zünfte jauchzen seinen Freveln Beifall zu. Euer neugieriger und unruhiger Geist ergötzt sich daran, wenn die Flammen des Aufruhrs hell aufschlagen, solange sie euern eigenen First nicht bedrohen.»

«Erlaubt —», wiederholte Herr Waser.

«Lassen wir das», schnitt ihm der Bündner das Wort ab. «Ich will mir nicht das Blut vergiften. Bin ich doch nicht hier als das Haupt meiner Partei, sondern um eine einfache Vaterpflicht zu erfüllen. Lukretia, mein Töchterchen — sie ist Euch ja nicht unbekannt —, kommt aus dem Kloster Cazis, wohin ich sie zu den frommen Frauen geflüchtet hatte, als der Sturm gegen mich losbrach, und ich führe sie nun auf einsamen Pfaden in ein italienisches Kloster, wo sie sich in den schönen Künsten üben soll. Und Ihr? Wohin geht Euer Weg?»

«Eine Ferienreise, Herr Pompejus, um den Aktenstaub abzuschütteln und die rhätische Flora kennenzulernen. Seit unser Landsmann Konrad Geßner die Wissenschaft der Botanik begründet hat, treiben wir sie eifrig an unserm Carolinum. Überdies schuldet mir das Schicksal eine geringe Schadloshaltung für ein gescheitertes Reiseprojekt. Ich sollte nämlich», fuhr er etwas schüchtern, aber nicht ohne geheime Eitelkeit fort, «nach Prag an den Hof Seiner Böhmischen Majestät gehen, wo mir durch besondere Gunst eine Pagenstelle zugesichert war.»

«Ihr tatet klug daran, es bleibenzulassen», höhnte Herr Pompejus. «Dieser klägliche König wird in kurzem ein Ende nehmen mit Schrecken und Schande. Und jetzt», fuhr er lauernd fort, «wenn Ihr mit der rhätischen Flora vertraut seid, wollt Ihr nicht auch die des Veltlins studieren? So böte sich Euch Gelegenheit, bei Eurem Studienfreunde Jenatsch auf seiner Strafpfarre einzukehren.»

«Angenommen, es fügte sich so, ich hielte es für kein Verbrechen», versetzte der Zürcher, dem dies rücksichtslose Eindringen in seinen Reiseplan die Röte der Entrüstung auf Stirn und Wangen trieb.

«Ein nichtswürdiger Bube!» grollte Herr Pompejus.

«Mit Gunst, das ist ab irato gesprochen, Herr. Wohl mögt Ihr Euch mit Recht über meinen Schulgenossen zu beklagen haben. Ich verzichte darauf, ihn Euch gegenüber und in dieser Stunde zu verteidigen. — Erlaubt mir lieber, Euch um geneigten Aufschluß zu bitten über jene merkwürdigen Säulen dort. Sind sie römischen Ursprungs? Ihr müßt das wissen, ist doch Euer hochberühmtes Geschlecht seit Kaiser Trajan in diesen Bergen heimisch.»

«Darüber», antwortete Planta, «wird Euch Euer gelehrter Freund, der Blutpfarrer, Auskunft geben. — Du bist bereit, Lukretia?» rief er dem Fräulein zu, das, als das Gespräch sich zu erhitzen begann, mit bekümmelter Miene still nach dem Saumpfade hinauf sich entfernt und bei den Säulen verweilt hatte, wo ihr jetzt eben Lukas eines der wieder gezäumten Pferde vorführte.

«Gehabt Euch wohl, Herr Waser!» grüßte Planta, sich rasch in den Sattel des zweiten schwingend. «Ich kann Euch nicht einladen, auf Euerm Heimwege bei mir im Domleschg einzusprechen, wie ich es unter anderen Umständen gerne getan hätte. Die schuftigen Hände, die jetzt unser Staatsruder führen, haben mir, wie Ihr wißt, mein festes Haus Riedberg zugeriegelt und das durch sie entehrte Bündnerwappen auf mein Tor geklebt.»

Waser verbeugte sich und schaute eine Weile nachdenklich dem über die Hochebene davontrabenden Reisezuge nach. Dann bückte er sich nach seinem aufgeblättert am Wege liegenden Taschenbuche und warf, bevor er es schloß, noch einen Blick auf seine Zeichnung. Was war das? Mitten zwischen die zwei flüchtig entworfenen Säulen hatte eine

kindlich ungeübte Hand große Buchstaben hineingeschrieben. Deutlich stand es zu lesen: *Giorgio, guardati*.

Kopfschüttelnd preßte er das Büchlein mit dem eingesteckten Stifte zusammen und versenkte es in die Tiefe seiner Tasche.

Unterdessen hatten die Wolken sich gemehrt und verdüsterten den Himmel. Waser setzte seinen Weg durch die sonnenlose Felsenlandschaft mit beschleunigten Schritten fort. Noch heftete sein lebhaftes Auge sich zuweilen auf die großen, dunkeln, jetzt unheimlich grotesken Felsmassen, aber es bestrebte sich nicht mehr, wie am Morgen, mit rastloser Neugierde diese ungewohnten seltsamen Formen sich einzuprägen. Es schaute nach innen und suchte mit Hilfe alter Erinnerungen das Verständniß des eben Vorgangenen sich aufzuschließen. Offenbar konnten die warnenden Worte nur von der jungen Lukretia geschrieben sein; sie mußte, als die Rede auf Jenatsch kam, des Wanderers Absicht, den Jugendfreund aufzusuchen, durchschaut haben. Offenbar hatte sie sich weggestohlen in der Angst ihres Herzens, um dem jungen Pfarrer im Veltlin ein mahnendes Zeichen naher Gefahr zu geben. Offenbar zählte sie darauf, das Taschenbuch werde ihm zu Gesicht kommen.

Von dem eben Erlebten spannen sich Wasers Gedanken an fliegenden Fäden in seine Knabenzeit zurück. Auf dem düstern Hintergrunde des Julier malte seine Seele ein farbenlustiges Bild, in dessen Mitte wiederum Herr Pompejus mit seinem Töchterlein Lukretia stand.

Zweites Kapitel

Waser sah sich in der dunkeln Schulstube des neben dem großen Münster gelegenen Hauses zum Loch im Jahre des Heils 1615 auf der vordersten Bank sitzen. Es war ein schwüler Sommertag, und der würdige Magister Semmler erklärte seiner jungen Zuhörerschaft einen Vers der Iliade, der mit dem helltönenden Dativ *magádi* schloß. «*Magás*», erläuterte er, «heißt die Drommete und ist ein den Natur laut nachahmendes Klangwort. Glaubt ihr nicht den durchdringenden Schall der Drommete im Lager der Achaier zu vernehmen, wenn ich das Wort ausrufe?» Er hemmte sei-

nen Schritt vor der großen Wandkarte des griechischen Archipelagus und rief mit hellkrähender Stimme: Magádi!

Diese Kraftanstrengung wurde durch ein schallendes Gelächter belohnt, das der Magister mit Genugtuung vernahm, ohne den Hohn zu bemerken, der im Beifalle seiner belustigten Schüler mitklang. War es ihm doch verborgen geblieben, daß ihm diese alljährlich wiederholte effektvolle Szene schon längst den kriegsmäßigen Spitznamen Magaddi zugezogen hatte, der sich im Wechsel der nachrückenden Geschlechter von Klasse auf Klasse vererbte.

Heinrich Wasers Aufmerksamkeit aber wurde seit einigen Minuten von einem andern Gegenstande gefesselt. Er saß der morschen Eichentüre gegenüber, an welcher sich in längern Zwischenräumen ein zweimaliges, dreimaliges Klopfen hatte vernehmen lassen und die sich dann leise, leise auftat. Durch die Spalte wurden zwei spärende Kinderaugen sichtbar. Als der Drommetenstoß erscholl, mochte der kleine Besuch das tönende Wort für die in einer fremden Sprache an ihn ergehende Aufforderung zum Eintritte nehmen. Es öffnete sich geräuschlos die Tür, und über die hohe Schwelle trat ein vielleicht zehnjähriges Mädchen mit dunkeln Augen und trotzig scheuer Miene. Ein Körbchen in der Hand, näherte es sich ohne Zögern dem würdigen Semmler, verneigte sich vor ihm mit Anstand und sprach: «Mit Eurer Erlaubnis, Signor Maestro.» Dann schritt sie auf Jürg Jenatsch zu, den sie auf den ersten Blick in der Schülerschar entdeckt hatte.

Dieser saß, eine fremdartige Erscheinung, unter seinen fünfzehnjährigen Altersgenossen, die er um Haupteslänge überragte. Seinem braunen Antlitz gaben die düstern Brauen und der keimende Bart einen fast männlichen Ausdruck, und seine kräftigen Handgelenke ragten weit vor aus den engen Ärmeln des dürftigen Wamses, dem er längst entwachsen war. Beim Eintreten der Kleinen überflog eine dunkle Schamröte seine breit ausgeprägte Stirn. Er behielt eine ernste Haltung, aber seine Augen lachten.

Jetzt stand das Mädchen vor ihm, umschlang den Sitzenden mit beiden Armen und küßte ihn herzlich auf den Mund. «Ich habe gehört, daß du hungerst, Jürg», sagte sie, «und bringe dir etwas . . . Von unserm gedörrten Fleische, das du so gerne issest!» fügte sie heimlich hinzu.

Ein unbändiges Gelächter durchdröhnte die Schulstube, das Semmlers gebieterisch erhobene Rechte lange nicht beschwichtigen konnte. Die Augen des Mädchens blickten befremdet und überquollen dann von schweren Tränen des Unmuts und der Scham, während sie Jenatsch fest bei der Hand faßte, als fände sie bei ihm allein Schutz und Hilfe.

Jetzt endlich brach sich die strafende Stimme des Magisters Bahn: «Was ist da zu lachen, ihr Esel? — Ein naiver Zug, sag' ich euch! Rein griechisch! Euer Gebaren ist ebenso einfältig, als wenn ihr euch beugehen laßt, über die unvergleichliche Figur des göttlichen Sauhirten oder die Wäsche des Königstochterleins Nausikaa zu lachen, was ebenso unziemlich als absurd ist, wie ich euch schon eines öftern bewiesen habe. — Du bist eine Bündnerin? Wem gehörst du, Kind?» wandte er sich jetzt mit väterlichem Wohlwollen zu der Kleinen, «und wer brachte dich hierher? Denn», setzte er, seinen geliebten Homer parodierend, hinzu, «nicht kamst du zu Fuß, wie es scheint, nach Zürich gewandelt.»

«Mein Vater heißt Pompejus Planta», antwortete die Kleine und erzählte dann ruhig weiter: «Ich kam mit ihm nach Rapperswyl, und als ich den schönen blauen See sah und hörte, daß am andern Ende die Stadt Zürich sei, so machte ich mich auf den Weg. In einem Dorfe sah ich zwei Schiffer zur Abfahrt rüsten, und da ich sehr müde war, nahmen sie mich mit.»

Pompejus Planta, der Vielgenannte, der angesehenste Mann in Bünden, das allmächtige Parteihaupt! Dieser Name machte auf Herrn Semmler einen überwältigenden Eindruck. Sogleich schloß er die Schulstunde und führte die kleine Bündnerin unter sein gastliches Dach, gefolgt von dem jungen Waser, der bei dem Magister, seinem mütterlichen Ohm, an diesem Wochentage das Mittagsmahl einzunehmen pflegte.

Als sie die steile Römergasse hinunterschritten, kam ihnen gestiefelt und gespornt ein stark gebauter, imponierender Herr entgegen.

«Hab' ich dich endlich, Lukrezchen!» sagte er, das Kind auf den Arm nehmend und heftig küssend. «Was fiel dir ein, mir zu entspringen, Kröte!»

Dann, ohne eine Antwort zu erwarten und ohne das

Mädchen aus den Armen zu lassen, wandte er sich mit einer nur leichten Verbeugung, aber nicht ohne Anmut gegen Semmler und sagte in fließendem, doch etwas fremdartig ausgesprochenem Deutsch: «Ihr habt seltsamen Besuch in Eurer Schule erhalten, Herr Professor! Verzeiht die Störung Eures gelehrten Vortrags durch meinen Wildfang.»

Semmler beteuerte, daß es ihm zur besondern Freude und Ehre gereiche, das junge Fräulein und durch sie den edeln Herrn Vater kennengelernt zu haben. «Tut mir die Ehre an, hochmögender Herr», schloß er, «eine bescheidene Mittagssuppe mit mir und meiner lieben Ehefrau zu teilen.»

Der Freiherr willigte ein, ohne sich bitten zu lassen, und erzählte unterwegs, wie er Lukretias Verschwinden spät bemerkt, dann aber gleich sich aufs Perd geworfen und die Reisende mit Leichtigkeit von Spur zu Spur verfolgt habe. Er erzählte weiter, er besitze in Rapperswyl ein Haus, das er sich auf alle Fälle hin erworben, da es in Bünden wie draußen im Reich nicht mehr ganz geheuer sei. Lukretia habe ihn dahin begleiten dürfen. Wie er dann von Semmler erfuhr, was das Kind nach Zürich getrieben, brach er in ein schallendes Gelächter aus, das aber nicht heiter klang.

Als nach beendigtem Mahle die Herren beim Weine saßen, während die Frau Magisterin sich mit Lukretia beschäftigte, erkundigte sich Planta, vom Gespräch abspringend, plötzlich nach dem jungen Jenatsch. Semmler lobte seine Begabung und seinen Fleiß, und Waser wurde abgeschickt, ihn aus dem Hause des ehrsamten Schuhmachers, wo er sich in Kost gegeben hatte, abzuholen. Nach wenigen Augenblicken trat Georg Jenatsch in die Stube.

«Wie geht es, Jürg?» rief der Freiherr dem Knaben gütig entgegen, und dieser antwortete bescheiden und doch mit einer gewissen stolzen Zurückhaltung, daß er sein mögliches tue. Der Freiherr versprach, ihn bei seinem Vater zu rühmen, und wollte ihn mit einem Wink verabschieden; aber der Knabe blieb stehen. «Gestattet mir ein Wort, Herr Pompejus!» sagte er leicht errötend. «Die kleine Lukretia ist um meinetwillen wie eine Pilgerin im Staube der Landstraße gegangen. Sie hat meiner nicht vergessen und mir aus der Heimat eine Gabe gebracht, die sie mir freilich besser nicht gerade vor meinen Kameraden überreicht hätte. Doch bin ich ihr dafür dankbar und möchte ihr schon um

meiner Ehre willen ein Gegengeschenk anbieten.» Damit enthüllte er aus einem Tüchlein einen kleinen, inwendig vergoldeten Silberbecher von schlichtester Form.

«Ist der Junge toll!» fuhr der Freiherr auf. Dann aber mäßigte er sich sogleich. «Was denkst du, Jürg!» fuhr er fort. «Kommt der Becher von deinem Vater? . . . Ich wußte nicht, daß er über Gold und Silber gebiete. Oder erwarbst du ihn selbst im Schweiß deines Angesichts mit einer Schreiberarbeit? So oder so darfst du ihn nicht wegschenken. Es geht dir knapp genug, und er hat Geldeswert.»

«Ich darf darüber verfügen», antwortete der Knabe selbstbewußt, «denn ich habe ihn mit dem Einsatze meines Lebens gewonnen.»

«Ja, das hat er, Herr Pompejus!» ließ sich jetzt der lebhafteste Waser mit Begeisterung vernehmen, «der Becher kommt von mir. Er ist das Zeichen meiner Dankbarkeit dafür, daß Jürg mich beim Baden aus den Wirbeln der reißenden Sihl, die mich hinuntergezogen, mit eigener Lebensgefahr gerettet hat. Und Jenatsch und ich und Fräulein Lukretia, wir wollen alle daraus auf Euer Wohl trinken.» Sprach's und füllte trotz eines seine unerhörte Kühnheit mißbilligenden Blickes, den ihm sein Ohm zuwarf, das Becherlein mit duftendem Neftenbacher aus dem geblümten Deckelkrüge.

Jürg Jenatsch ergriff den Becher und suchte mit den Augen Lukretia. Sie hatte dem Vorgange mit brennender Aufmerksamkeit gefolgt. Jetzt machte sie sich von der Magisterin los und stellte sich ernsthaft zu der Gruppe. Jürg kostete den Wein und reichte ihn mit dem Spruche: «Auf dein Wohl, Lukretia, und auf das deines Vaters!» dem schweigenden Kinde, das langsam von dem Tranke schlürfte, als beginge es eine feierliche Handlung. Dann gab es den Becher seinem Vater, und dieser leerte ihn aus Verdruß mit einem Zuge.

«Mag es denn sein, du törichter Junge!» sagte Planta, «aber jetzt mach, daß du fortkommst. Auch wir werden bald aufbrechen.»

Jenatsch schied, und Lukretia wurde von der Magisterin zu den Stachelbeersträuchern in den kleinen Hausgarten geführt, um sich, wie die kinderfreundliche Frau sagte, ihren Nachtschüssel selbst zu holen. Während die Herren, dies-

mal in italienischer Sprache sich unterhaltend, noch einmal zum Becher griffen, setzte sich Waser still in eine Fenster-nische mit einem Orbis pictus, in den er angelegentlich vertieft schien. Der Schlaue war des Italienischen nicht unkundig, er hatte es mit Jenatsch halb spielend getrieben und ließ, mit scharfem Ohre lauschend, sich kein Wort des interessanten Gespräches entgehen.

«Ich werde dem Jungen den Kinderbecher zehnfach ersetzen», begann Planta. «Kein übler Bursche, wenn er nicht so hoffärtigen und verschlossenen Gemütes wäre. Hochmut kleidet schlecht, wo das Brot im Hause mangelt. Sein Vater, der Pfarrer von Scharans, ist ein grundbraver Mann und spricht als mein Nachbar häufig bei mir ein. Früher häufiger als jetzt. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, Herr Magister, welch ein schlimmer Geist in unsere Prädikanten gefahren ist. Sie donnern von den Kanzeln gegen den spanischen Kriegsdienst und predigen Gleichberechtigung des Letzten mit dem Ersten zu allen Ämtern im Lande, auch zu den wichtigsten, was bei den gefährlichen politischen Konjunkturen, welche die umsichtigste Führung unseres Staatsschiffleins erfordern, notwendig zum Verderben des Landes ausschlagen muß. Von der unsinnigen protestantischen Propaganda, mit der sie unsere katholischen Untertanen im Veltlin quälen, will ich nicht reden. Ich bin wieder katholisch geworden, Herr, obgleich ich von reformierten Eltern stamme. Warum? Weil im Protestantismus ein Prinzip des Aufruhrs auch gegen die politische Autorität liegt.»

«Stellt Eure Pfarrer besser», warf Semmler behaglich lächelnd ein, «und sie werden als zufriedene und ange-sehene Leute dem Untertan von der notwendigen Ungleichheit der menschlichen Verhältnisse den richtigen Begriff zu geben wissen.»

Planta lachte etwas höhnisch über diese der bündnerischen Opferwilligkeit gemachte Zumutung. «Um auf den Jungen zurückzukommen», sagte er dann, «so gehört er auf einen Kriegsgaul, nicht hinter das Kanzelbrett, und würde dort weniger Unheil stiften. Ich hab' es dem Alten oft gesagt: Gebt den Burschen mir, es ist schade um ihn! Aber der besegnete sich vor dem spanischen Kriegsdienste, wohin ich den hübschen Jungen empfehlen wollte.»

Semmler nippte bedächtig seinen Wein und schwieg. Er

schien den Widerwillen des Scharanser Pfarrers gegen die seinem Sohne geöffnete Laufbahn nicht zu mißbilligen.

«Ein Weltkrieg steht bevor», fuhr Planta leidenschaftlicher fort, «und wer weiß, wie weit es ein so verwegenes Blut bringen könnte! Tollkühn ist der Bursche über alles Maß. Da muß ich Euch doch etwas erzählen, Herr Magister! Im Sommer vor etlichen Jahren — der Junge war noch zu Hause — trieb er sich täglich mit meinem Bruderssohne Rudolf und mit Lukretia auf dem Riedberg herum. Da kommt einmal Lukretia, als ich durch den Garten gehe, im Sturm mit freudeblitzenden Augen auf mich zugelaufen. ›Sieh, sieh, Vater!‹ ruft sie atemlos und deutet in die Höhe zu den Schwalbennestern meines Schloßturmes. Was erblick' ich dort, Herr Magister! Ratet einmal . . . Den Jürg, der rittlings auf dem äußersten Ende eines weit aus der Dachluke ragenden und sich auf und nieder wiegenden Brettes sitzt. Und der Schlingel schwingt noch den Filz und begrüßt uns mit Jubelgeschrei! Der andere mochte drinnen auf dem sicheren Ende der improvisierten Schaukel hocken, und da Rudolf — ich sag' es ungern — ein tückischer Junge ist, graute mir vor dem Wagstück. Ich erhob drohend die Hand und eilte hinauf. Als ich ankam, war alles wieder an Ort und Stelle. Ich faßte den Jürg am Kragen, ihm seine Frechheit vorhaltend; er antwortete aber ruhig, Rudolf hätte gemeint, er würde sich dessen nicht getrauen, und das hätte er nicht dürfen auf sich sitzen lassen.»

Semmler, dessen Hände bei dieser Geschichte ängstlich nach den Armlehnen seines Stuhls gegriffen hatten, erlaubte sich nun das in ihm aufsteigende Bedenken auszusprechen, ob der Umgang Lukretias mit so wilden Jungen, vornehmlich mit dem durch eine unübersteigliche, mit der Zeit immer größer werdende Kluft von ihr getrennten Jenatsch, nicht die weibliche Zartheit und adelig feine Sitte des kleinen Fräuleins gefährden könnte.

«Flausen!» rief der Freiherr. «Ihr dürft Euch darüber keine Gedanken machen, daß das Kind dem Jungen nach Zürich nachgelaufen ist. Daran ist niemand als der Rudolf schuld. Er tyrannisiert das Mädchen und ängstigt es damit, daß er es seine kleine Braut nennt. — Er mag wohl derartiges von seinem Vater gehört haben, meinem Bruder wär' es nicht unwillkommen, denn ich bin der Reichere. — Aber

das liegt in weitem Felde. Kurz, sie hat den stärkern Jürg, den der andere fürchtet, zu ihrem Beschützer gemacht. — Natürlich Kindereien. — Lukretia kommt nächstens zu adeliger Erziehung ins Kloster, und hinter den Mauern wird sie mir sittsam genug werden, denn sie ist nachdenklichen Gemüts. — Was übrigens Eure unübersteiglichen Klüfte betrifft, so meinen wir in Bünden, auch wenn wir es nicht sagen: Das ist Vorurteil. Ehre, Macht und Besitz, versteht sich von selbst, muß haben, wer um eine Planta werben will. Ob es aus Jahrhunderten stamme oder gestern errafft sei, danach fragen wir zuletzt.» —

Hier verjagte der sausende Sturm die vor dem Blicke des jungen Wanderers gaukelnden Bilder seiner Knabenzeit. Waser war wieder um fünf Jahre älter und schritt rüstig auf dem einsamen Saumpfade des Julier abwärts. Und auf rauhe Weise wurde er in die Gegenwart zurückgeholt. Ein aus der Talöffnung des Engadins aufbrausender Windstoß riß ihm den Hut vom Kopfe, den er mit einem verzweifelten Seitensprunge gerade noch erhaschte, ehe der zweite die leichte Beute dem in der Tiefe strudelnden Wildbache zuwarf.

Drittes Kapitel

Waser drückte seinen Filz tiefer in die Stirn, schnallte sein Ränzchen fester und sprang, am jetzt steil werdenden Abhänge die weiten Windungen des Saumpfades kürzend, ciligabwärts. Erst überschritt er die Wurzeln blitzgeschwärzter, seltsam verdrehter Arvbäume und die harten Rinnen ausgetrockneter Wildbäche, dann trat er weichen Rasen, und plötzlich lag das sammetgrüne Engadin geöffnet ihm zu Füßen mit seinen am blitzenden Inn wie ein Geschmeide aufgereihten Bergseen. Aber es war ein letzter Sonnenstrahl zwischen Wolken, der es erhellte und talabwärts in lichter Ferne über dem See und den Weiden von St. Moritz regenbogenfarbig spielte.

Dem Niedersteigenden gegenüber ragte eine kahle, dunkle Pyramide empor und daneben talaufwärts ein ebenso hoher, mit grünschimmernden Gletschern behangener Grat. Hinter dem Joche, das sie verband, braute sich das Gewitter und drängte seine leise donnernden Wolken

durch die Lücke, in der noch zuweilen grell ein entfernteres Schneehaupt auftauchte.

Zur Rechten des Wanderers maskierten die Berge der andern Talwand jene steile Felstreppe, die fast plötzlich durch ein tief eingeschnittenes Tal aus der leichten Bergluft in die Hitze Italiens hinunterführt. Dort hinter der Maloja quollen, vom Südwinde heraufgejagt, die schwülen Dünste wie ein Nebelrauch hervor über die feuchten Wiesen von Baselgia Maria, dessen weiße Türme hinter einem Regenschleier kaum noch sichtbar waren.

Jetzt erreichte der Saumpfad das erste Engadinerdorf, eine Gasse fester Häuser, die mit ihren Strebepfeilern und vergitterten Fensterluken kleinen Festungen glichen. Aber der junge Zürcher klopfte an keine der schweren Holztüren, sondern beschloß trotz der Dämmerstunde auf der Talstraße längs der Seen rüstig südwärts zu schreiten. Sein Vorsatz war, im Hospiz der Maloja zu nächtigen, um in der Frühe des nächsten Tages über den Murettopaß nach dem Veltlin aufzubrechen; denn — Herr Pompejus hatte es erraten — es verlangte ihn, und jetzt mehr als je, seinen Schulfreund Jenatsch zu umarmen.

Zwischen diesen hohen Bergen war es früh Abend und kühl geworden, und der Weg dehnte sich endlos neben den am Gestade plätschernden Wellen. Ein feiner, frostiger Nebelregen verhüllte die Gegend und durchdrang nach und nach die Kleider des in gleichmäßigem Schritte vorwärts Eilenden. Eine Schläfrigkeit, wie er sie während der Hitze des Tages nicht gefühlt, fiel auf seine Sinne und Gedanken wie eine leichte Erstarrung. Einmal an einer Stelle, wo der Inn mit raschen Wellen in engem Bette an ihm vorüberschoß und auf dem andern Ufer der stumpfe Turm eines schwerfälligen Kirchleins erschien, glaubte er Pferdegetrappel zu vernehmen. Über die Holzbrücke zu seiner Linken flog ein Reiter, der, nach der Maloja schwenkend, vor ihm herjagte und im Abenddunkel verschwand. War diese in einen Mantel gehüllte Gestalt nicht Herr Pompejus gewesen? Nein, es war ein einzelner scheuer Nachtfahrer, und der Freiherr geleitete und beschützte ja sein Töchterlein, für das er gewiß die sichere Gastfreundschaft seiner Sippe in einem der vornehmen Engadinerdörfer angesprochen hatte.

Endlich, endlich war der letzte See umschritten, trat der letzte Felsvorsprung zurück. Durch den Nebel schimmern-der Feuerschein und Hundegebell verkündeten die Nähe eines Hauses, das nur die Paßherberge sein konnte. Waser gewährte, der dunklen Steinmasse zuschreitend, mit Befriedigung, daß die Pforte der Hofmauer geöffnet war, und sah den Wirt, einen hageren knochigen Italiener, die tobenden Hunde an die Kette legen, wozu ihm der Stalljunge mit einer Pechfackel leuchtete. Das versprach einen gastlichen Empfang. Jetzt ergriff der Wirt die Fackel und hielt sie dem anlangenden Wanderer vors Gesicht.

«Was verlangt der Herr? Womit kann ich dienen?» fragte er, in unangenehmer Überraschung einen leisen Fluch, die Äußerung seines ersten Gefühls, unterdrückend.

«Welche Frage!» antwortete Waser in fröhlichem Tone. «Platz an der Feuerstelle, um mich zu trocknen, Abendbrot und Nachtlager.»

«Tut mir leid, Herr — unmöglich!» versetzte der Wirt mit einer sein Bedauern und zugleich seine Unerschütterlichkeit höchst lebhaft ausdrückenden Gebärde, «das Haus ist besetzt.»

«Was, besetzt? Ihr scheint ja noch Gäste zu erwarten? Ein Obdach, wie immer beschaffen, könnt Ihr einem Reisenden in dieser Öde und in solcher frostigen Regennacht nicht unchristlich verweigern!»

Der Italiener reckte die Hand aus, gegen Südenweisend, wo der Nebel dünner war und jenseits der Wetterscheide der Maloja über zerrissenen Bergzacken die Mondscheibe durchschimmerte. »Von dorthier kommt es besser«, sagte er und holte aus dem Hause einen vollen Becher Wein. «Stärkt Euch damit! Ihr kehrt am klügsten nach Baselgia zurück. Ich wünsche Euch eine gesegnete Nacht.»

Der Trank leuchtete beim Fackelscheine im Glase wie feuriger Rubin. Begierig langte Waser nach dem roten Gefunkel und erquickte sich ohne weitere Gegenvorstellung. Der Wirt drängte ihn höflich und ohne Bezahlung zu verlangen durch die Hofpforte und schob den Riegel.

Der junge Zürcher gab das Spiel noch nicht verloren. Statt einen langweiligen Rückweg auf dem eben durchciltten Wege anzutreten, stieg er, seine Lage bedenkend, den wenige Schritte entfernten Vorsprung hinan, der wie

eine Warte hinausragt über das hier mit steilem Abfalle beginnende Bregagliatal, jetzt ein brodelnder Nebelkessel, aus dem mondbeglänzt die Spitzen der zu höchst am Rande stehenden Tannen auftauchten. Wasser spreitete seinen kurzen Mantel aus, setzte sich darauf und lauschte.

Aus dem Stalle der Herberge erscholl von Zeit zu Zeit das Wiehern eines Pferdes, sonst blieb alles still. Das Brausen der Wildbäche aus der Tiefe war, vom Nebel gedämpft, dem Ohr kaum vernehmbar . . . Jetzt löste sich von dem fernen Rauschen ein leiser, heller Ton ab, ein Geklingel, das nun verwehte und nun nach einer Pause deutlicher emporstieg. Wieder verklang es und hub von neuem wieder an, diesmal näher und lauter, als kröche es die Bergwand herauf, den Windungen eines Pfades folgend. — Lange horchte Wasser wie im Traume diesem lieblich unheimlichen Bergwunder zu; jetzt aber schlug der Ton von Menschenstimmen an sein Ohr. Offenbar waren es Reiter oder Säumer, die ihre Tiere antrieben, und — sein Schluß war rasch gezogen — die vom Wirte erwarteten Gäste.

Er legte sich flach auf die Erde, um nicht sichtbar zu werden. Er wollte wissen, wer ihn seines Nachtlagers beraube. Nach geraumer Zeit erreichten zwei Maultiere die Höhe, zwei Reiter sprangen ab, offenbar Herr und Diener, bestürmten mit einigen harten Schlägen das sofort sich öffnende Tor und wurden vom Wirt dienstestrig in das noch immer erleuchtete Haus geführt.

Unwille und Neugier stachelten den jungen Zürcher. Wie neubelebt sprang er auf und umschlich die geheimnisvolle Festung. Er erinnerte sich des Feuerscheins, der ihm bei der Ankunft entgegengeleuchtet und der nicht von der Hofseite gekommen sein konnte. Richtig, da war an der Rückseite des Hauses das einzelne Seitenfenster mit seiner durch ein schweres Eisengitter flammenden Helle. Er schwang sich auf die Ruine eines an die Hausmauer gelehnten Ziegenstalles, und es gelang ihm, in die Tiefe des rauchigen Gemaches zu blicken.

Da stand am lodernden Herdfeuer eine steinalte Frau mit einem grundehrlichen Gesichte und hielt eine Eisenpfanne in der Hand, worin Bergforellen im prasselnden Fette brieten. Ein bleicher Bursche, dessen krankhaft starre Züge in dem Schwallen des dunkeln, verwirrten Locken-

haares fast verschwanden, schlief, in eine Schafhaut gewickelt, auf einer Steinbank im Hintergrunde.

Jetzt galt es klug sein. Waser, als angehender Diplomat, suchte erst lauschend sich die Situation klarzumachen und dann den Punkt zu finden, von welchem aus er sich derselben bemächtigen könnte. Der Zufall war ihm günstig. Der bleiche Schläfer begann mit einem ängstlichen Traume zu kämpfen; erst warf er sich ächzend hin und her, von einer Seite auf die andere, dann richtete er sich plötzlich mit geschlossenen Augen und einem Ausdrücke stumpfen Seelenleidens auf, ballte die Faust, als umschlösse sie eine Waffe, führte einen Stoß und stöhnte mit dumpfer Traumstimme: «Du wolltest es, Santissima!»

Jetzt setzte die Alte rasch ihre Pfanne weg, faßte den Träumer unsanft an der Schulter, rüttelte ihn und rief ihn an: «Erwache, Agostin! Ich will dich nicht länger in meiner Küche. Das sind nicht die Träume des Erzvaters Jakob . . . Dich plagt der Böse. Fort ins Heu! Und der Herr behüte dich vor den Fallstricken der Hölle.»

Die langlockige, schmale Gestalt erhob sich mit gesenktem Haupte und entfernte sich ohne Widerrede.

«Was du für meinen Sohn, den Pfarrer Alexander in Ardenn, mitzunehmen hast, werd' ich dir morgen in der Frühe, wenn du hier deinen Tragkorb holst, selber oben auf binden!» rief ihm die Alte nach und setzte dann kopfschüttelnd hinzu: «Eigentlich sollt' ich dem papistischen Querkopfe das teure Erbstück nicht anvertrauen!»

«Das könnt' ich Euch besser besorgen, gute Frau», sprach Waser mit Vertrauen erweckender Stimme zwischen den Eisenstäben hindurch ins Gemach hinein. «Ich gehe morgen über den Muretto ins Veltlin zu Pfarrer Jenatsch, dem Freunde und Nachbar Eures würdigen Sohnes, Herrn Blasius Alexander, dessen Name mir wohl bekannt ist, denn er hat ein gutes Gerücht in protestantischen Landen. Wohlverstanden, wenn Ihr mir bis zur Frühe ein trockenes Schlafplätzchen anweisen könnt, denn der Wirt hat mich andrer Gäste wegen ausgeschlossen.»

Die Alte griff erstaunt, aber unerschrocken nach ihrer Öllampe. Das Flämmchen mit der Hand gegen den Luftzug deckend, näherte sie sich der Fensteröffnung und beschaute sich den durch das Gitter redenden Kopf.

Als sie das heiter kluge junge Gesicht und die wohlstandige Halskrause erblickte, wurden ihre scharfen grauen Augen sehr freundlich, und sie sagte: «Ihr seid wohl auch ein Prädikant?»

«Ein Stück davon!» antwortete Waser, der in seiner Heimat nicht leicht eine Unwahrheit sagte, aber auf diesem wilden unwirtlichen Boden den Umständen etwas einräumte. «Laßt mich ein, Mütterchen, das Weitere wird sich finden.»

Die Alte nickte ihm zu, den Finger auf den Mund legend, und verschwand. Jetzt knarrte ein niedriges Pförtchen neben dem Ziegenstalle, Waser kletterte hinunter und wurde von der Alten, die seine Hand ergriff, über ein paar dunkle Stufen hinauf in die Küche gezogen.

«Ein warmes Kämmerchen findet sich wohl — das meine!» sagte sie, auf eine Leitertreppe neben dem Rauchfange deutend, die zu einer Falltüre in der gemauerten Decke führte. «Ich habe die ganze Nacht am Feuer zu tun — die Herrschaften drüben setzen sich eben erst zu Tische. Haltet Euch droben still, Ihr seid dort sicher, und einen Diener am Wort werd' ich auch nicht verhungern lassen.»

Damit reichte sie ihm die Ampel, er stieg ohne weitere Umstände die Leiter hinauf, hob mit der Rechten die Türe und trat in ein nacktes, kerkerähnliches Kämmerchen. Die Alte folgte ihm mit Brot und Wein, trat dann durch das Seitenpförtchen in der Wand in ein, wie es schien, weites luftiges Nebengemach und kehrte mit einem ansehnlichen Stück gedörrten Schinkens zurück. An der Wand über einem wenig einladenden Schragen hing ein großes, massiv mit Silber beschlagenes Pulverhorn.

«Das, Herr», sagte darauf deutend die Alte, «will ich meinem Sohne morgen schicken. Es ist das Erbe von seinem Ohm und Paten, ein hundertjähriges Beutestück aus dem Müsserkriege.»

Nach kurzer Zeit streckte sich Waser auf das Lager und versuchte zu schlafen, aber es gelang ihm nicht. Einen Augenblick war er eingedämmert, Traumgestalten bewegten sich vor seinen Augen, Jenatsch und Lukretia, Herr Magister Semmler und die Alte am Feuer, der Wirt zur Maloja und der grobe Lukas setzten sich zueinander in die seltsamsten Wechselbeziehungen. Plötzlich saßen sie alle

auf einer Schulbank, Semmler hob als griechische Drommete merkwürdigerweise das große Pulverhorn an den Mund, aus dem die unerhörtesten Klage­töne hervordrang­en, beantwortet von einem aus allen Ecken schallenden teuflischen Gelächter.

Waser erwachte, hatte Mühe, sich zu erinnern, wo er sich befinde, und war im Begriffe, wieder einzuschlummern, da erschollen, wie er meinte von der Nebenkammer her, in lebhafter Zwiesprache ferne Männerstimmen. Was er jetzt hörte, war kein Traumgelächter.

War es die Aufregung der Reise, war es ein die heimlich aufsteigende Furcht bekämpfender rascher Entschluß, oder war es einfache Neugier, was den jungen Zürcher vom Lager trieb? Was immer, er stand schon an der Tür des anstoßenden Raumes, überzeugte sich, erst horchend, dann sachte öffnend, daß er leer sei, und nun durchschritt er auf leisen Zehen die ganze Breite der Kammer, einem schmalen Lichtschimmer folgend, der durch die gegenüberstehende Wand drang. Der schwache rötliche Strahl kam, wie der Tastende sich überzeugte, durch die Spalte einer morschen, mit schweren Eisenbändern beschlagenen Eichentür. Vorsichtig legte er sein scharfes Auge an das klaffende Holzwerk, und was er sah und vernahm, war derart, daß er, seine eigene Lage vergessend, an seinen Posten gebannt blieb.

Es war ein enges, durch eine beschirmte Hängelampe erhelltes Gemach, in das er blickte. Der Redenden waren zwei, und sie schienen sich an einem kleinen, mit Briefschaften und unordentlich zur Seite geschobenen Flaschen und Tellern bedeckten Tische gegenüberzusitzen. Der Nähere wandte der Tür den Rücken zu, und die breiten Schultern, der Stiernacken, der struppige Krauskopf des heftig Sprechenden füllten zuweilen den ganzen von der Spalte gewährten Sehkreis. Jetzt beugte er sich mit demonstrierender Gebärde vorwärts, und über seine Achsel ward in der grellsten Schärfe des Lichtes das auf die Hand gestützte Haupt des andern — Waser erschrak —, des Herrn Pompejus Planta, sichtbar. Wie gespannt und gramvoll sah er aus! Tief eingeschnittene Falten zogen seine buschigen Brauen zusammen über den eingefallenen, aber unheimlich blitzenden Augen. Die stolze, kräftige Lebenslust war geschwunden, und in seinen Zügen kämpften heißer Groll

und tiefer Jammer. Er schien seit heute mittag um zehn Jahre gealtert.

«Ich willige ungern in das Blutbad, das mir manchen früher befreundeten Mann aus meiner Sippe kostet, und noch schwerer in die dann notwendig werdende spanische Hilfe», sprach Planta jetzt langsam und gedrückt, nachdem der andere seine sprudelnde, Wasserunklar gebliebene Rede vollendet hatte, «... aber», und hier fuhr ein Blitz des Hasses aus den Augen des Freiherrn, «muß Blut fließen, Robustelli, so vergeßt mir wenigstens *ihn* nicht!»

«Den Giorgio Jenatsch!» lachte der Italiener wild und stieß sein Messer in einen neben ihm liegenden kleinen Brotlaib, den er Herrn Pompejus vorhielt wie einen gespießten Kopf an einer Pike.

Bei dieser nicht mißzuverstehenden symbolischen Antwort kehrte der Italiener die Hälfte seines rohen Gesichtes dem Lauscher in nächster Nähe zu. Dieser fuhr zurück und fand es geraten, sich geräuschlos auf seine Lagerstätte zurückzuziehen. Die Szene gab ihm viel zu denken und bestärkte ihn in seinem Vorsatze, auf dem nächsten Wege in das Veltlin zu eilen und seinen Freund zu warnen. Wie er es ausführen könne, ohne sich selbst in diese hochgefährlichen Dinge zu verwickeln, dies überlegend entschlummerte er, von Müdigkeit überwältigt.

Das erste Morgenlicht dämmerte durch ein schmales Fensterlein, das eher eine Schießscharte zu nennen war, als Wasser durch ein Klopfen an der Falltüre geweckt wurde. Er fuhr in seine Kleider und machte sich reisefertig. Die Alte trug ihm Grüße an ihren Sohn auf, hing ihm sorgfältig das Pulverhorn um, das sie als eine wertvolle Familienreliquie zu verehren schien, und beförderte ihn mit einiger Ängstlichkeit durch das Küchenpförtchen ins Freie. Hier zeigte sie ihm den in die Berge zur Linken der Maloja sich verlierenden Anfang seines heutigen Weges, den schmalen Eingang zum Talkessel von Cavelosch.

«Seid Ihr einmal drinnen», sagte sie, «so blickt nach dem kahlen Hange zur Linken des Sees, dort schlängelt sich, weithin sichtbar, der Pfad, und dort müßt Ihr ohne anders den Agostino erblicken. Er ist vor einer Viertelstunde mit seinem Tragkorbe aufgebrochen und geht wie Ihr nach Sondrio hinüber. Den spricht an und haltet Euch zu ihm.

Es ist freilich mit ihm hier», sie wies auf die Stirne, «nicht ganz richtig, aber den Weg weiß er auswendig und ist sonst wie ein andrer.»

Waser verabschiedete sich mit herzlichem Danke und entfernte sich schnellfüßig aus dem Umkreise des noch stillen Hauses. Zwischen wilden Felstrümmern, die den Pfad kaum durchließen, betrat er bald das eiförmige, rings von gletscherbeladenen Wänden abgeschlossene Tal. Er erblickte den schmalen Steig mit dem längs dem Abhange schreitenden Agostino und eilte ihm nach.

Der junge Mann hatte die Eindrücke der Nacht noch nicht überwunden, so sehr er sich bemühte, ihrer Herr zu werden und sie in klare Gedanken zu verwandeln. Er ahnte, daß, was er geschaut, schweres Unheil bedeute und daß ihm der Zufall nur einen geringen, für ihn zusammenhangslosen und unverständlichen Teil sich vorbereitender ungeheurer Schicksale enthülle. Trotz seines leichten Jugendblutes war er davon tief erschüttert, denn zwei der hier sich feindlich entgegengetriebenen Persönlichkeiten, sein Freund und Herr Pompejus, besaßen, wenn auch auf verschiedene Weise, seine Liebe und Bewunderung.

Und wie eigen, bezaubernd und schauerlich, war diese jetzt vom Morgen gerötete Gegend. Unten eine grüne Seetiefe, umkränzt von üppig bewachsenen Vorsprüngen und buschigen Inselchen, versenkt in eine überall, überall sich zudrängende unendliche Wildnis dunkelrot blühender Alpenrosen wie in ein blutiges Tuch. Ringsum ragten senkrechte schimmernde Felswände, durchzogen von den silbernen Schlangenwindungen stürzender Gletscherbäche, und im Süden, wo der im Zickzack sich aufwärts windende Pfad den einzigen Ausgang aus dem Talgrunde verriet, blendete den Blick ein glänzendes Schneefeld, aus dem rötliche Klippen und Pyramiden hervorstachen.

Jetzt hatte Waser seinen Vormann erreicht und suchte grüßend ein Gespräch mit dem Schweigsamen anzuknüpfen, der, in langsames Brüten vertieft, ihn gleichgültig kaum ansah und sich seine Gesellschaft ohne Verwunderung und ohne Neugier gefallen ließ. Er konnte ihm nur wenige Worte abnötigen, und da der Pfad ohnedies immer rauher und bald auf dem Schnee schlüpfrig wurde, gab er seine Bemühungen auf.

Schneller als Wasser erwartet hatte, erreichten sie die Paßhöhe. Hier beherrschte den Ausblick nach Süden eine hochgetürmte, düstere Gebirgsmasse. Wasser erkundigte sich nach dem Namen dieses drohenden Riesen. «Er hat deren verschiedene», antwortete Agostino, «hier oben in Bünden nennen sie ihn anders als wir unten in Sondrio. Hier heißt er der Berg des Unglücks und bei uns der Berg des Wehs.» Von diesen leidvollen Namen unangenehm berührt, ließ Wasser seinen wortkargen Begleiter voranschreiten, hielt eine kurze Rast und blieb dann, ohne ihn aus den Augen zu lassen, eine Strecke hinter ihm, um sich in der kräftigen Bergluft allein der freien Lust des Wanderns zu ergeben.

So ging es stundenlang abwärts längs des schäumenden, über Felsblöcke tobenden Malero, während die Sonne immer glühender in die Talenge hinunterbrannte. Jetzt begannen kräftig aus dem Wiesengrunde emporgewundene Kastanienbäume den Pfad zu beschatten, und die ersten Weinlauben grüßten mit ihren schwebenden Ranken. Auf den Hügeln schimmerten prunkbeladene Kirchen, und der Weg wurde immer häufiger zur gepflasterten Dorfgasse. Endlich durchschritten sie die letzte Schlucht, und vor ihnen lag im goldnen Abenddufte das breite üppige Veltlin mit seinen heißen Weinbergen und sumpfigen Reisfeldern.

«Dort ist Sondrio», sagte Agostino zu dem jetzt wieder an seiner Seite schreitenden Wasser und wies auf eine italienische Stadt mit schimmernden Palästen und Türmen, die dem aus der Einöde Kommenden wie ein Feenzauber durch den dunkeln Rahmen des Felstors entgegenlachte.

«Ein lustiges Land, dein Veltlin, Agostino», rief der Zürcher, «und dort am Felsen wächst ja, irr' ich nicht, der löbliche Sasseller, die Perle der Weine!»

«Er ist im April erfroren», versetzte Agostino in schwermütiger Stimmung, «zur Strafe unsrer Sünden.»

«Das ist schade», versetzte jener, «was habt ihr denn eigentlich verbrochen?»

«Wir dulden unter uns den giftigen Aussatz der Ketzerei, aber wir werden in Kürze gereinigt, und das faule Fleisch wird ausgeschnitten werden. Die Toten und die Heiligen haben in feierlicher Versammlung das Für und Wider erwogen, am achten Mai um Mitternacht dort zu San Gervasio und Protasio», er wies auf eine vor ihnen liegende

Kirche, «— der Wächter hat es wohl gehört und ist vor Schrecken krank geworden —, sie haben scharf gestritten . . ., aber unser San Carlo, dessen Stimme zwanzig gilt, ist Meister geworden.»

Nicht bemerkend, wie spöttisch ihn sein Begleiter von der Seite aus lachenden Augenwinkeln ansah, tat er jetzt, was er unterwegs schon immer getan, wo ein Kreuz oder Heiligenbild am Pfade stand, er setzte, vor einem bunten Schreine der Muttergottes angelangt, seinen Tragkorb nieder, warf sich auf die Knie und starrte mit brennenden Augen durch das Gitter.

«Saht Ihr, wie sie mir winkte?» sagte er nach einiger Zeit im Weitergehen wie geistesabwesend.

«Jawohl», meinte der Zürcher lustig, «Ihr scheint bei ihr gut angeschrieben zu sein. An was hat sie Euch denn erinnert?»

«Meine Schwester umzubringen!» erwiderte er mit einem schweren Seufzer.

Das war dem jungen Zürcher zuviel. «Lebt wohl, Agostino», sagte er. «Auf meiner Karte steht ein Seitenweg nach Berbenn, da ist er ja schon, nicht wahr? Ich kann abkürzen.» Und er drückte dem leidigen Gesellen ein Geldstück in die Hand.

Waser wandte sich zwischen den Mauern der Weinberge rechts um den Fuß des Gebirges und erblickte nach kurzer Wanderung das unter dem schattenden Grün der Kastanien fast verborgene Dorf Berbenn, sein Reiseziel. Ein halbnackter Bube wies ihm die Pfarre. Ein ärmliches Haus — aber an seiner Vorderseite umhangen und beladen mit einem so reichen Prunke von Blättern und Trauben, mit so üppigen Kränzen von übermütigem Weinlaube, daß sein dürftiger Bau darunter verschwand. Ein breites Gitterdach auf morschen Holzsäulen bildete die schwache Stütze dieses lastenden Reichtums und die Vorhalle des Häuschens. Oben spielten die letzten Strahlen der Abendsonne auf den warmen goldgrünen Blättern, darunter lag alles im tiefsten Schatten.

Während Waser diese noch nie geschaute freie Fülle bestaunte, erschien eine leichte Gestalt in der Türe, und als sie aus dem grünen Schatten trat, war es ein schönes, noch mädchenhaftes Weib, das einen Krug zum Wasser-

holen auf dem Kopfe trug. Der nackte Arm stützte leicht das auf den dicken braunen Flechten ruhende Gefäß, sie bewegte sich in schwebender Anmut mit gesenkten Wimpern heran, und als nun Waser in achtungsvoller Haltung höflich grüßend vor ihr stand und sie die sanften leuchtenden Augen auf ihn richtete, war ihm, er habe noch nie im Leben einen solchen Triumph der Schönheit gesehen.

Auf seine Erkundigung nach dem Herrn Pfarrer zeigte sie ruhig mit der freien Hand durch die Weinlaube und den dunkeln Flur nach einer Hintertür des Hauses, wo die goldene Abendhelle eindrang. Von dorthier scholl zu Wasers Verwunderung kriegertischer Gesang.

Kein schöner Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind hinscheid't . . .

Das Lied des deutschen Landsknechts, das so todesfreudig und doch so lebensmutig klang, konnte, daran war kein Zweifel, nur aus der kräftigen Kehle seines Freundes kommen. In der Tat, da kniete er im Schatten einer mächtigen Ulme, und womit beschloß der Pfarrer von Berbenn sein Tagewerk? Er schliff am Wetzsteine einen gewaltigen Raufdegen.

Vor Überraschung blieb Waser einen Augenblick wortlos stehen. Der Kniende gewahrte ihn, stieß das Schwert in den Rasen, sprang auf, breitete die Arme aus und drückte mit dem Rufe «Herzenswaser!» den Freund an seine breite Brust.

Viertes Kapitel

Nachdem sich der Ankömmling aus der Umschlingung des Pfarrers losgewunden, maßen sie sich gegenseitig mit fröhlichen Augen.

Waser war etwas verblüfft; aber es gelang ihm, nichts davon merken zu lassen. Er fühlte sich ein wenig gedrückt neben der athletischen Gestalt des Bündners, von dessen braunem, bärtigem Haupte ein Feuerschein wilder Kraft ausging. Er ahnte es, die Gewalt eines unbändigen Willens, die früher in den düstern, fast schläfrigen Zügen seines Schulgenossen geschlummert haben mochte, war geweckt,

war entfesselt worden durch die Gefahren eines stürmischen öffentlichen Lebens.

Jenatsch seinerseits war von der fertigen und saubern Erscheinung seines zürcherischen Freundes, der mit klug bescheidenen Blicken, doch in seiner Weise sicher vor ihm stand, sichtlich befriedigt und offenbar erfreut, mit einem Vertreter städtischer Kultur in seiner Abgeschlossenheit zu verkehren.

Der Bündner lud seinen Gast mit einer Handbewegung zum Sitzen ein auf die rings um den Stamm der Ulme laufende Bank und rief mit tönender Stimme:

«Wein! Lucia.»

Das schöne, stille Weib, dem Waser beim Eintritte in das Haus begegnet war, erschien bald mit zwei vollen Steinkrügen, die sie mit einer lieblich schüchternen Verneigung zwischen die Freunde auf die Holzbank setzte, demütig sich gleich wieder entfernend.

«Wer ist das holdselige Geschöpf?» fragte Waser, der ihr mit Wohlgefallen nachschaute.

«Mein Eheweib. Du begreifst, daß hier mitten unter den Götzendienern», Jenatsch lächelte, «ein protestantischer Priester nicht unbeweibt bleiben durfte. Es ist einer unserer Hauptsätze! Überdies schärfte mir das jetzige laue Regiment, das mich aus dem Wege haben wollte und mich auf diese einsame Strafpfarre beförderte, ausdrücklich ein, so viele Seelen als möglich aus dem Pfuhle des Aberglaubens zu ziehen. Das war mein redlicher Vorsatz. Aber bis jetzt ist mir nur *eine* Bekehrung gelungen, die der schönen Lucia. Und wie? Indem ich meine eigene Person dafür verpfändete.»

«Sie ist aus der Maßen schön», bemerkte Waser nachdenklich.

«Gerade schön genug für mich!» sagte Jenatsch, seinem Gaste den einen Krug überreichend, während er den andern an die Lippen setzte, «und die Sanftmut selbst — sie hat von ihren katholischen Verwandten meinetwegen viel zu leiden. Aber was hast du da für ein stattliches Pulverhorn, Freund? Das ist ja das Erbstück aus der Familie der Alexander . . .! Richtig, der Alte in Pontresina ist gestorben, und nun kommt es an den wackern Blasius, meinen Kollegen in Ardenn. Darum könnt' ich ihn beneiden. Doch

wie in aller Welt kommst gerade du dazu, es ins Veltlin zu bringen?»

«Das gehört zu meinen Reiseerlebnissen, die ich dir später des nähern berichten werde», erwiderte Waser, der mit sich selbst noch nicht im klaren war, wieweit er das warnende Abenteuer der Maloja enthüllen könne, ohne gegen seinen Vorsatz von dem heißblütigen Freunde aus der einen Mitteilung in die andere fortgerissen zu werden. «Aber jetzt, lieber Jürg, kläre mich vor allen Dingen auf über die merkwürdigen Ereignisse, die in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit aller Politiker auf dein Vaterland lenkten. Quorum pars magna fuisti! Du warst dabei die Hauptperson.»

«Darüber kannst du leichtlich besser unterrichtet sein als ich, wenigstens was den Zusammenhang betrifft», antwortete Jenatsch, indem er den linken Fuß auf den Schleifstein setzte und ein Bein über das andere schlug, «du arbeitest ja auf eurer Staatskanzlei, und die Herren von Zürich lassen sich nichts zuviel kosten, um nur immer auf dem Laufenden zu bleiben. Übrigens ist alles ganz natürlich zugegangen, verkettet nach Ursache und Wirkung. Du weißt also, denn in eurer Ratsstube mag es häufig aufs Tapet gekommen sein, daß seit Jahren Spanien-Österreich unsere Katholiken besticht, um unser Bündnis und freien Durchzug für seine Kriegsbanden zu erlangen, und uns jetzt, aus Verdruß, durch seine Mietlinge nichts erreicht zu haben, dort», er wies nach Süden, «die Festung Fuentes gegen alle Verträge als eine tägliche Bedrohung an die Schwelle unseres Landes Veltlin gesetzt hat. — Wir können sie morgen besuchen, Heinrich, wenn du willst, und du wirst bei deinen gnädigen Herren in Zürich einen Stein im Brette gewinnen durch die Beschreibung des an Ort und Stelle besichtigten Streitobjektes. — Das war lästig, aber es ging uns nicht ans Leben. Dann aber, als es jedem klardenkenden Kopfe zur Gewißheit wurde, daß die katholischen Mächte zum Vernichtungskrieg gegen den deutschen Protestantismus rüsteten . . .»

«Unbestreitbar», warf Waser ein.

«... da wurde es zur Lebensfrage für Spanien, sich die Militärstraße von seinem Mailand ins Tirol durch unser Veltlin, über unser Gebirg, um jeden Preis zu sichern, und zur Lebensfrage für uns, dies um jeden Preis zu verhindern.

Unsere spanische Partei mußte zum Nimmerwiederaufstehn niedergeschmettert werden!»

«Ganz richtig», sagte der Zürcher, «wenn ihr nur nicht zu so gar gewalttätigen Mitteln gegriffen hättet, wenn nur euer Volksgericht in Thusis weniger form- und regellos und seine Strafen weniger blutig gewesen wären!»

«Bündnerdinge! — Wer bei uns Politik treibt, setzt seinen Kopf ein. Das ist herkömmlich und landesüblich. Übrigens war es nicht so schlimm. Wir wurden durch übertriebene Berichte verleumdet, und die beiden Planta zogen an euern Tagsatzungen und in aller Herren Ländern herum, uns anzuschwärzen und schlechtzumachen.»

«Der keiner Partei verfallene und von allen Rechtschaffenen geachtete Fortunatus Juvalt hat nach Zürich geschrieben, ihr wäret unbarmherzig mit ihm umgegangen.»

«Geschah dem Pedanten recht! In einer kritischen Zeit muß man Partei zu ergreifen wissen. Es heißt: die Lauen will ich aus dem Munde speien.»

«Er klagte, es wären falsche Zeugen gegen ihn aufgestanden.»

«Mag sein. Auch kam er ja mit dem Leben davon und wurde nur zu einer Buße von vierhundert Kronen verurteilt wegen zweideutiger Gesinnung.»

«Ich begreife», fuhr Waser nach einer Pause fort, «daß ihr Pompejus Planta und seinen Bruder Rudolf des Landes verweisen mußtet; aber war es denn nötig, sie wie gemeine Verbrecher zu brandmarken und mit Henkerstrafen zu bedrohen, ohne Rücksicht auf die glänzenden Verdienste ihrer Vorfahren und die tiefen Wurzeln ihrer Stellung im Lande?»

«Niederträchtige Verräter!» fuhr Jenatsch zornblitzend auf. «Die Schuld unserer ganzen Gefahr und Verstrickung lastet auf ihnen und möge sie zermalmen! Zuerst und vor allem haben sie mit Spanien gezettelt! Kein Wort, Heinrich, zu ihrer Verteidigung!»

Verletzt durch dies herrische Ungestüm, sagte Waser mit etwas gereizter Stimme und dem Gefühle, jetzt einen wunden Punkt zu treffen: «Und der Erzpriester Nikolaus Rusca? — Er galt allgemein für unschuldig.»

«Ich glaube, er war es», flüsterte Jenatsch, dem sichtlich bei dieser Erinnerung unbehaglich zumute ward, und blickte starr vor sich hin in die Dämmerung.

Erstaunt über diese seltsame Aufrichtigkeit schwieg der andere eine Weile. «Er ist auf der Folter mit durchgebissener Zunge gestorben . . .», sagte er endlich vorwurfsvoll.

Jenatsch antwortete in kurzen abgerissenen Sätzen: «Ich wollte ihn retten . . . Wie konnt' ich wissen, daß der Schwächling die ersten Foltergrade nicht überstehen würde . . . Er hatte persönliche Feinde. Die Aufregung gegen die römischen Pfaffen wollte ihr Opfer haben. Unsere katholischen Untertanen hier im Veltlin mußten eingeschüchtert werden. Es kam, wie geschrieben steht: Besser ist's, daß einer umkomme, als daß das ganze Volk verderbe.»

Wie um die trübe Stimmung abzuschütteln, erhob sich nun Jenatsch, den Freund aus dem dunkelnden Gartenraume ins Haus zu führen. Über der Mauer sah man den schlanken Kirchturm vom letzten Abendgold sich abheben.

«Der Unglückliche hat übrigens hier noch zahlreiche Anhänger», sagte er, und dann auf die Kircheweisend: «dort las er seine erste Messe vor dreißig Jahren.»

Im Hauptgemach, das nach dem Flur offenstand, brannte eine Lampe. Als die beiden das Haus betraten, sahen sie die junge Frau an der Vordertür bei einer Freundin stehen, die sie herausgerufen zu haben schien und ihr mit ängstlichen Gebärden etwas zuflüsterte. Hinter den Frauen liefen in der dämmernden Dorfgasse Leute vorüber, und man vernahm ein wirres Getön von Stimmen, aus dem jetzt deutlich der Ruf eines alten Weibes hervorkreischte: «Lucia, Lucia! Ein entsetzliches Wunder Gottes!»

Jenatsch, dem solche Szenen nicht neu sein mochten, wollte, seinem Gaste den Vortritt lassend, die Zimmerschwelle überschreiten, als die junge Frau sich ihm näherte und ihn angstvoll am Ärmel faßte. Waser, der sich umwendete, sah, wie sie totenblaß die gefalteten Hände zu ihrem Manne erhob.

«Geh an deinen Herd, Kind, und besorge uns ruhig das Abendessen», befahl er freundlich, «damit du mit deiner Kunst bei unserm Gaste Ehre einlegest.» Dann wandte er sich unmutig lachend zu Waser: «Die verrückten welschen Hirngespinnste! Sie sagen, der tote Erzpriester Rusca stehe drüben in der Kirche und lese Messe! — Ich will dem Wunder zu Leibe rücken. Kommst du mit, Waser?»

Diesem lief es kalt über den Rücken, aber die Neugierde überwog, und «Warum nicht!» sagte er mit mutiger Stimme; dann, als sie der vorwärts treibenden Menge verstörter Leute durch die Dorfgasse nach der Kirche folgten, fragte er flüsternd: «Der Erzpriester ist doch wirklich nicht mehr am Leben?»

«Sapperment!» versetzte der junge Pfarrer. «Ich war dabei, als man ihn unter dem Galgen in Thusis verscharrte.»

Jetzt traten sie durch die Hauptpforte in die Kirche. Das Schiff, welches sie nun durchschritten, war zum Behufe des protestantischen Gottesdienstes von allen Heiligtümern gereinigt und enthielt außer den Bänken für die Zuhörer nur den Taufstein und die nackte Kanzel. Ein Bretterschlag mit einer kleinen Türe trennte davon den weiten Chor, der den Katholiken verblieben und von ihnen zur Kapelle eingerichtet worden war.

Als Jenatsch öffnete, befanden sie sich dem Hauptaltare gegenüber, dessen heiliger Schmuck und silbernes Kruzifix in einem letzten durch das schmale Bogenfenster einfallenden Abendschimmer kaum mehr zu erkennen waren. Vor ihnen drängte sich Kopf an Kopf die kniende murmelnde Menge, Weiber, Krüppel, Alte. Längs der Wände schoben sich dürftige Männergestalten, mit den langen mageren Hälsen vorwärts lauschend und den Filz krampfhaft vor die Brust gedrückt.

Auf dem Hochaltare flackerten zwei düstere Kerzen, deren Licht mit dem letzten von außen kommenden Schimmer der Dämmerung kämpfte. Die zwei Flämmchen bewegten sich in einem von zerbrochenen Fensterscheiben eingelassenen Luftzuge, der sie auszulöschen drohte, und tanzende Schatten trieben auf dem Altare ein seltsames Spiel. Der streichende Wind bewegte zuweilen mit leisem Geknatter die schwach schimmernden Falten der Altardecke. Erregte Sinne mochten wohl das weiße Gewand eines Knienden auf den Stufen erblicken.

Jenatsch stieß im Mittelgange mit seinem Freunde vor, von den einen, in Verzückerung Versunkenen, kaum bemerkt, von den andern mit bösen, feindlichen Blicken und leisen Verwünschungen verfolgt, aber von keinem zurückgehalten. Jetzt stand der athletische Mann, allen sichtbar, dem Altare gegenüber; aber vor diesem hatte sich auch schon

eine Anzahl unheimlicher Gesellen wie eine Schutzwehr gegen Heiligenschändung drohend zusammengedrängt. Waser glaubte blinkende Dolche zu erblicken.

«Was ist das für ein unchristlicher Zauber!» rief Jenatsch mit schallender Stimme. «Laßt mich zu, daß ich ihn breche!»

«Sakrilegium!» murrte es aus der dichten Reihe der Veltliner, die einen Ring um den Bündner zu schließen begann. Zwei griffen nach seiner vorgestreckten Rechten, andere drängten sich von hinten an ihn; aber Jenatsch machte sich mit einem gewaltigen Rucke frei. Um sich nach vorn Luft zu schaffen, packte er den nächsten seiner Angreifer mit eiserner Faust und schleuderte ihn rücklings gegen den Hochaltar. Der Stürzende schlug mit ausgebreiteten Armen, die nackten Füße gegen die Menge streckend, hart auf die Stufen und begrub den buschigen Hinterkopf in die Altardecken. Leuchter und Reliquienschreine klirrten, und es erhob sich ein langes, durchdringendes Wehgeheul.

Dieser Moment der Verwirrung rettete den Pfarrer. Er benutzte ihn blitzschnell, durchbrach gewaltsam, seinen Freund nach sich ziehend, den verwirrten Menschenknäuel, erreichte die offene Sakristei, gewann das Freie und eilte mit Waser seinem Hause zu.

In dem sichern Wohnraume angelangt, stieß der Hausherr einen Schieber an der Wand zurück und rief in die Küche hinaus: «Trag uns auf, meine Lucia!»

Herr Waser aber klopfte den Staub des Handgemenges aus seinen Kleidern und zog Manschetten und Halskrause zurecht. «Pfaffentrug!» sagte er, diesem Geschäfte mit Sorgfalt obliegend.

«Vielleicht, vielleicht auch nicht! Warum sollten sie nicht etwas gesehen haben? Irgendein Phantom? Du weißt nicht, welche sinnverwirrenden Dünste aus den Sümpfen dieser Adda aufsteigen. — Schade um das Volk; es ist sonst so übel nicht. Im obern Veltlin lebt ein geradezu tüchtiger Schlag, ganz verschieden von diesen gelben Kretinen.»

«Hättet ihr Bündner nicht klüger getan, ihnen einige beschränkte bürgerliche Freiheiten zu gewähren?» warf Waser ein.

«Nicht bürgerliche nur, auch die politischen Rechte hätte ich ihnen gegeben, Heinrich. Ich bin ein Demokrat, das weißt du. Aber da ist ein schlimmer Haken. Die Veltliner

sind hitzige Katholiken, zusammen mit dem papistischen Drittel unserer Stammlande würden sie Bünden zu einem katholischen Staate machen — und da sei Gott vor!»

Indessen hatte die reizende Lucia, die jetzt sehr niedergeschlagen aussah, den landesüblichen Risott aufgetragen, und der junge Pfarrer füllte die Gläser.

«Auf das Wohl der protestantischen Waffen in Böhmen!» rief er, mit Waser anstoßend. «Schade, daß du deinen Plan aufgegeben hast und jetzt nicht in Prag bist. In diesem Augenblicke vielleicht geht es dort los.»

«Möglicherweise ist es für mich rühmlicher, hier bei dir zu sein. Man darf nach den neuesten Nachrichten bezweifeln, ob der Pfalzgraf den Hengst zu regieren weiß, auf den er sich so galant gesetzt hat. — Es ist doch nichts daran, daß ihr euch mit den Böhmen verbündet habt?»

«Wenig genug, leider! Wohl sind ein paar Bündner hingereist, aber gar nicht die rechten Leute.»

«Das ist sehr gewagt!»

«Im Gegenteil, zu wenig gewagt! Keiner gewinnt, der nicht den vollen Einsatz auf den Tisch wirft. Unser Regiment ist erbärmlich lässig. Lauter halbe Maßregeln! Und doch haben wir unsere Schiffe verbrannt, mit Spanien so gut wie gebrochen und die Vermittlung Frankreichs grob abgewiesen. Wir sind ganz auf uns selbst gestellt. In ein paar Wochen können die Spanier von Fuentes her einbrechen, und es ist — kannst du's glauben, Waser? — für keine Verteidigung gesorgt. Ein paar erbärmliche Schanzen sind aufgeworfen, ein paar Kompanien einberufen, die heute kommen und sich morgen verlaufen. Keine Kriegszucht, kein Geld, keine Führung! Und mich haben sie wegen meines eigenmächtigen Eingreifens, wie sie's nennen, das sich für meine Jugend und mein Amt nicht schicke, von jedem Einflusse auf die öffentlichen Dinge abgeschnitten und so fern als möglich von ihren Ratsstuben an diese Bergpfarre gefesselt. Die ehrwürdige Synode aber ermahnt mich, eine faule Friedsamkeit zu predigen, während über meinem Vaterlande stoßfertig die spanischen Raubgeier schweben. Es ist zum Tollwerden! — Täglich mehren sich die Anzeichen, daß hier unter den Veltlinern eine Verschwörung brütet. Ich kann nicht länger zusehen. Morgen will ich selbst noch eine Rekognoszierung gegen Fuentes

vornehmen — du kommst mit, Waser, ich habe einen anständigen Vorwand —, und übermorgen reiten wir zum bündnerischen Landeshauptmann nach Sondrio. Er versteht nichts anderes, als am Mark dieses fetten Landes zu zehren, das wir morgen verlieren können, der träge Blut-sauger! Aber ich will ihm so zusetzen, daß ihm der Angstschweiß aus allen Poren bricht. — Du hilfst mir, Waser.»

«In der Tat», bemerkte dieser zögernd und geheimnisvoll, «auch ich habe auf meiner Reise durch Bünden einige Witterung bekommen, daß etwas im Tun sein möchte.»

«Und das sagst du mir jetzt erst, Kind des Unglücks!» rief der andere scharf und gespannt. «Gleich erzähle alles und ganz nach der Ordnung. Du hast etwas gehört? Wo? Von wem? Was?»

Waser ordnete geschwind in seinem Geiste das Erlebte, um es seinem gewalttätigen Freunde passend vorzulegen. «Auf dem Hospiz der Maloja», begann er vorsichtig.

«Sitzt als Wirt der Scapi, ein Lombarde, also mit den Spaniern einverstanden. Weiter.»

«Hörte ich, freilich halb im Schlummer, neben meinem Schlafkammerlein ein Zwiegespräch. Ich glaubte, es sei von dir die Rede. — Wer ist Robustelli?»

«Jakob Robustelli von Grosotto ist ein ausbündiger Schuft, ein Dreckritter, durch Kornwucher reich und durch spanische Gunst adelig geworden, der Patron und Spießgeselle aller Malandrini und Straßenräuber — jeder Missetat und jeden Verrates fähig!»

«Dieser Robustelli», sagte Waser mit Gewicht, «trachtet dir, wenn ich richtig hörte, nach dem Leben.»

«Wohl möglich! Das ist nicht die Hauptsache. Wer war der andere, mit dem er zettelte?»

«Ich hörte seinen Namen nicht», antwortete der Zürcher, der es für Pflicht hielt, dem Herrn Pompejus das Geheimnis zu bewahren, und als Jenatsch ihn drohend anblitzte, fuhr er herzhaft fort: «Und wüßt' ich den Namen, so will ich ihn nicht nennen!»

«Du weißt ihn! — Heraus damit!» drang Jenatsch auf ihn ein.

«Jürg, du kennst mich! Du weißt, daß ich mir diese Faustrechtmanieren nicht gefallen lasse, ich verbitte mir das», wehrte Waser mit möglichst kalter Miene ab.

Da legte ihm der andere liebkosend den starken Arm um die Schultern und sagte mit zärtlicher Wärme: «Sei offen, Herzenswaserchen! Du verkennst mich! Nicht für meine Person sorg' ich, sondern für mein vielteures Bündlen. Wer weiß, vielleicht hängt an deinen Lippen seine Rettung und das Leben von Tausenden!»

«Schweigen ist hier Ehrensache», versetzte Waser und machte einen Versuch, sich der leidenschaftlichen Umarmung zu entziehen.

Jetzt fuhr eine düstere Flamme über das Antlitz des Bündners. «Bei Gott», rief er, den Freund an sich pressend, «sprichst du nicht, so erwürg' ich dich, Waser!», und als der Erschrockene schwieg, griff er nach dem Dolchmesser, womit er Brot geschnitten, und richtete die drohende Spitze desselben gegen die Halskrause des Zürchers.

Dieser wäre sicherlich auch jetzt noch standhaft geblieben, denn er war im Innersten empört; aber bei einer unvorsichtigen Bewegung des Sträubens, die er gemacht, hatte der spitze Stahl seinen Hals geritzt, und ein paar Blutstropfen rieselten unheimlich warm gegen die Halskrause herunter.

«Laß mich, Jürg», sagte er, leicht erbleichend, «ich will dir etwas zeigen!» Er holte zuerst sein weißes Schnupftuch heraus und wischte sich behutsam das Blut ab; dann zog er sein Taschenbuch hervor, schlug das Blatt mit der Skizze der Juliersäulen auf und legte es auf den Tisch hin vor Jenatsch, der das Büchlein hastig ergriff. Der erste Blick des Bündners auf die Zeichnung traf die von Lukretia zwischen die Juliersäulen geschriebenen Worte, und er versank plötzlich in finsternes Nachdenken.

Waser, der ihn schweigend beobachtete, erschrak innerlich über den Eindruck, den Lukretias von ihm wider Willen übernommene und bestellte Botschaft auf Jürg Jenatsch machte. Er hatte nicht ahnen können, wie rasch der Scharfsinn des Volksführers den Zusammenhang der Tatsachen erriet und wie sicher und unerbittlich er sie verkettete. Trauer und Zorn, weiche Erinnerungen und harte Entschlüsse schienen über den halb Abgewandten wechselnd Gewalt zu gewinnen. «Arme Lukretia!» hörte Waser ihn aus tiefster Seele seufzen, dann wurde sein Ausdruck immer rätselhafter, verschlossener und härtete sich zur Undurch-

dringlichkeit. — «Sie waren auf dem Julier . . . ihr Vater ist also in Bünden . . . Stolzer Herr Pompejus, du hast einen Robustell zum Spießgesellen . . ., tief gesunken!» sprach er fast ruhig.

Plötzlich sprang er auf: «Nicht wahr, Waser, meine ver wünschte Hitze? Du hattest auf der Schule davon zu leiden, und ich bin ihrer noch immer nicht Herr geworden! . . . Geh zu Bette und verschlafe dein böses Abenteuer! — Morgen in der kühlen Frühe machen wir den Ritt nach Fuentes auf zwei untadeligen Maultieren. Du sollst an mir den leidlichen Gesellen finden von ehemdem. Unterwegs läßt sich über manches gemüthlich plaudern.»

Fünftes Kapitel

Herr Waser erwachte vor Tagesanbruch. Als er mit Mühe den Fensterladen aufstieß, der von dem üppigen Geäste und Blätterwerke eines Feigenbaumes gesperrt und dicht überflochten war, geschah es im Widerstreite zweifelnder Gedanken. Er war mit dem Vorsatze entschlafen, seinen gewalttätigen Freund und das allzu abenteuerliche Veltlin ohne Zögern und auf dem nächsten Wege über Chiavenna zu verlassen. Ein erquickender Schlaf jedoch hatte die gestrigen Eindrücke gemildert und seinen Entschluß wankend gemacht. Die Liebe zu seinem merkwürdigen Jugendfreunde gewann die Oberhand. War es denn dieser heftigen und, wie er sich sagte, nicht durch städtische Bildung veredelten Natur stark zu verargen, wenn sie losbrach, wo Heimat und Leben gefährdet war? Und kannte er nicht von früher her Jürgs jähem Stimmungswechsel, seine wilden, heißblütigen Scherze! Eines jedenfalls war für ihn außer Frage: Durch plötzliche Abreise hätte er ein Unheil nicht verhütet, das aus dem halben Geständnisse entstehen konnte, welches ihm Jürg abgezwungen; blieb er aber, teilte er seinem Freunde das Erlebte vollständig mit, so erwiderte dieser sicherlich sein Vertrauen, und er erfuhr, wie sich Jürgs Verhältnis zu Lukretias Vater so grenzenlos verbittert hatte. Dann erst kam der Augenblick, seinen versöhnenden Einfluß geltend zu machen.

So ritten sie in vertraulichem Gespräche nach Fuentes.

Jenatsch kam nicht auf das Gestrige zurück und war freudig wie der helle Morgen. Fast leichtsinnig nahm er Wasers ausführlichen Reisebericht entgegen, und bereitwillig antwortete er auf dessen eingehende Fragen. Aber Waser erfuhr weniger und minder Wichtiges, als er erwartete. — Nach einem letzten Universitätsjahre in Basel, erzählte Jürg, sei er ins Domleschg zurückgekehrt. Dort habe er seinen Vater auf dem Sterbelager gefunden und sei nach dessen Ableben von den Scharansern trotz seiner grünen achtzehn Jahre einstimmig zu ihrem Pfarrer gewählt worden. Auf Riedberg habe er einen einzigen Besuch gemacht, wobei er allerdings mit Herrn Pompejus über politische Dinge in Wortwechsel geraten sei. Persönliches habe sich nicht eingemischt; aber der Eindruck auf beide sei der gewesen, daß sie sich besser mieden. Als der erste Volkssturm gegen die Planta sich erhoben, habe er von der Kanzel abgewarnt, denn er sei damals noch der Meinung gewesen, ein Geistlicher müsse seine Hände von der Politik rein halten; als aber das Staatsruder bei wachsender Gefahr keinen mutigen Steuermann gefunden, habe ihn das Mitleid mit seinem Volke überwältigt. Das Strafgericht von Thusis, das er für eine blutige Notwendigkeit gehalten, habe er allerdings mit einsetzen helfen und ihm sein Tagewerk angewiesen. Die Verurteilung der Planta dagegen, deren Praktiken übrigens landeskundig gewesen, habe er weder begünstigt noch verhindert, sie sei wie ein einstimmiger Schrei aus dem Volke hervorgegangen.

So wendete das Gespräch sich völlig der Politik zu, obwohl Waser zuerst sich bestrebte, es auf den persönlichen Verhältnissen seines Freundes festzuhalten; aber er wurde überwältigt und hingerissen durch das Ungestüm, mit dem Jürg die den Zürcher höchlich interessierenden und von ihm gründlich erwogenen Probleme europäischer Staatskunst anfaßte; er wurde erschreckt und aufgeregt durch die Frechheit, mit der Jürg die harten Knoten rücksichtslos zerhieb, deren behutsame Lösung Waser als die höchste Aufgabe und den wünschenswerten Triumph der Diplomatie erkannte.

Es war ihm denn in diesem raschen Wechsel der Rede und Widerrede kaum die einzige schüchterne Frage gelungen, ob Fräulein Lukretia während der traurigen Wir-

ren im Domleschg auf dem Riedberge gewohnt habe. Da hatte sich Jürgs Antlitz wie gestern abend wieder plötzlich verfinstert, und er hatte kurz geantwortet: «Zu Anfang. — Das Kind hat gelitten. Es ist ein treues, festes Herz... Aber soll ich die Fesseln eines Kindes tragen...? Und dazu einer Planta! — Torheit. — Du siehst, ich habe ein Ende gemacht.»

Hier hatte er sein Tier so heftig gestachelt, daß es in erschreckten Sprüngen vorwärts setzte und Wasser nur mühsam das seinige in Zucht hielt.

In Ardenn trieben sie ihre Maultiere vor die Türe des Pfarrers, aber diese war verschlossen. Blasius Alexander war nicht zu Hause. Jenatsch, der mit den Gewohnheiten seines einsam lebenden Freundes vertraut schien, umging das baufällige Häuschen, fand den Schlüssel zur Hintertüre in der Höhlung eines alten Birnbaumes und trat mit dem Freunde in Alexanders Stube. Der von den Bäumen des wilden Gartens verdunkelte Raum war leer bis auf die längs der Fensterseite laufende Holzbank und den wurmstichigen Tisch, auf dem eine große Bibel ruhte. Neben dieser geistlichen Waffe blickte aus der Ecke eine weltliche. Dort lehnte eine altväterische Muskete, über welche nun Jenatsch das ihm von seinem Begleiter gebotene Pulverhorn aus dem Müsserkriege an einen Holznagel aufhängte. Dann riß er ein Blatt aus Wasers Taschenbuche und schrieb darauf: «Ein frommer Zürcher erwartet dich bei mir heute abend zur Zeit des Ave-Maria. Komm und stärk ihm den Glauben!» Den Zettel legte er in die beim Buche der Makkabäer aufgeschlagene Bibel.

Schon brannte die Sonne heiß, als Jenatsch seinem Gefährten die aus dem breit gewordenen Addatale drohend aufsteigende Zwingburg zeigte, das Ungeheuer, wie er sie hieß, das die eine Tatze nach Bündens Chiavenna, die andere nach seinem Veltlin ausstreckte. Auf der Straße nach den Wällen zog eine lange Staubwolke. Der scharfe Blick des Bündners erkannte darin eine Reihe schwerer Lastwagen. Aus ihrer Menge schloß er, daß Fuentes auf lange Zeit und für eine starke Besatzung verproviantiert werde. Und doch ging in Bünden die Rede, daß die spanische Mannschaft durch die hier herrschenden Sumpffieber auf die Hälfte zusammengeschmolzen sei und der

Aufenthalt in der Festung unter den Spaniern als todbringend gelte. Das war Jenatsch von einem blutjungen Lokotenenten aus der Freigrafschaft bestätigt worden, der in Fuentes erkrankt war und, um solch ruhmlosem Untergange auszuweichen, ein paar Wochen auf Urlaub in der Bergluft von Berbenn verlebt hatte. Sich die Zeit zu kürzen, brachte er ein neues spanisches Buch mit, eine so lustige Geschichte, daß er es für unrecht hielt, allein darüber zu lachen, und er sie dem jungen Pfarrer mitteilte, an dessen Umgang er Gefallen fand und der ihm durch seinen Geist und seine Kenntniss der spanischen Sprache zu diesem Genusse vollkommen befähigt schien. Dies Buch war im Pfarrhause zurückgeblieben, und heute gedachte Jenatsch den ingeniosen Hidalgo Don Quixote — so lautete sein Titel — als Schlüssel zu der spanischen Festung zu benützen.

Eben öffnete sich ein Tor der äußersten Umwallung vor dem ersten Proviantwagen, und Jenatsch trieb sein müdes Tier an, um bei dieser Gelegenheit leichter Eingang zu erlangen. Als die Freunde jedoch die Festung erreichten, stand an der Fallbrücke, die Einfahrt beaufsichtigend, ein spanischer Hauptmann, ein gelber zäher Geselle — nur Haut und Knochen —, von dem das Fieber abgezehrt, was abzuzeihen war. Er maß die Ankommenden mit hohlen mißtrauischen Augen, und als Jenatsch mit anstandsvollem Gruße nach dem Befinden seines jungen Bekannten sich erkundigte, erhielt er die knappe Antwort: «Verreist.» Wie er darauf Argwohn schöpfte und weiter fragte, wohin und auf wie lange, hinzufügend, daß er noch etwas vom Besitze des Jünglings in Händen habe, versetzte der Spanier bitter: «Dorthin. Auf immer. Ihr könnt Euch als seinen Erben betrachten.» — Dabei streckte er den Zeigefinger seiner Knochenhand nach den dunkeln Zypressen einer unfern gelegenen Begräbniskirche aus. Dann gab er der Schildwache einen Befehl und wandte den beiden den Rücken.

Da Jenatsch kein anderes Mittel kannte, in die streng bewachte Festung einzudringen, schlug er dem Freunde vor, weiterzureiten bis an das Gestade des Comer Sees, den sie in geringer Entfernung lieblich leuchten sahen. Bald erreichten sie den belebten Landungsplatz seines nördlichen Endes. Kühl hauchte ihnen die blaue, vom Geflatter heller

Segel belebte Flut entgegen. Die Bucht war mit Schiffen gefüllt, die gerade ihrer Ladung entledigt wurden. Öl, Wein, rohe Seide und andere Erzeugnisse der fetten Lombardei wurden zum Transport über das Gebirge auf Karren und Mäuler geladen. Der Platz vor der großen steinernen Herberge bot den Anblick eines bunten Marktes mit seinem betäubenden Lärm und fröhlichen Gedränge. Mit Mühe bahnten sich, vorüber an Körben voll schwellender Pfirsiche und duftiger Pflaumen, die beiden Maultiere den Weg bis zur gewölbten Pforte des Gasthauses. In dem düstern Torwege kniete der Wirt vor einer Tonne und zapfte ein rötliches, schäumendes Getränk für die durstig sich zudrängenden Gäste. Ein Blick in den anstoßenden Schenkraum überzeugte Jenatsch, daß hier zwischen lärmenden Menschen und bettelnden Hunden keine kühle Stätte zu finden sei, er wandte sich darum nach dem Garten, der eine einzige dichte Weinlaube bildete und dessen mit rankendem Grün überhängte Mauern und zerfallende Landungstreppe von den Wellen bespült wurden.

Als sie durch die Torhalle am Wirt vorüberschritten, der von einem dichten Kreise von Bauern umringt war, welche ihm geleerte Krüge entgegenstreckten, schien er mit einer ängstlichen Gebärde gegen das Vorhaben des Bündners Einsprache tun zu wollen; doch in diesem Augenblicke kam ihnen vom Garten her ein nach fremdem Schnitte gekleideter Edelknabe entgegen und wendete sich mit anmutigem Gruße an den jungen Zürcher, in zierlichem Französisch folgenden Auftrag ausrichtend:

«Mein erlauchter Gebieter, Herzog Heinrich Rohan, der sich hier auf der Durchreise nach Venedig befindet, glaubte von seinem Ruheplatz im Garten aus zwei reformierte Geistliche vor der Herberge absteigen zu sehen und ersucht die Herren, wenn sie dem Gewühl auszuweichen vorzögen, sich durch seine Gegenwart nicht vom Besuche des Gartens abhalten zu lassen.»

Sichtbar erfreut von diesem glücklichen Zufalle und der ihm widerfahrenden Ehre, erwiderte Herr Waser, etwas steif, aber tadellos in demselben Idiom sich bewegend, daß er und sein Freund sich die Gunst erbäten, Seiner Durchlaucht für die ihnen zuteil gewordene Berücksichtigung persönlich zu danken.

Die Freunde folgten dem vor ihnen herschreitenden schönen Knaben in die Lauben des Gartens. Gegen Süden hatte er einen balkonähnlichen Vorsprung, durch dessen Laubwände bunte Seidengewänder schimmerten und das Gezwitscher plaudernder Frauenstimmen, durchbrochen von dem hellen Jubel eines Kindes, ertönte. Dort lehnte auf sammetnen Polstern eine schlanke blasse Dame, deren hastige Rede und bewegliches Mienenspiel die Lebhaftigkeit eines Geistes verriet, der sie nicht zu erquicklicher Ruhe kommen ließ. Vor ihr auf dem Steintische trippelte und jauchzte ein zweijähriges Mädchen, das eine niedliche Zofe an beiden Händen emporhielt. Dazu klang die melancholische Weise eines Volksliedes, die ein italienischer Junge in schüchterner Entfernung auf seiner Mandoline spielte.

Der Herzog selbst hatte sich an das stillere nördliche Ende des Gartens zurückgezogen, wo er allein auf der niedrigen, von der Flut bespülten Mauer saß, eine Landkarte auf den Knien, mit deren Linien er die gewaltig vor ihm aufragenden Gebirgsmassen zweifelnd verglich.

Waser hatte jetzt den Ruheplatz des Herzogs erreicht und stellte sich und seinen Freund mit einer tiefen Verbeugung vor. Rohans Auge blieb sofort an der in ihrer wilden Kraft seltsam anziehenden Erscheinung des Bündners haften.

«Euer Rock ließ mich auf den evangelischen Geistlichen schließen», sagte er, sich mit Interesse ihm zuwendend. «Ihr könnt also, obgleich wir uns auf diesem Boden treffen und trotz Eurer dunkeln Augen kein Italiener sein. Da seid Ihr wohl ein Sohn der nahen Rhätia, und so will ich Euch denn bitten, mir von den Gebirgszügen, die ich gestern, den Splügen überschreitend, durchschnitt und die ich zum Teil noch vor mir sehe, einen klaren Begriff zu geben. Meine Karte läßt mich im Stich. Setzt Euch neben mich.»

Jenatsch betrachtete begierig die vorzügliche Etappenkarte und fand sich schnell zurecht. Er entwarf dem Herzog mit wenigen scharfen Zügen ein Bild der geographischen Lage seiner Heimat und ordnete ihr Tälergewirr nach den darin entspringenden und nach drei verschiedenen Meeren sich wendenden Strömen. Dann sprach er von den zahlreichen Bergübergängen und hob, sich erwärmend, mit

Vorliebe und überraschender Sachkenntnis deren militärische Bedeutung hervor.

Der Herzog war mit sichtlichem Wohlgefallen und steigendem Interesse der raschen Auseinandersetzung gefolgt, jetzt aber erhob er sein mildes, durchdringendes Auge zu dem neben ihm stehenden Bündner und ließ es nachdenklich auf ihm ruhen.

«Ich bin ein Kriegermann und rühme mich dessen», sagte er, «aber es gibt Augenblicke, wo ich diejenigen glücklich preise, die dem Volke predigen dürfen: «Selig sind die Friedfertigen.» Heutzutage darf nicht mehr dieselbe Hand das Schwert des Apostels und das Schwert des Feldherrn führen. Wir sind im neuen Bunde, Herr Pastor, nicht mehr im alten der Helden und Propheten. Die Doppelrollen eines Samuel und Gideon sind ausgespielt. Heute warte jeder in Treue des eignen Amtes. Ich achte es für ein schweres Unglück», hier seufzte er, «daß in meinem Frankreich die evangelischen Geistlichen durch ihren Eifer sich hinreißen ließen, die Gemüter zum Bürgerkriege zu erhitzen. Sache des Staatsmannes ist es, die bürgerlichen Rechte der evangelischen Gemeinde zu sichern, Sache des Soldaten, sie zu verteidigen. Der Geistliche hüte die Seelen, anders richtet er Unheil an.»

Der junge Bündner errötete unmutig und blieb die Antwort schuldig.

In diesem Augenblicke erschien der Page mit der ehrerbietigen Meldung, die Reisebarke des Herzogs sei zur Abfahrt bereit, und Rohan beurlaubte die Freunde mit einer gütigen Handbewegung.

Auf dem Heimritte erging sich Waser in Betrachtungen über die politische Rolle des Herzogs, der gerade damals seinen protestantischen Mitbürgern in heimischer Fehde einen ehrenhaften Frieden erkämpft hatte. Er meinte, freilich werde derselbe von kurzer Dauer sein, und fand Gefallen daran, die Lage Rohans und der französischen Reformierten seinem Freunde mit den dunkelsten Farben zu malen. Er schien etwas empfindlich und verdüstert, daß seine Person vor dem Herzog neben Jürg sehr zurückgetreten, ja gänzlich verschwunden war. — Seit Heinrich IV., behauptete er, setze sich die französische Politik zum Ziele,

die Protestanten in Deutschland gegen Kaiser und Reich zu schützen, den Reformierten im eigenen Lande dagegen den Lebensnerv zu durchschneiden. Sie trachte, durch Wiederherstellung der staatlichen Einheit Kraft zum Vorstoße nach außen zu gewinnen. Es ergebe sich daraus das seltsame Verhältnis, daß die französischen Protestanten unterliegen müßten, damit den deutschen die diplomatische und militärische Hilfe Frankreichs, deren sie höchlich bedürften, gesichert bleibe. — So schwebe über dem Herzog trotz der Hoheit seiner Stellung und seines Charakters das traurige Verhängnis, seine Kraft in unheilbaren Konflikten aufzureiben und am Hofe von Frankreich immer mehr den Boden zu verlieren. Jetzt bringe er wohl Weib und Kind nach Venedig, um bei dem nächstens neu ausbrechenden Sturme freiere Hand zu haben.

«Du bist ja ein durchtriebener Diplomat geworden!» lachte Jenatsch. «Aber findest du es nicht in dieser Ebene entsetzlich schwül? Dort steht eine Scheuer . . . wie wär's, wenn wir unsere Tiere eine Weile im Schatten anbänden und du dein weises Haupt ins Heu legtest?»

Waser war einverstanden und in kurzer Frist hatten sich beide auf das duftige Lager ausgestreckt und waren entschlummert.

Als der junge Zürcher erwachte, stand Jenatsch vor ihm, mit spöttischen Blicken ihn betrachtend. «Ei, Schatz, was schneidest du denn im Schlafe für verklärte Gesichter?» sagte er. «Heraus mit der Sprache! Was hast du geträumt? Von deinem Liebchen?»

«Von meiner innig verehrten Braut, willst du sagen. Das wäre nichts Ungewöhnliches; aber ich hatte in der Tat einen wunderbaren Traum . . .»

«Jetzt weiß ich's . . . dir träumte, du seiest Bürgermeister von Zürich!»

«So war es . . . merkwürdigerweise!» sagte Waser, sich sammelnd. «Ich saß in der Ratsstube und hielt Vortrag über Bündnerdinge — über die Bedeutung der Feste Fuentes. Als ich geendet, wandte sich das nächstsitzende Ratsglied gegen mich mit den Worten: <Ich bin ganz der Meinung Seiner Gestrengen des Herrn Bürgermeisters.> Ich sah mich nach diesem um; aber siehe, ich saß selbst auf seinem Stuhle und trug seine Kette.»

«Auch mir hat geträumt», sagte Jenatsch, «und recht seltsam. Du weißt, oder weißt nicht, daß in Chur ein ungarischer Astrolog und Nekromant sein Wesen treibt. Mit diesem Gelehrten hab' ich mich während der letzten langwierigen Synode nächtlicherweile eingelassen, um zu sehen, was an der Sache sei.»

«Um Himmels willen, Astrologia! . . . Und du bist ein Geistlicher!» rief Waser entsetzt. «Sie vernichtet die menschliche Freiheit, und diese ist die Grundlage aller Sittlichkeit! — Ich bin ein entschiedener Bekenner der menschlichen Freiheit!»

«Das ist brav von dir», fuhr der andere unbeirrt fort. «Beiläufig gesagt, es gelang mir nicht, aus dem Hexenmeister etwas Festes und Faßbares herauszubringen. Entweder wußte er nichts, oder er fürchtete, von mir verraten zu werden. — Vorhin im Traume aber sah ich den Mann wieder vor mir und setzte ihm in zorniger Ungeduld den Dolch auf die Brust, um mein Schicksal zu erfahren. Da entschloß er sich, es mir zu zeigen, und zog mit den feierlichen Worten: «Dieser ist dein Schicksal!» den Vorhang von seinem Zauberspiegel.

Anfangs sah ich nichts als eine helle Seelandschaft, dann trat eine grünbewachsene Mauer hervor, und da saß, die Karte von Bünden vor sich, mild und bleich, wie wir ihn eben gesehen haben, der Herzog Heinrich Rohan.»

Sechstes Kapitel

Unter diesen Gesprächen waren die Freunde auf der staubigen Landstraße, die durch das Veltlin hinaufführt, eine gute Strecke weitergetrabt, und schon erglänzten in der Ferne das Schloß und die Mauern von Morbegno.

Jetzt blickte Jenatsch scharf auf die letzte Windung des in weitem Bogen nach dem Städtchen laufenden Weges. Dort bewegte sich langsam ein kleiner brauner Reiter.

«Bravo», rief der Bündner, «da machst du eine prächtige Bekanntschaft! Dort kommt der Pater Pankrazi, voreinst — das ist vor einem Jahrzehnt — Almenserkapuziner und Beichtiger der Nönnchen von Cazis. Wir haben ihm sein Kloster aufgehoben. Wären unsere Kapuziner alle so gute

Bündner wie er und so witzige Gesellen, man hätte sie unbehelligt gelassen. Seither hat er sein Unterkommen in einem Ordenshause irgendwo am Comer See gefunden und führt hier herum, predigend und terminierend, ein fahrendes Leben.»

«Er ist mir nicht unbekannt», erwiderte Waser. «Voriges Jahr kollektierte er in Zürich für die verarmten Überbliebenen eurer verschütteten Stadt Plurs und betonte mit beweglichen Worten als die gute Seite solcher Verheerungen, daß man sich in diesen Jammerfällen über die Scheidewand der Konfessionen hinweg christlich die Bruderhand reiche. Kurz nachher aber kam mir eine gedruckte Bußpredigt von ihm zu Gesichte, worin er — zu meinem ärgerlichen Erstaunen — in der derbsten Sprache behauptet, der Bergsturz sei ein warnendes Gericht und eine göttliche Strafe für die Duldung der Ketzerei. Das heißt in sträflicher Weise mit zwei Zungen geredet.»

«Wer wird das einem Kapuziner und praktischen Manne verdenken!» lachte der andere. «Sieh, er setzt sein Eselchen in Trott, er hat mich erkannt.»

Der Kapuziner trabte auf seinem Tiere, das neben ihm noch zwei volle Körbe trug, so rasch heran, daß der Staub in Wirbeln aufflog. Aber die lustige Begrüßung, die Waser erwartete, blieb aus. Pankrazis kurze Gestalt drängte hastig vorwärts und streckte ihnen die Rechte mit abmahnender Gebärde entgegen, als bedeute er die Reisenden, ihre Maultiere zu wenden. Nun hatte er sie fast erreicht und rief ihnen zu:

«Zurück, Jenatsch! Nicht hinein nach Morbegno!»

«Was bedeutet das?» fragte dieser ruhig.

«Nichts Gutes!» versetzte Pankratius. «Wunder und Zeichen geschehen im Veltlin, das Volk ist aufgereg, die einen liegen in den Kirchen auf den Knien, die andern laden ihre Büchsen und wetzen ihre Messer. Zeige dich nicht in Morbegno, kehre nicht auf deine Pfarre zurück, wende dein Tier und flüchte nach Chiavenna!»

«Was? Ich soll mein Weib im Stiche lassen?» fuhr Jenatsch auf, «meine Freunde nicht warnen? Den braven Alexander und den redlichen Fausch auf seinem Bergdorfe Buglio? Nichts da! Ich reite zurück — natürlich das Städtchen umgehend über die Adda. Mein Kamerad hier, Herr Waser

von Zürich, kennt keine Furcht . . ., und du, Pankrazi, tust mir den Gefallen und kommst mit. Du nächtigst bei mir. Meine Berbenner sind nicht so gottverlassen, daß sie des heiligen Franziskus Kutte nicht in Ehren hielten.»

Nach kurzem Besinnen willigte der Kapuziner ein. «Meinetwegen, am Ende!» sagte er. «Heute bin ich dein Schutzpatron, ein andermal bist du der meinige.»

So ritten sie, was ihre Tiere laufen konnten, nach Berbenn hinüber, und wie wenig Waser auch diese wilden Ereignisse zusagten, er machte gute Miene und rechnete es sich zur Ehre, das ihm erteilte Lob der Tapferkeit zu verdienen.

Eben ertönte die friedliche Abendglocke, als sie vor der Pfarre von Berbenn abstiegen. Unter dem niedrigen Eingangsbogen des Laubdaches stand ein breitschultriger ernster Mann von kleiner Statur, aber mit ausdrucksvollem Kopfe, nachdenklich und aufmerksam seinen Hut betrachtend, welchen er nach allen Seiten drehte und gegen das Licht hielt. Es war ein hoher spitzer Filz von schwarzer Farbe.

«Was stellst du da für tiefsinnige Untersuchungen an, Kollege Fausch?» begrüßte ihn Jenatsch. «Was ist's mit deinem Filz? Oben aufgerissen, wie ich sehe. Willst du ihn hierfür zur Verstärkung deines Basses als Sprachrohr gebrauchen?»

Sorgenvoll erwiderte der Kleine: «Betrachte das Loch näher, Jürg! Seine Ränder sind verbrannt. Es ist eine Kugel durchgefahren, die mir einer deiner Berbenner zuschickte, als ich durch die Weinberge hinunterstieg. Natürlich galt sie dir; denn man sah über der Mauer nur meinen Kopf, und der gleicht dem deinigen, wie du weißt, zum Verwechseln. Der Teufel soll mich holen», fuhr er heftiger fort, «wenn ich nicht den geistlichen Stand quittiere. Der Part ist ungleich: uns ist nur das Schwert des Geistes gestattet, angefallen aber wird unser Fleisch mit Eisen und Blei.»

«Gedenke deines Schwures, Fausch, mein Sohn, das Evangelium zu predigen usque ad martyrium», erscholl aus dem Hintergrunde der Laube von einer tief beschatteten Bank her die etwas dumpfe Stimme eines graubärtigen Mannes, der dort in aufrechter Haltung am Tische saß und sich von der schönen Lucia Sasseller einschenken ließ. Das junge Weib aber erblickte kaum ihren Mann, so eilte es ihm

entgegen und schmiegte sich bleich und furchtsam an seine Seite, als suche es Schutz vor einer entsetzlichen Angst.

«Exclusive, Blasius! exclusive! Bis an den Martertod hinan, aber nicht hinein!» antwortete Fausch, sich zu seinem Kollegen wendend, dessen Glas er ergriff und bis auf den letzten Tropfen leerte.

Indessen machte Jenatsch seinen zürcherischen Freund mit dem glaubensstarken Pfarrer Blasius bekannt und stellte ihm dann lachend in Pfarrer Lorenz Fausch einen Schulkameraden aus dem «Loch» in Zürich vor, dessen sich Waser gar wohl erinnerte als eines um ein paar Jahre ältern, ziemlich liederlichen Studiengesellen. «Dieser Mann hat seither in Bündnerdingen eine hervorragende Rolle gespielt», behauptete Jürg und schlug dem Kleinen auf die Schulter.

Der Kapuziner schien mit beiden Pfarrern auf bekanntem Fuße zu stehen, und Fausch fuhr, diesmal an Waser sich wendend, in seiner aufgeregten Rede fort:

«Glaubst du's wohl, Herr Zürcher? Während du in deiner löblichen Stadt sittsam zur Predigt gehst und über das Gesangbuch hinweg züchtig nach deinem Jungfräulein ausschaut, betrete ich armer Streiter Gottes niemals die Kanzel, ohne fröstelnd den Rücken einzuziehen, aus Furcht, es fahre mir das Messer oder die Kugel eines meiner Pfarrkinder zwischen die Schultern! — Aber», sagte er, nachdem er mit den Männern in die Stube getreten, «nun bin ich auch zum längsten Pfarrer gewesen. Dies Erlebnis», er zeigte auf das Loch in seinem Filze, «gibt den Ausschlag. Das Maß ist voll. Ich habe von meiner Muhme in Parpan zweihundert Goldgulden geerbt, gerade genug, um ein sicheres Gewerbe zu beginnen. — Herunter mit dem Pfarrrock!», und er legte Hand an sein geistliches Kleid.

«Warte, Freund!» rief Jenatsch, «das verrichten wir zusammen. Auch mein Maß ist heute voll geworden! Nicht eine feindliche Kugel verjagt mich von der Kanzel, sondern eine freundliche Rede. Der Herzog Heinrich hat recht», wandte er sich an den erstaunten Waser, «Schwert und Bibel taugen nicht zusammen. Bünden bedarf des Schwerter, und ich lege die geistliche Waffe zur Seite, um getrost die weltliche zu ergreifen.» Mit diesen Worten riß er sein Predigergewand ab, langte seinen Raufdegen von der Wand

herunter und gürtete sich ihn um den knappen Lederkoller.

«Potz Velten, ihr gebt ein lustiges Beispiel», rief der Kapuziner mit schallendem Gelächter. «Fast gelüstet mich, es euch nachzutun! Aber meine braune Kutte ist leider zu zäh und hat ein fester Gewebe als eure Röcklein, ehrwürdige Herren!»

Blasius Alexander, der diesem Vorgange ohne Verwunderung, aber mißbilligend zuschaute, faltete jetzt die Hände und sprach feierlich: «Ich aber gedenke zu verharren im Amte bis ans Ende, usque ad martyrium, bis in den Martertod, zu welcher Ehre Gott mir helfe!»

Kein schöner Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind hinscheid't . . .

sang Jenatsch mit flammenden Augen.

«Ich werde ein Zuckerbäcker», erklärte Fausch wichtig, «ein bißchen Weinhandel daneben ist selbstverständlich.» Damit setzte er sich an den Tisch, schnallte eine kleine Geldkatze ab, die er um den Leib trug, und begann die Goldstücke, eifrig rechnend, in Häuflein zu ordnen.

Jürg Jenatsch aber umschlang die eben eintretende Lucia und küßte sie mit überströmender Zärtlichkeit: «Sei getrost, mein Herz, und freue dich! Eben hat dein Georg den schwarzen geistlichen Rock abgeworfen, der dich mit den Deinen verfeindet hat. Wir ziehn hier weg, es wird dir wohlgehen, und du erlebst an deinem Manne Ehre die Fülle.»

Lucia errötete vor Freude und blickte mit seliger Bewunderung in Jürgs übermütiges Angesicht, aus dem eine wilde Freude sprühte. Noch nie hatte sie ihn so glücklich gesehen. Offenbar wich eine dunkle Furcht von ihrem Herzen, an der sie von Tage zu Tage schwerer getragen und die ihr das Leben in der Heimat verleidet hatte.

«Hier, Jürg, mein Bruder», sagte jetzt Fausch, der mit seiner Rechnung fertig war, «hier mein Eingebinde zu deinem Taufstage als Ritter Georg! Für Gaul und Harnisch. Das Kapital ist gut angelegt. Ich komme mit einem Hundert zurecht.» Und er schob ihm die Hälfte seines kleinen Erbes zu.

Jürg schüttelte die ihm entgegengestreckte kurze breite Hand derb, aber ohne sonderliche Rührung und strich das Gold ein.

Inzwischen hatte sich Waser zum Pater Pankraz gesetzt, um ihm auf den Zahn zu fühlen. Dem Zürcher erschien des Kapuziners keckes Betragen, seine Lustigkeit und Selbstbeherrschung etwas zweideutig und verdächtig. Aber sein Mißtrauen schwand, als er die ungeschminkt herzliche Besorgnis des Paters um das Schicksal seiner bündnerischen Landsleute wahrnahm, und er mußte bewundern, wie richtig Pankraz die gefährlichen Verhältnisse auffaßte, wie scharf er die Vorzeichen des herannahenden Sturmes beobachtet hatte.

«Ich fürchte, es sind große Herren», sagte der Pater, «Spanier, vielleicht auch Bündner, die diesmal das Spiel in Händen halten und zu ihren habgierigen und herrschsüchtigen Zwecken den frommen, einfältigen Glauben des Veltlinervolks mißbrauchen. Wehe, sie schüren einen höllischen Brand, das Blut, das sie vergießen, wird ihnen bis an die Kehle steigen und sie ersäufen. — In Morbegno hieß es, die Mordbanden des Robustell seien schon auf dem Wege das Tal herunter. Gott gebe, daß solcher Greuel nur in den welschen Köpfen spukt! Eins aber ist gewiß — und das beherzigt, ihr Männer —», sprach er, aufstehend und an die drei Bündner sich wendend: «des Bleibens der Protestanten im Veltlin ist nicht mehr.»

Jetzt erhob Jenatsch die Stimme. «Zweifelt nicht, Brüder, Pankrazi rät gut!» sagte er. «Kein Augenblick ist zu verlieren. Fort müssen wir. Wir sammeln in Eile unsere wenigen Glaubensgenossen, treiben unsere geistliche Herde, Weib und Kind, über das Gebirge nach Bünden und decken bewaffnet den Rückzug.»

Er öffnete eine Truhe und zog eilig Briefschaften daraus hervor, die einen zerreißend, die andern in den Taschen seines Wamses bergend.

Blasius Alexander schüttelte den Kopf, als er von Flucht reden hörte, und lud mißvergnügt seine Muskete, die er mitzubringen nicht versäumt hatte, mit Pulver aus dem großen an seiner Hüfte hängenden Familienhorn. Dann stellte er die Waffe zwischen die Knie und fuhr fort, langsam, aber unausgesetzt, Becher um Becher zu leeren, ohne daß der feurige Wein den kalt ruhigen Blick seines Auges im mindesten belebt oder sein farbloses Angesicht gerötet hätte.

Der junge Zürcher sah diesem Tun bedenklich zu und konnte endlich die Bemerkung nicht unterdrücken, ob der edle Trank, in solcher Überfülle genossen, dem Herrn Blasius nicht zu Kopfe steigen und die im nahenden Augenblicke der Gefahr so nötige Geistesklarheit trüben könnte.

Darauf warf ihm der Alte einen etwas verächtlichen Blick zu, antwortete aber gelassen und ungekränkt: «Ich vermag alles in dem Herrn, der mich stark macht.»

«Das ist ein christlich Wort!» rief der Kapuziner, ließ die Gläser klingen und reichte dem greisen Prädikanten über den Tisch die Hand.

Unterdessen war der Mond aufgegangen und überrieselte draußen die Krone der Ulme und die schwere Blätterdecke der Feigenbäume mit hellem Lichte; aber nur eine spärliche Helle drang durch die kleinen Fenster in das breite, tiefe Gemach und schattete ihre massiven Gitterkreuze auf dem steinernen Fußboden ab.

Lucia stellte die italienische eiserne Öllampe auf den Tisch und entfachte, die Dochte in die Höhe ziehend, drei helle Flämmchen, die auf ihr über das Gerät gebeugtes liebliches Antlitz einen roten Widerschein warfen.

Der unschuldige Mund lächelte, denn die junge Veltlinerin war freudig bereit, mit ihrem Manne, auf dessen starken Schutz sie unbedingt baute, aus der Heimat wegzuziehen. Waser, dessen Blick von der warm beleuchteten Erscheinung gefesselt war, betrachtete mit Rührung diesen Ausdruck kindlichen Vertrauens.

Da stürzte plötzlich die Ampel klirrend auf den Boden und verglomm. Ein Schuß war durch das Fenster gefallen. Die Männer sprangen allesamt auf, und zugleich sank das junge Weib ohne Laut zusammen. Eine tödliche Kugel hatte die sanfte Lucia in die Brust getroffen.

Schauernd sah Waser das schöne sterbende Haupt, auf welches das Mondlicht fiel und das Jenatsch, auf den Knien liegend, im Arme hielt. Jürg weinte laut. Während der Pater bemüht war, die Lampe wieder anzuzünden, hatte Blasius Alexander seine Büchse ergriffen und schritt ruhig in den mondhellen Garten hinaus.

Er mußte den Mörder nicht lange suchen.

Da kauerte zwischen den Stämmen der Bäume ein langer Mensch, dessen vorgebeugtes Gesicht dunkle darüberfal-

lende Lockenhaare verbargen, den Rosenkranz in der Hand, stöhnend und betend. Neben ihm lag ein noch rauchendes schwerfälliges Pistol.

Ohne weiteres legte Blasius sein Gewehr auf ihn an und streckte ihn mit einem Schusse durch die Schläfen nieder. Dann trat er neben den auf das Angesicht Hingesunkenen, drehte ihn um, betrachtete ihn und murmelte: «Dacht' ich mir's doch — ihr Bruder, der tolle Agostino!» — Eine Weile stand er horchend. Nun schlich er, über die Gartenmauer spähend, wieder dem Hause zu. Durch die Stille der Nacht drang ein ungewisser Lärm an sein Ohr. «Zwei Vögelchen haben gepfiffen», sagte er vor sich hin, «bald fliegt uns der ganze Schwarm aufs Dach.»

Jetzt mit einem Male scholl aus dem Dorfe ein gellendes Geschrei, und jetzt dröhnte es über ihm — die Kirchenglocke schlug an und läutete in hastigen Schwüngen Sturm. Alexanders Blick fiel auf den wieder ins Dunkel hinausleuchtenden Schein der verräterischen Lampe, er schlug die dicken Laden des Erdgeschosses zu und schritt ins Haus zurück, in der Absicht, es mit den Freunden wie eine Festung bis auf den letzten Mann zu verteidigen; denn schon knallten Schüsse von der Gasse her, und Schläge fielen gegen die vordere Haustür. Fausch hatte sie eben verriegelt und stürzte die Bodentreppe hinauf, um durch die Dachluken auszuschaun. Der Prädikant aber lud seine Muskete wieder und stellte sich an das schmale vergitterte Küchenfenster, das nach der Gasse ging, wie hinter eine Schießscharte.

«Die Schurken!» rief er dem Zürcher zu, der eben hastig aus seiner Kammer trat, wo er sein Ränzchen geholt und seinen leichten Reisedegen umgeschnallt hatte. «Wir wollen unser Leben teuer verkaufen!»

«Um Gottes willen, Herr Blasius», warnte dieser, «gedenkt denn Ihr, ein Diener am Wort, auf die Leute zu schießen?»

«Wer nicht hören will, muß fühlen», war des Bündners kaltblütige Antwort.

Jetzt aber faßte Pankrazi den tapferen Alten mit beiden Armen um den Leib und riß ihn von dem Mauerloche zurück: «Willst du uns alle verderben mit deiner wahnwitzigen Gegenwehr? — Macht, daß ihr von hinnen und in die Berge kommt!»

«Misericordia!» dröhnte Fauschens Stimme durch die

Treppenöffnung herunter. «Sie kommen in hellen Haufen, sie stürmen das Haus des Poretto! Wir sind verloren!»

«Macht, daß ihr fortkommt!» schrie der Pater, während immer heftigere Beiliebe gegen die Türe schmetterten.

«Auch gut, Kapuziner», sagte Blasius, der jetzt mit beiden Armen Reisigbündel und Stroh aus der Küche schleppte und mit geübten Handgriffen im Gange zwischen den beiden Haustüren aufschichtete. «Wir heben uns von hinnen über den Bondascagletscher ins Bergell. Fausch, alle Dachluken auf, damit es Luft gibt! Und dann hierher!»

Fausch krabbelte die Treppe herunter, beladen mit allerlei Mundvorrat, den er oben gefunden hatte, und Waser sah sich jetzt nach Jenatsch um.

«Hier scheiden sich die Wege, Pankrazi», sagte der alte Prädikant und drückte dem Pater die Hand über den Reisigwall hinweg, während das Mittelstück des Haustors unter dem Geheul der Belagerer auseinanderkrachte. «Dein ist die Vordertür. Unsern Rückzug durch die hintere deckt die Flamme.» Und er entzündete den Holzstoß. «Abgezogen, ihr evangelischen Männer!»

Während das Feuer in aufrechter Lohe durch die luftige Bodenöffnung emporschlug, trat Jenatsch, die Tote im Arme, aus dem Wohnraum in die flackernde Helle.

In seiner Rechten leuchtete das lange Schwert, auf dem linken Arm trug er, als spürte er die Last nicht, seine Tote, deren stilles, sanftes Haupt wie geknickt ihm an der Schulter ruhte. Er wollte sie nicht auf der Mordstätte zurücklassen. Waser konnte trotz der Gefahr der Stunde den Blick nicht verwenden von diesem Nachtbilde sprachlosen Grimms und unversöhnlicher Trauer. Er mußte an einen Engel des Gerichts denken, der eine unschuldige Seele durch die Flammen trägt. Aber es war kein Bote des Lichts, es war ein Engel des Schreckens.

Indes die Bündner durch den Garten nach dem Fuße des Gebirges enteilen, hatte der Pater in der Küche neben Feuer und Rauch standhaft den Augenblick erwartet, wo die Türe in Splitter flog. Jetzt sprang er, das Kruzifix in der vorgestreckten Rechten, zwischen die Pfosten und rief der blutleczenden Menge entgegen:

«Heilige Mutter Gottes! Wollt ihr mit den Ketzern verbrennen? — Feuer vom Himmel hat sie verzehrt! Löschet!

Rettet euer Dorf!» — Und hinter ihm prasselte die lebendige Glut.

Mit einem Wehgeheul, das nichts Menschliches mehr hatte, wichen die Entsetzten zurück, und es entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. Blitzschnell verbreitete sich die Sage, Sankt Franziskus in eigener Person habe die Ketzer im protestantischen Pfarrhause vernichtet und sei in erhabener Gestalt den Gläubigen erschienen.

So gelang es dem Kapuziner, sein Eselchen, das er in einem benachbarten Stalle untergebracht hatte, unbemerkt zu besteigen. Brandröten und Mordgeschrei hinter sich lassend, ritt er auf Umwegen, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, seinem Kloster am Comer See zu.

Siebentes Kapitel

Am Abend des fünften Tages nach diesen außerordentlichen Ereignissen näherte sich Heinrich Waser auf dem von Rapperswyl herkommenden ordinären Markt- und Postschiffe seiner Vaterstadt. Die schlanken Turmspitzen der beiden Münster zeichneten sich immer schärfer und größer auf dem klar geröteten Westhimmel, und bei diesem vielliebten Anblick dankte der junge Amtschreiber aus Herzensgrunde der gütigen Vorsehung für das glückliche Ende seiner über Erwarten gefährlichen Ferienreise.

Bei der Abfahrt von Rapperswyl hatte er sich nur in Gesellschaft der Schiffer befunden; denn eine Schar von Pilgerinnen aus dem Breisgau, alte müde Weiber, verbargen ihre sonnenbraunen Gesichter scheu unter den roten Kopftüchern und hatten sich im Vorderteile des Schiffes eng zusammengeduckt. Sie beteten oder schliefen. Sie kamen vom heiligen Gnadenort Einsiedeln und waren noch über die lange Brücke zu den Kapuzinern von Rapperswyl gewandert, um von den als Geisterbanner und Exorzisten bewährten Vätern allerlei Mittelchen einzuhandeln gegen Krankheit von Menschen und Vieh und gegen teuflischen Spuk. Dort hatten die Wallfahrer von einem schrecklichen Strafgerichte gehört, das in einem Tale jenseits der Berge über die Ketzer hereingebrochen sei. Alle seien sie mit Feuer und Schwert vertilgt worden.

Wohl erfüllte die Weiblein mit freudigem Schrecken dies Unglück der Mißgläubigen, aber auch mit dem Wunsche, sobald als möglich den protestantischen Landen, die sie zu durchwandern hatten, den Rücken zu kehren und jenseits der Grenze in ihrer katholischen Heimat diese großen Dinge zu verkündigen.

So war das Gerücht von dem Protestantenmorde im Veltlin schon vor oder doch zugleich mit dem jungen Zürcher hierhergelangt. Auch Waser hatte auf dem Heimwege erfahren, was zu glauben er sich immer noch in innerster Seele gesträubt hatte, daß der Überfall in Berbenn, den er miterlebt, nur eine Einzelheit, und nicht die grausamste, eines längst geplanten, unerhörten Blutbades gewesen sei. Sogar die nach und nach bei den Dörfern, wo man anlegte, einsteigenden Marktleute waren voll davon.

Es war eine Gesellschaft, die sich nicht erst von gestern her kannte. Die zwei Schiffleute, Vater und Sohn, vermittelten mit ihren Ruderknechten schon seit Jahren den Verkehr zwischen den beiden See-Enden. Der Junge, ein von der Sonne geschwärztes, kräftig aufgeschossenes Gewächs, war Wasers Altersgenosse. Sein Vater hatte ihn von Kindesbeinen an auf den See mitgenommen und ihn früh zum Vertragen der dem Schiffe für die Stadt anvertrauten Briefe und Pakete gebraucht. So war der Bursche mit dem jungen Jenatsch schon bekannt geworden, als der Pfarrer von Scharans seinen Jürg nach Zürich auf die Schule führte, hatte ihm später manche Botschaft gebracht, und wenn Waser zu Ferienanfang seinen Schulkameraden seeaufwärts begleitete, hätte dem lustigen Tage das Beste gefehlt, wenn der wort- und schlagfertige Kuri Lehmann nicht mitgefahren wäre.

Er war es auch gewesen, der mit seinem Vater die müde kleine Lukretia in das Schiff aufgenommen, ihr in Zürich den Weg nach dem Carolinum gezeigt und ihr Mut gemacht hatte, nur frisch und unverzagt dem Jürg ihren Kram auf die Schulbank zu stellen.

Auch die Dorfleute — ein alter Mann von Stäfa, der allwöchentlich seine Spanferkel in Zürich zu Markte brachte, der Honighändler, die Fischer und ein paar Hühner- und Eierweiber — waren Stammgäste des geräumigen Bootes.

Die dunkle Nachricht, welche das Postboot von Rappers-

wyl brachte, versetzte dessen Insassen in ungewohnte Aufregung. Ihre vor dem Schreckbild scheuende Einbildungskraft erging sich in den abenteuerlichsten Sprüngen. Nicht zufrieden mit den überlieferten Tatsachen, vermuteten sie eine allgemeine Verschwörung der Papisten gegen alles Volk, das sich zur reinen Lehre bekenne. Schließlich waren sie nicht weit davon, den ihnen allen dem Rufe nach, einigen von Angesicht bekannten Herrn Pompejus, dem sie die Hauptschuld an dem Blutbade beimaßen, zum Feldhauptmann des Antichrists zu erheben und ihm ein Heer schlauer Jesuiten und feuriger Teufel zur Verfügung zu stellen.

«Der letzte Sieg der Bosheit und das Weltgericht stehen vor der Tür», sprach feierlich der alte Ferkelhändler, welcher etwas taub war und sich um so eifriger auf die seltene Kunst des Lesens und die selbständige Erforschung der Schrift verlegt hatte, «alle Zeichen sind da – das große Tier . . .»

«Ihr könntet irren», unterbrach ihn der Amtschreiber, der bis jetzt in sich gekehrt geschwiegen hatte. «Wißt, daß seit der Apostel Zeiten bei allen schweren Kalamitäten, die über das Christenvolk hereinbrachen, das Ende der Welt von heute auf morgen erwartet wurde. Und doch steht, wie Ihr seht, noch Albis und Uto wie zu der Helvetier Zeiten und fließt die Limmat noch ihren alten Weg. Hütet also Euern Geist und Eure Zunge vor Irrlehre und eigenmächtiger Deutung.»

Der Alte senkte den Kopf, murmelte aber zwischen den Zähnen: «Daß es so lange nicht eingetroffen ist, beweist mir gerade, daß es jetzt eintrifft.»

Kuri Lehmann, der, hart neben Waser stehend, sein langes Ruder führte, streifte jetzt diesen mit einem scharfen Blicke aus seinen wasserhellen, von niedrigen, schwarzbuschigen Brauen beschatteten Augen. Diese durchdringenden, sonst kalt verständigen Augen brannten in frechem Feuer.

«Warum, Herr Amtschreiber, schicken die Gnädigen in Zürich nicht uns Seebuben gegen die Spaniolen und Jesuiten im Veltlin? Ist ihnen das Herz in die Hosen gefallen?» sagte er.

«Halt das Maul, um Gottes willen, Bub!» rief erschrocken der alte Lehmann, der am Steuer diese respektlose Rede gehört hatte, und fuhr mit der rechten Hand in die Höhe,

als wollte er ihm das Wort im Munde zerschlagen. Aber er faßte sich und fügte mit ungewohnter Süße hinzu: «Die Herren in Zürich werden in ihrer Weisheit das Rechte schon treffen.»

Kuri aber fuhr unbekümmert fort: «Ihr wißt mehr als wir, Herr Waser! Hab' ich Euch nicht mit einem Reisebündelein vor vierzehn Tagen nach Rapperswyl geführt? Ihr wolltet ein wenig in die Berge hinein, sagtet Ihr. Beim Eid, Ihr seid beim Jenatsch gewesen! War denn der nicht zur Stelle? Der Jürg hat sich doch, beim Strahl, von denen Äsern von Pfaffen nicht abtun lassen! Ihr blickt so traurig drein! Es ist ihm doch nichts passiert? Oder hat es gefehlt, hat er dran glauben müssen?»

«Er lebt, Kuri», versetzte Waser, wie einer, der seine Worte wägt und keines zuviel sagen will.

«Nun, dann zählt darauf, eh' ich diese Schuhe verbraucht habe» — Kuri schonte sie freilich, denn er hatte sie ausgezogen und neben sich auf den Schiffskasten gestellt, um erst in Zürich damit Staat zu machen —, «eh' ich diese Schuhe verbraucht habe, hat der Jenatsch den Pompejus Planta kaltgemacht. Sonst ist er nicht der Jenatsch mehr! Denkt daran! Leid tut es mir um das Jüngferchen und wird dem Jürg auch leid tun.»

Dieses in den Tag hineingesprochene Wort machte auf Waser einen peinlichen Eindruck, als er sich nicht gestehen wollte, und hätte Kuris Vater von neuem erbost, wäre nicht sein Auge unweit vom Dorfe Küsnacht auf einer grünen, von hohen Nußbäumen beschatteten Landungsstelle haften geblieben. Es ergoß sich dort zwischen steilen, mit Holunderbüschen und Wurzelwerk überwucherten Borden ein Bach in den See, ein stilles und durchsichtiges Wässerchen, dessen unterhöhlte ausgewaschene Ufer aber verrieten, wie heftig es im Frühjahr toben konnte. Von der Anhöhe blickte ein Landhaus herab. Dort unter den Bäumen stampfte ein kleiner ungeduldiger Junge mit Degen und Federhütchen auf dem schattigen Rasen herum, während die würdige Gestalt eines Präzeptors beschwichtigend daneben stand.

«Hoheho, hieher, Lehmann! Ich will in die Stadt!» schrie der Kleine, während sein Mentor ein Tuch aus der Tasche zog, um das Boot heranzuwinken.

Überflüssige Bemühung! Der alte Lehmann hatte schon mit dem Rufe: «Aha, der Junker Wertmüller vom Wampispach!» sein Schiff der Nußbaumgruppe zugelenkt und die Planke zum Einsteigen bereitgemacht.

Nach wenigen Minuten saß der zapplige Kleine auf der Ehrenbank zwischen seinem Erzieher und Herrn Waser, deren Beinkleidung er mit seinen unruhigen Füßen, die den Boden des Schiffes noch nicht erreichten, mutwillig und unaufhörlich in Gefahr brachte.

Herr Verbi divini Minister Denzler, so nannte sich der Erzieher, ließ sich mit Waser über den Junker hinweg in ein lispelndes Gespräch ein. Er beklagte höchlich die haarsträubenden Wirkungen des Fanatismus, und obgleich Waser das von ihm Erlebte so knapp als möglich erzählte und seine eigene Person dabei bescheiden in den Hintergrund stellte, konnte sich der Präzeptor nicht genug entsetzen über die unerhörte Gefahr des Leibes und Lebens, welcher sich der Herr Amtschreiber durch seine Kühnheit ausgesetzt. Dann steuerte er seinen persönlichen Angelegenheiten zu, wobei er gut fand, der lateinischen Sprache sich zu bedienen.

«Niemalen, Herr Amtschreiber», bemerkte er, «hätte ich diese schwierige Erziehung übernommen, denn der Kleine, obgleich ein ausgezeichnetes Ingenium, ist, unter uns gesagt, ein bösesartiges Dämönlein, wenn mir nicht des Herrn Obersten Schmid Gnaden heilig versprochen hätten, daß ich bei Zufriedenheit mit meinen Leistungen später diesen seinen Stiefsohn auf einer Bildungsreise begleiten dürfte, wie sie noch selten gemacht worden ist. Die deutschen Lande, Italien, Frankreich sollen besucht werden, und wie Cäsar werden wir bis nach Britannia vordringen.»

«Ja, der Verbi divini muß mit!» rief hier plötzlich der kleine Kobold, der den Gegenstand der Unterhaltung erraten hatte. «Aber vorher muß er mich alle Sprachen lehren, daß ich in allen kommandieren kann!»

«Was willst du denn eigentlich werden, Rudolf?» fragte Herr Waser, um die Blöße, die der Magister sich gegeben, zu decken.

«Ein General!» rief das Bübchen und sprang von der Bank, denn eben war man durch das Wassertor des Grenfels gefahren und legte jetzt vor der Schiffslände an.

Bald bewegte Herr Waser sich wieder in den gewohnten Geschäften und saß wie früher täglich auf der Ratskanzlei; aber die staatsrechtlichen Handlungen waren für ihn keine leeren Formeln mehr, keine bloße Übung seiner behenden Gedanken, er war davon durchdrungen, daß dabei Wohl und Wehe der Völker auf dem Spiele stehe, er hatte der Wirklichkeit ins drohende Antlitz geschaut.

Infolge seiner Reise nach Bünden und seiner Rettung aus dem in allen protestantischen Landen Entsetzen verbreitenden Veltlinermorde war das Ansehen des jungen Amtschreibers in seiner Vaterstadt außerordentlich gestiegen. Ja, es geschah eines Sonntags, als er hinter dem Herrn Amtsbürgermeister in seinem Kirchenstuhle saß, daß er aus dem Munde des Antistes der zürcherischen Kirche, während alle Augen sich teilnehmend auf ihn richteten, folgende seiner Bescheidenheit unwillkommenen Worte vernahm:

«Ihr seid durch die Posaune der die Welt durchfliegenden Fama davon unterrichtet», tönte es von der Kanzel herab, «welch schreckliche Hekatombe der papistische Fanatismus in einem uns verbündeten Lande gehäuft hat, wie sechshundert unsrer protestantischen Brüder ausgerottet wurden durch die Schärfe des Schwertes, wie die blutgerötete Adda geschändete Leichen wälzte, während die verstümmelten Reste anderer auf offenem Felde liegen, dem krächzenden Gevögel ein scheußlicher Fraß. — Aber daß der Himmel sogar in allgemeiner Vernichtung seine auserwählten Rüstzeuge zu bewahren weiß, dafür gab er uns, Geliebteste, ein den innigsten Dank erweckendes Zeugnis in der lebendig hier anwesenden Person eines unsrer Herren Mitbürger, den er durch das menschliche Medium von dessen Fürsichtigkeit und Tapferkeit voraussichtlich zu höhern Zwecken mitten aus diesem Verderben gerettet hat.»

Eine andere Folge war, daß Wasers Vorgesetzte seit seiner Reise sich von ihm als einem tüchtigen und in Bündnerdingen bewanderten jungen Manne die ersprißlichsten Dienste versprochen. Man berücksichtigte sein Urteil, und vorzugsweise seiner gewandten Feder ward der öffentliche Verkehr mit den bündnerischen Behörden und der geheime Briefwechsel mit den zürcherischen Vertrauensmännern in diesem schicksalsvollen Lande zugewiesen. Und, wunder-

bar, die toten Buchstaben der jetzt Schlag auf Schlag aus Chur eintreffenden Berichte bewegten, was sonst nicht der Fall gewesen war, sein Herz noch mehr, als sie seinen Scharfsinn beschäftigten. Zwischen den Zeilen blickten die kraftvollen Köpfe des stolzen Planta, des feurigen Jenatsch, des kalt fanatischen Blasius Alexander hervor und verdeutlichten ihm die Natur dieses ungebändigten, parteisüchtigen, unter einer ruhigen Außenseite tief leidenschaftlichen und seine wilde Freiheit über alles liebenden Volkstammes.

Oft wenn er ungestört an seinem Arbeitstische saß, ward er unversehens zurückgetragen in die Vergangenheit. Er stand wieder in Berbenn vor dem brennenden Hause und sah den Schulfreund aus den Flammen treten, sein noch im blassen Tode wunderschönes Weib über der Schulter, er sah ihn unausgesetzt, unermüdet, wortlos voranschreiten auf den gefährlichen Bergpfaden und über die zerrissenen Gletscher, bis der Schweigsame seine Last niederlegte auf dem Kirchhofe von Vicosoprano, um sie dort in Bündnererde zu bestatten. Immer mehr wurde Heinrich Waser von dem Eindrücke bewältigt, die Lohe, welche den häuslichen Herd des Bündners verzehrt, flamme fort als verborgener unauslöschlicher Rachebrand in seiner Brust, von einem eisernen Entschlusse bis zur günstigen Stunde niedergehalten, und als Jürg tränenlos am Grabe seiner Lucia gestanden, habe er mit ihr alle Harmlosigkeit der Jugend, alle weichen Gefühle und vielleicht jedes menschliche Erbarmen versenkt. Hatte doch Wasers herzliche Teilnahme bei ihm keine Stätte, nicht ein einziges erwidernendes Wort gefunden. Jenatsch war dem Freunde gegenüber zu Stein geworden, und die letzte Rede, fast die einzige auf der Reise, die er beim Scheiden in Stalla an ihn gerichtet, hatte dem jungen Zürcher beunruhigend und verhängnisvoll nachgeklungen. «Du wirst von mir hören!» hatte er ihm zugerufen. Mit Jürg war Blasius Alexander fortgegangen als einziger Begleiter. Dieser hatte auch das Gebet über Lucias Grabe gesprochen und dabei schreckliche alttestamentliche Worte so zusammengestellt, daß Waser sie kaum mehr erkannte und sie ihm als der Ausdruck gotteslästerlicher Rachsucht erschienen. Überhaupt war Blasius nicht sein Mann. Noch nie war seine heitere, für die verschiedenen Seiten der

Dinge empfängliche Natur auf einen schrofferen Gegensatz gestoßen, und ihm graute, seinen Freund in dessen jetziger Stimmung mit diesem kalten Fanatiker zusammen zu wissen.

Wie gesagt, eine Hiobspost folgte der anderen. Unmittelbar nach der Schlächtereier besetzten die Spanier, von Fuentes her eindringend, mit Heeresmacht das ganze Veltlin. Die beiden Planta führten die Österreicher ins Münstertal, und zwei Versuche, die verlorenen Landschaften wiederzugewinnen, blieben fruchtlos. Im Innern von Bünden wuchs täglich die Wut gegen die landesverräterischen Anstifter des Veltlinermordes, besonders gegen den verfemten Pompejus Planta, der in der allgemeinen Verwirrung sich seines festen Hauses Riedberg wieder bemächtigt hatte.

So war Waser, als eines Tages durch einen reitenden Boten die Nachricht von dem Überfalle des Schlosses und der Ermordung des Herrn Pompejus eintraf, mehr erschrocken als erstaunt. Das Schreiben kam vom Ritter Doktor Fortunatus Sprecher. Dieser gelehrte Jurist behauptete in der von politischer Leidenschaft beherrschten Zeit eine geachtete und verhältnismäßig unangefochtene Stellung. Von ihm war bekannt, daß er, dem die waghalsige Demokratenwirtschaft und die spanischen Intrigen gleichermaßen verhaßt waren, in stillen Stunden beflissen sei, die in ihm aufsteigende Bitterkeit bestmöglich zu versüßen durch tägliche genaue Aufzeichnungen aller Fehlgriffe und Greuel, welche sich die ihm widerwärtigen extremen Parteien zuschulden kommen ließen. Dies tat er aber mit dem Vorsatze, die unter dem Eindrucke des Tages entstandenen Aufzeichnungen im Laufe der Jahre gemächlich zu einer ausführlichen und, wie er sich schmeichelte, völlig vorurteilslosen Geschichte seines Vaterlandes zu verarbeiten. Mit diesem wohlunterrichteten Manne unterhielt die Regierung von Zürich Beziehungen, um, wie sich Jenatsch ausgedrückt hatte, auf dem Laufenden zu bleiben. Der Ritter beobachtete die Vorsicht, seine Briefe nicht an die Staatskanzlei, sondern an Heinrich Waser, den Privatmann, zu richten.

Das Schreiben, welches dieser in schweren Gedanken immer und immer wieder las und unbewußt mit häufigen Tränen benetzte, trug das Datum: Chur, den 27. Februar 1621. Es erzählte das verhängnisvolle Ereignis in einer

Sprache, welche die zornige Erregung des Berichterstatters verriet.

In der Nacht vom vierundzwanzigsten auf den fünfundzwanzigsten hätten sich die Führer der Volkspartei von Grüşch im Prätigau, dem Sitze ihrer Verschwörung, aufgemacht, zwanzig Mann stark, alle gut bewaffnet und beritten, voran der wahnwitzige Blasius Alexander und der teuflische Jenatsch. In rasendem Ritte durch das schlafende Land und die finstere föhnwarme Nacht brausend, seien sie im Morgengrauen wie Gespenster vor Riedberg aufgetaucht, haben das Tor mit Axthieben gesprengt, seien ohne ernstlichen Widerstand der schlummertrunkenen entsetzten Dienerschaft in die Schlafkammer des Herrn Pompejus eingedrungen, diese aber sei leer gewesen. Im Begriffe, fluchend und lästernd wieder abzuziehen, habe sie Jenatsch in einem engen Vorzimmer auf ein altes blindes Hündlein aufmerksam gemacht, das winselnd in den Rauchfang des Kamins hinaufschoberte. Aus diesem sei dann Herr Pompejus mit frevler Faust an seinem langen Schlafkleid heruntergerissen und mit wütenden Beilhieben zu Tode gebracht worden. Unbegreiflicherweise seien die Mörder unangefochten in frechem Triumphe durch das rings von den Sturmglocken aufgestörte Land nach Grüşch zurückgekehrt, am hellen Tage durch die Straßen von Chur im Schritte reitend, wo er, Sprecher, durch das Pferdegetrappel ans Fenster gerufen, selbst die Entsetzlichen erblickt und von dem blutigen Jenatsch hohnlächelnd begrüßt worden sei. Gegen Mittag habe der Briefsteller im Auftrage der Gerechtigkeit und mit hinlänglicher Bedeckung nach Riedberg sich begeben, wo Herr Pompejus noch in der Lache seines Blutes gelegen, jämmerlich zerhauen, aber stolz und verachtungsvoll noch in der Todesruhe. Das Mordbeil habe der alte Kastellan Lukas den Gerichtsleuten vorenthalten und es in ein unzugängliches Versteck gebracht, um es, wie er gesagt habe, der göttlichen Gerechtigkeit scharf zu behalten, worunter der Alte wohl die Blutrache der Planta verstanden. Über der Todesstätte seines Herrn aber habe er die Mauer mit einem großen Kreuze bezeichnet.

Sprechers Brief endigte mit der schwarzsehnigen, dem Tacitus entliehenen Bemerkung: in dieser Zeit, wo den Guten jede Macht genommen sei, bleibe die Bestrafung der

Bösen das einzige Zeichen einer waltenden Vorsehung, und mit dem trostlosen Ausrufe: «Wehe, Rhätia, wehe dir!»

Dieser Weheruf war nicht unberechtigt, das lehrte die nächste Zukunft. Nach einigen flüchtigen Sonnenblicken, die eine bessere Wendung der Dinge für Bünden zu versprechen schienen, erfüllten sich seine Geschicke. Bevor seit der Ermordung des Herrn Pompejus ein Jahr um war, überschwemmten österreichische und spanische Heerhaufen die rhätischen Lande. Das Volk erhob sich zum Verzweiflungskampfe, selbst Frauen und Mädchen schwangen rohe todbringende Waffen.

Eines Tages, da die Bedrängten in der Kirche zu Saß den helfenden Gott anriefen, verirrte sich ein weißes Lamm von der Weide in die offene Sakristei und erschien neben dem Taufbecken vor den Augen der bewaffneten Landleute. Das bedrohte Volk erblickte darin einen göttlichen Zeugen von der Unschuld und Gerechtigkeit seiner Sache.

Georg Jenatsch war der Vorkämpfer des Aufstandes. Er troff von Blut, und seine übermenschliche Tapferkeit wurde zur Legende. So erschlug er Hunderte von Österreichern, meldet die Sage, bei Klosters in offener Feldschlacht, er allein mit drei Genossen.

Die heldenmütigen Bündner wurden von der Übermacht erdrückt. Waser sah eines nach dem andern ihrer flüchtigen Häupter in Zürich anlangen. Es kam ein Salis, ein Ruinell, ein Violand — Jürg Jenatsch kam nicht. Wohl mochte es ihm schwer werden, das Bollwerk seiner Berge zu verlassen.

Furcht vor dem übermächtigen Österreich lähmte diesmal die Gastfreundschaft der Stadt Zürich, die sie sonst keinem Vertriebenen versagt. Beim Pokale auf den Zünften hatte die junge Bürgerschaft den bündnerischen Tellen, so nannte man die Mörder des Herrn Pompejus Planta, stürmisch zugejauchzt, jetzt aber streckten sich den Flüchtigen nur wenige Hände entgegen. Man ersuchte sie, sich stille in den Häusern zu halten, damit in Wien ihre Anwesenheit geleugnet werden könne. Die Geister waren von dunklen Ahnungen erschreckt, dreißig kommende Kriegsjahre warfen ihre Schatten vor sich her.

An einem Winterabend verließ Waser ernster als gewöhnlich und in tief bewegter Stimmung das Haus seiner jungen

Braut, die er nächstens heimführen sollte und in deren angesehenen Familie er das Nachtessen einzunehmen pflegte. Hier ließ er sonst die Staatssorgen vor der Tür und freute sich in Züchten des Lebens; heute aber quoll ihm der Bissen im Munde. Sein Schwager, ein junger Geistlicher, hatte aus der eben versammelten Synode eine ergreifende Nachricht nach Hause gebracht. Von seiner Hochwürden dem Antistes war ein Schreiben verlesen worden mit der Nachricht von dem standhaften Ende des Märtyrers Blasius Alexander. Da wurde ausführlich von einem seiner Kerkergegnossen erzählt, wie man ihn auf der Flucht ergriffen und nach Innsbruck gebracht habe; wie er sich in der Gefangenschaft unerschütterlich geweigert, den reformierten Glauben abzuschwören, und wie er schließlich zum Verluste der rechten Hand und des Hauptes verurteilt wurde. Da seine Rechte abgeschnitten auf dem Blocke lag, habe er bereitwillig auch die Linke ausgestreckt, als könne er sich des Martertums nicht ersättigen.

Um sein Gemüt zu beruhigen, machte Waser gegen seine Gewohnheit einen raschen Gang um die beschneiten Stadtmauern. Als er in seine dunkle Stube zurückkehrte und Feuer schlug, um seine Lampe anzuzünden, gewahrte er in der Fensternische eine hohe Gestalt, die ihm nun festen Schrittes entgegentrat und ihm die Hand auf die Schulter legte. Es war Jürg Jenatsch.

«Erschrick mir nicht, Heinrich», sagte er sanft, «ich komme nur für eine Nacht und verlasse eure Mauern, sobald in der Frühe ein Tor aufgeht. Hast du Platz für mich in deinem Kämmerlein wie ehemals? — Du schwankst, ob du mir die Hand drücken willst . . ., sie hat gerecht gerichtet . . . Doch jetzt ist in Bünden nichts mehr zu tun. Da ist alles verloren — wer weiß für wie lange. Ich gehe zum Mansfeld. Dort auf dem großen deutschen Kampfplatze entscheidet sich mit Sieg oder Niederlage der protestantischen Waffen auch das Los meiner Heimat.»

LUKRETIA

Erstes Kapitel

Ein durchsichtiger blauer Winterhimmel umfing die Lagunenstadt und schaute sich mit gleicher Kraft und Helle tief aus dem Spiegel eines ihrer vielen schmalen Wasserbänder wieder entgegen. Hier zeigten die stillen Wasser auch das scharfe, dunkle Ebenbild einer schlank gewölbten Marmorbrücke, die das engste und bewohnteste Quartier Venedigs mit dem Campo dei Frari verbindet. Dieser kleine Platz bildet den spärlichen Vorraum zu dem fremdartig erhabenen Meisterbau Niccolò Pisanos, dem rotschimmernden Dome der Maria gloriosa de' Frari.

In der engen Pforte eines an die Lagune gebauten Hauses jenseits der Brücke stand ein Mann von mittleren Jahren mit einem ernsten bärtigen Kopfe und von gedrungener, kurzer Gestalt. Sein Blick folgte ruhig den lautlos geführten, von Zeit zu Zeit unter dem Brückenbogen durchgleitenden Gondeln oder betrachtete die Bettler, welche auf den Stufen des Domes lagerten und eben ihr Frühstück verzehrten. Ihm zu Häupten war an der Mauer, dem Halbrunde der Türwölbung folgend, in kolossalen schwarzen Lettern und italienischer Sprache zu lesen: *Lorenz Fausch, Pastetenbäcker aus Bünden.*

Aus den herrschaftlichen Gondeln, die an der Landungstreppe des Campo anlegten, war schon manche zarte Dame gestiegen; manche zierliche Gestalt, umhüllt von den weichen Falten dunkler Seide und das Antlitz durch die sammetne Halbmaske vor der Kälte geschützt, war die Stufen hinauf über den Platz in die Kirche geglitten, ohne daß die Züge des Bündners sich im mindesten verändert hätten. Jetzt aber ging etwas Seltsames auf dem ernsthaft gleichmütigen Gesichte vor. Unter der Brücke war der wetterbraune, weißbärtige Kopf eines Ruderers zum Vorschein

gekommen, der, aus seinen ungelenken Bewegungen zu schließen, mit der Lagune nicht vertraut war. Während sein Gefährte, der auf dem Hinterteile des Fahrzeuges stand, ein jugendlich behender, ein echter Gondoliere, dieses mit schlanker Ruderbewegung an die Mauer drückte, öffnete der Alte langsam die niedrige Gondeltüre und schickte sich an, einer nur leicht verschleierten, offen und groß blickenden Frau beim Aussteigen behilflich zu sein. Sie aber hatte seine Hand nicht angenommen. Unversehens stand sie auf der Treppe und schritt, ohne sich umzublicken, der Pforte des Domes zu.

Ehe der in der Gondel beschäftigte Alte seiner Herrin folgen konnte, trat Herr Fausch, dessen Miene sich plötzlich erhellt hatte, an den Rand der Lagune vor und rief ihm mit gedämpfter Baßstimme den romanischen Gruß: «Bun di» zu; aber jener wandte sich nicht nach dem seine Bekanntschaft Suchenden um, er streifte ihn nur mit einem Blitze unter seinen buschigen Brauen hervor, halb mißtrauisch, halb verständnisvoll, dann zog er langsam einen Rosenkranz aus der Tasche und schritt, Herrn Fausch den Rücken zukehrend, nach der Kirche.

Noch folgte ihm dieser mit nachdenklichen Blicken, als, aus dem Seitengäßchen rasch herauslenkend, ein kleiner hagerer Kavalier an ihm vorüberschoß und mit einem stählernen Sprung auf der Brücke stand. Hier bemerkte er zu seiner Rechten den Bäcker und dessen behaglichen Gruß, wandte ihm einen Augenblick sein junges, nichts weniger als hübsches, aber höchst originelles Gesicht zu und sagte: «Augenblicklich noch im Dienst! Holt mir ein Fläschchen Cyprier, Vater Fausch – wohlverstanden, von der Sorte, der Ihr persönlich huldigt. In zwei Minuten bin ich hier.»

Fausch trat aus dem fröhlichen Sonnenlichte in sein etwas düsteres, zu dieser Morgenstunde noch leerstehendes Schenkzimmer zurück, das jedoch mit seinen zahlreichen Sitzen und reinlichen weißen Marmortischen offenbar auf den Besuch von Gästen nicht geringen Standes eingerichtet war. Während er sich in den geheimen, wohlverschlossenen Raum begab, der ihm in der Meerstadt als Keller diente, um ein strohumflochtenes Fläschchen von seinem dunkeln Ehrenplatze herunterzuholen, dem Befehle des

jungen Kavaliers gemäß, doch alles mit würdiger Bedächtigkeit, hatte dieser seinen Gang gemacht und kam schon wieder über die Brücke zurück.

Er hatte, die Kirche betretend, sogleich die hohe Gestalt wieder entdeckt, die sein Blick aus der Tiefe des Gäßchens im Fluge erfaßt hatte und die ihm durch ihre dunkle kräftige Schönheit anziehend erschienen war.

Andächtig kniete sie, das Antlitz zum Gekreuzigten erhoben, mit gefalteten Händen auf den Stufen des Hochaltars. Nicht Zweifel, nicht Trostbedürfnis, nicht Sehnsucht schien sie hergeführt zu haben. Keine innere Aufregung, keine unstäte Leidenschaft bewegte die hochgewachsene Gestalt. Feste Ruhe lag in den schönen, noch jugendweichen Zügen. Aber nicht klösterlich kalt war ihr Ausdruck, sondern von kräftigem Leben durchglüht. Sie flehte nicht, rang nicht um Erhörung. Sie brachte, so schien es, ein alltägliches Opfer, ein gewohntes Gelübde dar, das ihre Seele erfüllte und dem ihr Leben geweiht war.

In steigender Neugier war der junge Kavalier immer näher herantreten, da hatte sie sich erhoben und war seinem unbescheidenen Auge unverschleiert mit einem stolzen fremden Blicke begegnet. Dann hatte sie die Kirche verlassen. Zwiefach enttäuscht — denn in der Ferne war ihm die Dame jünger erschienen, und auf ihre einfache Hoheit war er nach seinen venezianischen Erfahrungen und Gewohnheiten nicht gefaßt — hatte er noch einen Blick auf die verschiedenen Kirchenbilder geworfen und ein Wort mit dem Küster gesprochen.

Als Fausch, das Fläschchen auf einem silbernen Teller mit einiger Feierlichkeit vor sich hertragend, in der Hinterpforte seines Schenkraumes erschien, hatte sich der Gast schon in nachlässigster Haltung auf einer Ottomane nächst der Türe niedergelassen. Er zog jetzt seine Füße von dem Marmortischchen, auf das er sie gelegt hatte, der Bäcker aber holte ein feingeschliffenes kleines Kelchglas herbei, stellte es neben die Flasche und begann nach seiner Gewohnheit selbst das Gespräch.

«Und wer war denn, mit Eurer Gnaden Erlaubnis, das Herz und Augen erfrischende Frauenbild, dem der Herr Lokotenent nachschuß wie eine Kugel aus dem Rohre?»

«Wie, Vater Lorenz, das solltet Ihr nicht wissen», meinte

der Angeredete, «Ihr, die lebendige Tageschronik und Fremdenliste von Venedig?»

«Sie kommt mir sonderbar bekannt vor, und wer sie ist, werd' ich herausbringen. Sicher keine dieser trägen Venezianerinnen, dafür erfreut sie sich zu leichter Füße. Wißt nur, Herr Wertmüller, als ich sie vorhin so schön und frei über das Campo schreiten sah, da überkam mich eine Rührung. Mir war, als schritte sie nicht neben dieser faulenden Lagune, sondern auf den Bergpfaden meiner Heimat neben senkrechten Präzipizien und schäumenden Bächen. Noch eins! Ihr Diener, der alte weißbärtige Spitzbube mit den Jägeraugen und dem Rosenkranze, ist ein Bündner so gewiß als ich.»

«Also aus Euern Bergen», versetzte Wertmüller, «und von Euerm Schlage.»

«Was Wunder übrigens», meinte Fausch, «wenn ein Salis oder ein anderes Haupt unserer französischen Partei in diesem Augenblicke in der gastfreundlichen Venezia zu tun hätte; zweifelt ja von uns keiner mehr daran, daß Euer Herr, der vielele Heinrich Rohan, von Richelieu Vollmacht erhalten hat, eine Heerfahrt nach Bünden zu rüsten. Nun kommt endlich die Stunde, da mein Land der österreichisch-spanischen Gewalt entwunden wird.»

«Gut», sagte der andere, ihn spöttisch ansehend, «der gallische Hahn also, Vater Fausch, soll sich für euch mit dem österreichischen Adler zausen, daß die Federn fliegen! Ihr traut ihm viel Großmut zu, denn ihr sitzt fest in den spanischen Krallen. In meiner Stellung als Adjutant des Herzogs bin ich freilich weniger in diese geheimen politischen Pläne eingeweiht als Ihr, das von dem venezianischen Müßiggange inspirierte Lagunen- und Lügenorakel. Übrigens», fuhr er, seine Schärfe mäßigend, fort und blickte dem Bäcker in die Augen, der in seinem Innersten beleidigt, sich mit gerötetem Angesicht vor ihn hingestellt hatte und nach dem kräftigsten Ausdruck zur Abwehr solcher Mißachtung rang, «übrigens ist heute nicht Politik, sondern Kunst bei uns im herzoglichen Palazzo an der Tagesordnung. Eben war beim Frühstück von Tizian die Rede. Eine mit unserer Herzogin befreundete Nobildonna behauptete, unsere kunstsinnige Dame habe bis heute eines der edelsten Werke des Meisters übersehen, das sich hier

bei den Frari befinde. Es erwies sich, daß es bei der Herzogin letztem Aufenthalte in Venedig aus irgendeinem Grunde sich in der Werkstätte eines Malers befand. Ich ward von ihr abgesandt, um den jetzigen Tatbestand festzustellen. Es hängt wieder drüben, und ich fliege, es den Herrschaften zu melden. Sie werden ihre Wallfahrt zu dem Tizian gleich antreten wollen.»

«Herr, so dürft Ihr mir nicht fort», sagte Fausch und vertrat ihm mit seiner breiten Figur den Ausweg. «Ihr erkennt mich grausam in dem, was mir hoch und heilig ist. — Was hielte meinen Geist in diesem schmerzvollen Exil lebhaft und aufrecht, wenn nicht die Tag und Nacht genährte Hoffnung, mein jahrzehntelang zerfleischtes, verheertes, gefesseltcs Bündcn wieder befreit zu sehen! — Und ich soll mich nicht um Neuigkeiten kümmern? Soll nicht die Fühlhörner nach allen Seiten ausstrecken? Nicht jede günstige Nachricht mit durstigen Poren einsaugen! — Pocht denn Euch nichts hier fürs Vaterland, Herr Wertmüller...?» Er drückte tief atmend die fette Hand auf die Brust. «Glaubt nicht, daß mir die für Bündcn unrühmliche Hilfe der Franzosen willkommen sei; ich heiße das den Teufel durch Beelzebub vertreiben, aber sie ist, Gott sei's geklagt, der letzte Ausweg aus der härtesten Sklaverei! Auch lebt jetzt in Bündcn ein matteres Geschlecht. In jener großen Zeit freilich, wo ich, der Würgengel Jenatsch und der Märtyrer Blasius Alexander die Taten eines Leonidas und Epaminondas vollbrachten, hätten wir alle uns lieber, die Brust mit Wunden bedeckt, in ein breites Grab reihen lassen als in das welsche Heer und unsere Seelen eher dem leibhaftigen Teufel übergeben als dem französischen Kardinal!»

Der junge Wertmüller, den die Szene insgeheim köstlich belustigte, war im Begriffe, den begeisterten Bäcker auf die Seite schiebend, die Tür zu gewinnen, konnte sich aber die Schlußbemerkung nicht versagen: «Soweit ich die Weltgeschichte kenne, Vater Lorenz, seid Ihr darin nicht berücksichtigt.»

Jetzt ergriff ihn Fausch heftig, aber freundschaftlich bei der Hand: «Wie wird heutzutage Historia geschrieben, Herr Lokotenent? Saftlos und ohne Gewissenhaftigkeit! Die Tradition jedoch der volkstümlich großen Taten erlischt nicht, auch wenn ein pedantischer Geschichtschreiber

sie heimtückisch unter den Scheffel stellen sollte. Sie geht über Berg und Tal von Mund zu Munde, und aus dem meinigen sollt Ihr ein Euch unbekanntes, wichtiges Blatt unserer Bündnergeschichte kennenlernen.

Anno zwanzig, als die edle Demokratie in unserem Lande herrschte, vollzog sie einen großartigen, einen wahrhaft weltgeschichtlichen Akt. Frankreich zweideutelte damals zwischen Licht und Nacht, zwischen protestantischer und katholischer Politik. Dem beschloß das zu Davos versammelte Strafgericht in seiner Weisheit herzhafte ein Ende zu machen. An den Gesandten Frankreichs — der Gueffier war's, er hielt damals Hof in Maienfeld — schickte es eines seiner Mitglieder, einen schlichten Bürger, einen einfachen Prädikanten, der dem Franzosen Befehl überbrachte, augenblicklich einzupacken . . ., und dieser tapfere Republikaner, Euer Gnaden, war niemand anders als Lorenz Fausch, der hier vor Euch steht. Jetzt aber hättet Ihr sehen sollen, wie der Franzose seinen Hut vom Kopfe riß und ihn wie toll mit den Füßen zerstampfte. «Einen Salis oder Planta mindestens hätte man an mich abordnen sollen», schrie er wütend, «nicht einen solchen . . .», hier hielt Fausch inne und besann sich. —

«Weinschlauch! — dies ist des denkwürdigen Dialogs beglaubigter Wortlaut», erscholl es mit heller mächtiger Stimme von dem offenen Eingange her, der in diesem Augenblicke durch eine große Gestalt, welche auf die Schwelle trat, verdunkelt ward, und vor dem erstaunt sich umwendenden Bäcker stand ein Kriegsmann von gewaltiger Statur und herrischem Blick.

«Sagte er wirklich so, Jürg?» faßte sich der betroffene Herr Lorenz; aber statt ihm zu antworten, neigte sich der stattliche Fremde mit leichtem Anstande gegen den jungen Offizier, der den Gruß militärisch erwidern durch die freigewordene Tür hinaus in den Sonnenschein eilte.

Zweites Kapitel

Der Kriegsmann schritt klirrend dem Hintergrunde des schmalen tiefen Gemaches zu, schnallte den Degen ab, legte ihn mit dem Federhute und den Handschuhen auf einen

leeren Sitz und warf sich mit einer unmutigen Bewegung auf einen andern.

Fausch hatte gerade diesen Gast heute am wenigsten erwartet, auch entging ihm der mit den übermütigen Worten auf der Schwelle im Widerspruch stehende Ausdruck des Kummers und der Abspannung auf dem kühnen Gesichte nicht. Nachdem er noch einen besorgten Blick auf dieses geworfen, schloß er behutsam die Türe seines Schanks.

Das schmale Gemach lag jetzt im Halbdunkel, nur durch ein hochgelegenes Rundfenster über der Tür drang ein rötlicher, von goldenen Stäubchen durchspielter Sonnenstrahl in seine Tiefe und blitzte in den aufgereihten, feingeschliffenen Kelchen und funkelte in dem Purpurweine, welchen Meister Lorenz dem in sich Vertieften unaufgefordert vorgesetzt hatte. Eine gute Weile noch schwieg dieser, das Haupt auf den Arm gestützt, während Fausch die Hände auf die glänzende Marmorplatte stemmte und, einer Anrede gewärtig, nachdenklich vor ihm stand.

Endlich entrang sich der Brust des Gastes ein schwerer Seufzer: «Ich bin ein Mann des Unglücks!» sprach er vor sich hin. Dann richtete er sich mit einem trotzigem Rucke auf, als ob ihn sein eigenes mutloses Wort aus einem bösen Traume geweckt und seinen Stolz beschämt hätte, heftete seine finstern Augen fest, aber voll inniger Freundlichkeit auf Meister Lorenz und begann: «Du wunderst dich, Fausch, mich hier in Venedig zu sehen! Du glaubtest, ich hätte noch eine lange Arbeit in Dalmatien, aber ich bin zuletzt rascher damit fertig geworden und unblutiger, als ich selber es dachte. Die dalmatischen Räuber sind zu Paaren getrieben, und die Republik von San Marco kann mit mir zufrieden sein. Es war kein leichtes Spiel. Bei Gott, ich kenne den Gebirgskrieg von der Heimat her, aber hätt' ich nicht Verräter unter ihnen gefunden und sie entzweit durch mancherlei List und Vorspiegelung, ich säße noch vor ihren Bergmauern drüben in Zara. Auch eine hübsche Beute habe ich gemacht, und dein Teil daran, Lorenz, ist dir wie immer gewiß. Ich bin nicht Jenatsch, wenn ich je vergesse, daß du mich aus deinem schmalen Erbe in den ersten Harnisch gesteckt und auf einen Kriegsgaul gesetzt hast.»

«Ein dankbares Gefühl ist ein ebenso schönes als seltenes Juwel», sagte Fausch erfreut, «aber wo drückt Euch denn

der Schuh, Hauptmann Jenatsch, wenn Ihr Ruhm und Beute vollauf zurückbringt?»

«Ich bin noch mit dem letzten Schritte in eine Falle meines tückischen Schicksals getreten», versetzte der Hauptmann, die Brauen schmerzlich zusammenziehend. «Gestern mittag landete meine Brigantine an der Riva, ich meldete mich pflichtschuldig bei dem Provveditore, der mich, da ich seine besondere Gunst nicht besitze, ohne weiteres zu meinem Regiment nach Padua beorderte. Dort langte ich bei einbrechender Nacht an und fand meinen Obersten in einer Locanda, eine halbe Meile vor dem Tore, aufgeregt von Becher und Würfel und in bestialischer Laune. Er stand gerade mit rotglühendem Gesicht am Fenster, um Luft zu schöpfen, als ich vorritt. «Prächtig», schrie er mich an, «da weht uns der Teufel noch sein Schoßkind, den Jenatsch, her! Heraus, Hauptmann, mit Eurem vollen Beutel aus Dalmatien!» — Ich stieg ab und erstattete Bericht, dann setzt' ich mich zur Gesellschaft, und wir spielten bis zum Morgenlicht. Dabei verlor der Oberst an mich etwas wie hundert Zechinen, doch verbiß er seinen Grimm, und ohne Streit erreichten wir die Stadt. Aber er ließ den Mißmut an seinem feurigen Rappen aus, und das schaumbedeckte Tier traf am Gemüsemarkt mit den fliegenden Hufen ein Bübchen, welches dem Schulmeister und der zur Frühmesse ziehenden Schule nachtrottelte. Wir saßen beim Petrocchi ab und nahmen ein Frühstück. Natürlich war bald auch der Schulmeister da mit einer feierlichen Jammermiene und forderte für das Schülerlein ein dem Edelmuth und dem hohen Stande des Herrn angemessenes Schmerzensgeld. Ruinell aber fuhr den armen Wicht so wütend an, daß mich ein Mitleid überkam und ich mich dazwischenlegte. So empfing denn ich die volle Ladung, und der Oberst, der seiner Sinne nicht mehr mächtig war, vergaß sich so weit, daß er mich am Wams packte und einen schurkischen Demokraten schalt, der mit dem paduanischen Lügenpöbel unter einer Decke stecke . . .»

«Das bist du auch, herrlicher Jürg», rief der Bäcker dazwischen, sobald das Wort Demokrat sein Ohr erreichte, denn dieser Zauberformel hatte er nie widerstehen können. «Das bist du auch! Dein treues Gemüt hat es mit dem gedrückten Volke stets redlich gemeint!»

«... Je gelassener ich mich verteidigte, desto unbändiger wurde der Rasende. «Der Degen soll entscheiden, Hauptmann», tobte er, «kommt mit mir vors nächste Tor.» Ich beschwor ihn, wenigstens bis morgen davon abzustehen und mich nicht zu nötigen, gegen meinen Obern zu ziehen. Aber er bedeckte mich mit Schmähungen und nannte es eine Feigheit, wenn ich es nicht auf Waffen ankommen lasse. Da endlich, um dem ehrwürdigen Ärgernis ein Ende zu machen, folgte ich ihm, ungern genug, auf den Wall hinter St. Justine. Wir waren stattlich geleitet, auch vom Stadthauptmann und seinen Sbirren, tapfern Leuten, wie du dir's denken kannst, Lorenz! die sich mit vollkommener Rücksicht hüteten, in fremde Händel einzugreifen. Draußen aber warf der Unselige sich meiner Klinge in so blindem Zorne entgegen, daß er sich nach wenigen Gängen — — aufrannte.»

«Brrr», fuhr Fausch zusammen, obwohl er diesen Schluß der Erzählung ahnungsvoll vorausgesehen hatte. Dann setzte er sich hinter sein Rechenbuch, das auf einem kleinen Pulte zwischen dem Tintenfasse und einem umfangreichen, bis auf eine kleine Neige geleerten Kelchglase lag, und schlug bedächtig blätternd eine Seite desselben auf, die den Namen: *Oberst Jakob Ruinell* als Überschrift trug. Sie war von oben bis unten mit langen Zahlenreihen bedeckt. Er tunkte die Feder ein und zog zwei dicke Striche kreuzweis über das ganze Blatt. Dann setzte er ein Kreuzchen auch neben den Namen und schrieb dazu: *obiit diem supremum, ultimus suae gentis* und das Datum. «Requiescat in pace. Seine Schuld sei ihm erlassen», sagte er. «Man versenkt den Letzten seines Geschlechts mit Wappen und Helm. Ich begrabe mit dem Ruinell seine Rechnung. Bezahlen würde sie mir doch niemand.»

«Nun schleppe ich auch das noch hinter mir her!» seufzte der andere.

«Werdet Ihr Euch flüchten?» fragte Fausch.

«Nein, ich gehe nicht aus Venedig, ich lasse mich nicht vom Herzog Rohan hinwegreißen», versetzte Jenatsch leidenschaftlich, «jetzt, da der Kampf zur Befreiung meines Vaterlandes wieder entbrennen soll.»

«Merkt wohl, Jenatsch», sagte Fausch, den Zeigefinger an die Nase legend, mit listigem Blicke, «der Provveditore

hat Euch nicht umsonst hinüber nach Dalmatien geschickt. Sein Zweck ist, Euch von Rohan fernzuhalten. Ahnt er doch, daß Euer gerades natürliches Wesen im Fluge das Vertrauen des edlen Herzogs gewänne und daß Ihr in Bündnen seine rechte Hand werden müßtet. Wegen Eurer schon im Jünglingsalter verrichteten demokratischen Großtaten seid Ihr dem weichlichen Venezianer verhaßt und erscheint ihm gefährlich.»

«Himmel und Hölle scheiden mich nicht von den Geschieden meiner Heimat», brauste Jenatsch auf, «und diese liegen jetzt in den Händen des Herzogs! Übrigens», fuhr er bitter lächelnd fort, «hat sich Grimani verrechnet. Ich bin schon seit Monaten mit dem gelehrten Herzog in einem militärischen Briefwechsel; denn ich habe Ernst gemacht aus dem Handwerke, Lorenz, das mir einst die Not der Zeit aufgedrungen, und von Bündnen zeichnet niemand eine bessere Karte als ich.»

«Gut», sagte Fausch, «aber wie denkt Ihr Euch das Nächste? Ihr habt nach venezianischem Kriegsgesetze das Leben verwirkt, denn es verbietet bei Todesstrafe, sich mit einem Vorgesetzten zu schlagen.»

«Bah, es fehlt mir nicht an Zeugen, daß ich knapp nur mein Leben verteidigt habe», warf der Hauptmann hin. «Grimani freilich haßt mich noch von Bündnen her — wo er früher, wie du dich wohl erinnerst, venezianischer Gesandter war — so gründlich, daß er den Anlaß willkommen hieß, mich in den Kanal werfen zu lassen. Diese Lust aber wird er sich versagen müssen. Ich habe einen Vorsprung von mehreren Stunden. Gleich nach dem Zweikampfe warf ich mich zu Pferde und eilte nach Mestre zurück. Der amtliche Bericht an den Provveditore kann nicht vor Mittag in Venedig ankommen. Das kleine Geschäft, das mich zu dir führte, ist gleich beendet, dann fahre ich ohne weiteres nach dem Palazzo des Herzogs am Canal Grande. Ich weiß nicht, ob ich dort gerade willkommen sein werde; aber Schutz und Sicherheit als seinem Gaste versagt mir der Herzog nicht.»

«Keinen Schritt aus meiner Bude, Jürg!» eiferte Meister Lorenz. «Der Herzog wird in wenigen Augenblicken hier sein. Er will drüben bei den Frari den Tizian besehen. Das hat mir eben sein Adjutant gesagt, der Wertmüller von Zürich, ein gebildeter Mensch, ein feiner Kopf; aber noch

grün, grün! Er spricht häufig hier ein, um mit mir die öffentlichen Angelegenheiten zu verhandeln und sich ein gesundes politisches Urteil zu bilden.» — Inzwischen hatte er leise die Tür etwas geöffnet und sein großes Gesicht lauschend an die Spalte gelegt. «Sieh, sieh», fuhr er fort, «drüben setzen sich die Bettler schon in Bewegung und bilden in rührenden Gruppen auf beiden Seiten Spalier. Der Herzog ist im Anzuge.»

Mit diesen Worten stieß er beide Flügel weit auf. Der dunkle Steinrahmen der Tür umschloß ein Bild voll Farbensglanz, Leben und Sonne.

Im Vordergrunde wurden eben an den Ringen der Landungstreppe zwei mit zierlichem Schnitzwerke und wallenden Federsträußen geschmückte Gondeln befestigt. Zwölf junge Gondoliere und Pagen in Rot und Gold, die Farben des Herzogs, gekleidet, blieben zur Hut der Fahrzeuge auf dem von der Mauer grünbeschatteten Kanale zurück und kürzten sich in den Gondeln mit allerlei Scherz und Neckerei die Zeit. Die Herrschaften waren ausgestiegen und hatten sich die Treppe hinauf nach dem hellen Platze vor der Kirche begeben. Hier standen sie noch, die Schönheit der Fassade bewundernd und lebhaft besprechend.

Leicht zu erkennen an seinem vornehmen, hagern Wuchs und der würdevollen, aber anmutigen Haltung war der mit kalvinistischer Schlichtheit in dunkle Stoffe gekleidete Herzog. Die schlanke Dame, die er führte, war nach allen Seiten in beständiger Bewegung. Jetzt neigte sie sich gefällig einem kurzen untersetzten Herrn zu, der ihr mit einiger Gravität die gotische Architektur des Doms zu erklären bestrebt war. Ein Gefolge von jungen Edelleuten in militärischer Tracht hielt sich in angemessener Entfernung und setzte mit französischer Lebendigkeit eine Unterhaltung fort, in der offenbar die Maria gloriosa keine Rolle spielte. In ihrer Mitte stolzierte der kleine kecke Wertmüller und schien, wie ein kampflustiger Sperling seinen Raub, eine These gegen alle gewandten Angriffe seiner jugendlichen Genossen zu verfechten.

Jenatsch hatte sich, die Pforte leer lassend, mit Fausch etwas in den Hintergrund des Gemaches gestellt, doch dergestalt, daß sein Auge den Platz beherrschte, und blickte über des Bäckers Schulter mit gespannter Aufmerksamkeit

auf die Gruppe. Die Erscheinung des Herzogs fesselte seine ganze Seele. Dies war wieder das ihm unvergeßlich eingeprägte blasse Antlitz, in welches er einmal vor langen Jahren am Comer See geschaut hatte. In diesem Augenblicke zeigte ihm der Herzog seine scharfgezeichneten Züge im Profil, und der Ausdruck langgeübter Selbstbeherrschung und schmerzlicher Milde, der auf dem etwas gealterten geistvollen Gesichte unverkennbar vorherrschte, überwältigte seltsamerweise den Bündner wie mit der Macht einer erwachenden alten Liebe. Dieser Mann, der ihn magnetisch anzog, der in der Stunde, die über sein Leben entschied, einen wunderbaren Einfluß auf ihn geübt, dieser edle Mensch, an den er sich immer noch in verborgener Weise gekettet fühlte, hier stand er vor ihm und erschien ihm, als der bestimmt sei, in das Los seiner Heimat entscheidend einzugreifen. Rohan hielt wieder die Urne des Schicksals in den Händen.

«Erkennst du in dem schneeweißen Rundkragen dort, dem ansehnlichen Herrn, der vor der Herzogin scharwenzelt, unsern alten Schulkameraden Waser von Zürich?» unterbrach Fausch den stürmischen Gedankenflug des Hauptmanns. «Seine Manschetten sind so sauber und schmuck wie vordem sein Schulheft im «Loch».»

«Richtig! dort steht Waser! — Was sucht der in Venedig?» flüsterte Jenatsch.

«Da hab' ich meine Vermutungen... Vielleicht hat Zürich irgendeine Rechnung für seine Kompanien im Dienste von San Marco zu ordnen — das ist aber nur Vorwand, sicherlich —, und der Fuchs dort hat wohl mehr mit dem französischen Herzog als mit dem geflügelten Löwen zu tun. Das französische Heer, das der Herzog auf das Kriegstheater führen wird, sammelt sich, sagt man, im Elsaß, und er kann es nur über den Boden der protestantischen Kantone nach Bünden bringen. Die Herren von Zürich aber berühen sich, ihre Neutralität zwischen Frankreich und Österreich streng und peinlich aufrecht zu halten... Nur durch einen unvorhergesehenen raschen Durchbruch könnte sie vorübergehend perturbirt und die scharfsichtigste Wachsamkeit betrogen werden. Dieses jeder Vorsicht der zürcherischen Regenten spottende Ereignis kartet ihr braver Kanzler dort mit dem Herzog ab.»

«Vortrefflich!» sagte Jenatsch, den Degen umschnallend, «aber nun zu unserm Geschäft!»

Er zog Brieftasche und Beutel hervor.

«Diese zweihundert Zechinen sind dein, Fausch», und er steckte ihm eine Rolle zu, «für Gaul und Harnisch. Meine übrige dalmatische Beute — hier ist sie in Briefschaften und Gold — bring mir bei dem Wechsler a Marca in Sicherheit. Ich hoffe die Bleidächer zu vermeiden; aber es ist gut, auf alles gefaßt zu sein. Addio.»

Fausch ergriff mit Wärme die dargebotene Hand und sagte: «Lebe wohl, Jürg, du mein Stolz.»

Drittes Kapitel

Auch der Herr Hauptmann trat durch die Pforte der Maria gloriosa. Er sah sich mit einem schnellen Blicke um und wandte sich dann unbemerkt links unter die hohen Bogen des Seitenschiffs, in dessen Mitte die Gesellschaft des Herzogs ein Altarblatt betrachtete. Langsam vorschreitend näherte er sich der Gruppe.

Der Herzog schien gedankenvoll in das Bild vertieft, während ihm seine Gemahlin mit entzückten Gebärden und einem Strome von Worten ihre Bewunderung des von ihr bis jetzt ungenossen gebliebenen Meisterwerks ausdrückte. — Einen Schritt abseits ließ sich Herr Waser von dem hinter ihm stehenden Küster mit leiser Stimme die verschiedenen Figuren des Bildes erklären und schrieb deren Namen in feiner Schrift über die Köpfe einer in Kupfer gestochenen winzigen Kopie, die er aus einer Briefftasche gezogen hatte.

«Die edle Familie Pesaro», erläuterte in gedämpftem singendem Tone der Küster, während um seine Füße schmeichelnd ein weißes Lieblingskätzchen strich, das, ebenso heimisch im Dom wie sein Meister und ebenso scheinheilig wie er, ihm auf Schritt und Tritt folgte, «die edle Familie Pesaro, der allerheiligsten Madonna vorgestellt durch die Schutzpatrone St. Franziskus, St. Petrus und St. Georg.» — Hier verbeugte er sich gegen die Heiligen und machte eine ehrerbietige Pause. Dann bat er im Flüsterton, auf das dem Beschauer zugewandte lieblich blasse

Köpfchen der jüngsten, höchstens zwölfjährigen Pesaro hinweisend, den aufmerksamen Herrn Waser, eine wunderbare Eigenschaft ihrer durchsichtigen braunen Augen nicht außer acht zu lassen. «. . . Diese zaubervollen Blicke, Herr, richten sich unverwandt auf mich, von woher ich immer das süße kleine Fräulein beschaue. Sie begrüßen mich, wenn ich zum Altar trete, und wohin ich immer geschäftig mich wende, die leuchtenden Sterne verlassen mich niemals.»

Während Herr Waser seine Stellung zu wiederholten Malen wechselte, begierig zu erfahren, ob sich diese Behauptung auch zu seinen Gunsten erprobe, wurde das Interesse der jungen Edelleute, welche sich, um die Herzogin ungestört ihrem Kunstgenusse zu überlassen, etwas im Hintergrunde hielten, durch ein anderes Augenspiel angezogen. Die Blicke, die sie fesselten, waren nicht die wunderbaren des von Tizian gemalten Kindes, auch durfte der Küster sich nicht erst bemühen, sie auf diesen natürlichen Zauber aufmerksam zu machen. Am Fuße des nächsten Pfeilers knieten ein paar Venezianerinnen. Jugendlich weiche Gestalten! Durch die das Angesicht verhüllenden schwarzen Spitzenschleier schienen schwärzere Brauen und Wimpern und flogen Blicke, deren schmachtendes Feuer zwischen der Himmelskönigin und ihren kriegerischen Beschauern sich teilten. Nicht zuungunsten der letztern, die ihrerseits den Dank nicht schuldig blieben.

«Wie schön wäre diese Gruppe», sagte jetzt die ebenso kunstbegeisterte als gut protestantische Herzogin, indem sie den Arm erhob und mit dem geöffneten Fächer die Madonna mit den drei Heiligen ihrem Blicke verdeckte. «Wie schön wäre diese Gruppe, wenn die gottesfürchtige Familie ihre Andacht ohne die Vermittlung dieses obern Hofstaates vor den Thron des Unsichtbaren brächte!»

«Ihr sprecht als gute Protestantin», lächelte der Herzog, «aber ich fürchte, Meister Tiziano wäre nicht mit Euch zufrieden. Ihr müßtet schließlich über die ganze heilige Kunst den Stab brechen; denn unser Himmel, und was darinnen ist, läßt sich nicht mit Linien und Farben darstellen.»

Bei den Worten der Herzogin wagte es der kleine Wertmüller, hinter dem Rücken der Dame seinem Landsmanne Waser einen spöttischen Blick zuzuwerfen, worüber dieser in Entsetzen geraten wäre, wenn nicht beide nun plötzlich

den Fremden wahrgenommen hätten, welchem Wertmüller schon eine Stunde früher auf der Schwelle des Zuckerbäckers begegnet war.

«Für den heiligen Georg, gnädigste Frau, muß ich ein Wort einlegen», sagte jetzt, aus dem Schatten tretend und vor der Herzogin sich verbeugend, Hauptmann Jenatsch. «Ich bin ein erprobter Protestant; wenigstens habe ich für die reine Lehre geblutet; doch zu St. Jürg, meinem Namenspatron, halt' ich jeweilen Andacht. Der heilige Drachentöter befreite vorzeiten mit seiner tapfern Lanze das kappadozische Königstöchterlein. Ich aber weiß ein viel beklagenswerteres Weib, das an den starren Felsen geschmiedet und von den Krallen eines feuerspeienden Drachen zerfleischt, den vom Himmel gesandten Retter mit Sehnsucht erwartet. Die edle Magd, sie ist mein armes Vaterland, die Republik der drei Bünde; der sie aber aus den Klauen des spanischen Lindwurms reißen wird, ihr siegreicher St. Georg, steht leibhaftig vor mir.»

«Ihr seid ein Bündner?» sagte der Herzog, angenehmer berührt durch die hinreißende Wärme des Redenden als durch die stark aufgetragene Schmeichelei, die der Herzogin ein gewogenes Lächeln entlockt hatte. «Irr' ich mich, oder seid Ihr der Hauptmann Georg Jenatsch?»

Dieser verneigte sich bejahend.

«Ihr habt aus Zara an mich geschrieben», fuhr der Herzog fort. «Aus den Antworten meines Adjutanten Wertmüller», und er stellte dem Hauptmann den schmächtigen Zürcher vor, der des Bündners Auftreten nicht ohne Mißtrauen scharf beobachtet hatte und bei der Nennung seines Namens nun hinzutrat, «aus Wertmüllers Antworten habt Ihr ersehen, daß Eure Mitteilungen über die Zustände Eures Vaterlandes mir alle Beachtung zu verdienen scheinen und die beigelegten Karten mir von Nutzen waren. Wäre meine Zeit durch die Vorbereitung des Feldzuges nicht vollständig aufgezehrt, so hätt' ich mir nicht versagt, Euch persönlich meine Zustimmung in den meisten Fällen, in andern meine Zweifel und Einwürfe mitzuteilen. Um so willkommener ist mir nun Eure Gegenwart in Venedig. Mehr als einmal, seit ich in brieflichen Verkehr mit Euch getreten, hab' ich mich bei meinem Freunde, dem Provveditore Grimani, um Eure Rückberufung aus Dalmatien ver-

wendet. Immer vergeblich. Ich erhielt die Antwort, Ihr wäret dort unentbehrlich. Eure Gegenwart überrascht mich. Was ist der Grund Eurer beschleunigten Rückkehr?»

«Größtenteils mein glühender Wunsch, Euch zu sehen, erlauchter Herr, und mein Eifer, Euch zu dienen», sagte Jenatsch. «Dies Verlangen stärkte meine Erfindungskraft und ließ mich zur Erreichung des Ziels die kühnsten Mittel ergreifen. Meine Aufgabe in Zara ist gelöst, und wenn ich nach Venedig zurückeilte, bevor der Provveditore mir eine neue Herkulesarbeit auf irgendeiner fernen Insel aussann, so wird es Euch leicht werden, wofern Ihr mir geneigt seid, diese Dienstunregelmäßigkeit in ein günstiges — in ihr wahres Licht zu stellen und bei meinem Vorgesetzten zu entschuldigen.»

Der forschende Blick des Herzogs versenkte sich eine Weile in das feurige Gesicht des Bündners, das für ihn mit irgendeiner fernen Erinnerung zusammenhing; doch dieser Blick wurde immer wohlwollender, bestochen durch die innige Bitte der finster beschatteten Augen.

Während dieses Gesprächs hatte sich die Gesellschaft dem Ausgange zu bewegt. Der Küster hob den schweren Damastvorhang der Pforte und empfing mit devoten Bücklingen das Goldstück des Herzogs und die sorgfältig in ein Papier gewickelte Gabe des Herrn Waser.

«Ein gutes Wort bei Grimani für Euch einzulegen, Signor Jenatsch, das werd' ich mir noch heute angelegen sein lassen», sprach der Herzog, als sie draußen in der sonnigen Luft standen. «Er speist bei mir. Diesen Abend, nachdem Ihr mir Zeit gelassen habt, ihn zu Euren Gunsten zu stimmen, stellt Euch bei mir ein, ich habe dann Muße, mich mit Euch über Eure Angelegenheiten zu unterhalten. Die Interessen Eures Vaterlandes sind auch die meinigen. Ich erwarte Euch zu früher Abendstunde in meiner Wohnung am Canal Grande. — Wertmüller», rief er, «bis dahin begleitet den Hauptmann. Ihr haftet mit Eurer Liebenswürdigkeit dafür, daß mein Gast nicht anderwärts in dem verlockenden Venedig gefesselt wird. Unterhaltet ihn geistreich, bewirtet ihn standesgemäß und bringt mir ihn pünktlich.»

Die Herzogin war schon huldvoll grüßend in eine der harrenden Gondeln getreten. Nun schied auch der Herzog,

und nur Waser, welcher mit einigen Herren des Gefolges die zweite zu benutzen willens war, blieb noch einen Augenblick zurück.

Er hatte die Unterredung des Herzogs mit seinem Jugendgenossen, den er eine Reihe von Jahren aus den Augen verloren, nicht stören wollen. Auch hatte er nicht ungern die Erkennungsszene um einen Moment hinausgeschoben, den er benutzte, um sich in Jürgs gegenwärtiger Gestalt zurechtzufinden. Seit jenem hoffnungslosen Abschied in Zürich waren nur zufällige Nachrichten von Jenatsch und dessen Schicksalen in verschiedenen protestantischen Heeren an sein Ohr gelangt. Da war die Rede gegangen von häufigen Lagerduellen mit unvermutet tödlichem Ausgange für den oft höher gestellten Gegner, halsbrechenden Abenteuern und blutigen Überfällen. Auch von bewunderten Kriegstaten in ehrlicher Feldschlacht sprach das Gerücht, doch alles schwebte und schwankte in unbestimmten Umrissen. Im Laufe der Zeit hatte sich Jürgs Bild in Wasers Seele zu einer rätselhaften Traumfigur verzogen. —

So drückte er ihm denn freundschaftlich, aber etwas förmlich und verlegen die Hand und beschränkte sich darauf, angelegentlich nach seinem gegenwärtigen Befinden und jetzigen Range sich zu erkundigen. Dann bestieg auch er die Gondel, und die beiden Offiziere standen sich auf dem Campo dei Frari allein gegenüber.

«Wenn es Euch genehm ist, Herr Hauptmann», begann Wertmüller, «erfülle ich von meinen drei Aufträgen den mittleren zuerst und führe Euch auf den Markusplatz in das von mir erprobte und gutgeheißene Gasthaus Zu den Spiegeln. Hernach lustwandeln wir ein Stündchen in den Arkaden unter den venezianischen Schönheiten. Erfreut sich dieses Programm der Zustimmung des Herrn Kameraden?»

Der streng wissenschaftlich geschulte, ehrsüchtige Wertmüller glaubte sich die vertrauliche Anrede dem älteren, aber in regelloser Laufbahn vorgedrungenen Kriegers gegenüber erlauben zu dürfen.

«Wie Ihr meint, Wertmüller», sagte Jenatsch anscheinend mit heiterer Einwilligung, «doch schlag' ich zuerst noch eine kleine Spazierfahrt vor — nach Murano?»

Diese laut mit fröhlicher Stimme gesprochenen Worte

wurden augenblicklich von zwei Gondolieren aufgefangen, die im Vorüberfahren die beiden Offiziere auf dem Campo erblickt und an der Landungstreppe auf die glänzende Beute gelauert hatten. Schon hatten sie ihr leichtes offenes Fahrzeug von der Mauer gelöst und die Ruder ergriffen.

Der Hauptmann sprang rasch in die Gondel, und Wertmüller folgte.

Viertes Kapitel

Der Auftrag des Herzogs war der unruhigen Neugier des jungen Zürchers in hohem Grade willkommen.

In seiner Heimat hatte er vordem den bündnerischen Parteiführer aufs verschiedenste beurteilen hören. Auf den lärmenden Zunftstuben der Handwerker galt damals Jürg Jenatsch als ein volkstümlicher Held, in den landesväterlichen, diplomatisch gefärbten Kreisen als ein gewissenloser, blutbefleckter Abenteurer. Aber Rudolf Wertmüller hatte seiner Heimat frühzeitig den Rücken gewandt, um einen militärischen Bildungsgang anzutreten, der den Begünstigten schon mit sechzehn Jahren in das Kriegsgefolge und die persönliche Nähe des edeln Herzogs Heinrich geführt hatte.

Noch war ihm gegenwärtig, wie einst die unglaubliche Verwegenheit und Zähigkeit, welche Jenatsch in den Volkskämpfen gegen die Spanier bewiesen, seine junge Phantasie beschäftigte. Doch aus noch früherer Zeit erinnerte er sich auch, daß der wilde Anteil des protestantischen Predikanten an den ruchlosen demokratischen Strafgerichten mit ihren Erpressungen und politischen Morden in seiner Familie Abscheu erregt hatte und daß es ihm besonderen Spaß gemacht, als sein Präzeptor darüber wehklagend die Hände gen Himmel erhob.

Daneben schwebte ihm ein anderes Erlebnis seiner Kinderjahre mit frischester Deutlichkeit vor. Am städtischen Jahrmarkte stand er einst mitten in der gespannt lauschenden Volksmenge vor dem Schauergemälde eines Bänkelsängers und lauschte den endlosen Versen einer tragischen Mordgeschichte. Die ruckweis wandernde Gerte des Leiermanns wies auf die Szenen einer mit den grellsten Farben bemalten Tafel. Auf dem Mittelstück umstanden die so-

genannten drei bündnerischen Telle ihr nur mit dem Hemde bekleidetes, aus einem Schlot heruntergerissenes Opfer, den unglücklichen Herrn Pompejus. Einer von ihnen schwang ein langgestieltes Fleischerbeil — das war der berühmte Pfarrer Jenatsch! — Als dann der aufgeregte Knabe beim Abendbrot vor seinem Stiefvater, dem Obersten Schmid, von den neuen Tellen erzählte, verbot ihm dieser zornrot, der blutdürstigen Kanaillen in seiner Gegenwart Erwähnung zu tun.

Jetzt schaute er dieser Persönlichkeit von bestrittenem Werte Aug' in Auge, und sie war anders, als sie in seiner Vorstellung gelebt hatte. Statt der rohen und zweideutigen Erscheinung eines geistlichen Demagogen saß ein weltgewandter Mann mit der Sicherheit und Freiheit des Kavaliers in Wort und Bewegung vor ihm. — Von der ungewöhnlichen militärischen Begabung des ehemaligen Pfarrers hatte ihn der im Namen des Herzogs mit diesem geführte Briefwechsel genügend überzeugt, aber was ihn überraschend berührte, war ein gewisser Zauber der Anmut, der die kühnen Züge und warmen Worte des Bündners verschönt hatte, als dieser mit dem Herzog sprach. — Der nichts weniger als arglos Zürcher fragte sich, ob diese Herzlichkeit echt sei. Ja, sie sprudelte voll und natürlich, aber es war ihm nicht entgangen, daß die unausbleibliche Wirkung dieses warmen Eindringens auf den Herzog eine gewollte, vielleicht im voraus berechnete war.

Nachdem die Gondel einige schmale Wassergassen durchglitten, folgte sie auf kurze Zeit der Hauptader des venezianischen Verkehrs, dem Canal Grande, wo in der Ferne mitten im Gewimmel der Gondeln und Fischerbarken noch das langsam und stolz dahinziehende Fahrzeug des Herzogs sichtbar war; dann, aufs neue in die Schatten enger Lagunen sich vertiefend, eilte sie der die Stadt nördlich begrenzenden stillen Meerfläche zu.

«Ihr fochtet in Deutschland, Hauptmann, bevor Ihr der Republik von San Marco Eure Dienste angeboten habt?» begann der ungeduldige Wertmüller das Gespräch, da sein Gefährte eigenen Gedanken nachzuhängen schien.

«Unter Mansfeld. Dann folgte ich der schwedischen Fahne bis zu dem unseligen Tage von Lützen», war die zerstreute Antwort.

«Unselig? Es war eine entschiedene Victorie!» meinte der junge Offizier.

«Wäre es doch lieber eine Niederlage gewesen und hätten zwei strahlende Augen sich nicht geschlossen!» sagte der Bündner. «Durch den Tod *eines* Mannes ward die Weltlage eine andere. Unter Gustav Adolf war der Krieg kein mutwilliges Blutvergießen: Er führte ihn für seinen großen Gedanken, zum Schutze der evangelischen Freiheit ein starkes nordisches Reich zu gründen, und ein solches Reich wäre der Halt und Hort aller kleinen protestantischen Gemeinwesen, auch meines Bündens, geworden. Dies ersehnte Ziel ist uns mit dem großen Toten entrückt, und der seiner Seele beraubte Krieg entartet zur reißenden Bestie. Was bleibt übrig? Zweckloses Morden und habgierige Teilung der Beute. Unter Gustav Adolfs Fahne konnte ein Bündner freudig fechten; Blut und Leben für die protestantische Sache verströmend, war er sicher, daß es in Segensbächen zurückrinne in sein kleines Vaterland. — Jetzt sehe jeder zu, daß er heimkehre und für das Seine Sorge.»

«Glaubt Ihr denn, daß ein einzelner Mann, und wäre er Gustav Adolf, so schwer in der Schicksalswaage der Welt wiege?» fragte rasch der widerspruchslustige Wertmüller. «Die Eifersucht der deutschen Fürsten hätte wie ein Geschling von Sumpfpflanzen seinen Fuß gehemmt, sein neidischer Bundesgenosse Richelieu hätte ihn, sobald er die Hand nach der deutschen Krone ausstreckte, arglistig zu Falle gebracht, und erreicht hätte er nichts als das Zusammenkrachen der alten verrosteten Maschine des Heiligen Römischen Reichs. — Im Grunde erscheint mir der Schwedenkönig als ein frommes Gegenstück zum Wallenstein. Dieser wird als gottloser Empörer schwarz wie der Teufel an die Wand gemalt, und jener ist im Geruche der Heiligkeit gestorben; meines Erachtens aber haben beide unberechtigterweise der Welt ihre willkürlichen Pläne aufgedrängt, und beide sind wie feurige Meteore nach kurzem Glanze erloschen. Heute geht nun das Räderwerk der Welt wieder seinen geregelten Gang, wir rechnen wieder mit den gebräuchlichen Zahlen und nach den bekannten Gesetzen. Frankreich und Schweden verschaffen den deutschen Protestanten die von ihnen so heftig begehrte evangelische Freiheit, aber die beiden Gönner werden sich diesen

Liebesdienst mit fetten Stücken deutschen Landes nach Gebühr bezahlen lassen.»

«Wie, junger Freund», sprach der Bündner, aufmerksam werdend, «von schmähhlichem Länderraube muß ich Euch reden hören wie von alltäglichem Schacher? Euch, einen Schweizer! — Schämt Euch, Wertmüller..., müßt' ich sagen, wenn ich es für Euern Ernst hielte! — Und das nennt Ihr den geregelten Lauf der Dinge? Ihr anerkennt das Recht des Stärkern in seiner rohesten, seelenlosesten Gestalt und leugnet seine göttliche Erscheinung in der Macht der Persönlichkeit?»

Hier blickte Wertmüller mit einem unmerklichen Zuge des Hohns zu ihm auf und ließ einen leisen Pfiff hören. Die vor ihm sitzende, nach seinen Begriffen immerhin schwankende und zweideutige Persönlichkeit schien ihm wenig berufen, in die Weltgeschichte einzugreifen.

Der andere aber maß ihn mit einem zornigen Blicke. «Ihr mißversteht mich kläglich», sagte er, «wenn Ihr meint, ich denke an die vom Boden abgelöste Persönlichkeit des einzelnen Mannes, wie sie entwurzelt und eigensüchtig sich umhertreibt, sondern ich rede von der Menschwerdung eines ganzen Volkes, das sich mit seinem Geiste und seiner Leidenschaft, mit seinem Elende und seiner Schmach, mit seinen Seufzern, mit seinem Zorn und seiner Rache in mehreren oder meinetwegen in *einem* seiner Söhne verkörpert und den, welchen es besitzt und beseelt, zu den notwendigen Taten bevollmächtigt, daß er Wunder tun muß, auch wenn er nicht wollte!

Blickt umher! Seht Euer und mein kleines Vaterland, wie es zusammengedrückt wird von der Wucht ringsum sich bildender großer Monarchien und sprecht! Genügt da, wenn wir ein selbständiges Leben behaupten wollen, eine gewöhnliche Vaterlandsliebe und ein haushälterisches Maß von Opferlust?»

Diese mit der Heftigkeit eines verwundeten Gefühls hervorstürzenden Worte ließ der Lokotenent anfangs ohne Entgegnung. In seinen gescheiten grauen Augen lag die Frage: Bist du ein Held oder ein Komödiant? Er spielte mit seinem jungen spitzen Kinnbarte und schaute nach der Stadt zurück, wo sich auf dem in diesem Augenblicke hervorragendsten Bauwerke, der neuen Jesuitenkirche, die

effektvolle Statuengruppe des Daches von der Rückseite in den wunderlichsten Verkürzungen zeigte. Die von eisernen Stangen gestützten Engel und Apostel mit ihren Flügeln und flatternden Mänteln erinnerten auffallend an kolossale gespießte Schmetterlinge.

«In Zürich», warf er jetzt hin, «sind die Menschen so klein wie die Verhältnisse, und Bünden, haltet es mir zugegen, Hauptmann, kenne ich bis jetzt nur durch mein Fachstudium, das heißt als eines der interessantesten Operationsfelder. Wollt Ihr dort den Leonidas spielen, und mit mehr Glück als der erste, so will ich's Euch nicht neiden. — Ich aber meine, das Auftauchen außerordentlicher Menschen und das Aufflackern großer Leidenschaften, das bei der mißlichen Beschaffenheit der menschlichen Natur doch einmal nicht von Dauer ist, reiche nirgends aus. Um aus den durcheinandergewürfelten Elementen der Welt etwas Planvolles zusammenzubauen, braucht es meines Bedünkens kältere Eigenschaften: Menschenkenntnis, will sagen Kenntnis der Drähte, an welchen sie tanzen, eiserne Disziplin und im Wechsel der Personen und Dinge festgehaltene Interessen. — Aus diesem Gesichtspunkte muß ich jene dort als Meister loben!», und er wies mit einer komischen, zwischen Ernst und Spott schillernden Miene hinüber nach dem Prachtgiebel der Jesuiten.

Und der Lokotenent ließ sich von der Muße und Laune des Augenblickes verlocken, eine Lobrede auf den berühmten Orden zu halten, welche aus dem Munde des Zürchers und eines Adjutanten des kalvinistischen Herzogs den gelassensten Zuhörer befremden mußte.

Erst begann er mit einzelnen Probewürfen. Als aber der Hauptmann, den zu reizen und bloßzulegen er sich heute zur besondern Aufgabe gemacht hatte, den Ball nicht aufging und zurückschickte, setzte er den frommen Vätern immer phantastischere Kronen auf. Sie waren es, behauptete er dreist, die zuerst Sinn und Verstand in die sich widersprechenden, menschen- und staatsfeindlichen Lehren des unvermittelten Christentums gebracht hatten. Erst durch die Umarbeitung der christlichen Moral, die der kluge Orden unternommen, sei diese annehmbar, ja verlockend geworden. So hätten die unvergleichlichen Väter etwas ursprünglich Dunkles, Unberechenbares, Weltfeind-

liches mit erstaunlicher Geschicklichkeit praktisch verwertet und allen Bedürfnissen und Bildungsstufen angepaßt.

«Kennt Ihr das Innere ihrer neuen Kirche?» fragte er plötzlich, «sie ist, meiner Treu, so lustvoll und heiter eingerichtet wie ein Theater.»

Der Bündner ließ dieses kecke und sprunghafte Geplauder schweigend über sich ergehen — wie die große Dogge, die in ihrer Hütte liegt, ungern, aber nur mit leisem Knurren die Neckerei eines unterhaltungslustigen kleinen Kläffers erträgt, der als überlästiger Gast zu ihr hineingekrochen ist.

Die Gondel hatte inzwischen Murano erreicht, wo sie unfern der Kirche anlegte.

Jenatsch wandte sich nach der nächsten Locanda, forderte ein einfaches Mahl und entschuldigte sich bei seinem Gefährten, er sei abgespannt und hungrig von der gestrigen Seereise und einem scharfen nächtlichen Ritte nach Padua. Er schlage vor, hier im Anblicke des Meeres eine Stunde zu rasten und diesmal auf die Mahlzeit In den Spiegeln und die Venezianerinnen auf dem Markusplatz zu verzichten.

Wertmüller, der sowohl durch diesen Tausch der Mittagstafel als durch das beharrliche Schweigen des Bündners etwas verstimmt war, erging sich, die Kosten der Unterhaltung allein bestreitend, in immer willkürlicheren Gedankensprüngen. Er kam, wie gestachelt durch einen geheimen Groll, von neuem auf seine Vaterstadt zu sprechen, und da der Bündner sich des edlen Zürich und seines dortigen Jugendfreundes Waser nur zu rühmen hatte, so riß den Lokotenenten der Widerspruch und der feurige illyrische Wein so weit fort, daß er von den angesehensten heimischen Persönlichkeiten frevelhafte Zerrbilder entwarf und bei der dritten Flasche Seine Gestrengen den Herrn Bürgermeister einen Gockel auf dem Mist und Seine Hochwürden den Herrn Antistes einen steifgehörnten Farren nannte.

Der Hauptmann, der diese tollen und geschmacklosen Ausfälle der Eingebung des Weines zuschrieb, wie sie sich bei dieser ehrgeizigen und auf jedes fremde Verdienst eifersüchtigen Natur äußerte, ließ den jungen Offizier, der den Gegenstand nicht erschöpfen konnte und dem darüber die

Zeit verging, seine Laune weidlich tummeln und blieb dabei, Zürich habe in den letzten gefahrvollen Zeiten ebensoviel Klugheit als Festigkeit gezeigt, und wenn es sich mit dem Schilde vorsichtiger Neutralität gedeckt, sei das, wie der Schweiz, so Graubünden zustatten gekommen.

Dann trat der in Venedig sich unsicher fühlende Bündner, welcher, ohne daß Wertmüller es ahnte, allem, was im Bereiche seines geübten und weittragenden Auges sich begab, die schärfste Aufmerksamkeit zuwandte und auch in dieser abgelegenen Locanda keine Rast fand, hinaus an den schmalen Strand, ohne auf Wertmüllers spöttisches Gelächter zu achten.

«Neutralität!» rief dieser, dem Hauptmann in die Gondel nachspringend, aus. «Da hat mir der Witz des Zufalls ein Zettelchen in die Hand gespielt, das für unsere aufrichtige, streng abgewogene Neutralität und nebenbei für unsere schlichte Bürgertugend ein rührendes Zeugnis ablegt. — Die Gleißner und Pharisäer! — Wollt Ihr wissen, Hauptmann, was jeder unserer Ratsherren und Zunftmeister wert ist? Ich hatte neulich im Namen meines Herzogs», sagte er, seine Brieftasche hervorziehend, «dem französischen Gesandten in Solothurn ein Heft zu überschicken, worin ihm sein Verhalten in den verschiedenen Möglichkeiten des bevorstehenden Feldzuges im Veltlin von meinem Herrn vorgezeichnet wurde, und erhielt es mit Randbemerkungen und Einlagen der Gesandtschaft zurück. Seht hier, was ich in Form eines zufällig steckengebliebenen Buchzeichens zwischen den Blättern fand!» — Er entfaltete einen schmalen Papierstreifen, auf dem eine Reihe von Namen zürcherischer Standespersonen verzeichnet stand mit beigesetzten höhern und niedrigeren Zahlen, neben welchen das verätherische Livreszeichen unverkennbar zu lesen war. Das Ganze stellte freilich eine nur unbedeutende Summe dar.

Diesmal konnte sich Jenatsch eines herzlichen Lachens nicht enthalten. «Das gesteh' ich! Eine großartige Bestechung!» spottete er. «Wer konnte das ahnen! Aber gerade, daß sie dieses Taschengeld so verschämt und vorsichtig einstecken, das dürfen wir als einen ganz anständigen Rest von Tugend nicht unterschätzen. Unsre Salis und Planta nehmen ausländisches Gold mit edler Unbefangenheit am hellen Tage, auch sind es ganz andere Summen.»

Während Wertmüller noch die Papiere seiner überfüllten Briefftasche musterte, durchlief Jenatsch mit einiger Spannung die unrühmliche Liste, auf welcher er zu seiner Befriedigung den Namen Waser nicht fand. Jetzt zerriß er sie plötzlich in kleine Stücke. Erst als die weißen Fetzen schon fern auf der von der Abendbrise bewegten Flut schwebten, ward Wertmüller seinen Verlust gewahr und hielt mit Mühe einen Ausbruch seines Ärgers zurück.

Jenatsch erklärte ihm ruhig, er habe als Freund sein Bestes wahrgenommen, dies Papier würde ihm und andern nichts als Verdruß gebracht haben. Zürich sei seine Wiege, und Sohnespflicht sei's, die kleinen Schwächen einer treuen Mutter zu verheimlichen.

«Was mich abhielt, Euch auf die Finger zu sehen, Hauptmann, war dieser Brief», sagte der Lokotenent. «Er ist noch uneröffnet, wie ich gewahre, und steckt schon seit drei Tagen in meiner Briefftasche. Ich habe wahrhaftig vergessen, ihn zu lesen. Er kommt von meinem Vetter, der in Mailand trotz seines Protestantismus als Herrscher gute Geschäfte macht und beim Gubernatore Serbelloni in Gunsten steht. Gestattet mir, in Eurer Gegenwart von dem Inhalte des Schreibens Kenntniss zu nehmen.»

Jenatsch winkte bejahend, und Wertmüller vertiefte sich eine geraume Weile in den Brief, erst um sich Haltung zu geben, denn das eigenmächtige Tun des Hauptmanns hatte ihn beleidigt, nach und nach mit immer größerem Interesse.

«Eine gloriose Geschichte! Beim Jupiter, eine alte Römerin!» rief er endlich aus. «Ich kann Euch das nicht vorenthalten, obgleich Ihr eben, Hauptmann, mein kameradschaftliches Vertrauen hinterlistig mißbraucht habt! Um so weniger, da Euch das Ereignis sozusagen persönlich angeht, denn die Hauptrolle hat eine Bündnerin! Mit den Worten dieser Krämerseele — ich meine den Briefsteller, meinen langweiligen Vetter — mag ich es Euch freilich nicht mitteilen, es wäre schade darum! Erlaubt mir, Euch die seltene Historie frei vorzutragen. Also:

In Mailand lebt, wie Euch nicht unbekannt sein wird, Euer alter bissiger Herr Rudolf, der Planta von Zernetz mit seinem gleichnamigen, die brave Barentatze mit Unehren im Wappen führenden Sohne in den ärmlichsten Umständen. Jener intrigiert und speist bei dem Gubernatore, und

dieser treibt sich mit dessen Neffen in den eines weiten Rufs genießenden Spielhäusern und Spelunken der Stadt herum. Die zwei jungen Gesellen sind von der gleichen Gemütsart, und während der alte Planta vom Oheim mit politischen Hoffnungen kärglich genährt wird, erhält der junge vom Neffen, dem ein Gefährte seiner Tollheit erwünscht und ein waffenkundiger Gehilfe seiner nicht über jeden Zweifel erhabenen Tapferkeit unentbehrlich ist, reichliche Mittel zum ausgiebigen Genusse der Gegenwart. Dafür wollte sich der Knabe Rudolf dankbar erweisen, und da es ihm an Herz und Geist fehlt, um seinem freigebigen Freunde einen ehrenvollen und guten Dienst zu leisten, verfiel er auf einen schlechten und schimpflichen. Bei dem alten Planta, der einen verfallenen Palast im einsamsten Stadtquartiere bewohnt, hatte eine verwaiste Nichte, ich weiß nicht von welcher geächteten Seitenlinie des Hauses, Zuflucht gefunden. Dies Mädchen, eine seltene Schönheit, soll auf einen großen Besitz in Bünden gerechten, aber unter den gegenwärtigen politischen Umständen unsichern Anspruch haben und wurde um dieser Aussicht willen von dem alten Rudolf seinem Sohne zur Frau bestimmt. Lukretia jedoch ist edlen Sinnes und verschmäht den nichtswürdigen und unnützen Gesellen. Nun mag Rudolf, um auf einen Wurf seinen Groll zu kühlen und seine Schuld abzutragen, mit dem jungen Serbelloni, dem die nur in der Kirche sichtbare bündnerische Schönheit als das höchste Gut erschien, einen niederträchtigen Handel abgeschlossen haben. Genug, in einer Nacht, da der alte Rudolf beim Gubernatore, der junge im Spielhaus sitzt und Lukretia mit einer bejahrten lombardischen Dienerin in dem öden Hause allein ist, hört sie verdächtiges Geräusch im Nebengemache. Diebe vermutend, ergreift sie das erste beste Messer und tritt in ihre vom Monde nur schwach erhellte Kammer. Da drückt sich eine dunkle Gestalt in den Schatten. Lukretia schreitet auf sie zu und ruft sie an. Der junge Serbelloni tritt ihr entgegen, stürzt ihr zu Füßen und umfängt ihre Knie mit den glühendsten Liebesbeteuerungen. Sie nennt ihn einen Nichtswürdigen und behandelt ihn mit so kalter Verachtung, daß sein Flehen sich jäh in Drohung verwandelt und er ihr sagt, sie sei in seiner Gewalt, die Türen seien bewacht. Doch Lukretia, von statt-

licher Gestalt und hohem Gemüt, hält den Emporspringenden mit der Linken kraftvoll nieder und stößt ihm mit der Rechten von oben das Messer in die Brust. Er schwankt und schreit nach seinen Knechten. Jetzt stürzt die bestochene Kammervettel, die an der Tür gehorcht hatte, mit Jammergeschrei ins Gemach und schreckt mit ihrem mörderlichen Hilferufen die Nachbarschaft aus dem Schlafe. Die gewaltsame Entführung ist vereitelt, man hebt den blutenden Serbelloni auf und trägt ihn weg. Die Wahrheit wird vertuscht, der Vorfall durch einen unzeitigen Besuch bei dem jungen Planta notdürftig erklärt und als ein Mißverständnis achselzuckend beklagt. Die schöne Lukretia aber begibt sich schon am nächsten Morgen in den Palast des Gubernatore, bittet um seinen Schutz, wird, da der Neffe nicht auf den Tod verwundet ist, vom Oheim mit höchster Auszeichnung, ja mit Bewunderung aufgenommen und tut ihm den Entschluß kund, welches Schicksal ihrer dort auch warte, in ihre bündnerischen Berge zurückzukehren, denn es sei besser, daheim zu darben als das schmachvolle Brot der Verbannung zu essen.» —

Nach einer längern Pause fuhr Wertmüller fort: «Der Schluß des Briefes ist merkwürdig. Man meint, sie habe sich nach Venedig gewandt, um von meinem Herzog einen Freibrief zur Heimreise zu begehren. — Seid Ihr nicht stolz auf diese bündnerische Judith? Diesmal hätte ich für meine Erzählung sicher auf Euern Beifall gerechnet, und Ihr schweigt wie eine Statua, Herr Hauptmann?»

Mit neugierigen Augen schaute der Lokotenent dem gegenübersitzenden Jenatsch, der sich zum Schutze gegen den Abendwind fest in seinen Mantel gewickelt hatte, in das von dem spanischen Hute beschattete Gesicht; aber ein Scherzwort, das er ihm zuzuwerfen im Begriffe war, erstarb auf seiner Lippe und ihn fröstelte.

Das braune Antlitz des in der Gondel Zurückgelehnten, das er im Laufe dieses Tages immer belebt und bewegt gesehen hatte von den verschiedensten Äußerungen eines feurigen Temperamentes und geschmeidigen Geistes, es war wie erstorben und erkaltet zu metallener Härte. Unverwandt staunte es vor sich hin auf die dämmernd gerötheten Wellen und erschien fremdartig verzogen und drohend in seiner Erstarrung.

Der Zürcher indessen ließ sich nicht gerne verblüffen, und da ihm nichts Schickliches und Kluges einfiel, kam er noch einmal mit bewundernden Ausführungen auf die bündnerische Judith zurück.

«Laßt doch die unwürdige, die überaus unpassende Vergleichung!» fuhr jetzt der andere heftig und scharf aus seinem Traume auf. — «Jede Bündnerin hätte an Lukretias Stelle wie sie getan.»

Dann schien er plötzlich die nahenden Lichter der Stadt zu bemerken und sprang, auf sie hinweisend, ohne jede Vermittlung in einen liebenswürdigen Ton über. «Da langen wir ja schon an», sagte er leichthin. «Könnten wir nicht, bevor wir an der Treppe des Herzogs anlegen, hinaus an die Zattere fahren, wohin ich meine Dienerschaft mit den aus Dalmatien zurückgebrachten Habseligkeiten beordert habe? Ich möchte diese gleich im Palaste des Herzogs in Sicherheit bringen.»

«Das geht kaum an, Hauptmann. Der Umweg wäre bedeutend, und die Nacht bricht ein. Ich hafte für Euch, und der Herzog ist pünktlich bis zur Peinlichkeit!» erwiderte der Zürcher, und er wunderte sich insgeheim und fragte sich, warum Jenatsch für sich und das Seinige wohl Schutz bedürfe.

Noch einmal suchte er auf dem tiefbeschatteten Gesichte vor ihm zu lesen, aber die Gondel bog eben in eine schmale, finstere Lagune ein, und nur zwei glühende Augensterne blickten ihm, wie die eines Löwen, aus der Nacht entgegen.

Als die Gondel im Canal Grande vor den Marmorstufen des herzoglichen Palastes neben einer andern, zur Abfahrt bereiten, anlegte, zeigten sich auf der Schwelle des schön gewölbten Tores zwei Männergestalten in Staatstracht, die sich in ausdrucksvoller Silhouette vom hellen Hintergrunde der glänzend erleuchteten Halle abhoben. Die eine zeigte den feinen Bau und die ruhige, geschmeidige Bewegung des vornehmen Venezianers, die andere, von behaglicher Fülle und deutschehrbarem Ansehen, weigerte sich mit etwas kleinstädtischer Höflichkeit, den Vortritt zu nehmen.

«Vorán, Herr Waser! Ihr seid mein verehrter Gast», sagte der Schlanke, den jetzt Jenatsch und Wertmüller als den Provveditore der Republik mit höchster Ehrerbietung be-

grüßten. Grimani wandte sich dem Bündner mit gewinnender Freundlichkeit zu.

«Für diesmal keine Auseinandersetzung», sagte er. «Ich darf Euch, da Ihr von dem edlen Herzog erwartet seid, hier nicht aufhalten. Von minder Wichtigem später. Wir sehen uns wieder.»

Herr Waser konnte es nicht unterlassen, auch seinerseits, bevor er den Fuß in die Gondel setzte, dem Jugendfreunde die Hand zu reichen und ihm zuzuflüstern: «Der Herzog ist dir überaus günstig, und auch Grimani, mein gütiger Wirt in Venedig, äußerte sich wohlwollend über deine Person und rühmte deine Leistungen.»

Die Gondel fuhr ab. Während sie die Halle durchschritten, sagte Jenatsch lächelnd zu Wertmüller: «Ich bin in den dalmatischen Bergen verwildert und soll jetzt ohne Vorbereitung die Sphäre der zarten Herzogin betreten. — Sie ist ohne Frage an Rang und Geist die vornehmste Dame, der mich meine Sterne zu Füßen legen. Erlaubt, Lokotenent, daß ich in Eurer Kammer mein Wams bürste, und leiht mir Euern schönsten Spitzenkragen!»

Damit eilten die beiden Offiziere in raschen Sätzen die breitgestuften Treppen hinauf.

Fünftes Kapitel

«Der Herzog ist allein, er wünscht Euch wohl vertraulich zu sprechen», sagte Wertmüller zu Jenatsch, als er ihn einige Augenblicke später in die herzoglichen Gemächer einführte. Er ließ ihn zunächst in ein mäßig beleuchtetes, mit dunkeln Holzwerke bekleidetes Vorzimmer treten, das durch eine von Säulen geteilte dreifache Bogenpforte den vollen Blick in den einige Stufen höher gelegenen Prachtsaal gewährte.

Dieses reich vergoldete längliche Gemach mit seiner Reihe von fünf Fensterbogen mochte die auf den Kanal schauende Fassade des prunkenden Bauwerks bilden. Der Herzog kehrte der dämmerigen Fensterwand den Rücken zu. Er saß, in einem Buche lesend, vor dem hohen, mit verschlungenen Figuren und Fruchtschnüren von Marmor umrahmten und überladenen Kamine, in welchem ein lebhaftes Feuer flammte.

Schon setzte Wertmüller den Fuß auf die mit türkischen Teppichen belegten Stufen, um den Hauptmann anzumelden, als der Herzog sein Buch schloß und, sich von seinem Sitze erhebend, es auf den Kaminsims legte, ohne jedoch den Eintretenden, die er noch nicht bemerkt hatte, sich zuzuwenden.

Im gleichen Augenblicke hielt Jenatsch den jungen Offizier, der ihn vorstellen wollte, mit einem raschen Griff seiner eisernen Hand zurück. «Halt», flüsterte er, auf die Türe eines zweiten, ihnen gerade gegenüberliegenden Nebenraumes hinweisend, «ich komme zur Unzeit.»

Durch diese Türe trat mit lebhafter Bewegung und weintem Angesichte die Herzogin und führte an der Hand eine große ruhige Frauengestalt ihrem Gemahle entgegen, in welcher Wertmüller auf den ersten Blick die Beterin vor dem Hochaltare der Frari wiedererkannte.

Unwillkürlich dem Gefühle des ihn Zurückziehenden gehorchend, wich er mit Jenatsch hinter die Draperie des Einganges zurück und blieb dort stehen als ein verborgener, aber aufmerksamer Zeuge auch des Geringsten, was im Saale vorging.

«Hier bring' ich Euch eine vom Schicksal Verfolgte, mein Gemahl», begann die erregte Herzogin. «Sie ist Eurer christlichen Hilfeleistung und Eures ritterlichen Schutzes bedürftig und, wahrlich, es ist Eurer hohen Tugend würdig, ihr Schirmvogt zu werden. — Sie hat mir ihr volles Vertrauen geschenkt und ihr schmerzenseiches Los ohne Rückhalt entschleiert. Dabei war mir vergönnt — ich kann es auch in ihrer Gegenwart nicht verschweigen —, einen erhebenden Blick in die Tragödie eines mit dem ehernen Schicksale kämpfenden, antiken Charakters zu tun. Dieses edle Wesen trägt nicht ohne Bedeutung den Namen Lukretia. Sie stammt aus einem der besten Geschlechter jenes wilden Berglandes, das Euch als seinem Retter entgegenharrt. Noch war sie ein harmloses Kind, als ihr Vater, der einzige Gegenstand ihrer Liebe, von grausamen Feinden nächtlich gewürgt und sie schutzlos und geächtet dem Elende und der Bosheit dieser gottlosen Welt preisgegeben wurde . . . Aber ihr Herz blieb rein, und ihre tapfere Hand zerschnitt mit dem Dolche die Schlingen des Lasters. Seid ihr hilfreich, teurer Herr! Alle dieser geliebten Lukretia er-

zeigte Gnade seh' ich an, als hättet Ihr sie mir erwiesen; denn ihr Unglück erfüllt meine ganze Seele!»

Hier brach die gerührte Fürbitterin von neuem in Tränen aus und warf sich, das Antlitz mit den Händen bedeckend, in einen Lehnstuhl.

Während dieser Rede der vornehmen Hugenottin, in welcher sich der Schwung des damals Mode werdenden Corneille fühlbar machte, hatte der Herzog seine Blicke voller Güte auf die schweigend und bescheiden vor ihm stehende Bündnerin gerichtet, als suchte er in ihren ruhigen Zügen und in ihren warmen dunkeln Augen das Anliegen zu lesen, welches sie zu ihm führte; denn dieses war ihm bis jetzt trotz der eifrigen Verwendung seiner Gemahlin vollkommen unverständlich und verborgen geblieben.

«Ich bin des Pompejus Planta Tochter, Lukretia», beantwortete jetzt die Fremde seine stumme Frage. «Als mein Vater in Bünden geächtet ward, brachte er mich, die Fünfzehnjährige, zu den Klosterfrauen nach Monza, und dort traf mich die Kunde seiner Ermordung. Erlaßt mir, Euch zu sagen, wie sie mein Leben zerstörte und wie völlig ich seither verwaist bin. Heim in mein Bünden konnte ich nicht kehren und kann es auch jetzt nicht ohne Eure Hilfe. Es ist geschlagen von Krieg und schwerer innerer Zwietracht, denn der Fluch ungerochener Mordtat ruht auf ihm, und das Blut meines Vaters schreit gen Himmel. — Wohl lebt von mir noch ein Ohm in Mailand, der geächtete Rudolf Planta, der bis heute mit mir das Brot der Verbannung teilte; denn in das Stift zu Monza trat ich nicht, weil ich zu arm war und meine Berge nicht auf ewig missen wollte. Warum ich jetzt den Ohm verlasse, gestattet mir zu verschweigen. — Ich bin ein vom Stamme gerissener, auf dem Strome treibender Zweig und kann nicht Wurzel schlagen, bis ich den Boden der Heimat erreiche und getränkt werde mit dem Blute gerechter Sühne.

Gebt mir einen Freibrief nach Bünden, edler Herr! Ich habe vernommen, daß Euer Einfluß schon jetzt dort mächtig ist und sich bald auf Eure siegreichen Waffen stützen wird. Ich habe gegen mein Vaterland nie gefrevelt und bin den Anschlägen meines Ohms und der spanischen Partei in Gedanken und Taten völlig fremd geblieben. Ich will mein

Erbhaus zurückfordern und das Recht meines Vaters suchen, denn allein dazu bin ich noch da.»

Der Herzog hatte der schönen Fremden mit Aufmerksamkeit zugehört, jetzt ergriff er väterlich ihre Hand und sagte mit überlegener Milde: «Ich begreife den Schmerz Eurer Verlassenheit, mein Fräulein, auch bin ich damit einverstanden, daß Ihr Euren heimatlichen Boden wieder gewinnt und dort dem Andenken Eures Vaters lebt. Gern werd' ich durch einen Freibrief Euch dazu behilflich sein. — Anders verhält es sich mit dem, was Ihr Sühne nennt. Bedarf es einer solchen, so, glaubt es, wird sie nicht ausbleiben. Unser ganzes Leben, ja das Leben der Menschheit seit ihrem Anfange ist eine Verkettung von Schuld und Sühne. Schwer aber ist es dem menschlichen Kurzblicke, die richtige Vergeltung zu wählen, und sicherer in jedem Falle, Frevel durch Opfer der Liebe zu tilgen als Gewalttat durch Gewalttat zu rächen und so Fluch auf Fluch zu häufen. — Besonders die unsichere Frauenhand berühre niemals in den Leidenschaften des Bürgerkriegs die zweischneidige Waffe persönlicher Rache. Mehr als einmal in unsern heimischen Kämpfen war auch ich von Mörderhand bedroht, aber, hätte sie mich getroffen, mit dem letzten Atemzuge hätte ich Frau und Kind angefleht, sich mit keinem Rachedenken, geschweige mit einer Rachetat zu beflecken. Denn: Ich will vergelten, spricht der Herr.»

Lukretia sah den Herzog mit ernsten, zweifelnden Blicken an. Die christliche Milde des Feldherrn befremdete sie, und sein Tadel traf sie unerwartet. Aber bevor sie noch ihre Gedanken zur Antwort gesammelt hatte, veränderte sich plötzlich ihr Angesicht, als erblicke sie etwas Unmögliches. Ihre ganze Seele trat in die erschrockenen Augen, die, wie gebannt, auf der mittleren Säulenpforte haften blieben.

Dort erschien, festen Tritttes die Stufen herankommend, die hochaufgerichtete Gestalt eines Mannes. Stolz und gefaßt, wie ein verurteilter König sein Blutgerüst besteigt, schritt Jürg Jenatsch der Erstarrten mit entblößtem Haupte entgegen.

Nach einer stummen Begrüßung des herzoglichen Paares trat er vor die Tochter des Herrn Pompejus hin, heftete seinen Blick auf die lange nicht Gesehene und sprach in

abgebrochenen Sätzen: «Dein Recht soll dir werden, Lukretia. Der Mann, der den Planta erschlug, ist dir von Rechts wegen verfallen. Er stellt sich dir und erwartet hier deinen Spruch. Nimm sein Leben. Es ist dein — zwiefach dein. Schon der Knabe hätte es für dich geopfert. Seit ich die Hand an deinen Vater legen mußte, ist mir das Dasein verhaßt, wo ich es nicht für das von Tausenden meines Volkes einsetzen kann. Darnach dürstet meine Seele, und dazu bietet mir dieser edle Herr vielleicht morgen schon Gelegenheit. Das bedenke, Lukretia Planta! Bei dir steht die Entscheidung, wer von euch beiden das größere Recht auf mein Blut habe, ob Bünden oder du.» —

Der Eindruck dieser Erklärung auf das Fräulein war ein gewaltsamer und beirrender. Der Mörder, in dessen Verfolgung sie die Pflicht ihres Lebens sah, legte aus freiem Entschlusse das seinige in ihre Hand, und er tat es mit einer Hochherzigkeit, die eine ebenbürtige Seele reizen mußte, sich ihr mit einer großen Tat der Verzeihung gleichzustellen. Diesen Wetteifer edler Gefühle schien wenigstens die Herzogin zu erwarten, die aus der Rede des Bündners und der Gewalt ihres Eindrucks auf Lukretia leicht erraten hatte, daß eine gemeinsam verlebte Jugend und warme Neigung die beiden verkette. Sie glaubte, nach der eigenen Gemütsstimmung urteilend, Lukretia werde ihre Arme, die sie einen Augenblick in inniger Bewegung gegen den Jugendgenossen erhoben hatte, rasch um seinen Hals werfen und den gerechten, langjährigen Haß gegen den Mörder ihres Vaters dem Zauber einer alten Liebe und der Unwiderstehlichkeit dieses wundersamen Mannes zum Opfer bringen.

Aber es geschah nicht also. Die erhobenen Arme sanken, und die Herzogin sah Lukretias schöne Gestalt erbeben, vom tiefsten Jammer erschüttert. Sie stöhnte laut auf, dann machte sich ihr ein Jugendleben lang stolz getragenes Elend Luft und, sich und ihre fremde Umgebung gänzlich vergessend, brach die qualvoll Bedrängte in einen Strom leidenschaftlicher Klage aus.

«Jürg, Jürg», rief sie, «warum hast du mir das getan? Gespiele meiner Kindheit, Schutz meiner Jugend! Oft im finstern italienischen Kloster oder in der unheimlichen Behausung meines Ohms, wenn mein Herz nach der Heimat schrie und ich sie doch nicht betreten durfte, ohne die

Rache meines Vaters besorgt zu haben, dann im bangen Halbtraume sah ich dich, den treuen Gesellen, zum gewaltigen Kriegersmanne erwachsen, und ich rief dich an: Jürg, räche meinen Vater! Ich habe niemand als dich! Du tatest mir ja sonst alles zuliebe, was du mir nur an den Augen absehen konntest. Jetzt hilf mir, Jürg, meine heiligste Pflicht zu erfüllen! — Und ich ergriff deine starke Hand . . . Aber weh mir, sie trieft von Blut! Du Entsetzlicher, du bist der Mörder! Mir aus den Augen! Denn meine Augen sind mit dir im Bunde — und sündigen — und sind mitschuldig am Blute meines Vaters. Hinweg! Kein Friede, kein Vertrag mit dir.»

So klagte Lukretia und rang die Hände in innerm Zwiespalte und trostloser Verzweiflung.

Die Herzogin legte beschwichtigend ihren feinen Arm um den Nacken der Haltungslosen, und die weinende Lukretia ließ sich willig von ihr in das Nebengemach zurückführen. Dann erschien die edle Dame noch einmal auf der Schwelle und flüsterte dem ihr entgegentretenen Gemahle zu: «Ich werde sie mit Eurer Bewilligung, sobald sie sich erholt hat, persönlich in meiner Gondel nach ihrer Wohnung bringen. Sie ist bei a Marca, Eurem Wechsler, abgestiegen, dessen Frau ihre entfernte Verwandte ist. Die treue Echagues mag uns begleiten.»

Der Herzog bezeugte der Hilfreichen seine freundliche Beistimmung, und die gefühlvolle Dame verschwand mit einem letzten, halb vorwurfsvollen, halb bewundernden Blicke auf den Bündner.

«Ihr tragt ein schweres Schicksal, Georg Jenatsch», sagte, als sie jetzt allein waren, der Herzog zu dem Hauptmanne, dessen Blässe ihm auffiel und der einen harten Ausdruck auf dem Antlitze trug, als bekämpfe und verberge er gewaltsam den stehenden Schmerz einer alten Wunde. «Euch aber ist die Sühne für das mörderisch von Euch vergossene Blut gezeigt. Was Ihr in wildem Jugendfeuer verbrochen, dafür sollt Ihr mit der Arbeit geläuterter Manneskraft zahlen. In rasender Selbsthilfe, mit willkürlichen Taten des Hasses wolltet Ihr Euer Vaterland befreien und habt es dem Verderben zugeführt; heute sollt Ihr es retten helfen durch selbstverleugnende Taten des Gehorsams und krie-

gerischer Zucht, durch die Unterordnung unter einen leitenden planvollen Willen. — Wo die Tollkühnheit nützt, da will ich Euch hinstellen; ich weiß nun, warum Ihr die Gefahr sucht und liebt. — Von jetzt an betrachtet Euch als in meinen Diensten stehend, denn ich habe mich heute überzeugt, daß mein Einfluß genügen wird, Euch hier frei zu machen. Ich glaube nicht, daß der Provveditore Grimani Euch mir streitig machen wird. Sein Interesse an Euch schien mir lau. Er äußerte sich gleichgültig über die Möglichkeit Eurer Beurlaubung. Wann wird Eure venezianische Kapitulation abgelaufen sein?»

«Vor Monatsfrist, erlauchter Herr.»

«Dann ist es gut. Überlaßt mir die Vermittlung. Am einfachsten nehmt Ihr schon heute bei mir Wohnung und sendet sogleich nach Dienerschaft und Gepäck.»

Hier näherte sich Wertmüller, der bis dahin im Vorgemache unsichtbar geblieben war, mit einer ingrimmigen, tragikomischen Miene, denn die von ihm scharf beobachtete Szene hatte einen gemischten Eindruck auf ihn gemacht, und meldete, der Hauptmann habe Gepäck und Leute an der Landungsmauer der Zattere zurückgelassen. Sofern ihm dieser Vollmacht gebe, werde er sie abholen.

Jenatsch war in einen Fensterbogen getreten und überstreifte mit scharfem Blicke den mondbeschiedenen Kanal, bis in die von den Uferpalästen geworfenen tiefen Schatten hineinspähend. Aufwärts, abwärts bot die Wasserstraße das gewohnte friedliche Nachtbild. Nun wandte er sich rasch und beurlaubte sich beim Herzog, um selbst nach seiner Habe und seiner Bedienung zu sehen, welcher er, wie er sagte, strengen Befehl hinterlassen habe, keiner anderen Weisung Folge zu leisten als seiner eigenen mündlichen.

Der Herzog trat auf den schmalen Balkon und blickte, noch unter dem Eindrucke der seltsamen Vorgänge des Abends, in die ruhige Mondnacht hinaus. Er sah, wie Jenatsch eine Gondel bestieg, wie sie abstieß und mit schnellen leisen Ruderschlägen der Wendung des Kanals zuglitt. — Jetzt hielt sie wie unschlüssig still — jetzt strebte sie eilig der nächsten Landungstreppe zu. Was war das? Aus einer Seitenlagune und gegenüber aus dem Schatten der Paläste schossen plötzlich vier schmale offene Fahrzeuge hervor, und darin blitzte es wie Waffen. Schon war die

Gondel von allen Seiten umringt. Der Herzog beugte sich gespannt lauschend über die Brüstung. Er glaubte einen Augenblick im unsichern Mondlichte eine große Gestalt mit gezogenem Degen auf dem Vorderteile des umzingelten Nachens zu erblicken, sie schien ans Ufer springen zu wollen — da verwirrte sich die Gruppe zum undeutlichen Handgemenge. Leises Waffengeräusch erreichte das Ohr des Herzogs und jetzt, laut und scharf durch die nächtliche Stille schmetternd, ein Ruf! Deutlich erscholl es und dringend:

«Herzog Rohan, befreie deinen Knecht!»

Sechstes Kapitel

In einer vorgerückten Morgenstunde des folgenden Tages saß der Provveditore Grimani in einem kleinen behaglichen Gemache seines Palastes. Das einzige hohe Fenster war von reichen, bis auf den Fußboden herabfließenden Falten grüner Seide halb verhüllt, doch streifte ein voller Lichtstrahl die silberglänzende Frühstückstafel und verweilte, von den verlockend zarten Farben angezogen, auf einer lebensgroßen Venus aus Tizians Schule. Von der Sonne berührt schien die Göttin, die auf mattem Hintergrunde wie frei über der breiten Türe ruhte, wonnevoll zu atmen und sich vorzubeugen, das stille Gemach mit blendender Schönheit erfüllend.

Dem Provveditore gegenüber saß sein ehrenwerter Gast, Herr Heinrich Waser, diesmal mit sorgenbelasteter Stirne. Er war nicht gestimmt, auf die feine, über das Gewöhnliche mit Geist und Anmut hinspielende Unterhaltung seines Gastfreundes einzugehen, und hatte sogar versäumt, seinen hochlehnigen Stuhl so zu setzen, daß er dem verlockenden Götterbilde den Rücken zuwandte, was er sonst nie zu tun vergaß, denn die schmiegsame Gestalt mit dem Siegeszeichen des Parisapfels in der Hand pflegte ihn allmorgendlich zu ärgern und zu betrüben. Sie erinnerte ihn gewissermaßen an seine jung verstorbene selige Frau; aber wie ganz verschieden war hinwiederum dieses reizende Blendwerk von der Unvergessenen, deren Seelenspiegel nie ein Anhauch von Üppigkeit getrübt und die einen ausgesproche-

nen Abscheu empfunden gegen alles, was sich im mindesten von sittsamer Bescheidenheit entfernte.

Heute aber nahm er an der Göttin keinen Anstoß, er war weit davon entfernt, sie nur zu beachten. Sein ganzes Denken war darauf gerichtet, das Gespräch auf seinen Freund Jenatsch zu bringen, ohne durch die sichere Unterhaltungskunst des Provveditore von der Fährte abgebracht und spielend im Kreise herumgeführt zu werden.

Er hatte heute schon in der Frühe, wie er daheim in Zürich zu tun pflegte, einen kurzen Morgengang gemacht, was hier in dem Gäßchen- und Wasserlabyrinth der Lagunenstadt seinen vorzüglichen Ortssinn in spannender Übung erhielt. Er hatte zuerst den durch seine weltlustige Pracht ihn täglich überraschenden Markusplatz aufgesucht und sich hierauf sinnreich durch die enge lärmende Merceria nach dem Rialto durchgefunden. Dort hatte er von der Höhe des Brückenbogens mit aufmerksamem Auge den unendlichen Handel und Wandel der meerbeherrschenden Stadt gemustert. Dann war ihm plötzlich eingefallen, hinunterzusteigen auf den nahen Fischmarkt und die eben anlangenden, seltsam geformten Seeungetüme zu besichtigen. Hier fiel sein Blick auf den von Herzog Rohan bewohnten Palast, und in seinem Herzen erwachte der Wunsch, den gestern zweimal nur flüchtig begrüßten Jugendgenossen zu besuchen und sich nach dessen Fahrten und Schicksalen freundschaftlich zu erkundigen. Sicher, im Palaste des Herzogs ermitteln zu können, wo Jenatsch hause, und nicht ohne Hoffnung, ihn dort vielleicht persönlich zu treffen, winkte er einem Gondolier, der ihn mit wenigen Ruderschlägen an die Aufgangstreppe des Palastes brachte. Da er von der Dienerschaft erfuhr, Jenatsch sei nicht hier und der Herzog beschäftigt, ließ er sich bei der Frau Herzogin anmelden.

Die hohe Dame hatte ihm dann die gestrigen Ereignisse bewegt und wirkungsvoll, aber höchst unklar geschildert und dabei Andeutungen gemacht über das seinen Freund zermalmende Verhängnis, die den nüchternen Mann befremdeten und höchlich beunruhigten. Der Verhaftungsszene nächtliches Dunkel hatte sie mit der Fackel ihrer Einbildungskraft keineswegs aufgehellt; dennoch wurde es dem klugen Zürcher sofort klar, daß Jenatsch in keiner

andern Gewalt als in der Grimanis sich befinden könne. Er war dessen vollkommen gewiß, denn er erinnerte sich jetzt der nachlässigen Ruhe, mit welcher dieser Meister der Verstellungskunst gestern an der Tafel des Herzogs über die unbefugte Rückkehr des Bündners weggeglitten war, die er unter andern Umständen sicherlich als einen schweren Disziplinarfehler gerügt hätte.

Waser war sogleich nach Hause geeilt, und jetzt saß er dem undurchdringlichen Grimani gegenüber, aus dem er des Bündners Schuld und Schicksal herausbringen mußte.

Der Provveditore war in glänzender Laune. Er erging sich in heitern Reiseerinnerungen, erzählte von London und dem Hofe Jakob I., wohin ihn vor einigen Jahren eine diplomatische Sendung geführt hatte, und entwarf von dem wunderlich pedantischen, aber, wie er hinzuzufügen sich beeilte, keineswegs auf den Kopf gefallenen König ein ergötzliches Bild. Auch gedachte er in liebenswürdigster Weise seiner Einkehr im Waserschen Hause zu Zürich, dessen patriarchalische Einfachheit und fromme Zucht ihn nach dem lärmenden und sittenlosen London wahrhaft erquickt hätte. Dies brachte ihn auf den besondern Charakter der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihre Stellung in der europäischen Politik. Er beglückwünschte den Zürcher, daß dem kleinen Lande aus dem erwarteten Friedensschlusse ohne Zweifel eine durch feste Verträge verbürgte staatliche Unabhängigkeit erwachsen werde.

«Auf die von Nicolò Macchiavelli euch vorausgesagte Weltstellung werdet ihr freilich verzichten müssen», sagte er lächelnd, «aber ihr habt dafür euer eigenes Herdfeuer und eine kleine Musterwirtschaft, in der auch große Herren manches werden lernen können.»

Da hierauf Waser mit leisem Kopfschütteln bemerkte, dieses an sich wünschenswerte Resultat dürfte neben schönen Lichtseiten auch manche Schattenseiten zeigen und er persönlich sehe sich nur mit Schmerz von dem protestantischen Deutschland abgedrängt, nickte ihm der venezianische Staatsmann einverstanden zu und sagte, staatliche Unabhängigkeit sei eine schöne Sache und es lasse sich dabei auch bei kleinem Gebiete ein gewisser Einfluß nach außen üben, vorausgesetzt, daß politische Begabung vorhanden sei und auf ihre Ausbildung aller Fleiß verwendet

werde; aber um weltbewegend einzuwirken, sei nationale Größe notwendig, wie sie gegenwärtig nur das durch seinen genialen Kardinal zusammengefaßte Frankreich besitze. Das Wesen dieser Größe, und in welchem letzten Grunde sie wurzle, habe er oft mit forschenden Gedanken erwogen und sei zu einem eigentümlichen Schlusse gekommen. Es erscheine ihm nämlich, als beruhe diese materielle Macht auf einer rein geistigen, ohne welche die erste über kurz oder lang zerfalle wie ein Körper ohne Seele. Dieser verborgene schöpferische Genius nun äußere sich, nach seinem Ermessen, auf die feinste und schärfste Weise in Muttersprache und Kultur.

«Hier ist allerdings die Schweiz mit ihren drei Stämmen und Sprachen im Nachteile», fuhr der Provveditore fort, der offenbar mit Vorliebe an Italien gedacht hatte, «aber mir ist um euch nicht bange. Ihr haltet durch andere zähe Bande zusammen. Für unsere gesegnete Halbinsel aber gereicht mir diese meine Wahrnehmung zum Troste. Heute unter verschiedene, zum Teil fremde Herren geteilt, besitzt sie immer noch das gemeinsame Gut und Erbe einer herrlichen Sprache und einer unzerstörbaren, in das leuchtende griechisch-römische Altertum hinaufreichenden Kultur. Glaubt mir, diese unsterbliche Seele wird ihren Leib zu finden wissen.»

Waser, dem diese mystischen Gedankengänge sehr ferne lagen und aus dem Munde seines sonst so kalten, diplomatischen Gastfreundes befremdlich klangen, bemächtigte sich jetzt der Rede, um in ein glänzendes Lob der Republik von San Marco auszubrechen, die, einzig in Italien, mit der Staatsweisheit und dem Rechtssinne der alten Roma eine Parallele bilde.

«Was die Fabeleien von willkürlicher Justiz und geheimen nächtlichen Hinrichtungen betrifft, so bin ich nicht der Mann, mein verehrter Gastfreund, an solche Märlein zu glauben», schloß der Zürcher, erfreut, mit einer, wie er überzeugt war, ungezwungenen Wendung an das heiß-erwünschte Ziel zu gelangen, «und darum kann ich ganz ohne Rückhalt ein mir unerklärliches Ereignis mit Euch besprechen, das sich gestern im Canal Grande begab und wobei mein Jugendfreund, der Hauptmann in venezianischen Diensten Georg Jenatsch, ohne Spur verschwunden

sein soll. Die durchlauchtige Frau Herzogin Rohan, welche die Gnade hatte, mich mit dem Vorfalle bekannt zu machen, schien mir, soweit ich ihre Andeutungen zu fassen vermochte, nicht ferne zu sein von der Ansicht, der Hauptmann wäre seiner unbefugten Abreise aus Dalmatien wegen den venezianischen Bleidächern verfallen. Eine Vermutung, die ich bei dem eine höchste Kulturstufe erreichenden venezianischen Gesetze und der Milde seines Vollstreckers», hier machte er eine verbindliche Handbewegung gegen den Provveditore, «auch nach dessen gestrigen Äußerungen an der Tafel des Herzogs, unmöglich teilen kann.»

«Von Hauptmann Jenatsch habe ich sichere Kunde», sagte Grimani mit einem unmerklichen Lächeln über die Gewandtheit seines Gastes. «Er sitzt unter den Bleidächern; aber, lieber Freund, nicht wegen eines Disziplinarfehlers, sondern belastet mit einer Mordtat.»

«Gerechter Gott! Und Ihr habt Beweise dafür?» rief Waser, dem es schwül wurde, sprang auf und schritt in dem kleinen Gemache bestürzten Gemüts auf und nieder.

«Ihr werdet, wenn Ihr es wünscht, die Akten lesen», versetzte Grimani ruhig und ließ seinen Schreiber rufen, dem er befahl, ein Portefeuille, das er ihm bezeichnete, sogleich zur Stelle zu bringen.

Nach wenigen Minuten hielt Waser zwei Aktenstücke über den Zweikampf zwischen Jenatsch und Ruinell hinter St. Justina zu Padua in den Händen, mit denen er sich, eifrig lesend, in die etwas erhöhte Fensternische zurückzog.

Das eine dieser Schriftstücke war das mit dem Magister Pamfilio Dolce aufgenommene Verhör, worin derselbe den Unfall des ihm zu Erziehung und Schutz befohlenen unschuldigen Knäbleins mit beweglichen Worten schilderte, alsdann zu der großen Szene bei Petrocchi übergang, wo der barbarische Oberst sein in rühmlichen Studien ergrautes Haupt mit Schimpf bedeckt, der großherzige Hauptmann aber, von seiner — des Magisters — ehrwürdiger Erscheinung und bescheidener Forderung gerührt, mit schöner Menschlichkeit und antikem Edelmut für ihn eingetreten sei. — Dem mörderischen Duell hatte der Magister nicht beigewohnt, dagegen vom Gerichte sich die Gunst erbeten, dem Protokoll eine wichtige Papierrolle beilegen zu dürfen.

Diese fiel Wasser in die Hand; aber er warf jetzt nur einen flüchtigen Blick auf deren erste Seite. Er ergreife, sagte der Magister in der auf diesem Blatte stehenden Widmung, einem Meisterstücke kalligraphischer Kunst, die durch das Schicksal unverhofft ihm gewährte Gelegenheit, dem erlauchten Provveditore, als dem hohen Gönner aller Wissenschaft, die gesammelte Frucht eines arbeitsamen langen Lebens in Demut ersterbend anzubieten: eine Abhandlung über die Patavinität seines unsterblichen Mitbürgers Titus Livius, das heißt, über die in dessen unvergleichliches Latein eingeflossenen charaktervollen paduanischen Provinzialismen.

Das zweite Schriftstück, das Wasser entfaltete, war die Relation des Stadthauptmanns, die sich ausschließlich mit der Schlußszene des Handels beschäftigte.

Ein erschreckter Bürger habe ihn benachrichtigt, hinter St. Justina stehe ein gefährlicher Zweikampf bevor zwischen zwei Offizieren der venezianischen Armee. Er sei hingeeilt, von seinen tapfern Leuten zusammenraffend, was er auf dem Wege gefunden, und habe schon von ferne die Gruppe der Kampfbereiten und der um sie versammelten Neugierigen erblickt, auch deutlich erkennen können, wie nur der eine der Herren Grisonen mit grausamer Wut und rasenden Gebärden auf dem Kampfe bestand, der andere aber kaltblütig mit Ernst und Würde ihn zu beschwichtigen suchte, von den vernünftigen Vorstellungen und höflichen Bitten der anwesenden paduanischen Bürger hierin unterstützt, und sich dann mäßig und nur gezwungen verteidigte. Er habe sich seinem Gefolge voran aufs eiligste genähert, um, wie sein ehrenvolles Amt erheischte, seinen Leib als Schranke zwischen die Frevler am Gesetze zu werfen und den Degenspitzen im Namen der Republik Halt zu gebieten. Als er dies mit eigener Lebensgefahr getan, sei zwar der eine gehorsam zurückgewichen, der andere aber durchbohrt mit einem Fluche zusammengestürzt. Nach seinem Dafürhalten habe sich der Sinnlose mit blinder Wut in die nur zur Verteidigung ihm entgegengehaltene Waffe des andern geworfen, einen Augenblick eh' er die beiden Degen mit dem seinigen niedergeschmettert. — So glaubte er seine Pflicht mit Aufopferung erfüllt zu haben und auf die Anerkennung der erlauchten Republik sowie

auf ein angemessenes Ehrengeschenk ohne Unbescheidenheit rechnen zu dürfen. —

«Mit diesen Papieren, Herr Provveditore, läßt sich eine Anklage auf Mord nie begründen», sagte Waser, vor seinen Gastfreund hintretend und die Akten nicht ohne sichtbare Zeichen der Entrüstung auf den Tisch legend, wobei der Traktat über die Patavinität des Livius auf den Marmorboden fiel. «Sie sprechen durchaus zugunsten des Hauptmanns und bezeichnen den Fall als strikte Notwehr.»

«Wollt Ihr noch von den Aussagen der andern Zeugen Einsicht nehmen?» sagte Grimani kalt. «Sie stimmen übrigens durchaus überein mit denjenigen des bettelhaften Pedanten und des prahlerischen Eisenfressers. Die Zeugnisse dieses Gesindels» — er stieß mit der Fußspitze an die gelehrte Arbeit des Magisters Pamfilio, die langsam über die Mosaiksterne des glatten Bodens rollte — «führen nur den Gutmütigen irre, der nicht versteht, zwischen den Zeilen zu lesen. Verzaubert und belügt doch dieser ungesegnete Jenatsch mit seiner heuchlerischen Herzenswärme und seiner ruchlosen Kunst, auch das Absichtlichste als Eingebung des Augenblicks oder harmlosen Zufall darzustellen, ohne Ausnahme alle von oben bis unten, von dem edlen Herzog Rohan bis zu diesen Larven hinab. — Angenommen daß diese Zeugnisse den Sachverhalt in völliger Wahrheit darstellen, so führt sie doch erst die Kenntniss der Verhältnisse des Hauptmanns und seines ränkevollen Charakters auf ihren richtigen Wert zurück, und mittels dieser Kenntniss bin ich imstande, mein werter Freund, Euch, vielleicht zum Schrecken Eures harmlosen Gemüths, die Geschichte der Tötung des Obersten Ruinell in ihr wahres Licht zu stellen.

Ich will mich kurz fassen. Jenatsch hatte sich zum Ziele gesetzt, um jeden Preis eines der vier bündnerischen Regimenter zu erlangen, die Herzog Rohan zum bevorstehenden Veltliner Feldzuge mit französischem Solde bildet. Alle vier aber waren schon vergeben, eines davon an Ruinell; folglich mußte einer der Obersten, am bequemsten Ruinell, den der Degen des Ehrsüchtigen erreichen konnte, weggeräumt werden. Als nun der Schulmeister den heißblütigen Oberst mit seinem unverschämten Bettel belästigte, ergriff der geistesgegenwärtige Jenatsch blitzschnell die Gelegenheit, ihn zu reizen, indem er für den Pedanten Partei

nahm. Wie die Flamme einmal aufstieg, war es dem Kühlgebliebenen ein leichtes, sie mit seinem boshaften Hauche zu schüren. Er wußte mit seiner absichtsvollen Sanftmut den Zornigen bis zur Raserei zu reizen und als geschickter Fechter den Degen so zu führen, daß keiner den sichern leisen Todesstoß gewahr wurde. — So trug sich die Sache zu, mein braver Herr, wenn die Republik nicht einen menschenunkundigen Neuling zu ihrem Provveditore hat. Euer Signor Jenatsch hat bei seiner dalmatischen Sendung zehnmal mehr List aufgewendet, als es nicht brauchte, diesen armen Trunkenbold aus dem Wege zu räumen.»

Waser hatte diese Auseinandersetzung mit Grauen angehört. Ihn fröstelte beim Gedanken an die Gefahr, die jedem Angeklagten aus dieser scharfsinnig argwöhnischen Auslegung an sich unverfänglicher Tatsachen erwachsen mußte. Sogar ihn, den wohlwollenden, dem Hauptmanne befreundeten Mann, durchfuhr einen Augenblick der Gedanke, des Venezianers grausame Logik könnte recht haben. Aber sein gerader Menschenverstand und sein rechtliches Gemüt überwandten rasch diesen beängstigenden Schwindel. So hätte es sein können; aber, nein, es war nicht so. — Er erinnerte sich indessen, daß der Argwohn in Venedig ein Staatsprinzip sei, und verzichtete darauf, in diesem Augenblicke Grimani's Voreingenommenheit zu bekämpfen.

«Die Tatsachen entscheiden», sagte er mit überzeugter Festigkeit, «nicht deren willkürliche Interpretation, und Hauptmann Jenatsch ist nicht ohne Schutz in Venedig, denn in Ermangelung eines bündnerischen Gesandten bei der Republik von San Marco glaube ich Geringer im Sinne meiner Obern zu handeln, wenn ich die Interessen des mit Zürich verbündeten Landes in Venedig nach Kräften wahrnehme.» —

«Da verwendet sich noch ein anderer Schutzpatron für die Unschuld, die ich in der Person des Hauptmanns Jenatsch verfolge», sagte der Venezianer mit schmerzlichem Spotte, denn eben wurde ein in rote Seide gekleideter französischer Edelknabe eingelassen, um in des Herrn Provveditore eigene Hand ein Schreiben seines Gebieters, des Herzogs Heinrich Rohan, zu legen.

«Der erlauchte Herzog will mir die Ehre eines Besuches erweisen», sagte Grimani, die Zeilen durchlaufend, «das

darf ich nicht zugeben. Meldet, daß ich mich ihm in einer Stunde vorstellen werde. — Eure Begleitung, Signor Waser, würde mich erfreuen.»

Damit erhob sich der feine bleiche Mann mit den melancholischen Augen und zog sich in sein Ankleidezimmer zurück.

Waser blieb zögernd stehen. Dann trat er zum Tische und durchlas sorgfältig die übrigen Zeugenaussagen. Zuletzt fiel sein Blick auf die unter einen Stuhl gerollte Abhandlung des Magisters Pamfilio Dolce aus Padua. Ihn jammerte ihr schmachvolles Schicksal.

«Da klebt viel Schweiß daran», sagte er und hob die Rolle auf. «Ein Plätzchen in unsrer neu gegründeten Stadtbibliothek wird sich schon für dich finden, Werk eines dunkeln Daseins!»

Siebentes Kapitel

Der Provveditore und Herr Waser wurden vom Herzog in seinem Bibliothekzimmer empfangen, wo dieser, der wenig Schlaf bedurfte und die Einsamkeit der Morgenfrühe liebte, schon manche Stunde des Vormittags in ungestörter Arbeit mit seinem Schreiber, dem Venezianer Priolo, verbracht hatte.

Der Herzog begann mit einigen Worten des Dankes für Grimanis Zuvorkommen.

«Ihr errietet sicherlich aus meinen Zeilen», sagte er, «das persönliche Anliegen, welches mich schon heute wieder eine Unterredung mit Euch dringend wünschen ließ. Ich war gestern von meinem Balkon aus Zeuge einer nächtlichen Szene, unter der ich mir nichts anderes als die Verhaftung eines Übeltäters denken konnte. Verschiedene Umstände lassen mich mit Sicherheit schließen, daß dieser Gefangene der Republik der Bündner Georg Jenatsch sei. Ich hatte nun, wie ich Euch, mein edler Herr, schon gestern andeutete, auf die Dienste desselben Mannes für meinen bevorstehenden Feldzug in Bünden gezählt und mir davon bei seinem militärischen Talent und seiner mir höchst wertvollen Kenntnis seines Vaterlandes großen Vorteil versprochen. Ihr seht ein, wie sehr mir daran liegen muß, zu erfahren, welcher Übertretung des Gesetzes er sich schuldig

gemacht, und, wenn sein Verbrechen kein schweres und schmachvolles ist, mein Fürwort für ihn einzulegen.»

«Niemand ist williger, Euch zu dienen als ich, erlauchter Herr», antwortete Grimani, «und in Wahrheit glaubte ich gerade Euch einen nicht geringen Dienst zu leisten, wenn ich diesen mir schon längst verdächtigen Menschen, in dem die Keime vieler Gefahren liegen, jetzt, da er sich durch eine blutige Tat in meine Hand gegeben hat, auf die Seite räumte. Er ist, wie Ihr aus der aktenmäßigen Darstellung erfahren werdet, dem Wortlaute unseres Gesetzes nach der Todesstrafe verfallen. Ob ich ihn, mildernde Umstände annehmend, begnadigen will, das steht vollkommen in meiner Willkür. Ist dies Euer Verlangen an mich, so werdet Ihr keine Weigerung erfahren; aber höret vorher gütig an, was ich von dieser Persönlichkeit denke. — Den Vorfall selbst bitte ich meinen würdigen Freund Waser Euch zu berichten. Er hat soeben von den Akten Kenntniss genommen, und es ist mir angenehm, den Vortrag ihm zu überlassen, da er mich insgeheim vergiftenden Argwohns und schnöder Menschenverachtung bezichtigt.» —

Der Zürcher entledigte sich dieses Auftrags mit Freundes-eifer und sachkundiger Gewandtheit. Zum Schlusse faßte er seine Meinung dahin zusammen, daß hier ein Fall reiner Notwehr vorliege.

«Und nun erlaubt mir, meinerseits Euch auszusprechen», sagte Grimani, und seine Stimme trübte sich vor innerer Bewegung, «daß ich die Tat für eine vorbedachte, absichtsvolle und diesen Charakter kennzeichnende halte. Georg Jenatsch ist unermesslich ehrsüchtig, und ich glaube, er sei der Mann, jede Schranke, welche diese Ehrsucht eindämmt, rücksichtslos niederzureißen. Jede! Den militärischen Gehorsam, das gegebene Wort, die heiligste Dankespflicht! Ich halte ihn für einen Menschen ohne Treu und Glauben und von grenzenloser Kühnheit.»

Mit wenigen, aber noch schärfern Zügen, als er es Waser gegenüber gethan, bezeichnete er sodann dem Herzog die selbstsüchtigen Ziele, welche nach seiner Beurteilung Jenatsch durch die Ermordung seines Landsmannes habe erreichen wollen.

Der Herzog warf ein, es sei ihm kaum glaublich, daß eine so ursprüngliche und warme Natur wie dieser Sohn

der Berge eines so kalt konsequenten und verwickelten Verfahrens fähig sei.

«Dieser Mensch erscheint mir unbändig und ehrlich wie eine Naturkraft», fügte er hinzu.

«Dieser Mensch berechnet jeden seiner Zornausbrüche und benützt jede seiner Blutwallungen!» erwiderte der Venezianer, gereizter, als es von seiner Selbstbeherrschung zu erwarten war. «Er ist eine Gefahr für Euch, und wenn ich ihn verschwinden lasse, so hab' ich Euch noch nie einen bessern Dienst erwiesen.»

Der Herzog verharrte einige Augenblicke in schweigendem Nachdenken, dann sprach er mit großem Ernste: «Und dennoch ersuche ich Euch um die Begnadigung des Georg Jenatsch.»

Grimani verbeugte sich, trat an den Arbeitstisch des Geheimsekretärs Priolo, der in seiner Fensternische ruhig weitergeschrieben hatte, warf ein paar Worte auf ein Papier und bat den jungen Mann, den Befehl in das Staatsgefängnis zu bringen. Herzog Rohan fügte bei, sein Adjutant Wertmüller möge den Schreiber begleiten.

Jetzt heftete Grimani seine ruhigen, dunklen Augen auf den Herzog und fragte plötzlich, ob er ihm nicht die Gunst gewähren könne, die Unterredung noch eine kurze Zeit ohne Zeugen fortzusetzen. Rohan wandte sich zu Herrn Waser und sagte lächelnd:

«Gerade wollt' ich Euch bitten, die Herzogin über das Los des Hauptmanns Jenatsch, an welchem sie mitleidigen Anteil nimmt, an meiner Statt vorläufig zu beruhigen.»

Geschmeichelt durch dies Wohlwollen und erfreut, der Überbringer einer guten Botschaft zu sein, beurlaubte sich der Zürcher und folgte einem Pagen, der ihn der ungeduldig harrenden hohen Frau zuführte.

«Betrachtet, edler Herzog, es als ein Zeichen meiner besonderen Ergebenheit», begann der Venezianer, «wenn ich ganz gegen meine Gewohnheit mich nicht scheue, aufdringlich zu sein und den Vorwurf unzarten Eingreifens in fremde Verhältnisse mir zuziehe. Abgesehen von unsern gemeinsamen politischen Interessen bin ich überzeugt, daß Ihr meine hohe Verehrung für Euren Charakter genugsam kennt, um sie als einzige Triebfeder und als Entschuldigung dieses außerordentlichen Schrittes gelten zu lassen.

Für Euch wollte ich diesen Mann unschädlich machen. Ich kenne seine Vergangenheit. In Bünden, wo ich vor Jahren die Interessen meiner Republik als Gesandter wahrnahm, habe ich ihn an der Spitze rasender Volkshaufen gesehen, und seine Herrschaft über die tobenden Massen hat mich entsetzt.

Mein erlauchter Freund erlaube mir, einen Blick auf das werdende zu richten. Denselben Blick, den ich wider Willen auf die sich vollziehenden Geschicke unserer Republik wende und der mir in unsern Räten den trübseligen Namen Kassandra zugezogen hat. Und nach Verdienst: denn mir ist wehe dabei, und mir wird nicht geglaubt! — Nicht Apollo aber hat mich zum Seher gemacht, sondern ein enttäuschter Geist und ein erkältetes Gemüt.

Ihr seid im Begriffe, Bünden der spanischen Macht zu entreißen, und ich zweifle keinen Augenblick am Erfolge Eurer Waffen. Aber was dann? Wie werden sich nach Vertreibung der Spanier die Absichten der französischen Krone, die das strategisch wichtige Land bis zum allgemeinen Frieden unmöglich aus den Händen geben darf, mit dem stürmischen Verlangen seiner wilden Bewohner nach der alten Selbständigkeit vereinigen lassen? Da Richelieu — ich will sagen der allerchristlichste König, Euer Herr — nur den kleinsten Teil seiner in Deutschland unentbehrlichen Truppen Euch zur Verfügung stellt, werdet Ihr in Bünden selbst werben und dem durch jegliches Elend erschöpften Lande neue Opfer zumuten müssen. Das aber — ich schäme mich zu sagen, was Ihr sicherlich längst bedacht habt — wird Euch nur durch das Mittel weitgehender Versprechungen gelingen. Ich wenigstens kann mir nichts anderes denken, als daß Ihr mit Eurem persönlichen Werte den Bündnern Euch werdet verbürgen müssen, ihnen, sobald Euer Sieg erfochten ist, ihr ursprüngliches Gebiet und ihre alte Selbständigkeit unvermindert zurückzugeben. — Darum sendet, wie ich vermute, Richelieu gerade Euch, dessen Name von reiner Ehre leuchtet, nach Bünden, weil Eure Gewalt über die protestantischen Herzen ihm dort ein Heer ersetzt. So werdet Ihr mir einräumen, edler Herr, daß Euer eine schwere Stunde und eine peinliche Doppelstellung zwischen dem Kardinal und Bünden wartet. Wohl wird es Eurer Weisheit gelingen, das Interesse der französischen Krone, welcher

Ihr dient, und die von Euch verbürgten Ansprüche des Gebirgsvolkes, ohne jenes zu verleugnen oder diese zu täuschen, durch umsichtige Politik und kluge Zögerung in der Schwebe zu halten und endlich auszugleichen; aber nur unter der Bedingung, daß das hingehaltene Bünden in keiner Weise gegen Euch und Frankreich eingenommen und aufgestachelt werde. — Ihr lächelt, gnädiger Herr! — In der Tat, wer in Bünden sollte es wagen, gegen das mächtige Frankreich sich zu verschwören oder gar mit offener Gewalttat zu erheben! Gewiß keiner, Ihr habt recht, wenn nicht vielleicht jener Heillose — Euer Schützling, Georg Jenatsch.»

Der Herzog lehnte sich mit einer abwehrenden Handbewegung und dem schmerzlichen Ausdrücke verletzten Selbstgefühls zurück. Eine Wolke zog über seine Stirn. Das Bild des Bündners, wie es der Haß Grimanis entwarf, schien ihm vergrößert und entstellt; doch nicht die seine Menschenkenntnis in Frage stellende, übertrieben schlimme und große Meinung, die Grimani von dem begabten Halbwilden hatte, welchen er sich zum Werkzeuge erlesen, war ihm empfindlich, wohl aber, daß der Venezianer die geheime Wunde seines Lebens, seine schiefe Stellung zu Richelieu, scharfsinnig erkannte und zu berühren sich nicht scheute. Der Frankreich nach großem Plane regierende, aber ihm persönlich abgeneigte Kardinal war imstande — Rohan wußte es wohl —, seine protestantische Glaubens-treue als Mittel zum Zwecke auszubeuten und ihn persönlich aufzuopfern. Die Gefahr, welche er selbst sich auszu-reden suchte und in schlaflosen Nächten doch immer und immer wieder sorgenvoll erwog, war also fremden Augen offenbar.

«Verzeiht, teurer Herr, meine vielleicht schwarzsichtige Sorge für Euch», sagte Grimani, der den verborgenen Kummer des Herzogs in seiner erkälteten Miene las. «Frankreich darf und wird sich gegen seinen edelsten Sohn nicht undankbar erzeigen. — Nur um eines bitte ich Euch, flehe ich Euch an: Wenn Ihr an meine Ergebenheit glaubt — hütet Euch vor Georg Jenatsch.»

Kaum war das Wort ausgesprochen, so klirrten rasche Tritte im Vorsaal, und der Genannte trat mit dem Adjutanten Wertmüller in das Gemach, wo eben noch edel-

mütige Größe und menschenverachtender Scharfsinn über ihn zu Gerichte gesessen und um ihn gestritten hatten. Jenatsch sah finsterer als je und tief bewegt aus. Den Provveditore, der ihm zunächst stand, bedachte er mit einem untertänigen Gruße und einem Blicke voll tödlichen Hasses, welchem dieser mit vornehmer Ruhe begegnete. Dann trat er raschen Schrittes vor den Herzog. Er schien in leidenschaftlichem Dankgeföhle seine Knie umfassen zu wollen; aber er ergriff nur Rohans Hand und ließ, das gesenkte Auge verbergend, eine heiße Träne auf dieselbe fallen.

Der kalte Grimani, dem diese glühende Bewegung einen widerwärtigen Eindruck machte, brach zuerst das Schweigen und bemerkte mit scharfer leiser Stimme: «Vergeßt nie, Signor Jenatsch, daß Ihr nicht der Güte Eurer Sache, sondern nur und allein der Fürsprache dieses hohen Herrn Euer verwirktes Leben verdankt.»

Der Hauptmann schien in seiner Bewegung das Wort des Venezianers nicht gehört zu haben, er richtete seinen feurigen Blick auf den Herzog und sprach:

«Meinen Dank, teuerster Herr, laßt mich Euch sofort durch die Tat bezeugen. Ich hoffe, Ihr habt manche Gefahr für mich bereit — laßt mich eine vorwegnehmen. Übertrag mir ein Geschäft, das ich allein, wie Ihr bedürft, verrichten kann, bei dem ich das mir geschenkte Leben zehnfach auf das Spiel setze und welches doch nicht rühmlich genug ist, daß es mir irgendeiner neide oder streitig mache. — Ich rede hier frei, ich bin unter Eingeweihten. — Wie mir mein Kamerad Wertmüller in seinen Briefen Euern Plan angedeutet hat, werdet Ihr von Norden über die Bernina ins Veltlin vordringen, um mit dem Scharfblick des großen Feldherrn die feindliche Stellung in der Mitte zu fassen und, Spanier und Österreicher auseinanderwerfend, die einen zurück in das Gebirge, die andern hinunter nach den Seen zu jagen. Nun ist von höchster Bedeutung, die von den Spaniern vielfach neu angelegten Verschanzungen des Veltlins genau zu untersuchen. — Laßt mich hin! Ich nehme Euch Pläne davon auf, kenne ich doch das Land wie wenige.»

«Davon reden wir morgen, mein Georg», sagte der Herzog und legte ihm seine schmale Hand auf die mächtig gebaute Schulter. —

Am Abend des Tages, der den Hauptmann Jenatsch zum

Kameraden des Lokotenenten Wertmüller im Dienste des Herzogs machte, fiel es diesem ein, den Brief seines Vetters in Mailand zu beantworten.

Er meldete, daß er einen kurzen Urlaub nach Zürich genommen, obschon er sich nicht absonderlich freue, den Duft seines Nestes wieder zu riechen, aber er verschwieg dabei natürlich, daß er sich dort dem Herzoge bei seinem Durchbruche aus dem Elsaß nach Graubünden anschließen und die Wartezeit zu Werbungen für Frankreich verwenden werde. Dagegen berichtete er weitläufig, die aus Mailand entflozene dolchführende Schönheit habe er nicht nur kennengelernt, sondern es werde ihm sogar die Ehre zuteil, besagte tapfere Person auf Geheiß des Herzogs über das Gebirge nach Bünden zu geleiten, was ihn von seiner eigenen Reiseroute nicht abführe. — Als Belohnung für die vom Vetter ihm zum besten gegebene Geschichte und als deren Vervollständigung erzählte er ihm den unerwarteten Auftritt im Saale des Herzogs, dem er, persönlich unbeteiligt, mit gekreuzten Armen als vergessener Beobachter hinter einer bergenden Säule beigewohnt habe — halb gerührt, halb ärgerlich —, denn er sei eigentlich kein Liebhaber heftig ausbrechender Gefühle. In einen solchen vulkanischen Ausbruch aber habe die bescheidene, von der sentimentalen Herzogin in Szene gesetzte Vorführung einer Schutzflehenden plötzlich umgeschlagen. Er selbst habe die Lunte angezündet, indem er den Heldenspieler eingeführt, einen tapfern Soldaten, aber leider ehemaligen Pfarrer, der ihm trotz einiger tüchtiger Eigenschaften wenig sympathisch sei, da demselben gewisse pompöse Manieren, wahrscheinlich von der Kanzel her, ankleben und ein leidiger Hang zu grandiosem Komödienspiele. In seiner Jugend sei der Pfarrer ein wütender Demokrat gewesen und einer der bösen Gesellen, die den Pompejus Planta umgebracht. Statt nun still, wie er, der taktvolle Wertmüller, es getan, im Hintergrunde zu bleiben, habe sich der Abenteurer sofort der bündnerischen Dame als Mörder ihres Vaters und zugleich als ehemaligen zärtlichen Liebhaber vorgestellt. Daraus sei plötzlich eine solche Explosion verrückter Dinge entstanden, ein so einziges Spektakel, daß ihm heute noch der Kopf davon schwirre. Für die Herzogin, deren poetischer Schwung allen Verstand übersteige, sei es eine Wonne ge-

wesen. Sie habe schnatternd auf dem Tränenmeere herumgerudert wie die Enten im Teiche. — Jetzt arbeite sie daran, einen würdigen Schlußakt herbeizuführen nach dem Muster der gegenwärtig in Paris Furore machenden Komödie, deren Autor einen Vogelnamen — etwas wie Dohle oder Krähe — trage und die einen ganz ähnlichen Gegenstand behandle. Dort schließe der Konflikt mit Heiratsaussichten; hier aber werde es hoffentlich, und wenn noch Vernunft im Leben sei, nicht dazu kommen. Es wäre schade um das Mädchen, er gönne sie dem Volkshelden nicht. Sie sei zwar keine blondlockige üppige Schönheit, wie sie Paul der Veroneser und der flotte Tintorett, die Naturmöglichkeit überbietend, aus golddurchwirktem Damaste hervorquellen lassen, noch habe sie die nächtlichen halbgeschlossenen Augen und die blauschwarz schimmernden Flechten um die sanfte, listige Schläfe, die ihn an andern Töchtern der Lagunenstadt berücken; aber sie habe es ihm nun einmal angetan mit einem gewissen ehrlichen großen Wesen. Was bei Lukretia Wahrheit sei, halte er bei Jenatsch zum guten Teil für Schein; gerade jene große Manier, von der er gesprochen.

Sei übrigens der Hauptmann Jenatsch auf hohes Spiel erpicht, so habe er gestern abend seine Lust büßen können.

Mitten aus der Rührung sei er von Sbirren herausgeholt und unter die Bleidächer gesetzt worden. Der Provveditore Grimani, der den Bündner merkwürdigerweise für ein wichtiges und staatsgefährliches Subjekt halte, hätte ihn gern sogleich in den Kanal versenkt. Aber der umständliche alte Herr habe dabei eine kostbare Zeit verloren, die sich der Herzog zunutze gemacht, um seinen neuen Günstling sich wieder zurückliefern zu lassen. Ihm persönlich sei das nicht gerade unlieb, denn er verspreche sich bei den merkwürdigen Lebensumständen des neuen Kameraden noch manchen schlagenden Witz des Zufalls und freue sich besonders darauf, mit dem gewesenen Pfarrer an seinen ehemaligen Kirchen in Bünden vorüberzureiten, wo ihn dann ein Gewisser darüber zur Rede stellen werde, was alles er da drinnen dem Volke vorgemacht.

Hier strich sich der Lokotenent vergnügt das magere Kinn und schloß das Schreiben an seinen Vetter in Mailand.

DER GUTE HERZOG

Erstes Kapitel

Auf einer Erhöhung des linken Rheinufers am Fuße des lieblichen Heinzenbergs überschauen die Mäuerlein und anspruchslosen Gebäude des Frauenklosters Cazis die Hütten eines dem katholischen Glauben zugetan gebliebenen Dorfes. Am schmalen Bogenfenster einer Zelle, die nach dem grauen, jetzt vom Morgenlichte beschienenen Schloßturme von Riedberg hinüberschaute, saß die schöne Lukretia Planta.

Der Frühling war vorübergegangen. Auch auf der Nordseite der Rhätischen Alpen hatte der laue Föhn schon längst den Schnee von den Halden weggeschmolzen und in tobenden Wildbächen dem Rheine zugeführt. Durch die Felspalten der Via Mala hatte der Süd Sturm gebraust mit dem jugendlich unbändigen Strome um die Wette. Wochenlang hatte der schäumende Rhein zornig an seinen engen Kerkerwänden gerüttelt und herausstürzend die flacheren Ufer verheert. Jetzt führte er ruhiger die gemäßigten Wasser zu Tal, umblüht von den warmen Matten und üppigen Fruchtgärten des gegen die rauhen Nordwinde geschützten Domleschg.

Es war ein klarer Morgen zu Anfang des Juni, und die älteste Ordensschwester Perpetua hatte eben nach einer längern Unterredung das edle Fräulein verlassen.

Die frommen Frauen von Cazis hegten schon längst einen Herzenswunsch. Das Amt einer Priorin war während langer Kriegsjahre unbesetzt geblieben, und sie sehnten sich danach, daß es endlich wieder würdig bekleidet und geehrt werde von einem bei Gott und Menschen angesehenen Sprößlinge einer großen Familie. Wen konnten die Heiligen dazu auserwählt haben, wenn nicht die im Tale aufgewachsene und begüterte Lukretia Planta!

Das Kloster hatte den Planta schon aus den Zeiten vor

der Reformation manche Schenkung zu verdanken. Nun waren mehrere Glieder der berühmten Familie, voran Herr Pompejus, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt; dieser edle Herr aber hatte ohne letzte Wegzehrung einen bösen jähen Tod erlitten. — Was war natürlicher und christlicher, als daß seine vereinsamte Tochter den Schleier nehme, um für das Heil seiner Seele zu beten und das Kloster in diesen möglicherweise noch nicht so bald endenden schlimmen Zeiten mit ihrem edeln Namen zu schirmen, es mit ihrem Erbe zu bereichern.

Die Zurückgabe ihrer väterlichen Güter, von welcher wegen der Planta Landesverrat und Mitschuld am Veltlinermorde selbst zur Zeit der Unterjochung durch die Spanier nicht die Rede sein konnte, stand jetzt in naher Aussicht, sonderbarerweise durch die Vermittlung des Obersten Georg Jenatsch. Die Taten des jetzt im Veltlin unter Herzog Rohan fechtenden Scharanser Pfarrsohns gingen in seinem Heimatstale von Mund zu Munde, und sein Ruhm im ganzen Lande stieg täglich.

Zu dieser Fürsprache hatte den Obersten Jenatsch wohl ein nagender Gewissensbiß getrieben, oder wenn sie einen weltlichen, dem Verstande der Frauen von Cazis undurchdringlichen Grund hatte, so wußte Gott von jeher auch die Gedanken der Bösen zu seinen Zwecken zu biegen. Daß aber das edle Fräulein in Cazis eine bleibende Stätte finde und als Priorin die verlassene Herde weide, das war offenbar die Meinung des heiligen Dominikus selber, dessen Regel das Haus befolgte.

Lukretia hatte schon im Kloster zu Monza sein himmlisches Wohlgefallen auf sich gezogen. Damals hatten kaiserliche Kriegsbanden die Kirche zu Cazis geplündert und darin so unchristlich gehaust, daß, wie Perpetua dem Fräulein schrieb, von der heiligen Muttergottes nichts als das nackte Holz zurückblieb. Das junge Mädchen hatte dann in der Schule der geschickten italienischen Nonnen ein kostbares Kleid für die beraubte heimische Gottesmutter gestickt und bald Gelegenheit gefunden, es durch den herzhaften und wanderlustigen Pater Pankraz an seine Bestimmung gelangen zu lassen.

Seither hatte der heilige Dominikus der unwürdigen Schwester Perpetua seinen Wunsch und Willen in wieder-

holten Erscheinungen kundgetan. Am deutlichsten und wunderbarsten aber war dieses in der verwichenen Nacht geschehen. Die betrübte Ordensschwester hatte in gottbegnadetem Traume die öde Zelle der Priorin betreten und dort plötzlich Lukretia erblickt, wie sie leibte und lebte, doch mit demütigem Angesichte und gesenkten Augen. Neben ihr aber stand St. Dominikus selbst im Glanze des Himmels und seiner schneeweißen Kutte, der ihr einen Lilienstengel überreichte. Der Träumenden war alsdann vorgekommen, als lege sich ein Abglanz seines Heiligens um Lukretias erwähltes Haupt.

Die Schwester öffnete die Augen voller Freude und durchdrungen von dem Gefühle, daß sie diese Offenbarung nicht für sich behalten dürfe. So war sie denn gekommen, das Gesicht Lukretias mitzuteilen und mit ihr dessen Bedeutung zu besprechen.

Der Eindruck des Traumbildes auf das Fräulein war indessen weniger erfreulich und überzeugend gewesen, als die Nonne gehofft, und sie hatte sich darauf lange bemüht, zu ergründen, welche Wurzeln der Weltlust oder der Welt-sorge das Fräulein immer noch draußen zurückhielten, denn dieses sprach von dem Kloster, trotz seines Wohlwollens für dasselbe, nur als von seiner einstweiligen Herberge.

An irdischem Besitz schien Lukretias Herz nicht zu hangen, noch weniger an irdischer Liebe; denn einige bescheidene Klosterscherze, die sich Schwester Perpetua einzig in der Absicht, das Fräulein zu erforschen, in dieser Richtung erlaubte, wurden mit stolzem Lächeln abgewiesen.

Noch eine Möglichkeit hatte die Schwester beunruhigt: Lukretia wolle in der Welt bleiben, bis sie einen würdigen Bluträcher finde, der nach altem Landesbrauche den Tod ihres grausam erschlagenen Vaters mit demjenigen der Mörder sühne, oder sie trage am Ende selbst blutige Gedanken mit sich herum, die sich mit dem Frieden des Klosters nicht verträgen.

Diese schreckliche Vermutung, die ursprünglich ihrem zahmen und frühe durch Klosterzucht geregelten Gemüte fernelag — Perpetua war keine schwerblütige Bündnerin, sondern entstammte einer ehrbaren Zuger Familie —, hatte ihr der alte Lukas zu Riedberg noch vor der Fahrt, die er

nach Italien getan, um das Fräulein heimzuleiten, zu wiederholten Malen nahegelegt. Er selbst war ganz davon durchdrungen, wie von einer unabwendbaren Notwendigkeit. Aber auch diese Mutmaßung hielt nicht stand. Lukretia war der Schwester heute so kindlich weich und versöhnlich erschienen, daß sie sich einen derartigen Verdacht als ein Unrecht gegen das verwaiste Fräulein vorwarf.

In Wahrheit, heute hegte Lukretia keine Rachegedanken. Sie sann mit einer Trauer, die ihre geheime Süßigkeit hatte, den Erlebnissen ihrer Heimreise aus Venedig nach. Ein seltsames Verhängnis hatte das Leben des ihrer Rache Verfallenen in ihre Hand gegeben, und sie hatte es nicht genommen, sie wußte heute mit voller Herzensüberzeugung, daß sie es nicht nehmen dürfe. Der Widerstreit ihrer Gefühle hatte sich gelegt, sie war zur Ruhe gekommen.

Lukretia hatte Venedig, begleitet von ihrem treuen Lukas, im Frühjahr verlassen und die lange Strecke bis nahe an die Grafschaft Chiavenna erst über Verona und Bergamo und dann längs der blühenden Ufer des Comer Sees in mäßigen Tagritten ohne Aufenthalt und Abenteuer zurückgelegt. Grimani hatte sie mit einem Geleitbriefe durch das Venezianische versehen — im Mailändischen genügte ihr Name —, und von Rohan war ihr als schützender Kavalier der junge Wertmüller mitgegeben worden.

Wohl hatte die Herzogin gegen dieses für die schöne Reisende, wie sie behauptete, in keiner Weise passende Geleite zuerst Einspruch erhoben; aber der Herzog kannte die guten und schlimmen Eigenschaften seines Wertmüllers nicht erst seit gestern und wußte, daß sein wunderlicher Adjutant sich noch in jeder ernsten Probe ehrenhaft, zuverlässig und tapfer erwiesen hatte.

So strebte Donna Lukretia, von dem triumphierend neben ihr reitenden Lokotenenten geistvoller, als ihr wohlthat, unterhalten, den täglich sich vergrößernden Silberspitzen ihrer heimischen Gebirge entgegen, und eines Tages gelangte der kleine Reisezug in die sumpfige Ebene, durch welche die Adda sich langsam dem Nordende des Comer Sees zuwindet. Da sie am Morgen in der kühlen Frühe aufgebrochen waren, beschlossen sie, an einem Kreuzwege unfern der drohenden Festung Fuentes vor einer Locanda

kurze Mittagsrast zu halten, um dann heute noch Chiavenna zu gewinnen und am nächsten Tage den Saumpfad über den Splügen einzuschlagen.

Lukretia zog es vor, die unreinliche Herberge nicht zu betreten; sie setzte sich allein in eine Weinlaube, deren blasses Frühlingsgrün sich eben aus den springenden Knospen entwickelte. So hatte sie eine Weile den Hühnern zugehört, die neben der Krippe das von den fressenden Pferden herausgeworfene Futter aufpikten, da erblickte sie zwischen den zarten Blättern und jungen Ranken hindurch auf der staubigen Landstraße einen Zug Leute, der sogleich ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte. Sie erriet, daß ein Gefangener eingebracht werde, und als er näher kam, erbebt ihre Seele. Ein halbes Dutzend spanischer Soldaten, voran ein alter dürrer Hauptmann zu Pferde, führten in ihrer Mitte einen Mann in der Alltagstracht des Veltliner Bauern, dessen Kleider zerrissen und über und über von Sumpfwasser geschwärzt waren. Staub und Blut entstellten sein Angesicht, und die Hände waren ihm mit groben Stricken hinter dem Rücken zusammengebunden. Das Fräulein erkannte mit Entsetzen die hohe Gestalt und die trotzig Haltung des Jürg Jenatsch. Auf den Spuren des eingeholten Flüchtlings schnüffelten spanische Bluthunde, welche wohl bei dieser Menschenjagd Dienste geleistet hatten, und gelbe halbnackte Jungen und blödsinnige Zwerggestalten liefen johlend hinter dem gewaltigen wehrlosen Manne her. Beim Herannahen des Trupps eilten die Bewohner des Hauses vor der Türe zusammen, auch Lukas kam herbei, der eben die Pferde wieder gesattelt hatte, und Wertmüller trat hinter Lukretia.

Der spanische Hauptmann gebot seinen Leuten Halt, stellte sich in den Schatten der Hauspforte und nahm seine Sturmhaube von dem totenkopfähnlichen Haupte, dessen braune Knochen nur durch zwei erhitzte, tiefliegende Augen belebt erschienen. Dann hieß er sein abgejagtes Tier, dessen Riemenzeug zerrissen war, zur Zisterne führen und fragte kurz und barsch: «Ist jemand hier, der in diesem Späher den vormaligen ketzerischen Prädikanten und vielfachen Mörder Georg Jenatsch erkennt?»

Es schlurfte in zerfetzten Schuhen ein ältlicher Knecht herbei und sagte mit kriechender Miene: «Zu dienen,

Exzellenz. Ich hauste Anno 1620 in Berbenn und war dabei, als dieser Gotteslästerer mit verfluchter Hand meinen leiblichen Bruder gegen den Hochaltar von St. Peter schleuderte, daß der Ärmste für sein Lebtag ein Gebresten davontrug.»

«Das paßt», sagte der Spanier, «ich betraf denselben Prädikanten im gleichen Sommer an der Zugbrücke unserer Festung. Eure Ausflüchte, Mann, helfen Euch nicht, und der Strick ist Euch gewiß.»

Lukretia hatte im Hintergrunde der Laube den Auftritt mit laut klopfendem Herzen angesehen. Konnte sie Georg retten? Wollte, durfte sie es? — Hinter ihr stand Wertmüller, dessen angriffslustige Ungeduld sie fühlte und den sie leise den Hahn seines Pistols spannen hörte. Lukretia erhob sich und schritt, von einer unwiderstehlichen Macht gezogen, langsam vor. Bei des Spaniers letzten Worten stand sie zwischen ihm und dem an einen steinernen Stützpfeiler der Laube geschnürten Gefangenen. In diesem Augenblick flog eine Handvoll Kot und Steine, von einer lachenden Kropfgestalt geworfen, an die blutende Stirne des Gefesselten, aber seine Miene blieb stolz und ruhig, nur seine Lippen bewegten sich flüsternd: «Lukretia, deine Rache vollzieht sich!» klang es in romanischen Lauten, ohne daß sein Blick sich nach ihr gewendet hätte.

«Sennor», redete die Bündnerin den spanischen Hauptmann mit fester Stimme an, «ich bin Lukretia, die Tochter jenes Planta, den Georg Jenatsch erschlagen hat. Ich habe seit dem Tode meines Vaters keinen lieberrn Gedanken gehabt als den der Rache; aber in diesem Manne erkenne ich den Mörder meines Vaters nicht.»

Der Spanier richtete seinen bösen Blick erst fragend und dann höhnisch auf sie, aber Lukretia beachtete ihn nicht. Schon hielt sie ihren kleinen Reisedolch in der Hand und begann ohne Zögern die Bande des Gefangenen zu durchschneiden.

Was jetzt um sie vorging, traf ihre Sinne kaum. Sie vernahm noch den raschen Befehl Wertmüllers an Lukas: «Pferde vor!», gewahrte noch, wie der Lokotenent dem Spanier mit dem Pistol in der Hand entgegentrat und dieser den Degen aus der Scheide riß. Dann wurde sie rasch aufs Pferd gehoben, das, Musketenschüsse hinter sich

hörend, in wilden Sprüngen sie von dannen trug und in jagendem Laufe an der Festung Fuentes vorüber der Straße nach Chiavenna folgte. Auf dem staubigen Heerwege sprengte sie vorwärts, mit Mühe sich auf dem erschreckten Pferde haltend und doch angstvoll zurückklauschend, ob ihr Freund oder Feind nacheile. Noch fielen, schon aus der Ferne, vereinzelte Schüsse, sonst hörte sie nichts als das Schnauben und den Hufschlag ihres eigenen Tieres.

Endlich brauste Galopp hinter ihr, und schon ritt an ihrer rechten Seite, zerrissen und blutig, aber in hellem Übermute, Georg Jenatsch, hinter welchem, ihn mit grimmer Miene umfassend, der alte Lukas zu Rosse saß. Zu des Fräuleins Linken schnaubte einen Augenblick später ein zweites Roßhaupt, und über demselben grüßte das aufgeregte Gesicht des kleinen Lokotenenten, der den Rückzug gedeckt hatte und von der Rolle, die er gespielt, höchlich befriedigt schien.

«In der Festung wird Alarm geschlagen», sagte Jenatsch. «Hinter jenem Waldhügel biegen wir links ab von der Heerstraße, auf der man uns verfolgen wird, reiten durch die seichten Nebenwasser der Adda und gewinnen auf Wegen, die ich als gangbar kenne, längs des Sees und über die Berge das sichere Bellenz.»

Als die Pferde den beweglichen Kiesboden des Flußbettes betraten, sprang Lukas ab und ergriff, sich vor das Pferd seiner Herrin stellend, mit treuer Hand dessen Zügel. «Im Grunde habt Ihr recht», sagte der Alte und blickte zu Lukretias glücklichem Angesichte auf, «es war heute nicht der passende Anlaß und nicht der richtige Ort. — Euch zu liebe würd' ich mit dem leidigen Satan selbender reiten, aber — wahr bleibt's — einem ehrlichen Gaul und einem gutkatholischen Christen wird heutzutage viel Geduld zugemutet.» —

Die darauf folgenden beschwerlichen Reisetage lebten als selige Erinnerungen in dem Herzen Lukretias fort. Nach dem ermüdenden Zuge quer über die südlichen Vorberge der Alpen hatte die Gesellschaft in Bellenz gerastet und Jenatsch sich beritten gemacht. Dann zogen sie langsam durch das von Wasserstürzen rauschende Misox, das südlichste und schönste Tal des Bündnerlandes. Über dem Bergdorfe San Bernardino begann der Paß jäh zu steigen

und führte zu dieser frischen Jahreszeit bald über eine blendende Schneedecke. Der Himmel war von tiefer Klarheit und noch südlicher Bläue. Lukretia fühlte sich umweht von den kräftigen Alpenlüften der Heimat, und ihr war auf Augenblicke, als sei sie in die fröhlichen Reisetage der Kindheit zurückgekehrt; denn Herr Pompejus war häufig mit ihr aus einem seiner festen Häuser ins andere über die Bergjoche des tälereichen Bündens gezogen. Ihre Augen suchten mit Ungeduld den kleinen Bergsee, der, wie sie sich deutlich erinnerte, auf keiner der heimischen Wasserscheiden ausblieb. Da endlich, nahe dem nördlichen Abhange, leuchtete er ihr entgegen, unter den heutigen scharfen Sonnenstrahlen aufgetaut. Gewiß nur eine kurze Befreiung, denn der Sommer kehrt spät ein auf diesen Höhen, trotz seiner täuschenden Vorboten, und das den Himmel spiegelnde Auge mußte sich unter eisigen Stürmen wohl bald wieder schließen.

Auf der halb geschmolzenen Schneedecke kamen die Pferde nur mühsam vorwärts. Die Bündner — auch Lukretia — waren auf der Höhe abgestiegen, nur der eigensinnige Wertmüller beharrte im Sattel und blieb, wo der Berg sich zu senken begann, mit seinem bei jedem Schritte gleitenden Tiere immer mehr hinter den andern zurück. Zuletzt versank er in eine vom Schnee verräterisch bedeckte Spalte, aus welcher ihm der die übrigen Pferde am Zügel führende Lukas nur mit Zeitverlust und Mühe heraufhalf. Während dieser bei dem fluchenden Lokotenenten zurückblieb, schritten Jenatsch und Lukretia rüstig und allein bergab und überließen sich der ungewohnten Lust, die Heimatluft in vollen Zügen einzuatmen. Das Fräulein dachte nicht daran, daß sie zum ersten Male auf der Reise mit Jenatsch allein sei. Waren ihr doch, wenn sie still neben Jürg einherritt, ihre beiden andern Begleiter — der Lokotenent, trotz seines unausgesetzten Bestrebens, sich angenehm oder unangenehm geltend zu machen, der alte Knecht, trotz seiner unverhohlenen Rachegelüste — in gleichgültige, unpersönliche Ferne getreten.

Sie lebte in einem traumartigen Glücke unter dem Zauber ihrer Berge und ihrer Jugendliebe, den sie furchtsam sich hütete mit einem an die grausame Gegenwart erinnernden Worte zu zerstören.

Jetzt hatten sie das erste Grün über einem schmalen, baumlosen Tale erreicht und setzten sich auf ein besonntes Felsstück, um den zurückgebliebenen Lokotenenten zu erwarten. Ein Wässerchen quoll daneben aus dem feuchten Boden. Lukretia kniete nieder und bemühte sich, mit der hohlen Hand einen Trunk daraus zu schöpfen. «Ich muß doch sehen», sagte sie, «ob das bündnerische Bergwasser noch so gut schmeckt wie in meiner Jugend!»

«Nicht!» warnte Jenatsch. «Ihr seid der eiskalten Quellen entwöhnt! Hätt' ich ein Becherlein, so mischt' ich Euch einen gesunden Trank mit ein paar feurigen Weintropfen aus meiner Feldflasche.»

Da blickte ihn Lukretia liebevoll an, holte aus ihrem Gewande einen kleinen Silberbecher hervor und ließ ihn in seine Hand gleiten. — Es war das Becherlein, das ihr einst der Knabe zum Gegengeschenk für die kecke kindliche Wanderfahrt nach seiner Schule in Zürich gemacht und das sie nie von sich gelassen hatte. Jürg erkannte es sogleich, umfing die Kniende und zog sie mit einem innigen Kusse an seine Brust empor. Sie sah ihn an, als wäre dieser einzige Augenblick ihr ganzes Leben. Dann brachen ihr die Tränen mit Macht hervor. «Das war zum letzten Male, Jürg», sagte sie mit gebrochener Stimme. «Jetzt mische mir den Becher, daß wir beide daraus trinken! Zum Abschiede! Dann laß meine Seele in Frieden!»

Schweigend füllte er den Becher, und sie tranken.

«Siehe dieses Rinnsal zwischen uns», begann sie wiederum, «es wird unten zum reißenden Strome. So fließt das Blut meines Vaters zwischen dir und mir! Und überschreitest du es, so müssen wir beide darin verderben. — Sieh», fuhr sie mit weicher Stimme fort und zog ihn neben sich auf den Felssitz, «als ich dich unten in den Händen der Häscher sah, hätt' ich dich lieber mit eigener Hand getötet, als dich ein schmähhches Ende nehmen zu lassen. Du hast mir das Recht dazu gegeben! Du bist mein eigen! Du bist mir verfallen. Aber ich glaube dir: diesem Boden, dieser geliebten Heimaterde bist du zuerst pflichtig. So gehe hin und befreie sie. — Aber, Jürg, sieh mich niemals wieder! Du weißt nicht, was ich gelitten habe, wie sich mir alle Jugendlust und Lebenskraft in dunkle Gedanken und Entwürfe verwandelte, bis ich zu einem blinden, willenlosen Werk-

zeuge der Rache wurde. Hüte dich vor mir, Geliebter! Kreuze nie meinen Weg! Störe nie meine Ruhe!»

So saßen die beiden in der Einöde.

Seit Jenatsch die Tochter des Herrn Pompejus bei der Herzogin wiedergesehen, war die in den Wagnissen und Verwilderungen eines stürmischen Kriegslebens nie ganz vergessene Liebe seiner Kindheit flammend aus der Asche erstanden und mit ihr ein trotziger Geist der Empörung gegen sein Schicksal. Mit einer Bluttat, die dem Jünglinge als Vollstreckung eines gerechten Volksurteils erschienen war und die der jetzt Gereifte und Welterfahrene als eine unnütze Befleckung seiner Hände verwünschte, hatte es ihn für immer geschieden von einem großen und hilfreichen Herzen, das von jeher sein eigen war.

Dieser Geist der Auflehnung und Verzweiflung reizte ihn jetzt, die als begehrenswertes Weib vor ihm stehende Lukretia um jeden Preis zu gewinnen und, wenn sie ihm verderblich werde — denn er kannte sie —, triumphierend mit ihr unterzugehen.

Aber er erdrückte den Dämon. Stand er nicht mitten in einem andern Kampfe, der den Einsatz des ganzen Mannes forderte und alle seine Kräfte und Leidenschaften in *eine* Anstrengung zusammenfaßte? Auch war seine Natur von jenem Stahl, der aus den Steinwänden der Unmöglichkeit immer wieder die hellen Funken der Hoffnung herausschlägt. Er war gewohnt, an nichts zu verzweifeln und nichts aufzugeben.

Konnte sich Lukretias Gemüt nicht wieder erhellen? War es gänzlich unmöglich, das Vergangene zu sühnen durch Taten von ungewöhnlicher Größe? Mußte denn unabänderlich auf den liebsten Kampfpriis verzichtet sein im Augenblicke, da sich des Ruhmes glänzende Staffeln hart vor seinen Augen erhoben?

Auch war Lukretia heute so weich, und als sie ihm den kleinen Silberbecher in die Hand drückte, hatte ihn aus ihren vertrauensvollen braunen Augen das Mägdlein angeschaut, das ihn einst beim Kinderspiele zu seinem Beschützer und Hüter erkoren! —

So bezwang er mit starkem Willen seine Leidenschaft, legte ihr Haupt sanft an seine Brust, drückte noch einen leisen Kuß auf ihre Stirne und sagte, wie er vor vielen

Jahren zu dem weinenden Mägdlein zu sagen pflegte, wenn sie sich einmal entzweit hatten: «Sei gut und stille, Kind! Der Friede ist geschlossen.» —

Lukretia hatte damit Ernst gemacht. Ruhe war über ihr Gemüt gekommen mit dem Gefühle, daß die Höhe des Lebens überstiegen und die Erinnerung ihr größter Besitz sei. Nun wohnte sie seit Monaten in den Klostermauern von Cazis. Das Wort des frommen Herzogs, daß es sicherer sei, Frevel durch Opfer der Liebe zu sühnen als durch neue Gewalttat, begann in ihrer gestillten Seele Wurzel zu schlagen. — Wenn sie den Wunsch der Frauen von Cazis nicht erfüllte, so war der herüberschauende Turm von Riedberg daran schuld, der sie an ihre freien Kindertage erinnerte und ihr das unabhängige Leben einer Burgherrin im Ringe ihres Gesindes und ihrer Dorfleute vor Augen stellte. Sie sehnte sich nach den alten Schloßräumen, um darin den Haushalt ihres Vaters wieder aufzurichten. — Auch schlummerte, ihr unbewußt, ein anderer Widerspruch in ihrem Herzen: Sie konnte der Welt nicht klösterlich entsagen, solange Jürg in Taten schwelgte und immer größere Kampfbahnen sich vor ihm aufschlossen.

In dem Meßbuche, welches aufgeschlagen neben dem Fräulein auf dem Sims lag, hatte der durch das offene Fenster spielende Bergwind schon lange ungestüm hin und her geblättert, ohne daß Lukretia es gewahrte. Jetzt aber wurde sie durch den Ton einer wohlbekannten Stimme aus ihren Träumen aufgeschreckt.

Sie trat an den Fensterbogen und erblickte neben der Pförtnerin die braune Kutte des Paters Pankraz. Sein keckes, sonneverbranntes Gesicht schaute diesmal noch zuversichtlicher als gewöhnlich in die Welt, und er verlangte dringend ohne Aufschub vor das Fräulein geführt zu werden, dem er glückhafte Nachricht zu bringen habe.

Kurz darauf trat er ein und verkündete seine Botschaft: «Freuet Euch, Fräulein Lukretia! Ihr seid wieder Herrin von Riedberg. Es beginnen die verdienstlichen Werke, mit denen unser großer Oberst für seine alte, schwere Schuld Buße tut. — Morgen kommen die Staatskrägen von Chur, um die Siegel zu lösen und Euch das Haus Eurer Väter wieder aufzutun. Gott gebe Euch einen gesegneten Einzug.»

Zweites Kapitel

Während der Sommer- und Herbstmonate eines einzigen Jahres hatte Herzog Heinrich Rohan seinen Feldzug im Veltlin mit raschen entscheidenden Schlägen zu Ende geführt. Die frischen Lorbeeren von vier Siegen, wie sie nur selten ein Feldherr erficht, verherrlichten seinen Namen.

Diesmal hatte sich sein Talent kühn und freudig entfaltet, denn der Kampf hatte den äußeren Feinden Frankreichs gegolten, nicht auf französischem Boden zwischen Kindern derselben Erde gewütet. Während er früher gezwungen gewesen, Landsleute gegen Landsleute, seine kalvinistischen Glaubensgenossen gegen das katholische Frankreich mit blutendem Herzen zu führen, so befehligte er jetzt zum ersten Male ein aus beiden Bekenntnissen verschmolzenes französisches Heer. Vor der Schlacht von Morbegno, wo seine Schar vor einer in günstigen Stellungen drohenden spanischen Übermacht stand, ließ er seine Leute gegen gallische Kriegssitte auf den Knien den göttlichen Beistand anrufen. Der kalvinistische Kaplan des Herzogs betete mit den Protestanten, während ein katholischer Priester über seinen Glaubensgenossen das segnende Zeichen des Kreuzes machte.

Noch nie hatte Rohan einen so genialen Feldherrnblick bewiesen wie jetzt auf diesem von tiefen Talschluchten zerrissenen und von Gletscherbergen eingengten, schwer zu übersehenden Kriegsfelde. Seinem raschen unfehlbaren Eingreifen kam seine bewundernswerte Ausdauer gleich und eine asketische Natur von seltener Bedürfnislosigkeit zu Hilfe. Er war imstande, vierzig Stunden lang angespannt tätig zu sein, ohne der Erfrischung des Schlafes zu bedürfen.

So eilte er in der Mitte zwischen zwei gegen ihn vordringenden Heeren, deren jedes dem seinen fast doppelt überlegen war, talauf-, talabwärts und warf sich jetzt dem einen, dann, die Stirne wendend, dem andern entgegen, immer siegreich, bis er sie beide, Spanier und Österreicher, vom Bündnerboden verdrängt hatte und das ganze langgestreckte Tal der Adda, das seit Jahrzehnten herrenlose und streitige Veltlin in der Gewalt seiner Waffen war.

Bei dem dritten dieser Siege, der Schlacht in Val Fraele,

grenzte die Ungleichheit des Verlustes an das Unglaubliche. Der Herzog büßte nach seinem eigenen Zeugnisse nicht sechs Mann ein, während zwölfhundert Feinde auf der Walstatt blieben. Es gibt nur eine Erklärung für eine so ungleiche Verteilung der Todeslose; der französische Feldherr hatte vor den Österreichern die vollkommene Kenntniss dieser verlorenen Hochtäler voraus. Rohan hatte Bündner neben sich, die das Bergland wie die mit Arvholz getäfelte Stube ihres Vaters und das Stammwappen über dem Haustore kannten, und keiner war mit Bündens Bergen vertrauter als Georg Jenatsch.

In dem Schreiben, das der Herzog über diesen Sieg an die bündnerischen Behörden richtete, hebt er die Tapferkeit des Obersten Jenatsch und des von ihm geführten heimischen Regiments mit dem wärmsten Lobe hervor. Diese schrankenlos erscheinende und doch besonnene Tollkühnheit, die schwer glaubliche Sage der frühen Volkskämpfe im Prätigau, wurde jetzt von dem geschulten französischen Heere und besonders von dem respektlosen Lokotenenten mit kritischen Augen gemessen und aufrichtig bewundert. Überhaupt stieg Georg Jenatsch unaufhaltsam in der Achtung und im Vertrauen des Herzogs und wurde, ohne daß Rohan selbst sich dessen bewußt war, sein am liebsten gehörter Ratgeber. Versammelte der Feldherr in Fällen, wo sich Kühnheit und Vorsicht bestreiten mochten, einen Kriegsrat, so trieb Jenatsch immer zu den gewagtesten Angriffen und beanspruchte für sich selbst den gefährlichsten Posten; aber seine Ratschläge bewährten sich, und seine Verwegenheiten mißglückten nie, denn die Gunst des Schicksals war mit ihm.

Er aber ergriff jede Gelegenheit, der Person des Herzogs nahe zu bleiben und sie in jeder Fährlichkeit mit der seinigen schützend zu decken. Weniger noch im Gedränge der Feldschlacht als auf den einsamen Gebirgspfaden, auf welche er ihn zuweilen führte, um die feindlichen Stellungen zu erforschen. So gelang es ihm einst, da sich ein tückisches Felsstück unter den Füßen des Herzogs löste, denselben mit raschen Armen am Rande des Abgrundes festzuhalten, und ein andermal zerhieb er, schnell zielend, eine Otter, die aus dem Gestrüppe zischend nach der Hand des Herzogs fuhr.

So trat er dem Herzog immer näher, der sich freudig bewußt war, diesen bedeutenden Geist aus schmähhlichem Dunkel gezogen und durch seinen Einfluß entwickelt zu haben. Oft mußte Rohan sich wundern, wie willig und streng der unbändige Grisone der Kriegszucht sich unterwarf und, was er ihm ebenso hoch anrechnete, mit welchem unbedingtem Vertrauen der vormalige bündnerische Volksführer jede besorgnisvolle Äußerung über das letzte Ergebnis des Krieges und die Zukunft Bündens unterließ, ja vermied.

Dies Ergebnis war der Herzog gesonnen, für Bünden so günstig als möglich zu gestalten. Er täuschte sich nicht über die Abneigung des französischen Hofes gegen seine Person, aber dennoch hoffte er dort mit seinen billigen und weislich erwogenen Vorschlägen durchzudringen. Eine Reihe mit geringer Truppenmacht durch seinen individuellen Wert erfochtener Siege, welche die französischen Waffen mit einem blendenden Glanze umgaben, mußten bei dem Sohne Heinrichs IV., mußten sogar bei Rohans altem Gegner, dem immerhin das Banner mit den französischen Lilien hoch emporhaltenden Kardinal, entscheidend ins Gewicht fallen. Was noch aus der Zeit der Bürgerkriege im Gemüte des Königs gegen den ehemaligen Kriegsführer der Hugenotten geschrieben stand, hatten — sagte sich der Herzog — die von ihm jetzt in die französischen Annalen eingezeichneten Triumphe gänzlich verwischt und unleserlich gemacht.

Rohan hatte das Land Bünden und sein zugleich nordisch mannhaftes und südlich geschmeidiges Volk liebgewonnen. Der Aufenthalt in diesen Bergen ruhte seinen Geist aus und erfrischte seine Lebenskraft. Aber nicht die ernsten, kühl durchwehten Hochtäler, wo er Siege erfochten, mit ihren Felshörnern und Schneehäuptern übten einen Zauber auf ihn aus, sondern er zog dem Geschmacke der Zeit und seinem eigenen milden Gemüte gemäß die mittlern, mit weichem Grün bekleideten Alpen vor, die mit Hütten und läutenden Herden bedeckt waren. Seine Lieblinge waren die Höhen, die das warme Domleschg einrahmen, und er pflegte zu sagen, der Heinzenberg sei der schönste Berg der Welt.

Das Geschenk seiner Neigung gaben ihm die Bündner

mit Wucher zurück. Im ganzen Lande wurde er nur «der gute Herzog» geheißen. In Chur war er der Abgott aller Stände; denn die vornehmen Familien fesselte er an sich durch die Feinheit seiner adeligen Sitte, das Volk aber bezauberte er durch eine aus dem Herzen kommende unbeschreibliche Leutseligkeit. In den protestantischen Gemeinden des Landes hörten überdies die Bündner fast allsonntäglich sein Lob von der Kanzel verkündigen. Er ward ihnen gezeigt und gerühmt als ein Muster evangelischer Glaubenstreue und als ein Hort der bedrängten Protestanten in allen Landen.

Der glückliche Stern, der seine kriegesischen Unternehmungen begünstigt hatte, schien jetzt auch über seinen politischen zu leuchten. Er beschied einige ausgezeichnete Bündner zu sich nach Chiavenna, beriet mit ihnen Satz um Satz den Entwurf eines Übereinkommens, und dieses wurde kurz darauf von dem in Thusis versammelten bündnerischen Bundesrate angenommen. Man machte sich von beiden Seiten die äußersten Zugeständnisse. Um die Bündner in ihrer Hauptforderung zu befriedigen, gab ihnen Rohan durch diesen Vertrag das Veltlin im Namen Frankreichs zurück. Aber er sicherte zugleich das militärische Interesse und die katholische Ehre seines Königs, indem er festsetzte, daß die bündnerischen Bergpässe bis zum allgemeinen Friedensschlusse von Bündnertruppen in französischem Solde gehütet werden mußten und die katholische Religion im Veltlin als die herrschende anerkannt werde.

So lauteten die von Herzog Heinrich mit den Häuption Bündens zu Chiavenna beratenen und im Domleschg bestätigten Vertragspunkte, die sogenannten Thusnerartikel.

Genehmigte der König von Frankreich diesen von Rohan für ihn geschlossenen Vertrag — und wie hätte er es nicht tun sollen! —, so waren Bündens alte Grenzen hergestellt, und Heinrich Rohan hatte sein gegebenes Wort gelöst, denn in der Tat, für diese Herstellung ihrer alten Grenzen hatte er sich den Bündnern vor dem Feldzuge persönlich verbürgt — verbürgen müssen. Dies Versprechen zu verweigern war ihm unmöglich gewesen, sollte sich das erschöpfte elende Land noch einmal zum Kriege aufraffen. Darin hatte die unerbittliche Logik des scharfsinnigen vene-

zianischen Provveditore das Richtige vorausgesagt; aber wie sehr, wie vollständig hatte er sich geirrt, als er den Herzog vor Georg Jenatsch glaubte warnen zu müssen!

Gerade für die Annahme der Thusnerartikel hatte der Oberst das Unglaubliche getan; es war wahrlich kein Leichtes gewesen, es hatte Gewandtheit und Ausdauer genug auch den Liebling des Volkes gekostet, um diese bei den argwöhnischen, auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Bündnern durchzusetzen. Aber Jenatsch hatte sich vervielfacht, und von Tal zu Tale, von Gemeinde zu Gemeinde eilend, hatte er überall den Zauber seiner Rede ausgeübt, überall seinen willensstarken, feurigen Einfluß geltend gemacht. Er hatte darauf gedrungen, das sichere Teil nicht aus der Hand zu lassen um eines ungewissen, ja undenkbaren größern Gewinns willen. Er hatte geraten, sich mit der Hauptsache zu begnügen, dem edeln Anwalte Bündens bei der französischen Krone nicht sich undankbar zu erzeigen und den mit jedem Jahre sich mindernden Rest des französischen Druckes willig in den Kauf zu nehmen.

Doch noch eine Sorge drückte die Ehrenhaftigkeit des Herzogs. Der ungeheure Summen verschlingende Krieg in Deutschland hatte den französischen Schatz erschöpft. Die Sendungen des Schatzmeisters an Herzog Rohan flossen schon lange spärlich und blieben jetzt aus; es war diesem seit einiger Zeit nicht mehr möglich, seine Bündnertruppen zu besolden. Freilich teilten die französischen Regimenter dasselbe Los. Man schien am Hofe zu St. Germain des Glaubens zu leben, die Ehre, unter dem ruhmreichen Feldherrn zu dienen, ersetze dem Soldaten Nahrung und Kleidung. Rohan sandte Schreiben auf Schreiben und erhielt als Antwort Versprechen auf Versprechen. Die Erhebung einer neuen Kriegsteuer in Frankreich, so schrieb man dem Herzog aus St. Germain, sollte dem Mißstande nächstens ein Ende machen.

Welche Hemmungen und Säumnisse also das Werk des Herzogs erfuhr durch den Menschen und Dingen inwohnenden Widerstand gegen gerechte, einen selbstsüchtigen Interessenkreis durchbrechende Lösungen — nun stand er hart vor seinem Ziele, und die Bündner erreichten, dank der ihnen von Rohan auferlegten Mäßigung, die Befreiung ihres Landes.

Da plötzlich verbreitete sich zur Zeit der fallenden Blätter eine unheimliche Botschaft durch die bündnerischen Täler. Der gute Herzog, hieß es, weile nicht mehr unter den Lebenden. Er sei in seinem Palaste zu Sondrio einem Sumpffieber zum Opfer gefallen. Schon habe ein Bote das Stilfser Joch überschritten und sei nach Brixen geeilt, um die Spezeerei zur Einbalsamierung seines Leichnams zu holen.

Dieses Gerücht erschreckte die Gemüter, wo es hingelangte. Man ward sich plötzlich sorgenvoll bewußt, was alles an diesem edeln Leben hing. Wie in den Bergen, wenn eine Wolke vor die Sonne gleitet, die Landschaft mit einem Schlage dunkel wird und zugleich in ihren einzelnen schroffen Zügen schärfer hervortritt, so erschien den Bündnern, als sie den Herzog sich hinwegdachten, die unsichere Abhängigkeit und die Gefahr ihrer Lage mit drohender Deutlichkeit. War ihnen doch nur in seiner Vertrauen erweckenden Person Frankreich als helfende Macht nahegetreten! Er war es, der für seinen König mit ihnen unterhandelt, den von ihnen begehrten Kampfpfeis zugesagt, für Frankreichs Rechtlichkeit im Worthalten dem kleinen Lande gegenüber sich verbürgt hatte. Was geschah, wenn ihr Mittler, der gute Herzog, verschwand? Wen gab ihm Richelieu zum Nachfolger? War der die Welt mit kalter Berechnung überschauende Kardinal, der rücksichtslose Staatsmann gesonnen, das unbequeme Erbe der Gerechtigkeit des Protestanten Heinrich Rohan anzutreten?

Das Unheil ging diesmal noch vorüber. Die Nachricht vom Tode des Herzogs war eine falsche. Nach einigen Wochen erfuhr man, er habe zehn Tage lang mit geschlossenen Augen bewußtlos gelegen, dann sei er wieder zum Leben erwacht und erhole sich langsam. Welcher böse Zweifel aber ihn gefoltert hatte, bis er todesmatt aufs Lager sank, das ahnte damals noch niemand.

Drittes Kapitel

An einem hellen warmen Oktobertage bewegte sich in den Gassen des an der Splügenstraße gelegenen städtisch reichen Fleckens Thusis eine tosende Volksmenge. Der Ort liegt an der nördlichen Pforte der Bergschrecknisse des Passes. Hier

pflegte der aus Italien kehrende Reisende nach überstandener Mühsal und Gefahr sich einen guten Tag zu machen, der von Norden kommende dagegen seinen Mut zu stärken, Saumtiere zu mieten und für die beschwerliche Reise die letzten Einkäufe zu besorgen. Diese für Handel und Wandel günstige Lage hatte dem seit einer großen Feuersbrunst neu erbauten Orte schnell wieder zu stattlicher Blüte geholfen.

Heute wurde zudem der große Thusner Jahrmarkt abgehalten, der von nah und fern das Volk herbeigelockt und die verschiedenen Staturen, Trachten und Sprachweisen aller bündnerischen Täler am Fuße des Heinzenbergs versammelt hatte. Manche waren auch gekommen, um den guten Herzog zu sehen, der, wie die Sage ging, gestern in einer Sänfte die Paßhöhe überwunden und im Dorfe Splügen genächtigt hatte. Diesen Abend wurde er in Thusis erwartet, wo ihm in einem etwas abseits liegenden Herrenhause ein ruhiges Nachtquartier bereitet war. Einige Splügner hatten ihn gestern in ihrem Dorfe von Angesicht geschaut und beschrieben den edeln Herrn als auffallend gealtert, blaß und abgezehrt; seine Haare seien völlig gebleicht.

Auch kühne, kriegerische Gestalten schritten in der Menge. Die Obersten der bündnerischen Regimenter waren gekommen, den Herzog zu empfangen. Hatten sie über ihrem stürmischen Verlangen, ihn wiederzusehen, die kriegerische Disziplin außer acht gesetzt, welche sie an der österreichischen Grenze festhielt? Auch ihre Truppen waren sonderbarerweise zur Begrüßung des Herzogs auf seinem Wege von Thusis nach Chur in gleichmäßigen Entfernungen aufgestellt. Warum hatten die Obersten sie aus ihren Stellungen an der Grenze ins Innere des Landes zurückgezogen?

Wild und laut ging es diesen Abend in der ehrbaren Herberge Zum Schwarzen Adler zu. Das behäbige Haus schenkte sein Getränk, den dunkeln, mit seiner Herbe das Blut nur langsam wärmenden Veltliner und den gefährlichen hellen Traubensaft der vier weinberühmten Dörfer am Rhein, nach Landessitte in zwei verschiedenen Stuben aus, die rechts und links von dem gepflasterten Flur sich gegenüberlagen. Der eine Raum, die eigentliche Schenke

mit den rohen Bänken und Tischen aus Tannenholz, war von lärmenden Marktleuten, Viehhändlern, Sennen und Jägern dermaßen überfüllt, daß es schwer wurde, sein eigenes Wort zu verstehen. Die jugendliche Schenkin, eine ruhige, dunkelhaarige Prätigauerin, hatte mehr zu tun, als ihr lieb war, um die bauchigen Steinkrüge wieder und wieder zu füllen, und warf, von allen Seiten gerufen und festgehalten, immer trotziger den Kopf zurück, zog immer finsterer die Brauen zusammen. In der Herrenstube gegenüber ließen sich die vornehmen Kriegsleute nicht weniger laut vernehmen und setzten dem Becher noch schärfer zu.

Zwischen beiden Räumen schritt, das Chaos überblickend, der feste Wirt, Ammann Müller, in unerschütterlicher gelassener Gutmütigkeit hin und her. Eben füllte seine breite viereckige Gestalt wieder die Tür der Schenke. Hier wurde gerade Politik getrieben, natürlich wie es der gemeine Mann zu tun pflegt, nur von dem Standpunkte persönlicher Bedrängnis aus.

«Eine Schande vor Gott und Menschen ist es», übertönte ein Engadiner Viehhändler das Stimmengebraus, «daß wir Bündner unsere eigene Landesgrenze nicht mehr überschreiten dürfen ohne einen französischen Passport! Jüngst wollt' ich mit einer Rinderherde ins Werdenbergische hinüber, da wurd' ich an der Grenze schnöde zurückgewiesen, weil ich versäumt hatte, mir einen solchen Fetzen auf der französischen Kanzlei in Chur einzuhandeln. Noch von Glück konnt' ich sagen, daß ich alle meine Stücke zurückbrachte. Sie wollten die glänzenden Rinder in ihr verwünschtes Viereck bei Maienfeld treiben und begehrten sie mir abzukaufen zur Verproviantierung der Festung, wie sie sagten! Abkaufen! Schöner Handel das! Ihr Schlächter, ein ruppiger kleiner Kerl, dem solche Prachtstücke offenbar noch nie zu Gesicht gekommen, schätzte sie mir zu einem Schandpreis!»

«Und diese Knirpse wollen behaupten, ihr Brot zu Hause sei besser als meine vortrefflichen Laibe», sagte der Bäcker, ein Bürger von Thusis. «Als sie voriges Jahr hier im Quartier lagen, warf mir einer mein Roggenbrot vor die Füße, weil er nur an zarten weißen Weizen gewöhnt sei. Nicht genug. Ich mußte gleich darauf als Hausvater Ordnung schaffen und dem Affen unsre kleine braune Magd, die

Oberhalbsteinerin, aus den Pfoten reißen. Die fand er nach seinem Geschmacke, obschon sie wahrlich schwärzer ist als mein Roggenbrot und nicht halb so appetitlich.»

Hier ging ein seltsames Lächeln über das finstere Gesicht eines Gemsjägers, der dem Bäcker gegenüber, den Rücken an die Wand gestemmt, mit gekreuzten Armen hinter dem Tische saß und jetzt, ohne einen Zug zu verändern, unter seinem Schnurrbarte eine Reihe blendend weißer Zähne zeigte.

Der Bäcker gewahrte dies stille Hohngelächter und sagte im Tone vorwurfsvoller Rüge: «Ans Leben aber griff ich ihm nicht um seines wüsten Gelüstens willen, wie du, Joder, dem armen Korporal Henriot, dessen Seele Gott genade. Das war eine unnötige Grausamkeit, denn deine schlanke Bride, der er zärtliche Blicke zuwarf, ist ein herbes und scheues Weib.»

Der Angeredete erwiderte mit der größten Ruhe: «Ich weiß nicht, wer das tolle Zeug über mich ausstreut, das du da vorbringst. Was jenen Vorfall betrifft, so hab' ich ihn selbst damals ohne Arg und Aufschub dem Amte dargetan. Die Sache verhält sich einfach. Der Franzose machte sich täglich mit meinem Gewehr zu schaffen und lag mir an, ihn auf die Gemsjagd mitzunehmen, auf die er sich besser als ich zu verstehen behauptete. Ich nahm ihn mit und stieg mit ihm am Piz Beverin herum. Als wir über den Gletscher kamen, hatten sich die Spalten während des langen Regens etwas verändert. Ich sprang über ein paar hinweg, und als ich mich umsah, war der Franzose nicht mehr hinter mir. Er muß den Schwung zu kurz genommen haben. So war es, und so hab' ich es vor Gericht niedergelegt — das müßt Ihr mir bezeugen, Ammann Müller.»

«Das bezeug' ich dir amtlich, schwarzer Joder», bestätigte der Gelassene mit großer Gutmütigkeit, während auf den Gesichtern einzelner Gäste zweifelndes Nachsinnen oder einverstandene Schadenfreude deutlich zu lesen war.

«Nun, das ist abgetan», sagte der Viehhändler kaltblütig, «und es geht keinen etwas an. Auch die Franzosen werden sich nicht mehr darum kümmern, denn in wenigen Wochen sind wir, Gott und dem guten Herzog sei's gedankt, die fremde Brut samt und sonders los. Das steht voran in den Thusnerartikeln, die kräftig werden, sobald der Name des

Königs daruntersteht, und diese Unterschrift, geht die Rede, bringt uns heute der Herzog.»

«Wenn er sie bringt!» sagte langsam ein prächtiger Alter aus dem Lugnetz mit feurigen Augen und weißem Barte, der bisher, die Hände auf seinen dicken Hakenstock und das Kinn auf die Hände gestützt, aufmerksam geschwiegen hatte.

«Kein Zweifel!» meinte Ammann Müller, «Jürg Jenatsch hat uns versammelten Leuten vom Heinzenberg und Domleschg die schwere Sache erklärt und stand uns dafür, daß sie richtig abgewickelt werde. Er muß es wissen, Casutt, denn er ist des guten Herzogs rechte Hand.»

«An Jürg will ich mich auch halten», sagte der Weißbart, «denn er hat sich bei uns im Lugnetz gleichermaßen dafür verbürgt, daß wir durch Annahme der Thusnerartikel in Kürze das fremde Volk los würden und wieder zu Freiheit und Ehre kämen. Sitzt er drüben bei den Raufdegen? Ich möchte wohl ein Wort mit ihm reden.»

«Drüben hab' ich ihn noch nicht erblickt», antwortete Müller, «aber angekommen ist er, das ist sein Rappe.»

Damit wies er durch das Fenster auf die Straße, wo eben ein schäumendes, kohlschwarzes Tier in prächtigem Geschirr von einem Reitknecht abgeführt wurde. Durch das Gewühl des andrängenden Volkes ward auf dem Platze vor der Herberge von Zeit zu Zeit der Schimmer eines Scharlackkleides und eine hochragende blaue Hutfeder sichtbar.

Der Alte schritt rasch auf den Flur hinaus. Die volltönende Stimme des Obersten Jenatsch klang jetzt von den Steinstufen vor der Hauspforte her, wo er, von einem Haufen umringt, neue ungestüme Frager zur Ruhe wies. Der greise Lugnetzer bemächtigte sich seiner, und jetzt erschienen beide vor dem offenen Eingange der Schenkstube, deren Türe dem Jahrmarkte zu Ehren ausgehoben worden war, um den Gästen freien Ein- und Austritt zu gönnen.

«Hier hinein, Jürg!» rief der Alte, «und gib mir und allem Volke Rechenschaft.» Willig ließ sich der Oberst von dem Lugnetzer Gewalt antun und trat neben ihm in den Kreis, der sich rasch durch die von ihren Sitzen Springenden um ihn bildete und immer dichter wurde.

«Was ist denn für ein Geist des Zweifels in euch ge-

fahren?» sagte Jenatsch, indem seine Augen freundlich blitzten. «Ihr bestürmt mich um Gewißheit, ob der Vertrag von Chiavenna unterschrieben sei? Natürlich ist er's. Jetzt komme ich von Finstermünz, wo ich Grenzstreitigkeiten zu schlichten hatte, wie sollt' ich da um das Neueste wissen! Aber als ich den Herzog verließ, war er der Sache gewiß, und der erlauchte Herr wurde wohl nur durch seine Krankheit abgehalten, die Akte allem Volke kundzugeben.»

«Höre, Jürg», erwiderte nach einigem Nachdenken der Lugnetzer, «den Herzog kenne ich nicht; aber dich kenn' ich und bin schon zu deinem gottesfürchtigen Vater nach Scharans hinübergekommen, als du noch ein blödes, schamhaftes Büblein warst. Deshalb habe ich zu dir Vertrauen, denn ich weiß, aus welchem Stoffe du gemacht bist — nicht aus dem unsrer Salis und Planta, die das Vaterland nach rechts und nach links verkaufen und ein groß Teil des Elends auf dem Gewissen haben, das über uns gekommen ist. Von den Schlichen der Politiker versteh' ich nichts; du aber bist ihnen gewachsen. Mit deiner golddurchzogenen Schärpe werden dir die Herren die Hände nicht binden, und unter diesem Scharlachrocke», er berührte den feinen Stoff des geschlitzten Ärmels, «klopft dein Herz dennoch für dein Volk und für dein Land. Schaff uns die alte Freiheit wieder — *mit dem Herzog*, wenn er dazu taugt — *ohne ihn*, wenn es nicht anders gehen will! Du bist der Mann, das auszurichten!»

Der Oberst schüttelte lachend sein kühnes Haupt. «Du hast eigne Begriffe vom Weltlauf, Casutt!» sagte er. «Dein Vertrauen aber sollst du nicht weggeworfen haben. Bleibe hier. Vielleicht bring' ich euch heut nacht noch selber sichere Nachricht.»

«Têtebleu», erscholl hinter Jenatsch eine fröhliche Baßstimme, «du hast die rechte Türe verfehlt, Herr Kamerad! Drüben erwartet man dich mit Ungeduld!», und ein gewaltiger Kriegermann schob seinen Arm unter den des Obersten Jenatsch und zog ihn ohne Umstände in die Herrenstube hinüber, wo er mit lärmendem Willkomm empfangen wurde.

Der Oberst grüßte, aber ließ keinen seiner Kameraden zu Worte kommen. «Vor allem gebt mir über eines Auskunft, Herren», rief er ihnen entgegen, «was ficht euch an,

daß ihr eure Stellungen an der Grenze verlassen und eure Regimenter im sichern Domleschg aufgestellt habt? Dazu kann euch der Herzog nicht Ordre gegeben haben. Still, Guler, dir steigt das Blut zu Haupt! — Gebt Ihr mir geneigten Aufschluß, Graf Travers, Ihr seid der Ruhigste.»

Der Graf, ein noch jugendlicher Mann mit scharf ausgeprägten italienischen Zügen und fester Feinheit des Ausdrucks, erzählte, alle hätten sie bei der Nachricht vom Tode des Herzogs, dessen Ehre und Persönlichkeit ihre einzige Bürgschaft gewesen, den gänzlichen Verlust des rückständigen Soldes ihrer Regimenter befürchtet, der, wie Jenatsch wisse, eine Million Livres übersteige. Dieser Verlust, für den sie bei ihren Soldaten, wie der Kontrakt einmal sei, persönlich einzustehen hätten, wäre ihrem völligen Ruin gleichgekommen. Um diesem vorzubeugen, hätten sie nur ein Mittel gekannt und es zu ergreifen einstimmig beschlossen: das Verlassen ihrer Stellungen an der Grenze mit der Erklärung, dieselben erst dann wieder beziehen zu wollen, wenn der französische Kriegsschatzmeister die Rückstände ausgeglichen habe. Die Kunde vom Tode des Herzogs hätte sich glücklicherweise nicht bestätigt; aber nachdem der Schritt einmal getan gewesen, hätten sie vorgezogen, statt ihn zurückzutun, auch dem von ihnen allen hochverehrten Herzog Heinrich gegenüber auf ihrem Entschlusse zu beharren, bis ihre gerechte Forderung befriedigt sei.

Als dieser davon gehört, habe er ihnen den Kriegsschatzmeister Lasnier mit einer kleinen Abschlagszahlung, der unbedeutenden Summe von dreiunddreißigtausend Livres, zugesendet und zugleich die Weisung, ohne Verzug ihre früheren Stellungen an der Grenze wieder zu beziehen...

«Was moralisch unmöglich war», brach Guler los, «da dieser kleine Bösewicht uns mit Gift und Galle überschüttete und die unglaubliche Drohung ausstieß, er wolle uns den Bauch zertreten...!»

«Passer sur le ventre», spottete Jenatsch, «das ist unendlich unschuldiger, als es klingt. Du scheinst vom Französischen unsrer Kriegskameraden nur die Flüche erlernt zu haben.»

«Morableu», rief Guler hitzig, «da will ich dir ein anderes beweisen. Ich weiß einen häßlichen Witz des boshaften

Kobolds, den ich ganz allein verstanden habe. Er höhnte, der Herzog habe ihn gesandt, uns an die Grenze zurückzutreiben und solcherweise das Amt auszuüben, das sein Name bedeute. Dieser Ausspruch ließ mir keine Ruhe. Ich suchte das Wörterbuch hervor, welches mir mein in Paris verstorbener Bruder — gewissermaßen ein verlornen Sohn — als einziges Erbstück hinterlassen hat. Was heißt nun Lasnier, ihr Herren? — Der Eseltreiber. Hätte ich's gewußt, als er noch da war, ich hätte das Männchen trotz seines Skorpionengifts zwischen Daumen und Zeigefinger zerrieben.»

Jenatsch, der während dieser Rede mit zusammengezo-genen Brauen nachgedacht hatte, wandte sich auf einmal zur ganzen Gesellschaft mit den Worten: «Haltet ihr mich für zahlungsfähig? — Ihr wißt, ich war immer ein guter Haushalter. Aus meiner Kriegsbeute habe ich mir in Davos ein stattliches Haus erbaut und mir ringsum schöne Alpen erworben. Überdies liegen mir Summen bei a Marca in Venedig, welche der kluge Wechsler nicht müßiggehen läßt. Das alles deckt euch freilich nicht, aber mein Kredit ist aufrecht, und es wäre mir nicht unmöglich, das Fehlende herzuschaffen. Ich verbürge mich euch mit schriftlichem Kontrakt für die ganze Summe, die euch der Herzog schuldet. Ihn sollt ihr mir heute nicht belästigen, denn er ist müde und krank. Zur gelegenen Stunde werde ich beim Herzog für euch reden und auch für mich, denn eure Sache ist die meinige, und ich werde zum Bettler, wenn sie scheitert.»

Jetzt erhob sich ein Sturm der Rede, in dem Stimmen des Bedenkens, des Beifalls, des Erstaunens sich bekämpften und mischten. Eine lärmende Begeisterung behielt die Oberhand.

Da öffnete sich die Tür, und das scharfe Gesicht, die kleine straffe Gestalt des herzoglichen Adjutanten Wertmüller wurde auf der Schwelle sichtbar. Sein schnelles graues Auge erfaßte die zügellose stürmische Szene, und sie erregte seinen entschiedenen Widerwillen. Er meldete in kurzen Worten, der erlauchte Herzog näherte sich Thusis, verbitte sich aber jeden öffentlichen Empfang. Er wünsche auszuruhen.

«Nur dieser Herr wird in einer Stunde bei ihm vorgelassen», schloß der einsilbige Lokotenent und grüßte den

Oberst Jenatsch gerade so flüchtig und so knapp, als es der militärische Anstand noch erlaubte.

Viertes Kapitel

Als der Oberst Jenatsch zur Zeit des Sonnenuntergangs die für die kurze Ruhe des Herzogs bereitete Wohnung betrat, fand er, die Steintreppe hinaneilend, in der offenen Vorhalle des ersten Stockes den zürcherischen Lokotenenten. Mit der Wachsamkeit einer bissigen Dogge hütete Wertmüller die Türe seines Feldherrn vor jedem unbefugten Eindringen.

Eben durchschritt eine schlanke feine Gestalt, abschiednehmend, leisen Fußes die Halle, der herzogliche Privatsekretär Priolo, den der Adjutant mit bösen Blicken begleitete – denn er war in seiner stachlichsten Laune – und mit stillen Wünschen, die offenbar keine Segenswünsche waren.

«Aus welcher Himmelsgegend hat der Wind diesen hergeweht?» fragte der Oberst mit gedämpfter Stimme. «Er ist, soviel ich weiß, mit dem Herzog über den Berg gekommen.»

«Er wurde schon vor einer Woche nach Chur vorausgesandt, um die neuesten Pariser Depeschen abzuholen, nach denen der Herr Verlangen trug», versetzte Wertmüller.

«Und sie sind in des Herzogs Händen?» fragte Jenatsch leise und mit ungewohnter Hast, denn sein Herz fing an zu pochen. «Kennt Ihr den Entscheid? Ist die Unterschrift des Königs da?»

«Ich kenne nur meine Ordre», sagte der andere unhöflich, «und diese ist, den Obersten Jenatsch ohne Zeitverlust einzulassen.»

Wertmüller schritt voran in ein vom Widerschein des Abends erhelltes wohnliches Zimmer, dessen Fenster auf die sonnig leuchtenden Halden und herbstlich geröteten Wälder des schönen Heinzenbergs hinausschauten. Der Oberst trat in den kleinen Erker, während Wertmüller sich leise in ein Nebenzimmer begab, wo der Herzog noch ausruhte.

«Es beliebt Euch einen Augenblick zu warten!» schnarrte zurückkommend der Lokotenent, der sich unverzüglich wieder auf seinen Posten in der Vorhalle zurückzog.

Der Blick des Alleingebliebenen haftete auf einer geöffneten Ledertasche und zwei daneben auf den Tisch geworfenen, entsiegelten Briefen. Die Federzüge, welche sie bargen, entschieden über das Wohl und Wehe seines Landes.

Jetzt öffnete sich langsam die Tür der Kammer, und Heinrich Rohan erschien blaß und hager auf der Schwelle. Mit einer unwillkürlichen, freudigen Bewegung schritt er dem Bündner entgegen, der dem hohen Herrn in raschem Diensteifer einen tiefen Lehnstuhl neben das Fenster rückte, wo der Blick des Reisemüden sich an der goldenen Abendruhe seines Berges erquicken konnte. Der Herzog ließ sich mit jetzt sichtbar werdender Abspannung nieder und richtete sein klares Auge auf Georg Jenatsch; dann begann er mit leiser Stimme und in fragendem Tone: «Ihr kommt von Finstermünz?»

Dieser hatte sich ehrfurchtsvoll vor den in den Sessel Zurückgelehnten gestellt und betrachtete unverwandt die edlen Züge, welche in mehr als einer Weise ihm verändert erschienen. Neben den erwarteten Spuren der schweren Krankheit befremdete ihn darin ein tief eingegrabener Zug verschwiegene, hoffnungslosen Grames, der peinlich hervortrat, wenn der Herzog seinen lautern strahlenden Blick zeitweise senkte.

Jenatsch brannte vor Begierde zu erfahren, ob der von ihm mit rastloser Anstrengung in Bünden durchgesetzte Vertrag in St. Germain durch die Unterschrift des Königs endgültig geworden sei; aber diesem Antlitze gegenüber hatte der sonst vor nichts Zurückschreckende keinen Mut zur Frage. Er begnügte sich, auf des Herzogs Erkundigung zu antworten und ihm einen genauen Bericht über die Feststellungen der Grenze zwischen Tirol und Unterengadin zu geben, wie sie während des Waffenstillstandes gelten sollten.

«Die Österreicher sind langsam und umständlich; ich wurde hingehalten und bis nach Innsbruck gezogen», sagte er. «Wär' ich im Lande gewesen, niemals hätten mir meine störrischen Kameraden ohne Euren Befehl, erlauchter Herr, ihre Posten verlassen, niemals Euch in Thusis als erste Begrüßung den widerwärtigen Anblick ihres Ungehorsams entgegengebracht.

Einen schlimmern Ausbruch vor Euern Augen», schloß

er zögernd, «habe ich nur mit Mühe verhütet und indem ich mich, da mir kein anderes wirksames Mittel mehr zu Gebote stand, meinen Kameraden mit Hab' und Gut für den rückständigen französischen Sold verbürgt. Ich hoffe, daß Ihr mir meine ungemessene Ergebenheit nicht verargen werdet!» fügte er schmeichelnd hinzu.

Der Herzog lehnte, zusammenzuckend, tiefer in die Kissen zurück, und der schmerzliche Zug in seinem Angesichte trat schärfer hervor. Es durchblitzte ihn der Gedanke, welche gefährliche Gewalt in die Hand des Menschen falle, dem er einen so unerhörten, von ihm nie begehrten Dienst schulde. Aber er hielt an sich.

«Ich danke Euch, mein Freund», sagte er, «Ihr sollt nicht zu Schaden kommen, solange ich selber noch etwas besitze. Ich fürchte, Lasnier, den ich zur Beruhigung der Obersten mit Geldern an sie voraussandte, hat im Verkehr mit ihnen nicht den rechten Ton getroffen.»

«Er hat sie aufs tiefste beleidigt. Darin muß ich zu ihnen stehn, erlauchter Herr, und mit ihnen verlangen, daß er abberufen werde. Nicht seine Zornausbrüche, noch seinen unsere Personen treffenden Spott will ich ihm verdenken; aber daß er, wie ich aus sicherer Quelle weiß, unserm Vaterlande das Recht bestreitet, überhaupt dazusein, weil es ein kleines Land ist, und diese vernichtende Behauptung uns auf unserm eigenen Bündnerboden entgegenwirft, daß er uns als ein verachtetes Anhängsel Frankreichs behandelt, das dreht jedem Bündner das Herz um, und unmöglich ist es, daß ein solcher Mann länger unser Brot esse und unsern Wein trinke!

Tut mir die Liebe, edler Herr», bat er in gemäßigtem Tone, «und sorgt für seine Abberufung.»

«Lasniers Abberufung ist auch mein entschiedener Wunsch, den der Kardinal ohne Zweifel erfüllen wird. Betrachtet es als abgetan.

Um auf Wichtigeres zu kommen», lenkte Rohan ab, der die auflodernde Vaterlandsliebe des Bündners in diesem Momente der Abspannung zu scheuen schien, «Ihr waret in Innsbruck, da habt Ihr wohl etwas von der Stimmung des erzherzoglichen Hofes gegen uns erfahren. Gedenken uns die Österreicher noch einmal im Veltlin anzugreifen?»

«Dazu sind Eure Lorbeeren noch zu frisch, erlauchter

Herr. Solange Eure Hand den Feldherrnstab führt, dürfen sie's nicht wagen. — Aber», der Bündner seufzte tief, «laßt mich mein ganzes Herz vor Euch ausschütten! Bei der falschen Kunde von Eurem Hinscheiden regte sich wieder alles kriechende Gewürm der Kabale, und unsere Landesverbannten von der spanischen Partei fingen wieder an, unterirdisch zu wühlen. Diese ekeln Totengräber glaubten schon Bündens zwei höchste Kleinodien: Eure geliebte Person und seine teure Freiheit, deren Bürge Ihr seid, in die gleiche Gruft versenkt.»

«In Innsbruck», fuhr er nach einer beobachtenden Pause mit unverhehlter Bewegung fort, «glaubt man auch jetzt, da Gott Euch uns wieder zum Leben erweckt hat, nicht an den Vertrag von Chiavenna. Wie hätten sie es sonst gewagt, mir spanischerseits Bündens Unabhängigkeit in seinen alten Grenzen als Preis unserer Trennung von Frankreich anzubieten, ja versucht, mich durch gemeines Gold von Euch zu scheiden! — Ich beschwöre Euch, edler Herr, macht diesen Vorspiegelungen ein Ende, indem Ihr die zwischen uns vereinbarte und von Eurem König unterschriebene Akte allem Volke kundgebt. Sonst wird Bünden an Frankreichs Absichten irre, die spanischen Versprechungen verwirren die Gemüter, und wir versinken wieder in das Blutbad des Bürgerkrieges, aus dem Ihr uns emporzogt!»

Der Herzog antwortete nicht. Er erhob sich rasch, trat ans Fenster und blickte nachdenklich in die Berglandschaft hinaus, deren untere Stufen im Schatten lagen, während die höchst gelegenen Weiler noch in der Sonne glitzerten.

«Gott weiß, wie lieb mir dieses Land ist», wandte er sich jetzt zu Jenatsch, «und wie gern ich alles daransetze, um es wieder glücklich und frei zu machen! — Darum versteht niemand besser als ich Eure eifersüchtige Vaterlandsliebe, auch wo sie sich ungeduldig und rauh und heute mir, dem redlichsten Freunde Bündens gegenüber, ehrlich gestanden, grausam äußert. Doch gebt Ihr mir zugleich so überzeugende Beweise von Eurer Aufopferung und Treue, da Ihr bei Euren Kameraden für Frankreichs Ehrenhaftigkeit mit all dem Euern einsteht und mir die von Spanien versuchten Intrigen und Bestechungen aufdeckt, daß ich glaube, Euch volles Vertrauen schenken und auch in den schwierigsten Fällen auf Eure sichern Dienste zählen zu dürfen. —

Darf ich das, Georg, auch wenn ich Euch viel Geduld und Selbstverleugnung zumute?»

«Wie könnt Ihr an mir zweifeln?» sagte Jenatsch mit leidenschaftlicher Wärme und einem Blicke schmerzlichen Vorwurfes.

«Offenheit also gegen Offenheit», fuhr Rohan fort und legte die Hand auf des Bündners Schulter, «Vertrauen gegen Vertrauen. — Es ist mir peinlich auszusprechen: Der Vertrag von Chiavenna ist von Paris zurückgekommen ohne Unterschrift und mit Änderungen, die ich nicht billige, die ich Eurem Volke nicht zumuten und nicht vorschlagen will.»

Bei diesen traurig und leise gesprochenen Worten sah der Herzog dem Bündner in das ausdrucksvolle Gesicht, wie nach der Wirkung des ungern gemachten Geständnisses forschend. Es blieb unbewegt, aber überzog sich langsam mit fahler Blässe.

«Und welches sind diese Änderungen, gnädiger Herr?» fragte Jenatsch nach kurzem Schweigen.

«Zwei Hauptpunkte: Französische Besatzungen in der Rheinschanze und im Veltlin bis zum allgemeinen Frieden und für die in diesem katholischen Landesteile begüterten protestantischen Bündner Beschränkung ihres dortigen Aufenthalts auf jährlich zwei Monate.»

Ein unheimliches Wetterleuchten flog durch die Züge des Bündners, dann sagte er fast gelassen: «Das eine ist unsere politische Auslieferung an Frankreich, das andere ein unerträglicher Eingriff in die Verwaltung unseres Eigentums. Beides sind unmögliche Bedingungen.»

«Auch dürfen sie nicht im Verträge stehenbleiben», sagte Rohan mit Bestimmtheit. «Ich will meinen ganzen persönlichen Einfluß beim Könige in die Waagschale werfen, will meine ganze Überredungsgabe erschöpfen, den Kardinal über den entscheidenden Ernst der Lage aufzuklären, will nichts unversucht lassen, die verderbliche Einwirkung des Paters Joseph zu lähmen, denn dieser, vermut' ich, ist der Böse, der Unkraut unter unsern Weizen sät. Wegen des schnöden roten Hutes, wonach dieser Kapuziner gelüstet und für den er dem Heiligen Stuhle eine Berücksichtigung in der Politik meines edlen Vaterlandes verschaffen soll, die einer fremden Macht nicht gebührt, darf das Ehrenwort eines Rohan keinen Schaden leiden. Schon habe ich be-

schlossen, meinen geschickten Priolo nach Paris zu senden mit dringenden Briefen an den König selbst und an den Kardinal. Morgen wird er abreisen. Gehorchte ich meinem verletzten persönlichen Ehrgefühl, wahrlich heute noch legte ich mein Kommando nieder; aber das darf ich nicht um euretwillen. Ich zweifle, daß meine Liebe zu euch und meine persönlichen Verbindlichkeiten mit meinem Feldherrnstab auf meinen Nachfolger in Bünden übergangen.»

«Das tut uns nicht an!» rief Jenatsch erschrocken. «Bei Eurem Heil — nein, bei dem unsern beschwör' ich Euch —, tut es nicht! Lasset nicht das Werk Eurer Hände! Stoßt uns nicht in einen solchen Abgrund der Ratlosigkeit!»

«Darum will ich bis ans Ende ausharren», fuhr der Herzog mit einer Festigkeit fort, wie sie die klar erkannte Pflicht gibt. — «Aber wißt, Jenatsch, von Euch erwarte ich hier im Lande alles. Durch mein grenzenloses Zutrauen seid Ihr in meine Sorgen und in die Schwankungen des Loses eingeweiht, das ich im festen Glauben war, Eurer Heimat schon gesichert zu haben. Ihr seid es allein. Ich weiß, Ihr ehret mein Vertrauen durch unverbrüchliches Schweigen. Beruhigt Eure Landsleute. Ich sehe, welche außerordentliche, ja wunderbare Macht Ihr auf die Gemüter ausübt. Schaffet Frist! Haltet den Glauben an Frankreich aufrecht! Versichert Eure Bündner, daß der Vertrag von Chiavenna, wenn auch heute noch nicht verkündet, doch in Bälde in Kraft treten muß, und Ihr werdet bei der Wahrheit bleiben, denn mit Gottes Hilfe überwinden wir die Widerwärtigen. — Heute nacht noch zieh' ich weiter nach Chur. Bringt mir dorthin bald über die Stimmung des Landes Bericht.»

Jenatsch bückte sich tief über die Hand des Herzogs und suchte dann noch einmal sein Auge mit einem Ausdrucke sprachlosen Schmerzes. Rohan sah in diesem langen seltsamen Blicke die Teilnahme eines Getreuen an seinem ausnahmsweise herben Lose, er ahnte nicht, welche Wandlung sich im Geiste des Bündners zu dieser Stunde vollzog und daß Georg Jenatsch nach innerem schwerem Kampfe sich von ihm lossagte.

«Ihr tut wohl, edler Herr», sagte der Oberst, sich beurlaubend, «in der guten Stadt Chur Euern Sitz zu nehmen. Ihr seid dort hochbeliebt, und solange die Churer Euer Angesicht sehen und Ihr es seid, o Herr, der den König in

Bünden vertritt, wird das Land nicht aufhören, von Frankreich das Beste zu hoffen.»

Der Herzog sah dem Scheidenden sorgenvoll nach, ohne Mißtrauen, aber im Gefühle, daß, wie er selber eine Zuversicht an den Tag gelegt, die nicht in seinem müden Herzen war, auch der Bündner die Stürme seines unbändigen Gemüts niedergehalten und vor ihm verheimlicht habe. Er blickte noch eine Weile, im Innersten entmutigt und traurig, hinüber an den dunkelnden Berg. Eine Klage entwand sich seiner Brust: «Herr», seufzte er, «warum hast du deinen Diener nicht in Ehren dahinfahren lassen!»

Fünftes Kapitel

Jenatsch war hinausgeeilt. Ein Sturm wildstreitender Gedanken tobte in seinem Innern, den vor dem Herzog niederzuhalten ihn Anstrengung gekostet hatte. Er verabscheute die Möglichkeit, während dieses Seelenkampfes irgendeinem Menschen Rede stehen zu müssen. Mit eilenden Schritten stieg er, das Gewühl des wachen Dorfes unter sich lassend, die dämmerigen Bergwiesen hinan und ließ seine zornigen Gefühle dahinstürmen wie eine Schar ins Gebiß knirschender Rosse; aber sein berechnender Geist behielt die Zügel und lenkte die brausenden Mächte seines Gemüts auf immer neuen, immer gefahrvolleren, aber wohlbemessenen Bahnen.

Das Ziel, wonach er sein ganzes Leben lang gerungen, das seine Tage beschäftigt und seine Nächte beunruhigt hatte, um das er mit den verschiedensten Kräften seines Wesens gekämpft, das Ziel, wonach er auf den blutigsten Irrwegen geklommen und dem er sich seit Jahren mit gebändigtem Willen als ergebenes Werkzeug einer edeln und, wie er glaubte, in ihrem Machtkreise unbeschränkten Persönlichkeit auf dem sichern Wege der Gerechtigkeit und Ehre genähert hatte — dies Ziel, das er noch heute mit der Hand berührte, es war ihm entrückt — nein, es war vor ihm versunken! Denn eines stand vor seiner Seele mit entsetzlicher Klarheit: Bünden sollte nie frei werden, sollte nach der Absicht des allgewaltigen und gewissenlosen Geistes, der Frankreichs schwachen König beherrschte und dessen

innere und äußere Politik nach Gefallen lenkte, aufbehalten werden bis zum allgemeinen Frieden. Dann von Richelieu in die zu verteilende Masse verfügbarer Länder geworfen, unter die übrigen Tauschobjekte gemengt, war seiner armen Heimat unvermeidliches Schicksal, beim Länderschacher des Friedensschlusses auf den Markt gebracht und diesem oder jenem einen günstigen Handel Anbietenden zugewogen zu werden.

Der Herzog trug keine Schuld daran. Er liebte Bünden und wollte es freigeben; aber er war nicht stark genug, seinen Willen gegen den ihn mißbrauchenden des Kardinals durchzusetzen. Er wagte es nicht, sich mit einem Nebenbuhler zu messen, der über den Schranken der Gewissenhaftigkeit stand; er scheute sich, seinen Gegner mit jenen wirksamsten Waffen zu bekämpfen, die Richelieu mit Meisterschaft führte! — War es nicht möglich, diese von Rohan kindisch verschmähten Waffen zu ergreifen? Dem Jäger selbst eine Schlinge zu legen?

Wo galt die menschliche Gerechtigkeit, die der Herzog verwirklichen wollte — wo war ihr Urbild, die göttliche, um sie zu Ehren zu bringen und zu belohnen? Eitle Träume beides! Ein frommer Tor nur konnte daran glauben! — Der Herzog war blöde genug zu meinen, der Kardinal anerkenne die Gültigkeit des von dem Mächtigen einem Schwachen gegebenen Wortes! Er war töricht genug zu wähnen, ein zugunsten der Hugenotten im Bürgerkriege gezogenes Schwert könne jemals von Richelieu vergeben und vergessen werden, es sei möglich, durch ruhmreiche Dienste den Haß des mächtigen Ministers auszulöschen! — Er war so blind, nicht einzusehen, daß gerade seine zu Frankreichs Ehre verrichteten Heldentaten für den Eifersüchtigen ein Grund mehr waren, ihn zu beargwöhnen und aufzuopfern!

Wohin aber war es gekommen mit diesem christlichen Ritter? Er stand am Rande des Abgrundes, ein verlorener Mann . . . ! Und Jenatsch haßte ihn zu dieser Stunde darum, daß er ein Betrogener und Besiegter war. Doch unglaublich! Er selber hatte sich ja verblenden lassen durch ein Gefühl bewundernder Liebe zu diesem edlen Menschenbilde! Er hatte geglaubt, daß der Wert reiner Gesinnung, der ihn berückt hatte, auch in der Rechnung des Kardinals eine Zahl sei . . . Ja, wohl hatte Richelieu mit dieser Zahl ge-

rechnet — wie der schlaue Fischer auf seinen Köder zählt —, und Jenatsch selbst — doch nicht allein er — Verzweiflung ergriff ihn — sein Vaterland war ein Opfer dieses Betruges.

Vielleicht war noch Rettung möglich! Weg jetzt mit jedem hemmenden Bedenken, mit allen Banden der Dankbarkeit, mit allen Berücksichtigungen der Liebe, mit jeder Eigenschaft eines rein gehaltenen Charakters! Hinunter mit der Vergangenheit! Weg die Fesseln ihrer lieb gewordenen Überzeugungen und Vorurteile! Gelöst werde jeder Zusammenhang des Dankes und der Treue! —

Jetzt vertiefte sich Jenatsch mit einem durch das Gefühl der Gefahr geschärften Geiste in die Schlangenwege und Berechnungen der französischen Politik. — Eine Befürchtung, die Rohan ihm preisgegeben, ließ ihn einen Schlüssel finden zu den Gedanken des Kardinals. «Es ist nicht anders», sagte er zu sich. «Richelieu überläßt uns seinen protestantischen Feldherrn, solange der selbst Getäuschte auch uns aufrichtig zu täuschen vermag. — Stirbt des Herzogs Glaube oder unser Glaube, so ruft er ihn plötzlich ab und ersetzt den christlichen Worthalter durch einen Soldaten, der seine Kreatur ist . . . Ich aber will Fuß fassen auf dieser hugenottischen Ehre! Ich stelle mich auf diesen Felsen. Ich halte es fest, dieses gute französische Pfand!» — Und er schloß die eiserne Faust. Er sann nach, wie das möglich wäre — und es trat ein Judasgedanke aus seiner Seele und stand plötzlich in so naher Häßlichkeit vor seinem Angesichte, daß ihn schauderte. Aber er sagte sich mit einem sichern Lächeln: «Der gute Herzog wird mich nicht durchschauen wie sein Gott den Judas.»

Rasch wandte er den Blick weg von dem Verrate an diesem Reinen; er konnte ihn vollbringen, aber nicht betrachten.

Hinüber richtete er das Auge nach dem fernen Frankreich, und er forderte den großen Kardinal zum Zweikampf in die Schranken seines Berglandes, Mann gegen Mann, List gegen List, Frevel gegen Frevel.

Und sein Herz brannte in wilder Freude, weil in Bündeln einer war, der sich der schlaunen Eminenz gewachsen fühlte.

So durchjagte Jenatsch das Reich der Möglichkeiten mit rastlosen Gedanken. Er achtete des Weges nicht, und jetzt

eilte er schon im nächsten, talabwärts gelegenen Dorfe längs einer langen Kirchhofmauer dahin, als er gewahr wurde, daß ein barfüßiges Bauernkind eilig neben seinen langen Schritten einherlief. Die Kleine hielt schon längst einen Brief in die Höhe, der ihr, wie sie ehrerbietig ausrichtete, von der Schwester Perpetua für Seine Gnaden den Herrn Oberst übergeben worden sei, welchen die Schwester an der Pforte des Klostergartens habe vorübergehen sehen.

Der Oberst blickte um sich, er war in Cazis. Er verabschiedete die Kleine und lenkte, wie vom Finger des Schicksals berührt, in die Dorfgasse ein, wo sich die Lichter entzündet hatten. Er hatte auf dem Umschlage im letzten Dämmerseine die Handschrift seines alten Freundes, des Paters Pankraz, zu erkennen geglaubt. Am Fenster eines Erdgeschosses sah er ein graues Mütterchen beim Scheine der Ampel spinnen. Er lehnte sich außen an die Mauer, so daß ein spärlicher Strahl auf das Blatt fiel, und las:

Hochmögender Herr Oberst,

ich erdreiste mich, Euch einiges zu melden, das für Euch und unser Land wichtig sein kann. Der Vertrag von Chiavenna ist ein vergängliches Blendwerk, das uns die Eminenz in Paris vorspiegelt. Seit ich in Mailand verweile, wurde mir zur Gewißheit, was mir schon früher eine in meinem Kloster am Comer See zufällig aufgefangene Rede verriet.

Kurz vor der Weinlese herbergte dort ein französischer Ordensbruder, ein beredter Prediger, der zur Erholung seiner abgearbeiteten Lunge und des ewigen Heiles wegen — wozu Gott uns allen in Gnade ver helfe — den Weg nach Rom angetreten hatte. Beim Nachtessen im Refektorium klagte der Prior mit ihm über die Zeitläufte und bedauerte, daß das Valtelin durch den Vertrag von Chiavenna wiederum zu Bündnen geschlagen werde. «Darüber seid ohne Sorgen», fuhr der Franzose heraus, der nicht wußte, daß ein guter Bündner am Tische saß, «daß dieser Vertrag keinen Soldo wert ist, weiß ich aus bester Quelle. Als ich mich in Paris vor meiner Abreise bei meinem Superior, dem Pater Joseph, beurlaubte, kam ich gerade dazu, wie dieser und der Nuntius des Heiligen Vaters den Entwurf besagten Ver-

trages ihren prüfenden Blicken unterwarfen. Der Nuntius ließ sich hart dagegen aus, der hitzige Pater Joseph aber zerknitterte das Papier in seiner Faust, ballt es zu einer Kugel zusammen und warf es in den Winkel mit den Worten: «Dieser Vertrag eines Ketzers mit Ketzern wird niemals gelten.»

Ich verhielt mich mausestill, aber hatte meine Gedanken; denn was der Pater Joseph bedeutet, wißt Ihr besser als ich.

Hier in Mailand, wo ich mich in Ordensgeschäften seit zehn Tagen aufhalte, wurde ich gestern in den Palast des Gubernatore gerufen, um seinem Gesinde wegen eines häuslichen Diebstahls ins Gewissen zu reden. Da beschied mich der Herzog, der meine bündnerische Herkunft erfahren, zu sich und sagte mir halb ernst, halb scherzweise: «Wie ich jetzt Euch vor Augen habe, Pater Pankraz, möcht' ich wohl den Obersten Jenatsch leibhaft vor mir sehen. Es wäre mir ein leichtes, dem verständigen Manne darzutun, daß der Vertrag von Chiavenna nichts ist als ein verdorbenes Pergament, daß euch Frankreich das Veltlin nie zurückgibt und daß Spanien euch Bündnern Bedingungen machen könnte, bei denen ihr euch ganz anders stündet. — Pater Pankraz, Ihr habt mir den gestohlenen Siegelring hervorgezaubert; könntet Ihr mir Euern Jenatsch, den einzigen, mit dem mir zu verhandeln möglich ist, auf dieselbe stille und prompte Weise in dies Kabinett bringen, so solltet Ihr Eurerseits Wunder erleben.»

Da kam es wie eine Erleuchtung über mich, Euch von dieser merkwürdigen Rede Kunde zu geben.

Kommt Ihr, so werde ich dafür sorgen, denn ich bleibe einstweilen in Mailand, daß Ihr außer dem hohen Herrn von niemand erblickt werdet. Könnet Ihr Euch daheim nicht frei machen, was ein Unglück wäre, so schickt eine Vollmacht, aber nur durch einen Mann, dem Ihr traut wie Euch selbst, wenn Ihr einen solchen kennt.

Vergebt meinen Vorwitz und säumt nicht!

Der für meines Herrn Obersten zeitliches und ewiges Heil täglich betende

Pater Pankraz

Das Schreiben des Kapuziners, dessen menschen erfahrene Klugheit und schlaue Vorsicht der Oberst zu gut kannte, um sich über das Gewicht und den Ernst dieser Mitteilung

zu täuschen, deckte ihm in blitzartiger Beleuchtung die Windungen eines halsbrechenden Pfades auf. Vielleicht hatte in schlimmen entmutigten Stunden sein Blick schon früher sich zuweilen dahin verirrt, aber immer hatte er ihn mit einem Gefühle der Verachtung seiner selbst erschrocken und ekelnd wieder davon abgewandt. Dieser Weg der Gefahr und Schande war das Bündnis mit Spanien. Jene Macht, die er von Kindheit an mit der ganzen Kraft seines jungen Herzens gehaßt, die er dann in vermessenem Jugendmute mit fast wahnsinniger, vor keinem Greuel zurückbebender Leidenschaft bekämpft, welcher er sein ganzes Leben hindurch als Todfeind gegenübergestanden und deren eigen-nützige und wortbrüchige Politik er auch heute noch tief verachtete — sie bot ihm die Hand. Er konnte diese Hand ergreifen — nicht in Treu und Glauben — wohl aber um von ihr die französische Schlinge lösen zu lassen und sie dann zurückzustoßen.

Jetzt entschloß er sich dazu.

Langsam wandelte er auf der dunkeln Heerstraße nach Thusis zurück. Es ward ihm schwer, zu brechen mit der ganzen Vergangenheit. Er wußte, daß er sich selbst in seinen Lebenstiefen damit zerbrach. Dort jenseits des Rheines im Domleschg lag das Dörfchen Scharans, dessen armer Pfarrer, sein gottesfürchtiger Vater, in Geradheit und Einfachheit ihn aufgezogen und ihn zur Treue im protestantischen Glauben und zum Hasse der spanischen Verführung ermahnt hatte. Dort unfern davon stand der Turm von Riedberg, wo er den Vater Lukretias, der seiner Kindheit wohlgewollt, als willkürlicher Blutrichter nächtlicherweile überfallen und grausam erschlagen hatte, das *Giorgio guar-dati* des treuen Mädchens schlecht vergeltend. Was dort schimmerte, waren die erhellten Fenster der einsamen Lukretia . . .

Und wieder stürzten seine Gedanken in eine neue Bahn. Er selbst konnte dem dringenden Rufe des mit Serbellonis Auftrag betrauten Pankraz jetzt unmöglich folgen. Er mußte als verderblicher Dämon unter der Maske der Treue neben dem Herzog bleiben, als argwöhnischer Wächter jede seiner Bewegungen beobachten und um jeden Preis verhindern, daß der ermattete Kranke seinen Feldherrnstab nicht am Ende doch in die Hände Richelieus niederlege.

Wer aber konnte an seiner Stelle mit Serbelloni unterhandeln? Allerdings nur einer, dem er traute wie sich selbst, aber dieser Mann war nicht vorhanden. — Noch einmal blickte er nach den Fenstern von Riedberg hinüber. Ein schneller Gedanke durchfuhr ihn und stand nach einem Augenblicke der Überlegung als klarer Entschluß in ihm fest.

Mit raschen Schritten eilte er nach Thusis zurück. Vor der Herberge stand ein Haufen Marktleute, schweigsam und in gedrückter Stimmung, denn sie hatten auf ihn und einen günstigen Bescheid vom Herzog lange gewartet. Der alte Lugnetzer trat ihm aus der im Dunkel zusammengedrängten Gruppe entgegen mit der Frage auf den Lippen, die ihrer aller Gemüt beunruhigte.

Aber Jenatsch ließ ihn nicht zu Worte kommen.

«Hört an, liebe Landsleute, und bewahrt es in einem feinen Herzen», rief er mit eindringlicher, aber gedämpfter Stimme: «Der Winter steht vor der Tür, bleibet ruhig daheim in euern Dörfern und erharret den Lenz. Kommt die Schneeschmelze zu Anfang des Märzen, dann machet euch und eure Ehrenwaffen bereit. Ich lade euch zu einem Tage nach Chur. Stunde und Losung wird euch noch gesagt werden. Dort richten wir im Namen Gottes den drei Bünden ihre alte Freiheit wieder auf!»

Die Leute hatten in feierlichem Schweigen zugehört. Als Jenatsch geendigt, dauerte die Stille noch eine Weile fort. Dann begannen sie die Sache flüsternd sich auszulegen, bis sie tief in der Nacht auf ihre Heimwege sich zerstreuten.

Aber er, der zu ihnen geredet, stand nicht mehr in ihrem Kreise. Der Oberst Guler hatte ihn weggeholt und streckte ihm jetzt in der Gaststube inmitten der Offiziere ein Papier und eine eingetunkte Feder entgegen.

«Da ist der Pakt — nach Soldatenart kurz gefaßt», sagte er, «hast du noch die edle Courage, deren du dich heute berühmtest, Ventrebleu, so unterschreib ihn.»

Der Angesprochene stellte sich unter den Leuchter und las:

«Wenn der rückständige Sold der bündnerischen Regimenter binnen Jahresfrist von Frankreich nicht ausgezahlt wird, haftet den Bündnerobersten für ihr Guthaben, sei es

Ganzes oder Rest, der Endunterzeichnete mit seinem sämtlichen liegenden und fahrenden Gut.»

Jenatsch ergriff die Feder, strich die zwei einzigen Worte: «von Frankreich» und unterschrieb.

Sechstes Kapitel

Kurze Zeit nachdem Schwester Perpetua den ihrer Klugheit als sehr wichtig empfohlenen Brief des abwesenden Beichtigers glücklich bestellt hatte, trippelte sie, ein Arzneikörbchen am Arme und eine kleine Hornlaterne in der Hand, über die Rheinbrücke bei dem Dorfe Sils. Jenseits derselben besaß das Kloster einen Hof, dessen Pächter krank darniederlag. Die Heilkundige war heute für den vom Fieber geschwächten Mann durch eines seiner Kinder, das die Klosterschule besuchte, um Rat und Hilfe angerufen worden. Sie scheute den nächtlichen Gang nicht — so wenig, daß sie, nachdem der Sieche sich ihrer Tröstungen erfreut, statt das Angesicht wieder der Brücke und ihrem Kloster zuzuwenden, auf dunkeln, aber ihr wohlbekannten Straßen in der Richtung weitereilte, aus welcher ihr die Lichter des Schlosses Riedberg entgegenschimmerten.

Schon klopfte sie ans Tor, das der alte Lukas ihr brummend aufschloß, und bald darauf saß sie neben der edeln Herrin in einem altertümlich schmucklosen, aber lieblich erleuchteten Gemache vor einem herbstlichen Kaminfeuer und trocknete die vom Nachttau durchnässten Ränder ihres Klostergewandes, die schweigsame Lukretia mit erbaulichen Gesprächen ergötzend.

Das Schreiben des Paters, von dessen Überredungsgeist die Nonne eine hohe Meinung hatte, die flüchtige Erscheinung des Obersten vor der Klosterpforte, das glänzende Geldstück, das er der kleinen barfüßigen Botin gereicht, arbeiteten in ihrer frommen Einbildungskraft. Dies alles hatte sie, der Himmel weiß durch welche Gedankenverknüpfungen, bewogen, dem Fräulein unverzüglich einen nächtlichen Besuch abzustatten und diese Ereignisse haarklein zu erzählen. Der Oberst war, meinte sie, wie ein von Gewissensbissen gefolterter Kain um die Mauern der heiligen Zufluchtsstätte geirrt. Sie würde lobpreisen und an-

beten, aber nicht erstaunen, wenn Gott hier ein großes Wunder vorbereitete, um diesen wütenden Feind des christ-katholischen Glaubens, den Ketzern zum beschämenden Zeichen, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen.

Da Lukretia nach ihrer stillen Weise nur mit einem traurigen Lächeln darauf antwortete, fuhr die fromme Schwester mit steigendem Eifer fort: «Bleibet, liebe Tochter, nicht kalt und ungläubig vor der glückseligen Aussicht auf die mögliche Bekehrung eines so gewaltigen Sünders! Betet lieber, daß dies Unerhörte geschehe! Denn Euer Gebet, Fräulein Lukretia, die Ihr den blutigen Mann nach dem natürlichen Menschen hassen und verabscheuen müßt, wäre allerdings bei den Heiligen besonders wirksam und ihnen als ein schmerzliches Opfer vorzüglich angenehm. Noch kräftiger wäre es freilich, wenn Ihr dieses Gebet als verlobte Braut Gottes mit einem durch das dreifache Gelübde von allen weltlichen Erinnerungen gelösten Herzen darbringen könntet.»

Schwester Perpetua sagte dies mit einem tiefen Seufzer und machte sich in Erwartung einer Antwort, die ausblieb, mit dem Feuer zu schaffen. Ach, ihr war nicht entgangen, daß der klösterliche Beruf Lukretias, an den sie unentwegt glaubte, dieser noch immer nicht klargeworden, ja seit die Verwaiste in ihr väterliches Haus eingezogen, ihr wieder mehr in die Ferne gerückt war. Sie stand allein unter dem in diesen kriegesischen Zeitläuften verwilderten Schloßgesinde und den verarmten, über die französische Bedrückung täglich Klagen vor ihr Ohr bringenden Dorfleuten. Und diese Einsamkeit tat ihr offenbar nicht wohl. Da war Lukas, der rachsüchtige Graubart, der das schwarze Kreuz an der Mordmauer nicht erblassen ließ und der das immer scharfgehaltene Todesbeil wie eine Reliquie in einer wurmstichigen Eichentruhe sorgfältig verwahrt hielt. Das Fräulein mußte, fürchtete die Schwester, immer tiefer in sich selbst und die ihr Gemüt von allen Seiten umrankenden, jeden neuen Lebenskeim erstickenden Erinnerungen versinken. Sie konnte den Riß nicht überwinden, der Altes und Neues für sie trennte. Sie lebte wenig in der Wirklichkeit, sondern verkehrte im Geiste mit dem toten Vater, von dessen Gemütsart sie viel geerbt hatte und dem sie mit

jedem Jahre in auffallender Weise auch in ihrem Aussehen ähnlicher wurde. Es war dieselbe Pracht der Gestalt, dieselbe stolze Haltung. Ihr Ohm, der Freiherr Rudolf, war in der Verbannung gestorben, und sie hatte außer seinem niedriggesinnten und eigennützigen Sohne keine nähern Sippen. Eine Verwandte ihrer Mutter lebte noch in Chur, und sie pflegte sie zu besuchen; aber diese Gräfin Travers war durch schwere Schicksale und ein überlanges Leben versteinert und, wenn auch gut katholisch, kaum mehr als ein stumpfes Echo längst verschollener Tage. Daß Lukretia mit den Juvalta auf Fürstenau und dem auf den andern Nachbarschlössern sitzenden Adel keinen Umgang pflog, das freilich konnte ihr Perpetua unmöglich verdenken, denn jene alle waren Protestanten und gehörten zu der französischen Partei. So war Lukretia völlig allein, warum denn verließ sie ihren düstern einsamen Pfad nicht? Warum trat sie nicht in die Gemeinschaft der demütigen Töchter des heiligen Dominikus?

Während die Schwester dergestalt diesen ihren Lieblingsgedankengang durcheilte, drehte Lukretia schweigend ihre Spindel und verfolgte einen andern.

Sie fragte ihr Herz, wie es denn möglich sei, daß Jürg in seiner wildesten blutigsten Zeit ihrem Gefühle und Verständnisse weniger fremd gewesen als jetzt, da er in den Räten des Landes und im Heergefolge des französischen Herzogs unter die Geachteten und Angesehenen zählte.

Zweimal seit ihrer Heimkehr hatte sie Georg, wenn sie zu Besuch bei ihrer Muhme in Chur war, von ferne erblickt. Eines Abends stand sie neben dem Lehnstuhle der alten Dame und schaute durch das eiserne Laubwerk am Gitterkorbe des Fensters, während der Sonnenschein gradweise das Pflaster des Platzes verließ und nur noch auf dem sprudelnden Wasser des Marktbrunnens blitzte. Der Oberst schritt längst der gegenüberstehenden Häuserreihe auf und nieder an der Seite einer gravitätischen Magistratsperson, die jedes Wort, das von seinen Lippen fiel, mit begieriger Aufmerksamkeit anhörte und seine Aussprüche mit bestimmendem Kopfnicken begleitete. Es schien sich um einen schweren Rechtsfall zu handeln.

Ein andermal umgab den Obersten ein Kreis französischer Edelleute, mit denen er nach der Mittagstafel in

schneller, lustiger Scherzrede sich erging. — Immer aber klang es so hell von seinem Munde und leuchtete es so geistvoll von seiner Stirn, daß er als einer jener seltenen Günstlinge des Glückes erschien, die sich alle Wege des Erfolges zu öffnen und zu ebnen wissen und die das Vergangene und Unabänderliche wie eine lästige Fessel abwerfen.

Ich weiß es jetzt — gestand sie sich —, dieser Freund von jedermann ist nicht der Jürg mehr, den ich liebte — nicht der scheu verwegene Knabe mit den dunkeln verschwiegenen Augen, der mein Beschützer war — nicht der zornig Dahinbrausende, der mein Glück wie ein die Ufer zerreißender Wildbach in Trümmer warf — nicht der Mann, gegen den ich in meinen Racheträumen die Hand erhob — nicht der Traute, den ich nach Jahren des Jammers auf dem Bernhardin wieder zu erkennen glaubte und in die Arme schloß — nein! es ist ein weltgewandter Höfling, ein berechnender Staatsmann aus ihm geworden . . . Er will sich von mir scheiden und loskaufen, darum gab er mir mein Riedberg wieder. Er scheut mich wie einen Vorwurf, er flieht mein Antlitz wie das einer Toten! — Und sie vergaß, daß sie selbst ihn drohend beschworen, die Schwelle ihres Hauses nimmermehr zu überschreiten. —

«Heilige Muttergottes, was ist das für ein Lärm!» fuhr jetzt Schwester Perpetua auf, denn im Schloßzwinger erscholl ein rasendes Gebell der Hofhunde. Man hörte das Schelten der sie beschwichtigenden Knechte, dazwischen wiederholte Schläge gegen das Tor und, als Lukretia das Fenster öffnete, eine mit langsamer Bedenklichkeit geführte Unterhandlung zwischen Lukas und der gebieterischen Stimme eines Einlaß Begehrenden.

Nun erschien der Alte selber mit der bestürztsten Miene, deren seine felsenharten Züge fähig waren. «Es verlangt einer allein mit Euch zu reden, Fräulein . . .», sagte er, «der Oberst Jenatsch, den Gott strafe!» — setzte er leiser und mit innerer Empörung hinzu.

Lukretia stand groß und bleich. Sie hatte die Stimme vor dem Hoftore am ersten Laute erkannt.

«Laß ihn nicht warten! Führe ihn hierher!» befahl sie dem Alten, der sie fragend ansah und nur zögernd gehorchte.

Die Nonne hatte sich erhoben und eine still beobachtende Stellung in der tiefen Fensternische eingenommen. Dort lag auf der Bank ihr Nachtmantel; sie strich ihn zu-recht, aber legte ihn nicht um.

Rasche Schritte näherten sich, und Georg Jenatsch stand vor Lukretia mit entschlossenem freudigem Antlitze und grüßte sie als Bekannte, doch mit großer Ehrerbietung.

Schwester Perpetua betrachtete mit einem Ausdrucke frommer Einfalt, aber den schärfsten Blicken ihrer halb-geschlossenen Augen die beiden großen Gestalten — und sie wunderte sich.

Kein Kainszeichen war auf der hohen, offenen Stirn des Obersten zu entdecken, und — merkwürdig — die Planta stand neben ihm mit strahlenden Augen, kühn und trotzig, wie einst Herr Pompejus geblickt, und schien zur Höhe ihres gewaltigen Feindes emporzuwachsen.

Das von Perpetua sehnlich erwartete Gespräch jedoch begann nicht. Die Schloßherrin richtete das Wort an Lukas, der mit drohender Miene an der Türe stehengeblieben war: «Die fromme Schwester begehrt nach Haus. Die Nacht ist dunkel und der Weg weit. Begleite sie mindestens bis jenseits der baufälligen Rheinbrücke.» Und damit nahm das Fräulein von Perpetua herzlichen Abschied.

So stand die Schwester, ehe sie sich dessen versah, am Hoftore, Lukas aber entzündete eine Pechfackel und schritt mit der rauchenden Leuchte vor ihr her in die Nacht hinaus. «Jetzt schickt sie mich weg», murzte er hörbar, als wollte er es der frommen Schwester klagen, «und es wäre gerade der rechte Ort und Augenblick!»

Als Jenatsch mit dem Fräulein allein war und ihm gegenüber am Feuer saß, begann er mit kurzen klaren Worten:

«Ihr seid gerechtermaßen erstaunt, Lukretia, daß ich das Haus Eures Vaters betrete. Doch ich weiß, Ihr traut mir zu, daß ich nicht gekommen bin, Euch zu verwirren mit Wünschen, die ich in meinem geheimsten Herzen gefangen-halte — sonst hättet Ihr mich nicht in den wiederherge-stellten Burgfrieden von Riedberg eingelassen. — Und doch komme ich, etwas von Euch zu verlangen — einen großen Dienst, den Ihr mir leisten werdet, wenn Ihr unser Land so liebhabt, wie ich von Euch glaube und wie ich selbst es liebe; denn an meiner Statt müßt Ihr handeln. — Ich

schließe ein Bündnis mit Spanien. Dies ist unsere einzige Rettung. Richelieu verrät uns, und der gute Herzog ist sein Spielzeug — ein schönes Scheinbild, womit der Gewissenlose uns täuscht und blendet. Aber wer knüpft das rettende Tau? — Ich selbst kann hier nicht fort, weil ich unser Volk zum Bewußtsein der über ihm schwebenden Gefahr aufwecken und den Herzog, den ich als Pfand behalte, mit Beweisen meiner Ergebenheit einschläfern muß . . . Ihr staunt, daß ich, Spaniens Feind, zu diesem Gifte greife! — Wundert Euch nicht. Wenn ich nicht meine Vergangenheit zerstöre und mein altes Ich von mir werfe, so kann ich nicht meines Landes Erlöser sein, und Bünden ist verloren. Serbelloni erwartet mich selbst oder einen, dem ich traue wie mir selber — wenn ich, sagt er, einen solchen kenne. — Ich traue nur Euch.»

Lukretia richtete den Blick mit zweifelnder Frage auf das von der Flamme beleuchtete, altbekannte Antlitz und las darin die höchste Spannung der Tatkraft und einen tödlichen Ernst.

«Ihr wißt, Jenatsch», sagte sie, «welcher Partei mein Vater angehörte, wie und warum er starb. Ihr wißt, wie ich ihm glaubte und ihn liebte. Ich konnte mich nie mit Gedanken befreunden, die nicht die seinigen waren. So ist das französische Wesen — trotz der väterlichen Güte des Herzogs gegen mich Heimatlose — mir immer fern und fremd geblieben. Ich habe mich nie darin zurechtgefunden. Ihr aber seid von Spanien durch viele Blutschuld von alters her getrennt. Ihr, Jürg, verdankt dem guten Herzog das Leben und Euern Ruhm! Er hat Euch mit Vertrauen überschüttet, und Ihr kennt seinen herzlichen Willen gegen unsere Heimat — habt Ihr ihn denn nicht lieb? . . . Könnet Ihr — ich will glauben, der Heimat zum Besten — immer nach Neuem greifen und, ohne daß Ihr daran untergehet, das alte Wesen wie eine Schlangenhaut abstreifen?»

«Was ist dir der Herzog, Lukretia!» rief er. «Wie magst du um einen Fremdling sorgen! Bist du noch so weichlichen Herzens nach allem, was du gelitten, nach allem, was ich selbst an dir und deinem Hause gefrevelt habe? . . . Schau um dich . . . in allen unsern Tälern Trümmer und Brandstätten! Soll hier nie Friede werden, nie Freiheit und Gesetz hierher zurückkehren? Der Herzog kann uns nicht heraus-

ziehen. Er will sein fromm-hochzeitlich Kleid nicht beflecken. Doch auch ich habe eine Rede Gottes für mich. Ich wölbe mir die Himmel — spricht der Herr —, den Spielraum der Erde aber überließ ich den Menschenkindern . . . Siehst du nicht, Lukretia, wie wir alle in diesen Bürgerkriegen Gebornen ein freches, schuldiges Geschlecht sind . . . und ein unseliges! Dort hat der Bruder den Bruder erschlagen, und hier liegt trennend eine Leiche zwischen zweien, die sich lieben und angehören. Darum laß uns nicht kleiner sein als unser Los! Ich stehe am Steuer und lenke Bündens Schiffelein durch die Klippen mit schon längst blutüberströmten Händen. — Nimm ein Ruder und hilf mir! Zweifle nur jetzt nicht an mir, hilf mir, Lukretia!» drang er in sie.

«Und was willst du, daß ich tun soll?» sagte die Bündnerin, und ihre Augen begannen unternehmend zu leuchten.

«Gehe nach Mailand», fiel er rasch und freudig ein, «dort findest du den Pankraz, der dich beim Gubernatore einführen wird. Serbelloni kennt dich von früher her als die, welche du bist. Unterhandle mit ihm über die Bedingungen, die ich dir niederschreiben will. Hast du mir etwas zu berichten, so tue es durch den Pater, dessen Beistand dir in allen Fällen gewiß ist.»

«Ist es dein Ernst», fragte sie erstaunt, «wenn du mich als deine Unterhändlerin nach Italien schickst? Wie will ich mich im Labyrinth der Politik zurechtfinden?»

«Ich verlange nichts von dir», ermutigte er, «als was du kannst und ich dir auch sonst zutraue: daß du mein Geheimnis bewahrest, und müßtest du es mit dem Leben schützen, und daß du in der Unterhandlung von meinen Bedingungen nicht um eine Linie abweichst. Im übrigen wird dich der brave Pankraz vortrefflich beraten. Gib mir Tinte und Feder, ich will dir die Punkte aufzeichnen, die du festzuhalten hast.»

Lukretia erhob sich und schritt zu der mit astreichem Nußbaumholze bekleideten Rückwand des Turmzimmers. Dort ließ sie die Platte ihres in das Getäfel kunstreich eingefügten Schreibtisches auf die gabelförmige Eisenstütze nieder, und der Oberst schrieb, während ihm das Fräulein aufmerksam über die Schulter blickte:

«Donna Lukretia Planta, meine Bevollmächtigte, wird

mit der Exzellenz des Herzogs Serbelloni für mich auf Grund folgender Bedingungen unterhandeln:

Der Gubernatore stellt einen Heerhaufen von über zehntausend Mann bei Fort Fuentes an den Eingang des Veltlins.

Er trifft das Abkommen mit dem Hofe in Innsbruck, daß ein kaiserlicher Heerhaufe von derselben Stärke gegen die bündnerische Nordgrenze bei Finstermünz und am Luziensteig vorrücke.

Die Führer beider Heere gehorchen dem Obersten Jenatsch und betreten den Bündner Boden nicht ohne dieses Obersten schriftlichen Befehl.

Der Oberst Jenatsch verpflichtet sich gegenüber Spanien, in weniger als Jahresfrist den Abzug aller in Bünden stehenden französischen Truppen bis auf den letzten Mann zu bewirken.

Dafür verspricht die Krone Spanien, die völlige Unabhängigkeit der drei Bünde in ihren alten Grenzen anzuerkennen und zu gewährleisten.»

Noch einmal überschaute Jenatsch die trocknenden Federzüge, dann setzte er seinen vollen Namen unter das Schriftstück.

Während er vor der ihm entgegentretenden Gestalt einer ungeheuren Tat insgeheim erbehte wie vor einem heraufbeschworenen Dämon, der ihm helfen oder ihn verderben konnte, war das Fräulein mit ihren Blicken den seinigen über das Blatt gefolgt und hatte sich mit einem Unternehmen, dessen praktische Seite ihr einleuchtete, schneller, als zu erwarten war, vertraut gemacht. Es schien ihr, daß es sich um einen raschen, klar geplanten, vielleicht unblutigen Handstreich handelte, und das war ihr lieber, als wenn ihrer einfachen Natur zugemutet worden wäre, die Fäden eines verwickelten Intrigennetzes in die Hand zu nehmen und zusammenzuknüpfen.

In dem Augenblicke, als Jenatsch die Vollmacht zusammenfaltete und dem Fräulein übergab, zeigte sich der alte Kastellan, der seine Rückkehr möglichst beschleunigt hatte, auf der Schwelle, und der Oberst befahl ihm, seinen Rappen vorzuführen.

«Diesen grauen Bären vergiß mir nicht auf die Fahrt mitzunehmen, Lukretia, seine Treue ist alt, und seine Taten sind noch gefährlich», sagte er freundlich, sprang auf und

trat mit dem Fräulein ans Fenster. Er zögerte, zu scheiden. «Die Nacht ist klar geworden», sprach er hinausblickend, «wann gedenkst du zu reisen?»

«Morgen vor Tag», erwiderte Lukretia. «Durch Pankraz wirst du zuerst von mir hören. Jürg, du bist ein gar großer Herr geworden — wie könnt' es dir fehlen, wenn Kapuziner und Frauen für dich botenlaufen!» Und die Tränen traten ihr in die Augen.

Dieses halb mutwillige, halb traurige Wort gehörte wieder ganz der Lukretia seiner Jugendtage. Sie stand neben ihm, nur größer und herrlicher, neu erblüht zu bräunlicher Gesundheit im Hauche ihrer Berge. Der Nachtwind bewegte die Löckchen an ihren Schläfen, die sich aus der Krone der dicken, dunkeln Flechten gelöst hatten, und ihre leuchtenden Augen blickten ihn an mit einer lautern Kraft, wie sie unter dem ermattenden Himmel des Südens nicht gedeiht.

Alte liebe Erinnerungen erwachten in ihm, er widerstand nicht und umfing sie.

«Mir ist, es sei noch nicht lange her, daß wir da unten miteinander spielten», sagte er weich und zeigte auf die im Herbstwinde leise rauschenden Bäume des Riedberger Schloßgartens nieder.

Sie fuhr schauernd zusammen — ihr Vater war vor ihr aufgestiegen — und blickte, von Jürg sich abwendend, ins Dunkel hinaus.

«Was ziehn dort für Lichter auf der Straße längs dem Heinzenberg, ist es ein Totengeleit?» fragte sie, auf das jenseitige Rheinufer deutend.

Jenatsch warf einen scharfen Blick hinüber. «Es sind die Fackeln des Herzogs, der im Schutze der Nacht hinunter nach Chur fährt», sagte er, blickte noch einmal in ihre nassen Augen, küßte ihr dann rasch die Hand und eilte von hinnen.

Siebentes Kapitel

Herzog Heinrich hatte sich in Chur das stattliche Haus des Ritters Doktor Fortunatus Sprecher zum Quartier erwählt. Der gelehrte Bündner stellte es ihm mit freudigem Dienst-eifer zur Verfügung, denn es war von jeher sein Ehrgeiz und sein Glück gewesen, sich edeln historischen Persön-

lichkeiten zu nähern und mit ihnen in einem seinem Geschichtswerke gedeihlichen Verkehr zu bleiben.

Kaum hatte sich der herzogliche Haushalt so standesgemäß, wie es in dem republikanischen Berglande möglich war, in den besten Gemächern der raumreichen patrizischen Wohnung eingerichtet, als nach einer Reihe von düstern, stürmischen Tagen der Schnee in schweren Flocken zu fallen begann. Der Winter brach früh herein, und die weiße Decke blieb auf den steilen Dächern und ernsthaften Stufengiebeln der alten Bischofsstadt fast ohne Unterbruch liegen, bis am Ende des Hornungs die Föhnstürme das Land fegten und mit den ersten Märztagen die Sonne Kraft gewann.

Der Winter war dem guten Herzog in gezwungener Muße verflossen, denn er war von seinem Heere im Veltlin durch den unwegsamen Schnee der Berge getrennt, und auch seine Verhandlungen mit dem französischen Hofe stockten und wollten zu keinem Ziele führen. Wäre die Sorge um den Abschluß des Vertrags neben andern Sorgen und Ungewißheiten und wäre die an dem tätigen Geiste des Feldherrn zehrende gezwungene Muße nicht gewesen, er hätte sich im Sprecherschen Hause nicht unwohl gefühlt und nicht ungern unter seinen schlichten protestantischen Glaubensgenossen verkehrt.

Der Doktor Sprecher achtete sich durch die Gegenwart Rohans hochgeehrt. Erfüllte sich ihm doch der langgehegte Wunsch, den Lebenslauf seines erlauchten Gastes an der Quelle schöpfend aufzeichnen zu dürfen. Mit der lebenswürdigsten Herzensgüte bequeme sich dieser dazu, seinem Wirte täglich ein Bruchstück seiner Schicksale in italienischer Sprache zu erzählen, und in dieser Sprache verfaßte der Doktor auch das Lebensbild, das ein Geschenk werden sollte, denn so hatte es der edle Gast ausdrücklich verlangt, für die Frau Herzogin, die sich noch immer in Venedig aufhielt, und für Rohans Tochter, die dem Herzog Bernhard von Weimar anverlobte Marguerite. Mit dieser erfreulichen, aber privaten Bestimmung seiner gewissenhaften und schönen Arbeit war der Doktor Sprecher nur halb einverstanden. Er hätte sie lieber zum Ruhme des Herzogs und nicht zur Unehre des Verfassers ohne falsche Bescheidenheit alsbald durch die Presse verewigen und in die Welt hinausgehen lassen.

Auf andere Weise betätigte sich des Herzogs Adjutant, der junge Wertmüller. Ruhelos trieb er sich in allen hohen und niedern Regionen der kleinen Stadt um. In kürzester Frist war er in Chur eine bekannte Persönlichkeit vom bischöflichen Palaste an, wo er seiner scharfen Augen und boshaften Zunge wegen gescheut, am Spieltische dagegen jederzeit willkommen war, bis hinunter in die dunkelsten Winkelschenken, wo man ihn, wie dort, an den gedehnten Winterabenden gerne kommen und nicht selten noch lieber wieder gehen sah. Es gelang ihm hier, die phlegmatischen Bündner durch seine Sticheleien, politischen Vexierreden und mancherlei andere Brennesseln so lange zu reizen, bis ihnen Dinge entfuhr, die sie nachher schwer bereuten über die Lippen gelassen zu haben.

War das Publikum empfänglich und regte es ihn durch phantasievolle Beschränktheit an, so entfaltete er noch andere, in den herzoglichen Gemächern nicht verwendbare, geheime Wissenschaften, die er seinen gründlich getriebenen mathematischen und physikalischen Studien verdankte. Es waren Kartenkünste und Zauberstücke, die dem Lokotenenten in den untersten Schichten seines Wirkungskreises den ernstgemeinten Ruf eines Hexenmeisters eintrugen, eine Auszeichnung, die ihm behagte, die aber in Regionen, wo der Weg aus dem erschreckten Kopfe in die derbe Faust ein kurzer ist, mit mancher Leibesgefahr verbunden war.

Diese nächtlichen Anfälle und Handgemenge reizten übrigens die kaltblütige Tapferkeit des Lokotenenten mehr, als daß sie ihn von seiner tollen Kurzweil gebracht hätten. Auch wußte er sich immer glücklich darauszuziehen und so rasch, daß seine militärische Ehre nie Schaden litt und die Verwirrung der Geister und die Arbeit der Fäuste erst dann ihren Höhepunkt erreichte, wenn er schon in den stillen Räumen des Sprecherschen Hauses an den herzoglichen Gemächern vorüber auf den Zehen seiner Kammer zuschritt.

Den Herzog, welchem Wertmüller mit unbedingter Treue und rastlosem Diensteifer ergeben war und der ihm deshalb vieles nachsah, beunruhigte er ohne Unterlaß durch seine scharfsinnigen Entdeckungen und warnenden Berichte. Wahrlich, er schien es darauf anzulegen, den hohen Herrn zu keinem Behagen kommen zu lassen.

Auf Jenatsch, dessen aufopfernde Treue mit den schweren Verhältnissen wuchs, der den Herzog täglich besuchte und es sich zur Aufgabe machte, seine Sorgen zu verscheuchen, seine leisesten Wünsche zu erraten, seine Befürchtungen ihm abzulauschen und sie entweder durch die eigene fröhliche Zuversicht zu entwurzeln oder mit beredten, überzeugenden Worten zu widerlegen — auf Jenatsch, den nützlichsten Ratgeber des Herzogs und den Liebling des Volkes, hatte es der verhärtete Lokotenente besonders abgesehen. Wertmüllers Gedanken spürten dem Obersten auf allen Schritten und Tritten nach, und er wollte aus der Haut fahren, wenn der Herzog seine Warnungen lächelnd fallenließ, weil er sie maßloser Eifersucht auf seinen Günstling oder der Unverträglichkeit dieser zwei grundverschiedenen Temperamente zuschrieb.

Was behauptete Wertmüller nicht alles!

Das Scheitern des Vertrags von Chiavenna, welches Rohan von dem einzigen in das Geheimnis gezogenen Bündner verschwiegen wußte, war, wenn man den Lokotenenten hörte, schon längst allgemein bekannt, ja wie absichtlich bis in die fernsten Hütten verbreitet, eine Kunde, die man sich nicht verhohlen ins Ohr sagte, nein, von der die Täler dies- und jenseits der Rhätischen Alpen widerhallten.

Aber das war das Geringste — Schlimmeres drohte —, Bündnen unterhandelte mit Spanien, behauptete Wertmüller. Und nicht etwa einzelne Parteigänger und Unruhestifter zettelten, sondern das gesamte Volk war in Gärung und Verschwörung gegen Frankreich begriffen, und Jenatsch, der heillose Heuchler, hielt das ganze Spiel des Betrugs in der Hand.

Der Herzog pflegte gemeiniglich leichthin zu erwidern, derartiges habe sich noch nie ereignet, es sei schlechterdings undenkbar, daß ein ganzes Volk sich wie eine geheime Gesellschaft verschwöre, unmöglich, daß nicht mindestens einer ihn warnte unter seinen vielen redlichen Anhängern im Lande. Im schlimmsten Falle würde ihn sein Gastfreund, der ruhige, wohlunterrichtete und keiner Partei pflichtige Doktor Sprecher, gegen dessen ehrenwerte Gesinnung selbst der Lokotenent nichts werde einwenden können, vor solchen unerhörten verräterischen Anschlägen sicherstellen.

Der unbekehrbare Zürcher ließ das nicht gelten.

Was die Verschwörung eines ganzen Volkes betreffe, so wolle er gerne zugeben, sagte er, daß sie nirgends möglich wäre als unter den Bündnern, die mit dem nordischen Phlegma die südliche Verschlagenheit in glücklicher Mischung vereinigten. Der erste beste dieses Volkes könne dem geriebensten Diplomaten zu raten geben. Die Staatskunst sei hier so allgemein verbreitet und landesüblich, daß das ganze Volk wie *ein* Mann rede oder schweige, wenn es sich um einen deutlichen Vorteil handle; die Schwierigkeit sei also nur, den langsamen Köpfen die Rechnung klarzumachen, und dafür werde der Volksredner Jenatsch ausgiebig gesorgt haben.

Was den gelahrten Herrn Doktor angehe, so wolle er ihm nicht zu nahe treten, aber für mutig halte er ihn nicht, wenigstens nicht einer gewissen geheimen Feme gegenüber, von der man munkte. Er könne hier seine Quellen nicht nennen; aber er müsse glauben, es sei im Lande ein Geheimbund errichtet mit Statuten, die sie den Kletten- oder Kettenbrief nennen — wahrscheinlich um das feste Ineinandergreifen und Zusammenhalten der Bundesglieder zu bezeichnen. Auf Verrat stehe der Tod. Er wolle nun nicht behaupten, daß der Doktor ein Glied dieser Kette sei, er sei nicht das Eisen dazu, aber daß er sich vor diesen Banditen sträflich fürchte, das sei mehr als wahrscheinlich.

Diese Verschwörung, deren Verräter dem Tode ver falle, behandelte der Herzog als eine vom Müßiggange erfundene und geglaubte Schauergeschichte. «Man hat Euch das aufgebunden, Wertmüller», pflegte er zu scherzen, «um Euerm Argwohne gleich das stärkste Gewürz vorzusetzen! Und gesteht nur, Ihr verdient etwas für Eure böse Zunge.»

Am verdächtigsten war dem Lokotenenten die Keckheit, mit der Jenatsch den Herzog über dessen eigene Stellung am französischen Hofe mit schmeichelnden Worten zu täuschen versuchte. Darüber mußte sich Heinrich Rohan doch selber im klaren sein. Was konnte den Bündner dazu bewegen, fragte sich Wertmüller, wenn nicht die teuflische Absicht, den guten Herzog von allen Seiten mit Netzen der Täuschung und dämonischen Irrsals zu umspinnen, um den Sichergewordenen um so gewisser zu verderben? Und sein Haß gegen den Obersten steigerte sich ins Unglaubliche.

Priolo war unverrichteter Dinge von Paris zurückgekommen — Wertmüller nahm an, er sei in das Zögerungssystem des Kardinals eingeweiht und von diesem gewonnen — und wurde mit neuen Briefen wieder weggesandt, welche die dringendsten Vorstellungen enthielten, doch ja die Unterzeichnung des für Frankreich verhältnismäßig günstigen Vertrags nicht länger zu verzögern, nicht die Bündner dadurch spanischen Anerbietungen zugänglich zu machen.

Kaum war Priolo abgereist, so berichtete der tapfere Herr von Lecques, den Rohan an der Spitze seines Heeres im Veltlin zurückgelassen hatte, von drohenden Zeichen des Ungehorsams unter seinen Bündnertruppen, die auf eine allgemeine Gärung im Volke hindeuteten. Er würde, schrieb er, diesen einzelnen Vorfällen weiter keine Bedeutung beilegen, wenn nicht die Spanier in ansehnlichen Massen sich der Grenze näherten, wenn nicht der Herzog von seinem Heere getrennt wäre und sich in der Mitte eines, wie er fürchte, mit der Politik Frankreichs täglich unzufriedener werdenden Landes befände. Er schloß seinen Bericht damit, daß er den Herzog bat und beschwor, sich um jeden Preis mit seinem getreuen Heere im Veltlin zu vereinigen. Sei dies geschehen, habe er, Lecques, seiner peinigenden Verantwortung sich entledigt und den Befehl in die ruhmreichsten Hände niedergelegt, so freue er sich, an der Seite seines Feldherrn, den Degen in der Faust, der ganzen Welt zu trotzen.

Wertmüller vernahm diesen rettenden Vorschlag mit Jubel — und fluchte wütend, als er nach dem nächsten Besuche des Obersten wahrnehmen mußte, daß es diesem gelungen war, den Herzog zu überzeugen, sein Aufenthalt in Chur sei völlig gefahrlos, für die französischen Interessen in Bünden vorteilhaft, bei der Verehrung, die seine Person im Lande genieße, zur Beruhigung der Gemüter sogar unumgänglich notwendig.

Ein Augenblick des Zweifels kam auch für den edlen Herzog. Es war Wertmüller gelungen, eine Spur aufzufinden, deren Verfolgung ihn in den Stand setzen konnte, auch das blindeste Vertrauen zu erschüttern. Er hatte in der Schenke Zum staubigen Hüttlein die Bekanntschaft eines welschen Quacksalbers gemacht und zufällig erfahren, dieser gedenke jetzt in das Land des Lorbeers und der Myrte

zurückzukehren. Das abenteuerliche Männchen, das sich in dem kalten Klima den Magen mit dem gefährlichen weißen Completer wärmte, rühmte sich in prahlerischer Weinlaune seiner hohen diplomatischen Beziehungen und Fähigkeiten; in Wertmüller, der ihn bewundernd anhörte und ihm fleißig einschenkte, blitzte eine Erinnerung auf. Jüngst, als er spät in der Nacht den bischöflichen Palast verließ, hatte er dies unverkennbare Figürchen bei schwachem Mondscheine in einer Ecke des Hofes neben einer Holofernesgestalt und im eifrigsten Gespräche mit dieser erblickt — nur einen Moment, denn die beiden waren beim Klirren seines Schrittes unter einem Torwege verschwunden, aber genügend lang für sein scharfes Auge, um die auffallende Gestalt des Wunderdoktors deutlich gewahr zu werden und in der andern, von einem dunkeln Mantel umhüllten, den Obersten Jenatsch zu vermuten. Das genügte, um den unternehmenden und durch die Winterruhe gelangweilten Lokotenenten zu einem lustigen Handstreiche anzufeuern.

Er belauerte die Abreise des Italieners, nahm auf ein paar Tage Urlaub, ritt dem fahrenden Wunderdoktor nach und holte ihn auf seinem feurigen Fuchs gegen Abend des ersten Reisetages ein. Wie ein Wegelagerer überfiel er ihn an einer einsamen Stelle der Gebirgsstraße. Der erschrockene Quacksalber mußte zuerst seinen Apothekerkasten ausräumen und sich dann einer Durchsuchung seiner Person unterwerfen. Wie triumphtierte Wertmüller, als er, dem Doktor freundschaftlich auf den Rücken klopfend, ein knisterndes Papier verspürte, das zwischen Tuch und Unterfutter eingenäht war, und dann mit der Pflasterschere des Unglücklichen aus dessen scharlachrotem Rocke unversehrt ein eigenhändiges Schreiben seines Feindes an einen Kapuzinerpater herauschnitt, worin Jenatsch diesem Aufträge an den Gubernatore Serbelloni in Mailand gab. Der Wortlaut freilich war dunkel, aber die Tatsache selbst sprach um so klarer. Nachdem der Lokotenent den schlotternden Zahnausreißer beruhigt und aus seiner Reiseflasche gestärkt hatte, jagte er in freudigem Galopp nach Chur zurück. Jetzt war der Verräter Jenatsch in seinen Händen.

Er erreichte die Stadt in vorgerückter Nachtstunde und wurde kaum noch vorgelassen. Der Ungeduldige mußte

sich damit begnügen, seinem Herrn den verräterischen Brief mit einer gedrängten Auseinandersetzung des Zusammenhangs zu überreichen. Als Wertmüller dann am nächsten Morgen nach einem glücklichen Schlafe sich dem Herzog vorstellte, fand er diesen in sehr getrübler Stimmung und nicht geneigt, auf eine Besprechung des ihm, wie er sagte, unerklärlichen und sehr schmerzlichen Vorfalles einzugehen. Er müsse auch von anderer Seite sich darüber Aufklärung verschaffen.

Kurz vor der Stunde, zu welcher Jenatsch täglich dem Herzog aufzuwarten pflegte, wurde der Lokotenent mit einem Tagesbefehl nach der Rheinschanze beordert, und, so scharf er auch ritt, er kam zu spät, um dem Obersten vor Herzog Heinrich Stirn gegen Stirn entgegenzutreten.

Bei seiner Rückkehr traf er diesen in der heitersten Laune und wie von einer schweren Last befreit.

«Besten Dank für Euern löblichen Dienstleister, braver Wertmüller!» empfing er den Adjutanten. «Diesmal hat er Euch freilich trotz Eures mit Argusaugen blickenden Scharfsinns in eine grobe Falle gelockt. — Ungern tue ich Eurer Eitelkeit weh. — Jenatsch war hier, und ich habe ihn mit aller Offenheit zur Rede gestellt. Er hat sich vollkommen gerechtfertigt. Der Brief ist falsch und die Handschrift auf merkwürdig geschickte Weise nachgeahmt. Der Oberst hat Feinde, in deren Interesse es liegt, ihm mein Vertrauen zu rauben. Sie ahnen nicht, daß sie es mit ihren Kabalen im Gegenteil immer mehr befestigen. Er hat deren namentlich am bischöflichen Hofe unter Euren geistlichen Genossen am Spieltische, Wertmüller. Sie kennen Euch und zählten auf Euern Argwohn und Eure Unternehmungslust. Da Ihr aus Euerm Widerwillen gegen den Oberst und, Euch zur Ehre sei's gesagt, aus Eurer Anhänglichkeit an meine Person kein Geheimnis macht, so war die Intrige der geistlichen Herrn bald eingefädelt. Der elende Dottore war ihr bestochenes Werkzeug. — Gesteht, er hat seine Rolle gut gespielt! Wo wird sich ein Italiener den Anlaß zu einer Komödie jemals entgehen lassen! — Was endlich jene nächtliche Unterredung zwischen Jenatsch und dem Quacksalber unfern der bischöflichen Residenz betrifft, die Euch zu denken gab, so hat es damit seine Richtigkeit — sie drehte sich um das Ausschneiden von Leichdornen. Erinnerst Euch, daß

Ihr über den Obersten gespottet habt, als er vor ein paar Tagen mit einem Pantoffel am linken Fuße einherschritt.»

Wertmüllers herbes Gesicht verfinsterte sich unter dieser Rede dermaßen, daß der Herzog ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn freundlich mit den Worten verabschiedete: «Sprechen wir nicht mehr davon, mein Lieber, die Sache ist nicht von Wichtigkeit.»

Fruchtlos brütend, wie er dem Obersten trotz alledem noch beikommen könne, verließ Wertmüller das herzogliche Gemach. In seinem Zustande verbissener Wut bemerkte er nicht, daß ein blondes Engelsköpfchen sich die Treppe heran ihm entgegenbewegte. Es war die goldlockige Tochter des Hauses, Fräulein Amantia Sprecher, die sich mit einem Strauße erster Märzglöckchen zu dem Herzog begab. Nicht nur übersah sie der Ungestüme, er raste in so weiten Sprüngen die Steinstufen hinunter, daß er sie fast niederrannte. Bestürzt hielt sie sich an dem reichverschlungenen Eisengeländer und sah ihm mit ihren unschuldigen blauen Augen sinnend und vorwurfsvoll nach.

War das derselbe Wertmüller, der ihrer Lieblichkeit sonst in auffallender Weise huldigte, der den ganzen Winter einer ihrer bevorzugten Tänzer gewesen war? Auch auf morgen hatte er sie ja wieder zum Balle, dem letzten und glänzendsten des Faschings, eingeladen. Welche Tarantel hatte ihn heute gestochen?

Wohl war er ihr auch sonst zuzeiten rücksichtslos erschienen, wenn er sich spöttisch und wegwerfend über bündnerische Zustände und Sitten äußerte. Wer oder was blieb überhaupt von seiner scharfen Zunge verschont! Mit ihr hatte er doch bis jetzt immer eine Ausnahme gemacht, und sie war dafür nicht unempfindlich geblieben.

Ihre sanfte kindliche Schönheit und das Gleichgewicht ihrer durchaus friedfertigen Sinnesart wirkte anziehend und beruhigend auf den quecksilbernen Offizier. Die Sprecherin ihrerseits hatte sich in allen Züchten zuweilen mit dem Gedanken beschäftigt, wie sich dieser zürcherische Unband wohl als Eheherr ausnehmen würde, und hatte seine Tapferkeit, den unbestreitbaren Wert seiner Treue an dem edlen frommen Herzog und seine hochgehenden Lebensaussichten mit weisem Herzen in die Waage gelegt gegen seine Schroffheiten, sein absprechendes Wesen und seine

Spöttereien über Geistlichkeit und Gottesdienst, die vielleicht doch im Grunde weniger schlimm gemeint waren, als sie übel klangen. Doch war sie — nach dieser rauen Begegnung mußte sie sich's gestehen — noch keineswegs zu einem günstigen Ergebnis gekommen.

So entschlug sie sich dieser Gedanken, ohne daß es sie große Mühe kostete, und wandelte, den silberhellen Blumenstrauß in ihrer Hand ordnend, langsam die letzten Stufen hinauf.

Fräulein Amantia hegte für den edlen Gast ihres Vaters eine unbegrenzte Verehrung, welche die liebenswürdige Leutseligkeit des Herzogs von jeder Zutat beklommener Scheu befreit hatte. Sie pflegte alltäglich zu einer Stunde, wo er sich nicht ungern stören ließ, in seinem Empfangszimmer zu erscheinen und nach seinen Wünschen zu forschen. Er ermangelte dann nie, hatte er nicht dringende Geschäfte, das gute Kind zurückzuhalten und sich nach den Interessen ihres Tages zu erkundigen.

Heute kam sie eben aus der Wochenpredigt, weniger erbaut als in Zweifel versenkt, denn der Pfarrer Saluz hatte über einen außer der Reihenfolge liegenden Text mit großer Heftigkeit gepredigt, und über welchen schauerlichen Text — den Verrat des Judas Ischariot, Matthäus am sechsundzwanzigsten! Er hatte dadurch seine Zuhörer in große Aufregung versetzt, die sich ängstlich nach dem Zielpunkte dieser Anspielung umsahen und sich, sagte Fräulein Amantia, fast wie seinerzeit die Jünger fragten: «Herr, wer ist es, der dich verrät?»

Achtes Kapitel

Wenige Tage später, den 19. März, eilte der gelehrte Ritter Fortunatus Sprecher die Treppen zu den Gemächern seines erlauchten Gastes herauf. Diese frühe Morgenstunde konnte unmöglich zur Fortsetzung der Biographie des Herzogs geeignet sein; auch war das Antlitz des Ritters, der krampfhaft ein großes, mit dem Bündnerwappen verziertes Druckblatt in der Hand hielt, wie solche zu öffentlichen Kundgebungen an die Mauer geschlagen werden, heute besonders schwer verdüstert.

Oben angelangt, blieb er atemlos einen Augenblick stehen und sammelte sich. Doch ließ er dem Kammerdiener kaum Zeit, ihn anzumelden, und drang ohne die gewohnte Rücksicht und Höflichkeit in das Arbeitszimmer des Herzogs ein, wo dieser, seine Bibel lesend, im Erker saß und jetzt, über die Störung erstaunt, zu dem Eintretenden aufblickte.

«Es sind unerhörte Ereignisse», begann Herr Sprecher, «die mich zwingen, erlauchter Herr, Eure Morgenandacht zu stören. Es ist, kaum wage ich es auszusprechen, die Sorge um die Sicherheit Eurer edlen Person, die mich dazu treibt. Könnt' ich Euch doch in mein Herz blicken lassen, damit Ihr darin meine aufrichtige und in jeder Probe stichhaltige Ergebenheit läset, überzeugender, als mein Mund sie ausdrücken kann! — In meine geschichtlichen Arbeiten vertieft und gewohnt, auf die eiteln Geräusche des Tages wenig zu merken, habe ich leider die Bedeutungen der wirren Stimmen unterschätzt, die allerdings in der letzten Zeit an mein Ohr schlugen. Ich wollte Euch nicht unnötig damit beunruhigen.»

Der Herzog erhob sich rasch. «Kommt zur Sache, Herr!» sagte er bestimmt und ruhig. «Was ist das für ein Blatt? Gebt her.»

Sprecher überreichte das verhängnisvolle Druckblatt und stöhnte mit sinkender Stimme: «Es ist der Aufstand gegen Frankreich und die Ernennung des Jürg Jenatsch zum Obergeneral der drei Bünde.»

Rohan durchlief das Blatt und erblaßte.

Es enthielt einen Aufruf an das Volk, der die Beschwerden der Bündner gegen die Krone Frankreich in kurzen, treffenden Worten zusammenfaßte und zum Vertrauen auf Spanien-Österreich aufforderte, das sich bereit erkläre, Bündens alte Grenzen und Freiheiten zu gewährleisten. Alle bündnerischen Waffen wurden unter den Befehl des Jürg Jenatsch gestellt.

Die Schlußworte lauteten:

«Ihr Gemeinden der drei Bünde, greift zum Schwert, erhebt euch zum Landsturm im Namen des Herrn. Sammelt euch bei Zizers nächst Chur am neunzehnten des März.» Hier folgten die Unterschriften der drei Bundeshäupter, obenan diejenige des Amtsbürgermeisters Meyer von Chur.

Der Herzog warf das Blatt empört auf den Tisch. Er rief

nach seinen Dienern, befahl zu satteln und fragte nach Wertmüller. Mit diesem wollte er nach der Rheinschanze reiten. Seine schnelle Geistesgegenwart und militärische Spannkraft verließen ihn nicht einen Augenblick.

Während ihn sein Diener ankleidete, wagte der geängstigte Sprecher noch einige Beteuerungen, Andeutungen und Räte.

«Die Unterschriebenen sind alle Mitglieder des Kettenbundes. Gott weiß, ich hielt ihn für eine gemeinnützige Gesellschaft ohne gefährliche Nebenzwecke! — Und dieser Bürgermeister Meyer, der sich immer so verächtlich über den charakterlosen Jenatsch und so feindselig gegen das papistische Spanien äußerte...! Ich fürchte, erlauchter Herr, mein Hausrecht wird Euch hier nicht schützen können...! Ihr kommt durch die nach Zizers strömenden Volksmassen nicht mehr in die Rheinschanze... Horcht! Mein Gott, nun läutet es auch in der Stadt von allen Türmen Sturm... Vielleicht ließe sich nächtlicherweile ein Fluchtversuch nach Zürich wagen, und von dort würdet Ihr auf Umwegen Euer Heer im Veltlin erreichen!» —

Während dieser Worte war der Galopp eines Pferdes auf dem Pflaster erklingen, und schon stand der Adjutant Wertmüller in dienstlicher Haltung, aber mit zornblitzenden Augen vor dem Herzog.

«Die Bündnerregimenter im Domleschg meutern und marschieren mit fliegenden Fahnen auf Chur, Erlaucht», meldete er. «Ich wäre ihnen bei einem Morgenritte nach Reichenau fast in die Hände gefallen. Sie sind mir auf den Fersen. Hier in der Stadt liegt, wie der edle Herr weiß, nur die Freikompanie der Prätigauer. Treue Leute! Ich habe sie an das nördliche Tor beordert. Ihr Hauptmann Janett schwur mir zu, er sei mit Leib und Leben der Eurige und werde gegen alle Spaniolen und Meineidigen zu Euch stehen. Eure Pferde und Leute sind unten bereit. Noch ist es möglich, wenn die Prätigauer uns den Rücken decken, nach der Rheinschanze durchzudringen. Begegnet uns Volksgesindel, so reiten wir es nieder.»

Herzog Heinrich hieß diesen mutigen Vorschlag, welcher seinen eigenen Entschluß aussprach, mit einer zustimmenden Kopfbewegung gut und schritt, Herrn Sprecher flüchtig grüßend, rasch dem Ausgange zu.

Aber schon war er ein Gefangener.

Als Wertmüller die Türe des Vorsaaes aufriß, ertönte von unten her Gemurmél zahlreicher Stimmen und schleifendes Geräusch treppansteigender Füße. Man vernahm Sporengeklirr und gedämpften Wortwechsel. Der Herzog blieb stehen und legte die Hand an den Degen.

Vor der Tür zauderten und drängten sich Gestalten, die einen in Waffen, die andern in Staatstracht. Keiner wagte es, sich voranzustellen. Jetzt wichen sie zur Seite und gaben Raum. Georg Jenatsch trat aus ihnen hervor und überschritt die Schwelle. Ihm folgten Guler, der Graf Travers und ein stattlicher Mann in bürgermeisterlichem Ornate und goldener Kette mit großgeschnittenem, fleischigem Gesicht und leicht schielenden Augen.

Der Oberst Jenatsch, hinter dessen entschlossenen Schritten die andern nicht ungern zurückblieben, näherte sich barhaupt mit starren blassen Zügen dem Herzog, der stolz und fragend vor ihm stand. Seine Stimme klang ruhig und seltsam kalt, als er zu reden anhub:

«Erlauchter Herr, Ihr seid in unserer Gewalt. Unser Aufstand ist Gegenwehr und gilt nicht Euch, sondern der Krone Frankreichs. Was Euch dunkel blieb, ist uns klargeworden: Der Kardinal will den von Euch mit uns vereinbarten Vertrag nicht unterzeichnen. Er will uns festhalten und im Tauschhandel des in Aussicht stehenden allgemeinen Friedensschlusses als französische Ware verschachern. Das Pfand Eurer reinen Ehre, das er uns in die Hände gab, würde er leicht verscherzen. So hat uns der König von Frankreich und sein Kardinal dazu getrieben, bei unserm Erbfeinde billigere Hilfe zu suchen, die uns auch gewährt wurde. Gott weiß, was es uns gekostet hat, unsere Freiheit unter Spaniens Schild zu stellen.

Was wir von Euch verlangen und warum Ihr es uns gewähren werdet, das kann ich Euch mit wenigen Worten darlegen. Vor Eurer Rheinschanze strömt Bündens ganzer Landsturm zusammen. Die Regimenter rücken in Chur ein. Ich habe sie ihres Gehorsams gegen Euch entbunden und den Eid ihrer Treue den Häuptern unserer drei Bünde schwören lassen. Die Österreicher stehen am Luziensteig, die Spanier bei der Festung Fuentes, beide mit Übermacht. Auf ein Wort von mir überschreiten sie die Grenze. — Seht

hier meine spanisch-österreichischen vom Kaiser selbst und vom Gubernatore Serbelloni unterzeichneten Vollmachten!» — und er entfaltete zwei Papiere. «Lecques kann Euch nicht befreien, denn bei seiner ersten Bewegung gegen die Alpenpässe rücken die Spanier von Fuentes her ins Veltlin. — Ihr seht, Euer Heer ist von allen Seiten eingeklemmt; nur Ihr könnt es Euerm Könige retten, und Ihr tut es, wenn Ihr dieses Übereinkommen unterzeichnet.»

Jenatsch nahm ein drittes Papier aus der Hand des Bürgermeisters von Chur und las:

«Die Rheinschanze und das Veltlin werden von den Franzosen geräumt.

Sie verlassen Bünden als Freunde und in kürzester Frist.

Der Herzog Heinrich Rohan, Pair von Frankreich und Generalleutnant der französischen Armee, bleibt als unser Bürge in Chur, bis zur Vollziehung dieses seines mit uns geschlossenen Übereinkommens.

Und dies Übereinkommen verspricht der erlauchte Herzog bei seiner Ehre auch dann in Treuen zu vollziehen, wenn Gegenbefehl vom französischen Hofe einträfe.» —

So steht es. Wir haben nicht das Recht, erlauchter Herr, Eure Liebe zu Bünden anzurufen, denn wir haben uns ohne Euch und wider Euch geholfen. Aber bedenkt, daß Ihr, wenn Ihr den Vertrag nicht unterzeichnet, dieses Land, das gewohnt ist, Euch als seinen guten Engel zu verehren, durch Euren Widerstand in blutiges, unabsehbares Elend stürzt.»

Der Herzog nahm die Rolle nicht. Er wandte sich mit einer zornigen Träne ab, dann sagte er, und seine Stimme bebte: «Ich habeschon vielen Undank erfahren — aber noch nie ist mir auf so bittere Weise mein Vertrauen mit Verrat und die von mir dem Rechte des Kleinen erwiesene Ehre mit Schlangenbissen und Schmach heimgezahlt worden. — Ich unterzeichne nicht. — So tief kann ich Frankreich und seinen Feldherrn unmöglich erniedrigen.»

Die Stille, die jetzt entstand, wurde durch einen Tumult vor der offengebliebenen Türe unterbrochen. Durch das die Treppen füllende Volk drängte sich ein breitschultriger, rothaariger Kriegermann, und man hörte ihn dringend nach dem General Jenatsch fragen. Unwirsch rief ihm dieser entgegen: «Ihr stört hier, Hauptmann Gallus! Was gibt's?»

«Ich muß Eure Ordre haben», rief die rohe Stimme. «Janetts Prätigauer wollen den neuen Eid nicht schwören. Sie meinen, Ihr verhandelt sie an die spanischen Pfaffen, und sagen, sie hätten Frankreich geschworen und gehorchten niemandem als dem Herzog.»

Jenatsch war vor Wut totenbleich geworden. Er warf den Kopf nach dem Sprechenden herum und schrie ihn heiser an: «Mein Regiment gegen sie vorgeführt! Erschießt sie alle!» Dann wandte er sich wieder dem Herzog zu und drohte, wie außer sich, mit erstickter Stimme: «Ihr Blut über Euch, Herzog Rohan!»

Der Herzog zuckte und stand eine Weile in schmerzlichem innerm Kampfe. Endlich ergriff er mit zitternder Hand die auf dem Tische liegende Rolle, wandte sich und schritt der Türe seines Arbeitszimmers zu, die der ihm folgende Wertmüller fest hinter ihm verschloß.

Jenatsch kehrte sich, immer noch tief erblaßt, zu dem Bürgermeister. «Unsere Sache ist gewonnen», sagte er. «Man muß dem Herzog Rohan Ruhe lassen. Entfernt die Leute. Ich stehe dafür, daß er unterschreibt.»

Dann befahl er dem Hauptmann Gallus, der unschlüssig stehengeblieben war: «Sagt dem Janett, seine tapferen Prätigauer sollen des Eides wegen unbehelligt bleiben. Der Herzog sei mit der Regierung der drei Bünde einverstanden und werde die Kompanie in kurzem seinen Willen wissen lassen.» —

Wenige Minuten waren verstrichen, und die Gemächer des Herzogs hatten sich zu leeren angefangen, als die innere Türe sich öffnete und Wertmüller mit dem von Rohan unterschriebenen Vertrage in der Hand erschien.

«Wer von den Herren hier hat gegenwärtig das Ding in Händen, das in Bünden mit dem unpassenden Namen *«gesetzliche Gewalt»* bezeichnet wird?» fragte er schneidend und streckte dem Bürgermeister von Chur, der mit ernster Amtsmiene vortrat, die Bündens Los entscheidende Rolle entgegen mit einem Ausdruck von verächtlicher Schärfe, dessen nur sein Gesicht fähig war.

Herr Fortunatus Sprecher, der gerade oben an der Treppe einige bündnerische Staatspersonen beglückwünschend wegkomplimentiert hatte, sah jetzt einen jungen Mann in Reisekleidern atemlos die Stufen hinaneilen, ergriff seine

Hand und zog ihn beiseite, um ihm das Geschehene mit bedauernden Worten mitzuteilen. Es war der längst erwartete und in diesem verhängnisvollen Augenblicke eben von Paris angelangte Priolo.

«Um Gott», rief Priolo, «haltet mich nicht auf, Herr Doktor. Vielleicht ist es noch Zeit. Ich muß zum Herzog — der Vertrag von Chiavenna ist unterschrieben — alles und mehr gewährt! Nur schließt keinen Bund mit Spanien!» Und er durcheilte das Vorgemach.

Als ihn Jenatsch, der im Gespräche mit dem Bürgermeister stand, mit verstörtem Gesichte vorüberhasten sah, sagte er zu diesem mit bitterm Lächeln: «Der Kardinal glaubte sich des Schicksals bemächtigt zu haben, doch diesmal hat es ihn gefoppt.»

Meyer antwortete nicht, aber er umfaßte die Schicksalsrolle mit gefalteten Händen.

Eine Stunde später war es in den äußern Gemächern des Herzogs still und einsam geworden. Jenatsch allein schritt im Vorzimmer auf und nieder, die aus dem Geschehenen hervorbrechende Zukunft erwägend. Was ihn beunruhigte, war das Los seines Gefangenen, und er verweilte hier in der Hoffnung, das unlängst ihm so freundliche Antlitz noch einmal zu sehen. Daß Herzog Heinrich ein Sklave seines gegebenen Wortes sein werde, daran zweifelte der Verräter keinen Augenblick; aber es war ebenso gewiß, daß der Kardinal einen Haß werfen würde auf Rohan, das Werkzeug, dessen edler, feiner Stahl zerbrochen war in seiner es mißbrauchenden Hand, und daß der Herzog Frankreich nicht wieder betreten könne, ohne der Rache Richelieus zu verfallen. Jenatsch hätte ihn gerne vor dieser Rache sicher gewußt — aber wo? Welches war die Stätte, die dem Arme des Kardinals ihn entzog und die doch kein trostloses Exil für ihn war, das zu erwähnen er sich weigern würde?

Er wartete vergebens. Der Herzog kam nicht, und als endlich die Tür sich öffnete, war es der Adjutant Wertmüller, der, ein Schreiben in seine Brieftasche steckend, heraustrat und ohne Gruß an ihm vorüberschreiten wollte.

«Könnt Ihr mir nicht eine kurze Audienz bei dem Her-

zog verschaffen, Wertmüller? — In seinen eigenen Angelegenheiten», fragte der Bündner.

«Damit verschont Ihr ihn besser», versetzte der Lokotenent. «Euer Anblick hat für ihn seinen Reiz verloren. Was seine persönlichen Angelegenheiten betrifft, so seid Ihr nicht der Mann, sie erfreulich zu ordnen. Er hat es eben selbst getan.»

«Er hat schon über seine Zukunft entschieden?» fragte Jenatsch gespannt. «Geht er nach Zürich oder Genf? Dort könnte er in edler Muße seinen Studien leben.»

«Ein militärisches Handbuch schreiben, meint Ihr?» höhnte Wertmüller. «Nicht doch! In der Lage, die Ihr ihm so kunstvoll bereitet habt, bleibt für Herzog Rohan nur eines übrig: der Tod auf dem Schlachtfelde. Ihr begehrt zu wissen, wohin mein Herr sich wenden wird, wenn er aus Euern Judasarmen sich losgemacht hat, und ich will Euch nicht belügen — entgegen der Sitte, die von Euch hiezulande eingeführt wurde.

Ich überbringe ein Schreiben meines edlen Herrn an den Herzog Bernhard von Weimar, seinen Schwiegersohn, worin er sich zu gemeinem Reiterdienste im deutschen Heere anbietet. Kann ich Euch etwas an den Herzog Bernhard ausrichten? Besinn' ich mich recht, so folget auch Ihr einst seiner Fahne. Er wird sich über Euch wundern. Noch heut reit' ich ab und genieße so auch meinerseits zum letzten Male Euern Anblick. Wäre ich dessen nie teilhaftig geworden! Besonders jenes Mal vor der Festung Fuentes nicht, als Ihr in gebührenden Ehren einherschrittet . . ., schon damals mit spanischem Gefolge! Manches stünde besser, und Ihr wäret schon längst an Euern richtigen Platz erhöht.»

«Ihr reizt mich nicht», sagte der andere finster. «Ich bin des Blutes satt, und an Eurer persönlichen Achtung liegt mir nicht das mindeste. — Was ich für mein Land tue, versteht Ihr nicht. — Geht und sagt dem Herzog Bernhard», schloß Jenatsch und schritt, das Haupt übermütig zurückwerfend, dem Eingange zu, «er möge sich vorsehn, daß er sein Elsaß so glücklich den Krallen Frankreichs entwinde wie ich mein Bünden.»

Neuntes Kapitel

Der warme Mai hatte das Tal des Rheines mit Blüten und üppigem Grün bedeckt, als das französische Heer auf seinem durch den Märzvertrag erzwungenen Rückmarsche aus dem Veltlin sich auf der staubigen Landstraße von Reichenau her den Toren der Stadt Chur näherte.

Das dem Herzog Rohan abgerungene und von Priolo nach Paris gebrachte Übereinkommen war dort genehmigt worden, wenn auch in gewundenen Ausdrücken, aus welchen das widerwillige Sträuben des Kardinals deutlich hervoblickte. Der Schrecken und Ärger am französischen Hofe über den in einem fernen Bergwinkel mit beispielloser List geplanten Gewaltstreich war groß gewesen. Niemand hatte bis jetzt den Namen des unbekannten Abenteurers, der ihn ausgeführt, der Beachtung wertgehalten.

Dennoch ging man auf das Übereinkommen ein, mußte darauf eingehen. Der dem Kardinal an kluger Berechnung gleichstehende Bündner hatte die Maschen des Netzes zu fest geknüpft und zu sicher zusammengezogen, als daß selbst die Schlaueit Richelieus eine Lücke zum Durchschlüpfen gefunden hätte. Vielleicht dachte dieser noch an die Möglichkeit, es mit Gewalt zu zerreißen, aber dafür war der sein gegebenes Wort hoch und heilig haltende Rohan nicht zu verwenden.

Dieser war seinem anrückenden Heere nicht entgegengeritten und befand sich nicht in dessen Mitte. Nach dem grausamen Auftritte im Sprecherschen Hause hatte ihn ein Rückfall seines Übels aufs Krankenlager geworfen, und jetzt war er kaum soweit genesen, um in eigner Person sein Heer über die wenige Meilen von Chur entfernte bündnerische Grenze führen zu können. In der frischen Morgenstunde des nächsten Tages wollte er sich zum letzten Male als Feldherr an die Spitze seiner Truppen stellen, um mit ihnen das Land zu verlassen, für das er so viel getan und das ihm seine Liebe so schlecht gelohnt hatte.

Als die das Heer verkündende große Staubwolke sich näherte, strömte viel Volk aus der Stadt, jung und alt, den anrückenden Franzosen entgegen, welchen die Bürger von

Chur niemals wie die wilden Leute der Gebirgstäler abhold gewesen und die sie jetzt um so lieber sahen, als es das letztmal war und die langjährigen Gäste am nächsten Morgen das Land für immer räumten.

Da sprengte ein Reitertrupp aus dem Tor und trieb die auf der heißen Straße ziehenden Massen auseinander. Es waren Bündneroffiziere, voran auf einem schwarzen Hengst ein Reiter in Scharlach, von dessen Stülphute blaue Federn wehten, der jedem Kinde bekannte Jürg Jenatsch.

Das Volk sah dem mit seinem Reiterbegleite in den aufgejagten Staubwolken schon wieder Verschwindenden mit Bewunderung und leisem Grauen nach, denn es ging die Sage, der arme Pfarrerssohn, welcher der mächtigste und reichste Herr im Lande geworden, habe seinen Christenglauben abgeschworen und seine Seele dem leidigen Satan verschrieben, darum habe er in den unmöglichsten Anschlägen Glück und Gelingen.

Lauter und näher ertönte die Feldmusik. Das Volk verteilte sich auf die grünen Wiesen und Halden zu beiden Seiten des Weges und bildete eine lebendige Hecke. Die französische Vorhut zog vorüber, aber die gebräunten Krieger schritten in raschem Tempo, ohne den grüßenden Zuruf der neugierigen Churer zu erwidern, und dieser wurde schüchterner und verstummte nach und nach.

Dort an der Spitze der jetzt heranrückenden Kerntruppen wurde neben Jürg Jenatsch der französische Befehlshaber Baron Lecques sichtbar. Aber der Franzose schien jenem für sein Geleit wenig Dank zu wissen. Stolz und verschlossen ritten die beiden nebeneinander. Der alte Degen konnte die Gegenwart des Bündners kaum ertragen. Das jugendliche Feuer seiner Augen sprühte Funken des Hasses und strafte die Silberfarbe seines kurzgeschorenen Haares Lügen. Er hatte heute den schneeweißen Schnurrbart noch steifer und herausfordernder als sonst aufwärts gedreht, und das gesund davon abstechende rotbraune Gesicht glühte von verhaltenem Zorn, während seine Faust kampflustig die tapfere Klinge blitzen ließ.

Die Regimenter zogen nicht durch das Tor ein, sondern vollführten eine Schwenkung links um die Mauern der Stadt. Sie sollten während der kurzen warmen Mainacht längs der vom Nordtore nach der nahen Grenze führenden

Heerstraße im Freien ein Feldlager aufschlagen. Als dies geschehen war und die Sonne unterging, beeilten sich die Offiziere, über hundert an der Zahl, die Stadt zu besuchen, um sich ihrem Feldherrn, dem Herzog Rohan, vorzustellen, die Mängel ihrer persönlichen Ausstattung in den Kaufläden von Chur zu ersetzen und sich, jeder nach seinem Geschmack, einen möglichst vergnügten Abend zu machen.

Auch Lecques ritt, nachdem er seine letzten Befehle für den Aufbruch in der Frühe gegeben, durch die Reihen der überall brennenden Feuer, an welchen die Soldaten eben ihre Abendkost bereiteten, und wandte sich, nachdem er das ganze Lager mit scharfen Blicken gemustert, langsam nach der Stadt. Hier trat er zuerst in das Gasthaus Zum Steinbock, wo er seine Offiziere nach Abrede versammelt wußte, und dann begab er sich sogleich zu Herzog Rohan, den er in dieser späten Abendstunde allein zu finden hoffte.

Er traf den Herzog zur Abreise bereit. Seine Angelegenheiten waren geordnet, und der Abschied von seinen Gastfreunden war genommen. Die französischen Offiziere hatte der Feldherr zwar empfangen, aber nach wenigen liebenswürdigen Worten schnell wieder entlassen. Seine letzten Stunden in Chur wünschte er in stiller Sammlung und einiger Ruhe zu verbringen.

Gerne hätte er auch für den nächsten Morgen jedes Geleit und jede Abschiedsfeierlichkeit abgelehnt, allein Herr Fortunatus Sprecher hatte mit Tränen in ihn gedrungen, doch der Stadt Chur, welche ihm, wie das ganze Land, so unendlich viel zu danken habe und deren Ergebenheit gegen seine verehrte Person trotz allen bösen Scheines immer dieselbe geblieben sei, doch ja diese unaustilgliche Schmach nicht anzutun, und der Herzog fügte sich diesem aus einer wunderlichen Gefühlsverwirrung hervorgehenden Wunsch, den er im stillen ironisch belächelte.

Als Lecques von dem Kammerdiener eingeführt wurde, trat ihm Heinrich Rohan mit vornehmer Ruhe entgegen und sprach ihm seine Anerkennung aus für die Umsicht und Raschheit, womit er seinem Befehle gemäß das Heer aus dem Veltlin zurückgeführt habe.

«Da das Unausweichliche geschehen mußte», fügte er

bei, «so war es ehrenhafter, daß es schnell geschah — und ich danke es Euch, daß Ihr meinen mir peinlich werdenden Aufenthalt in Chur durch Euern schnellen Marsch gekürzt habt.»

Baron Lecques sah seinem General forschend in das bleiche Angesicht und sagte mit einiger Schärfe: «Meinerseits, erlauchter Herr, fürchtete ich durch meinen schnellen Gehorsam die Interessen Frankreichs bloßgestellt zu haben. Es kann Euch nicht unbekannt sein, daß Euer Sekretär aus Paris Gegenbefehl gebracht hat; doch er ist, weil Ihr mir Eile befahlt, zu spät gekommen. Bedauerlicherweise traf mich Priolo schon diesseits der Berge im Dorfe Splügen.»

«Priolo hat sich gestern bei mir beurlaubt», erwiderte der Herzog achselzuckend, «ich kann ihn nicht zur Rede stellen. Von einem zweiten, die Ordre zum Abmarsche widerrufenden Befehle, der durch meine Vermittlung an Euch gesandt worden wäre, weiß ich nichts.»

Lecques öffnete seine Brieftasche und legte dem Herzog eine vom König und Richelieu unterzeichnete, in sehr bestimmte Ausdrücke gefaßte Weisung vor, die ihm befahl, das Veltlin mit seinen Truppen zu halten und die französische Ehre mit seinen tapfern Waffen um jeden Preis herzustellen.

Die Furche des Grams auf der durchsichtigen Stirne des Herzogs zeichnete sich schärfer. Er öffnete ein Portefeuille, das auf dem Tische lag, und entfaltete die an ihn gelangte Vollmacht zum Abschlusse des von den Bündnern ihm aufgenötigten Vertrags. — Sie war St. Germain, den 30. März, datiert und von Ludwig XIII. und Richelieu unterzeichnet. Er hielt sie mit der Ordre zusammen, die ihm Lecques überreicht hatte.

«Beide Dokumente tragen die Namenszüge des Königs und des Kardinals», sagte er ernst. «Vergleicht. Die Echtheit keiner dieser Unterschriften ist anzufechten. — Der Euch gegebene Befehl opferte meine Ehre und wohl auch mein Leben . . . Warum habt Ihr ihn nicht ausgeführt?»

«Weil es zu spät war, denn ich hatte die Festung schon geräumt», sagte Lecques trocken.

«Und besonders», fügte er rasch und mit Wärme hinzu, «weil ich, wie die Lage war, ohne Euch, erlauchter Herr, nicht handeln wollte. Ich bin der Meinung, mit diesem

letzten königlichen Befehle in meinen Händen sei auch jetzt noch nichts verloren und es sei noch früh genug, dem Wunsche und Willen des Königs nachzukommen und den Frankreich beschimpfenden Verrat zu rächen. Jetzt um so sicherer, als Feldherr und Heer wieder vereinigt sind! — Mein Plan ist gemacht, wollet ihn anhören.»

Er führte den Herzog in den turmähnlich vorspringenden Erker, dessen Fenster in der lauen, stillen Mainacht offenstanden, und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: «Es liegen keine Bündnertruppen in der Stadt und ihrer Umgebung. Jenatsch hat die Regimenter ins Prätigau verlegt, um jeder Reibung mit unsern durch den ruhmlosen Rückzug gereizten Soldaten vorzubeugen. Nur einige Haufen Landsturm bewachen die Tore. Jenatsch und die Obersten, die uns schamloserweise morgen ihr schadenfrohes Ehrengelait bis an die Grenze geben wollen, durchzechten die Nacht zur Feier unsers Abzuges im Schenkhause Zur Glocke. Die hellen Fenster dort in der zweiten Straße sind die Lichter des Gelages.

Die Rache liegt in unserer Hand! Hundertundfünfzig unserer Offiziere sind in der Stadt, lauter tapfere Edelleute, alle entschlossen, den Frankreich verräterisch angetanen Schimpf mit ihren Degen zu rächen.

Wir besetzen vorsichtig die Ausgänge der Glocke, dringen mit Übermacht ein und stoßen die trunkenen Meuterer bis auf den letzten Mann nieder. Auf ein von mir mit dem Lager verabredetes Zeichen werden die Stadttore von außen mit Petarden gesprengt. Unsere Truppen rücken ein und besetzen die Stadt. Die Churer sind in ihrer großen Mehrzahl immer den spanischen Kabalen entgegen und uns Franzosen zugetan gewesen. Sie rufen halb gezwungen, halb einverstanden: Vive la France!, und seid versichert, Herr, in wenigen Tagen stimmt ganz Bünden ein, denn im Grunde verabscheut es das spanische Bündnis. Einer hat den ganzen Verrat gebräut, der büßt zuerst — ich nehm' ihn auf mich. Hat erst einmal der Judas seinen Lohn empfangen», rief er mit unverhaltenem Zorn, «so wird sich die Szene, glaubt mir, mit *einem* Schlage verwandeln!»

«Gedenkt Ihr den Ruhm Frankreichs mit einem Wortbruche und einer Mordnacht wiederherzustellen?» sagte der Herzog streng.

Lecques wies auf seine Vollmacht. «Ich erfülle damit den Willen des Königs, meines Herrn», verteidigte er sich. «Der gelehrte Kardinal ist in Entscheidung von Gewissensfragen ein Meister; in seinem Katechismus steht: Verrat gegen Verrat. Das durch die rohe Gewalttat, die am 19. März dieses Hauses Gastrecht entehrte, Euch entrissene Wort verpflichtet Euch weder vor Gott noch vor den Menschen, hättet Ihr es auch auf die Hostie oder auf das Evangelium geschworen.»

«Mein Gewissen entscheidet anders», erklärte Heinrich Rohan bestimmt und ruhig. «Noch bin ich Euer Feldherr, noch seid Ihr mir Gehorsam schuldig, und Ihr werdet ihn leisten. Sprecht mir nicht mehr von Eurem Anschläge. Er würde, wenn er gelänge, die an der Grenze stehenden Österreicher und Spanier ins Land ziehn und den furchtbarsten Krieg entflammen. Ihr selbst habt es gesagt: ein einziger war fähig, diesen kalten Verrat zu begehen. Das Volk ist unschuldig und verdient nicht, was der eine verbrochen, durch ein so grausames Los zu büßen. Ich halte den Vertrag und glaube nicht, daß der Glanz unsrer Lilien dadurch verdunkelt werde; aber selbst wenn Frankreichs Waffenehre, wie Ihr meint, damit getrübt würde — ich müßte den Vertrag dennoch halten.»

«So spricht kein Franzose!» brauste der andere auf.

Der Herzog bewegte die Hand nach dem Herzen. Er wußte es, aber es wurde ihm heute zum ersten Male gesagt, — daß er sein Vaterland verloren habe.

«Ist es für mich unmöglich, zugleich ein Franzose und ein Ehrenmann zu bleiben», sagte er leise, «so wähle ich das letztere, sollte ich auch darüber heimatlos werden.»

Und die beiden traten in das Gemach zurück.

Es war kühl geworden und das Fenster hatte sich geschlossen. In den Mondschein, der den stillen Platz vor dem Hause füllte, trat jetzt eine große Gestalt, die schon längst mit verschränkten Armen, den Rücken an die Mauer gelehnt und den Sprechenden unsichtbar, unter dem Erker gestanden hatte. Nachdem Herr von Lecques mit harten, klirrenden Tritten das Haus verlassen und sich um die Ecke gewendet, schritt sie noch eine Weile gesenkten Hauptes im Schatten der jenseitigen Häuserzeile auf und nieder, von

Zeit zu Zeit den Blick zu dem Erker des Herzogs erhebend, bis der Lichtschein erlosch. Jetzt blieb sie an der Einmündung einer Seitenstraße stehen. Wieder ertönten Schritte. Es war ein schwankender, hagerer Mann in der Tracht der spanischen Edelleute, der sich näherte und einen Augenblick unschlüssig stehenblieb. Erst maß er den auf dem Platze nächtliche Wacht Haltenden mit scharfen Blicken, dann trat er auf ihn zu und redete ihn als Bekannten an.

«Dacht' ich mir's doch, Signor Jenatsch», begann der im spanischen Mantel, «daß Ihr Eure Beute zärtlich hütet. In der Glocke wußte man nicht, wo Ihr hingeraten wäret. Gut, daß ich Euch finde und gerade wo ich Euch vermutet. Ihr dürft den Herzog nicht abreisen lassen! Sonst würdet Ihr Spanien einen schlechten Dienst erweisen, der auf die Aufrichtigkeit Eurer bisherigen Leistungen ein eigentümliches Licht würfe. Serbelloni hielt es für überflüssig, Euch nahezulegen, daß Ihr den Herzog in der Hand behaltet und ihn seine berühmte Waffe nicht wieder gegen Spanien-Österreich erheben lasset. Er meinte, das wäre gleichsam ein selbstverständlicher geheimer Artikel Eures Übereinkommens mit Spanien, den es nicht nötig sei, Euch besonders unterschreiben zu lassen. Ich aber sagte ihm, daß ich Euch von Kindheit an kenne und daß im Verkehr mit Euch, wie übrigens mit jedermann auf dieser, wie die neuesten Gelehrten behaupten, sich drehenden Erde, nichts besser sei als ein guter schriftlicher Kontrakt. Den hab' ich nun mitgebracht, und Ihr werdet Euch wundern, welch hübsches Angebot ich Euch mache.

Gegen Heinrich Rohan die Festung Fuentes!

Das heißt natürlich ihre von Bündnen längst begehrte Schleifung. Den Herzog behaltet Ihr, oder besser, da das Sprechersche Haus unter seinem Range und ihm durch Euern Besuch vom neunzehnten März verleidet sein möchte, Ihr liefert den frommen Herrn nach Mailand, wo ihm ein stilles und angenehmes Privatleben gesichert ist. Klüger wäre es freilich gewesen, Ihr hättet ihn, wie es der Wunsch des Herrn Gubernatore war und ich Euch schrieb, vor Wochen schon in die Hände Eures spanischen Verbündeten befördert, bevor das französische Heer über den Splügen rückte, wo es mich heute — denn ich komme stracks von Mailand — zeitraubend aufgehalten hat.

Warum habt Ihr meine Briefe nicht beantwortet? Das ist nicht klug und auch nicht hübsch von einem Jugendfreunde. Zum Glück ist es noch Zeit. Der Herzog ist noch da und krank dazu, wie man mir erzählte. Es wird einem Diplomaten von Eurer Gewandtheit nicht an einem Vorwande fehlen, den unter Eurem Zauber stehenden Herrn noch einige Zeit freundschaftlich in Chur zurückzuhalten. Kann er doch nicht in Person sein Heer nach Frankreich zurückführen! Schließen wir den Handel? Fuentes gegen den Herzog? Ihr schweigt . . . ? Das gilt wohl bei Euch, wie bei gemalten Heiligen und schönen Frauen, als Ja.»

Jenatsch hatte ihn mit wortloser, zorniger Verachtung angehört: «Hebet Euch von dannen, Rudolf Planta», sagte er jetzt mit gedämpfter, aber heftiger Stimme, «noch seid Ihr in Bünden verfemt, und wer Euch hier betrifft, hat das Recht, Euch niederzustoßen. Serbelloni weiß, daß ich mit Leuten Eures Schlages nicht unterhandle. Er kennt meine Bedingungen, von denen ich nicht um die Breite einer Degenklinge abweiche. Ich bin mit Spanien in Unterhandlung getreten, um die Freiheit und Würde meines Heimatlandes zu sichern: Ihr aber habt Euch darum nie gekümmert, sonst würdet Ihr mir eine solche Niedertracht nicht zumuten. Serbelloni weiß nicht darum — das schlägt in Euer Fach und ist ein Geschäft zu Eurem Vorteile. Ist es doch nicht das erstemal, daß Ihr edles Blut verkauft und schnöden, feigen, schmachvollen Menschenhandel treibt! — Schande über Euch!»

Planta lachte höhnisch auf: «Ei, ei, edler Herr, Ihr seid den spanischen Goldstücken auch nicht abhold . . . Wie wäret Ihr sonst zu Reichtum und Ehren gekommen, während ich von allen meinen angestammten Gütern und festen Sitzen in Bünden durch einen gewissen demokratischen Pfarrer, den Ihr wohl jetzt nicht mehr leiden mögt, und durch seine Pöbelhaufen verjagt wurde und — Gott sei's geklagt — noch immer verschuldet, ein armer fahrender Ritter bin. — Doch keinen Groll! Wir essen jetzt das Brot desselben Herrn. Ich weiß, wie große Summen an Euch versandt wurden — Ihr dürft nicht scheel sehen, daß auch ich ein einträgliches Geschäft mir ausgedacht habe.»

«O Schmach», brach Jenatsch los, «von einem solchen Schurken zu seinesgleichen gezählt zu werden. War es nicht

billig, daß Spanien den Sold vergüte, um den Frankreich unsere Truppen betrog!»

«Der Dukatensegen ist durch Eure Finger geströmt», spottete Planta, «wie sollte er sie beim Durchrinnen nicht vergoldet haben! —»

«Zieh, Bube, damit ich dich nicht ermorde!» rief Jenatsch beidend und riß den Degen aus der Scheide.

Der andere aber hatte sich schon während seiner letzten Rede an die Ecke der Seitenstraße zurückgezogen. «Ich werde Eure guten Gesinnungen in Mailand zu rühmen wissen!» kicherte er noch aus dem Schatten der Häuser hervor und war verschwunden.

Zehntes Kapitel

Kaum erglühnten die Turmspitzen von Chur im ersten Morgengolde eines wolkenlosen Maitages, als es schon vor den Stadtmauern und in der langen Gasse, die vom Sprecherschen Hause zum Nordtore führte, lebendig wurde. Französische Offiziere sprengten hin und her, aus der Stadt nach dem Lager, dessen Zelte schon abgebrochen waren, und von den marschfertigen Truppen zurück zum Herzog, um ihn als ein glänzendes Gefolge zu umringen und in ihm die französische Ehre, die, wie es ihnen schien, in diesem Lande Schaden gelitten, mit ihren kriegerischen Gestalten zu decken.

In der Straße, die Rohan durchreiten sollte, standen die Churer barhaupt in zwei gedrängten Reihen längs der Häuser, und alle Fenster bis zu den Dachluken hinauf waren mit neugierigen Köpfen gefüllt. Alles Volk wollte den guten Herzog noch einmal sehen und begleitete ihn mit Wünschen und aufrichtigen Tränen.

Als er an der Spitze seines stolzen Zuges langsam dem Tore sich näherte, fand er einen löblichen Rat und die Geistlichen der Stadt zu seiner Rechten aufgestellt. Die Herren hatten sich in vollem Ornat, jeder nach seinem Range, auf den Stufen einer breiten Freitreppe verteilt, die zu der Pforte eines patrizischen Hauses führte. Beide Türflügel standen weit offen, und im Flur wurden in schwarze Seide gekleidete Frauengestalten sichtbar, die

Gattinnen und Töchter der Würdenträger, welchen ihre Stellung erlaubte, über die Häupter der Stadt hinweg dem Herzog, den sie mit Schmerzen scheiden sahen, einen letzten Gruß zuzuwinken. Ihr Zartgefühl hatte ihnen verboten, sich wie bei einem lustvollen Schauspiele auf dem Balkon und in den Fenstern zu zeigen.

In der Mitte der Ratsherren fiel der Amtsbürgermeister Meyer als wahrhaft imposante Erscheinung ins Auge. Nie hatte eine bürgermeisterliche Kette mit ihrer großen runden Schaumünze bequemer gelegen und selbstzufriedener geleuchtet als die auf seiner breiten Brust ruhende; nie hatten ein seidener Strumpf und ein Rosettenschuh knapper und schöner gesessen als heute an seinem wohlgebildeten, feierlich vorgesetzten Beine. Bei näherer Betrachtung jedoch verriet die Befangenheit des gewöhnlich gesunden und ruhigen Gesichts und der bängliche Ausdruck der irrenden Augensterne einen geheimen Widerspruch seines Innern mit der magistralen Sicherheit seiner vollkommenen Haltung.

Der Gruppe der Standeshäupter gegenüber, wo sich die Ausmündung einer innerhalb der Stadtmauer laufenden Nebengasse zu einem kleinen viereckigen Platze erweiterte, hatten sich, als Repräsentanten der heimischen Waffen, die vornehmsten Bündneroffiziere versammelt und warteten zu Pferde, um sich dem Gefolge des Herzogs anzuschließen und ihm das Ehrengleit bis zur Grenze zu geben. Im Gegensatz zu der gedrückten Stimmung auf der andern Seite der Gasse unter den Söhnen der Themis, herrschte hier unter den Kindern des Mars eine frische und beherzte, der sie sich unbefangen überließen, da sie sahen, daß der bündnerische Diktator zur Verabschiedung seines Opfers nicht erscheine.

Jetzt erreichte Herzog Rohan den Platz vor der Freitreppe. Huldvoll hielt er seinen schlanken Goldfuchs an, denn er sah, wie der Amtsbürgermeister einen goldenen Pokal erhob, den eben ein ergrauter Ratsherr an seiner Seite aus einer silbernen Kanne gefüllt hatte. Meyer trat entschlossen vor und bat den Herzog in gerührten Worten, den Seiner Erlaucht von der Stadt Chur mit Danksagung und Segenswunsch angebotenen Abschiedstrunk nicht zu verschmähen. Während Rohan sich die Lippen netzte, sam-

melte der Bürgermeister seinen Geist zu einer wohlgesetzten französischen Rede, auf die er sich sorgsam vorbereitet hatte.

Bürgermeister Meyer war kein Redner. Im Rate und in der Gemeinde war es ihm ein leichtes, seine Gedanken schlicht und zweckdienlich auszudrücken und zu einem bündigen Schlusse zu gelangen. Aber es war ihm nicht gegeben, zwiespältige Gefühle und zweideutige Gedanken unter zierlichen Blumen der Beredsamkeit zu verbergen.

Er hatte damit begonnen, des Herzogs ruhmreiche Tapferkeit und seine erhabene staatsmännische Weisheit zu preisen, die beide zu Bündens Rettung wie zwei geflügelte Genien herbeigeeilt seien. Dann warf er einen Blick in den Abgrund, aus welchem der Herzog das bündnerische Volk gezogen habe. Jetzt kam eine dunkle Stelle, in der von sich überstürzenden Ereignissen, seltsamen himmlischen Konjunkturen und dem großen Herzen Ludwig XIII. die Rede war. — Hier wurde Herr Meyer warm, übersprang unversehens die logischen Hindernisse und behauptete gerührt, die Zurückgabe des Veltlins an die Bündner durch Spanien-Österreich sei und bleibe das Verdienst des Herzogs Rohan. Er sei, nächst dem gütigen Gott, ihr alleiniger Helfer und Retter gewesen.

«Des Landes Dankbarkeit gegen Euch wäre nicht genugsam ausgedrückt, edelster Herr», rief er aus, «wenn wir Euch so viele Ehrensäulen errichteten, als Bünden Felsen und Berge besitzt! Und wenn jeder unserer Berge eine Statua wäre...», hier stockte der Redner und erstarrte selbst zum Steinbilde.

Ein verspäteter Reiter war durch die Seitengasse herangeeilt und auf dem kleinen Platze, dem Bürgermeister gegenüber, mitten unter die Bündneroffiziere hineingesprengt. Die Obersten wichen auf ihren stampfenden Tieren bestürzt nach beiden Seiten zurück. Auf das Kommen von Georg Jenatsch hatte keiner gerechnet. Und da war er! Auf seinem schäumenden Rappen in der Mitte des leeren Raumes, von allen gemieden!

Zugleich bäumte sich das Pferd des dicht hinter dem Herzog haltenden Lecques, der einen wütenden Blick nach Jenatsch hinüberschoß. Des Herzogs Augen ruhten mit höflicher Aufmerksamkeit auf dem Bürgermeister, aber die-

sem, der den verratbefleckten Befreier Bündens als eine grelle und unschickliche Verdeutlichung seiner Rede gerade vor Augen sah und dem die drohende Haltung des Herrn von Lecques nicht entgangen war, entglitt der Faden seiner Rede. Seine angstvollen Blicke begannen mehr als gewöhnlich zu schielen, und er fuhr unsicher fort: « Und wenn in Bünden jeder Berg eine Statua . . . und jede Statua ein Berg wäre . . . »

«Laßt es gut sein, lieber Bürgermeister!» schnitt der Herzog freundlich ab, und sich auf die andere Seite zu den Bündneroffizieren wendend, sagte er mit ruhigem Befehl: «Ich verzichte auf das Geleit der Herren. Es wird der Schicklichkeit Genüge geschehen, wenn einer von ihnen unserm Überschreiten der Grenze beiwohnt. Ich bitte mir die Gesellschaft des Grafen Travers aus.»

Der stille junge Mann mit dem braunen scharfgeschnittenen Kopfe lenkte sofort mit dankendem Gruße sein Tier zur Linken des Herzogs.

«Gott schütze euch und eure gute Stadt, werte Herren!» rief dieser, griff leicht an seinen Hut und sprengte durch das Tor in die lenzduftige Landschaft hinaus.

Der alte Lecques war auffallenderweise als einer der letzten zurückgeblieben. Jetzt riß er sein Pferd herum, ritt Georg Jenatsch einige Schritte entgegen, zog ein Pistol und schrie ihn an: «So scheidet Lecques von einem Verräter!»

Er drückte los, der Hahn schlug nieder, ein Pulverblitz flammte auf der Zündpfanne, doch der Schuß versagte.

Elftes Kapitel

Während die Ereignisse des Frühjahrs die Stadt Chur und das ganze Land in aufgeregte Spannung versetzten, blieb Lukretia Planta von denselben scheinbar unberührt. Sie hauste allein auf ihrem festen Sitze Riedberg, der, an eine sonnige Halde fernab von der Heerstraße sich lehnd, inmitten seiner blühenden Wiesen und wohlgepflegten Felder und Baumgärten ein Bild ländlichen Friedens darstellte.

Von ganzer Seele fürchteten und hofften und freuten sich dagegen mit dem Lande die Frauen von Cazis. Sie

hatten, als das Aufgebot des Jürg Jenatsch erscholl, zum Sturm gegen die gottlosen Franzosen alle Klosterleute bis auf das letzte Knechtlein gestellt. Als fröhliche Geberinnen leerten sie ihren kleinen Weinkeller, um die vor die Rheinschanze und wieder heimwärts ziehenden Landstürmer zu tränken. Hellebarde und Morgenstern ruhten an den friedlichen Kreuzen des Nonnenkirchhofs. Alt und jung scharte sich längs der Klostermauer, und die frommen Schwestern eilten leichtfüßig auf und nieder, in kleinen hölzernen Schalen ihren Most und Wein bis zur Neige ausschenkend.

Niemand aber ahnte in dem durch den Abzug der Franzosen mit hellem Jubel erfüllten Domleschg, welchen Anteil Fräulein Lukretia an den geheimen Verhandlungen genommen, die den Handstreich in Chur möglich gemacht hatten. Nicht einmal die Frauen in Cazis, obschon sie den Verkehr mit dem Fräulein nach dem Wunsche ihres Beichtigers immer eifriger und zutunlicher pflogen. Nicht daß Pankraz den eigensüchtigen Gedanken in ihnen genährt hätte, die Letzte der Planta von Riedberg unwiderruflich in den Ring des Klosters zu ziehen. Sie verkehrten mit Lukretia, der Weisheit des Paters vertrauend, ohne sie mit Fragen oder mit Bitten zu bestürmen, die auf ihre Zukunft und die Hoffnung des Klosters Bezug hatten, schon aus geselliger Neigung und natürlicher Gutherzigkeit. — Das Fräulein hätte sie gedauert, wenn es von den merkwürdigen Dingen, die sich im Lande zutrugen und die sie selbst auf den verschiedensten Wegen erfuhren, nicht ungesäumt unterrichtet worden wäre.

Freilich wäre es der Schwester Perpetua gegen die Natur gegangen, sich nicht mindestens bei Lukas über die letzte lange Abwesenheit des Fräuleins jenseits der Berge einiges Licht zu verschaffen, hätte sie nicht aus der allerbesten Quelle, einem Briefe des Paters Pankratius selber, schon im Winter erfahren, daß unangenehme Erb- und Familienangelegenheiten, über die man besser nicht mit ihr spreche, die Gegenwart Lukretias in Mailand notwendig machten.

Lukretias Fahrt nach Mailand im vergangenen Jahre war ihr schwer geworden, aber sie hatte das von Jenatsch ihr vorgehaltene Ziel standhaft verfolgt und durch die Festig-

keit ihres Willens auch erreicht. Nicht die Mühsal des zweimaligen Überschreitens der im Winter gefährlichen Bergpässe hatten ihren Mut auf die größte Probe gestellt; diese Schrecknisse hatte die kräftige Frau, geleitet von dem treuen wetterharten Lukas und einem seiner berggewohnten Söhne, ohne Zagen und Ermüdung überwunden. Anders aber war es, als sie, von dem geschäftigen Pankraz in Mailand empfangen und bei Serbelloni eingeführt, sich dem klugen und zähen Staatsmanne gegenüber befand und fühlte, daß sie sich auf ein ihr fremdes Gebiet verirrt, in bisher noch nicht von ihr erwogene Fragen sich verwickelt habe.

Ihre Stellung als Bevollmächtigte des bündnerischen Kriegsobersten war eine höchst eigentümliche und mußte in den Augen aller der Verhältnisse Unkundigen als eine zweideutige erscheinen. Serbelloni, der sie kannte und wußte, daß der Mörder ihres Vaters ein Gegenstand des Hasses für sie war, verfiel nicht in diesen Irrtum und fand es begreiflich, daß sie die politischen Ziele ihres Vaters und ihres Oheims mit Aufbietung aller ihrer Kräfte verfolge; aber er geriet in einen andern.

Er glaubte, sie sei von Anfang an mit den Umtrieben der Bündnerflüchtlinge von der spanischen Partei vertraut gewesen, und wollte mit ihr als mit einer in das ganze Gewebe der sich kreuzenden Interessen Eingeweihten verkehren. Er brachte die Unschuldige mit ihrem alles um sich her durch den Hauch seiner Schlechtigkeit befleckenden und vergiftenden Vetter in unverdiente Beziehung politischen Einverständnisses; er verwirrte sie, ohne sie verletzen zu wollen, mit Mitteilungen über den Lohn und Anspielungen auf die Ehren, welche er den in der angeknüpften Intrige erfolgreich Handelnden zudachte, er wies auf die glänzenden Aussichten hin, die das Gelingen vor ihnen öffnete, und er ahnte nicht, daß dabei eine steigende Verachtung der niedern Schliche und geheimen Mittel der Politik sich Lukretias bemächtigte.

Auch Georg Jenatsch erschien ihr in einem andern Lichte; ihr Vertrauen auf seine reine Vaterlandsliebe wurde von dem allgemeinen Ekel, den sie empfand, angefressen und ihr Glaube an die Einheit seines Wesens erschüttert, ohne daß sie augenblicklich sich ganz bewußt wurde, wie

durch diese Zweifel ihr Verhältniß zu ihm sich innerlich trübte.

Was sie aufrecht hielt, war ihre Treue an sich selbst. Sie hatte versprochen, von den ihr übergebenen fünf Bedingungen in keiner Weise abzuweichen und sich keinen Punkt davon abmarkten zu lassen. Dabei blieb sie unerschütterlich. Das Andenken ihres Vaters verließ sie niemals. Sie stärkte sich in Momenten der Erschöpfung an seinem geistigen Anblicke, und je ausschließender sie in der Erinnerung mit ihm verkehrte, desto lebendiger ward sie sich bewußt, daß sie in seinem Geiste handle, wenn sie zum Abschlusse des von Jenatsch entworfenen Vertrages mitwirke.

Nachdem sie als williges und treues Werkzeug ihre Aufgabe erfüllt und mit den von Spanien gewährten und unterzeichneten Bedingungen das Gebirge wieder überschritten hatte, kehrte sie in die Stille von Riedberg zurück und wartete dort, bis ihr die Schriften, die sie verwahrte — durch die Vermittlung des Klosters Cazis, vermutete sie —, abverlangt würden.

So war der März gekommen. Da erschien eines Abends bei einbrechender Nacht Jenatsch selbst wieder auf Riedberg. Ein Brief des Paters Pankraz hatte ihm aus Mailand gemeldet, daß Lukretia abgereist sei und die ihr gewährten spanischen Vollmachten auf ihrem Schlosse bewahre und hüte. Nun kam er, um die von Serbelloni unterzeichneten Papiere aus ihrer Hand zu empfangen.

Als er eintrat, pochte Lukretias Herz mit schweren Schlägen, aber vor jähem Schrecken mehr als vor Freude.

Noch einmal war eine Verwandlung mit ihm vorgegangen! Was heute aus seinen Augen blitzte, war nicht mehr der jugendliche Übermut von früher, war nicht die vor keinem Hindernisse zurückweichende Sicherheit, mit welcher er, seit sie ihn wieder kannte, ihr entgegengetreten, es war etwas Maßloses in seinem Wesen, eine gereizte Gewalttätigkeit in seiner Stimme und Haltung, als hätte eine übermenschliche Kraftanstrengung ihn aus dem Geleise und über die letzten seiner Natur gesetzten Marksteine hinausgeworfen.

Eine wilde Freude flammte über sein Antlitz, als er end-

lich die Schriften hielt und durchflog. Er wollte in seinem Triumphe die Knie seiner Botin umfassen; aber Lukretia trat stolz und zitternd zurück.

Da streckte er die Hand gen Himmel und rief in herausforderndem Jubel: «Ich schwöre es, Lukretia, wenn das gelingt, soll mir fortan nichts unmöglich sein! — Müßt' ich auch das Blut deines Vaters durchschreiten — müßt' ich dem Racheengel das Schwert aus den Händen reißen, um dich zu besitzen, du längst — du immer Begehrte!»

Lukretia faßte seine Hand und trat mit ihm durch eine schmale Pforte in einen gewölbten Nebenraum, ein enges Gelaß, dessen Rückwand durch einen ungebrauchten altertümlichen Kamin ganz gefüllt und durch ein grob daraufgezeichnetes Kreuz verunziert war.

«Auf Riedberg wird keine Hochzeit gefeiert!» sagte sie und flüchtete sich dann, das Antlitz mit den Händen bedeckend, in ihr innerstes Gemach.

Als wenige Wochen später der Verrat an Herzog Rohan und die Befreiung Bündens eine Tatsache wurde, von der das ganze Land erscholl, beschlich Lukretia in ihrer Einsamkeit das bange Gefühl, als sei sie durch ihre verborgene Mithilfe mit Georg Jenatsch auf immer und ewig verbunden, teilhaftig seiner rettenden Tat, teilhaftig auch seiner Schuld. Unauflöslich war sie mit ihm vereinigt im Augenblicke, da ihr Herz vor ihm zu erschrecken begann und sie, um in ihrem Gemüte eine Schutzwehr gegen ihn aufzurichten, sich täglich zurückrief, daß die Pflicht ihres Lebens noch nicht erfüllt und der Geist ihres Vaters durch die ihm gebührende Blutsühne noch nicht geehrt sei.

Zu Ende Mai nach dem Abzuge des Herzogs aus Bünden wurde Lukretia durch einen flüchtigen Besuch ihres verabscheuten Vetters beunruhigt. Er deutete ihr an, er müsse schleunig nach Mailand zurückkehren. Dort befinde sich Jenatsch und verhandle persönlich mit Serbelloni die letzten endgültigen Bestimmungen über die Stellung Bündens zu Spanien. Durch seinen charakterlosen Parteiwechsel und seine trügerische Beredsamkeit gewinne der Oberst auf den Gubernatore einen verhängnisvollen Einfluß, welcher die Interessen der alten spanischen Partei in Bünden gefährde und ihn selbst der Früchte seiner langjährigen Treue an

Spanien beraube. Rudolf fügte bei, es sei höchste Zeit, daß er sein Heimatsrecht und seine Stellung im Lande wieder gewinne. Das hoffe er bei den Verhandlungen in Mailand durchzusetzen. Er wäre der Verwendung Serbellonis zu seinen Gunsten gewiß, wenn ihm Lukretia, welcher der Gubernatore von früher her huldvoll gewogen sei, ihre Hand reiche und er durch die Verbindung mit ihr das berühmte Geschlecht der Planta zu Riedberg wieder emporbringe. Er wisse wohl, meinte Rudolf, an welche Bedingung Lukretia ihr Jawort knüpfe — an die Vollziehung ihrer Blutrache an Jenatsch —, und diese Bedingung werde er erfüllen, was ihm jetzt leichter sei als früher, da sich die Feinde des Obersten aus den verschiedensten Gründen gemehrt hätten und noch täglich sich mehrten. Zuerst aber müsse dieser den Vertrag mit Spanien endgültig abgeschlossen haben, denn Jenatsch allein sei es imstande. —

So zog er über das Gebirge.

Der Eindruck seiner Gegenwart war für Lukretia ein häßlicher und beunruhigender gewesen. Doch achtete sie Rudolfs Persönlichkeit zu gering, als daß seine Pläne sie ernstlich erschreckt oder nur beschäftigt hätten. Das Begegnis haftete nicht lange in ihrem Gemüte, denn ihre Seele war von andern bangen Zweifeln bewegt.

Zwölftes Kapitel

Es war Hochsommer, und die Mittagssonne brannte in den Straßen von Mailand. Im Halbdunkel einer Halle, welche von den feinen Wasserstrahlen eines Marmorbeckens gekühlt wurde, saßen sich zwei Staatsmänner gegenüber, die offenbar eine wichtige Verhandlung führten. Eine von vier vergoldeten Greifen getragene große Mosaikplatte war überlegt mit Protokollen und Vertragsentwürfen in verschiedenen Sprachen und Formaten. Über diesen kühlen Tisch, darauf sie sich lehnten, streckte bald der eine, bald der andere die nachdruckgebende Rechte aus, in halblauter Wechselrede vorsichtig einen Standpunkt angreifend oder behauptend.

Der eine, in Scharlach gekleidet und von gewaltigem Wuchs, hielt jetzt ein Papier in der Hand, das er mit fin-

stern Blicken durchflog und worauf über der kleinern Schrift, die es bedeckte, mit großen verschnörkelten, aus einer sorgfältigen Kanzlei hervorgegangenen Buchstaben

Progetto ossia Idea

geschrieben stand.

Dies Projekt aber oder diese Idee leuchtete dem Lesenden nicht ein, sondern erregte seinen Unwillen; denn zuweilen zuckte es wie Schmerz und Hohn durch seine Züge, und die kräftige, mit großen Siegelringen geschmückte Hand schien das Papier zerknittern zu wollen. Doch las er zu Ende, bevor er es mit kaum beherrschter Ungeduld auf den Tisch zurückwarf.

Der andere, ein hagerer vornehmer Sechziger, beobachtete ihn gelassen. Die Haltung dieses Edelmannes war aus italienischer Urbanität und spanischer Grandezza gemischt, aber nicht zu gleichen Teilen, denn wenn der Herzog Serbelloni von seinem berühmten Ahn, dem Feldherrn Karls V., die imposante Adlernase und die diplomatische Geschicklichkeit ererbt hatte, so war ihm dessen elastische italienische Menschenbehandlung nicht zuteil geworden. Seine Mutter, die eine Mendoza war, hatte ihm mit ihrem Blute — neben dem rötlichen Haar und der hellen Hautfarbe — einen Zug von spanischer Hochfahrt und Unnahbarkeit gegeben, den er zu verbergen wußte, der aber insgeheim sein ganzes Wesen durchdrang.

Der Herzog hielt es unter seiner Würde und Weisheit, der erste zu sein, das Wort zu ergreifen, und erwartete mit unbeweglichen Zügen und geschlossenen Augen eine Äußerung des Lesers über den empfangenen Eindruck. Da dieser aber die Arme über die Brust verschränkte und schwieg, so ließ er sich endlich vernehmen:

«Was dünkt Eure Gnade, Sennor Jenatsch?»

Georg Jenatsch lachte bitter auf.

«Eure Herrlichkeit», sagte er, «hält mich für einen müßigen Liebhaber der Staatskunst, sonst würde sie den Ernst meiner fast zur Reife gediehenen Geschäfte nicht mit einem komischen Intermezzo unterbrechen. — Der Witz ist würdig eines Grazioso: Üppige Länder sollen wir vertauschen an ein paar verfallene Rheinstädtchen, wie Lauffenburg, Säkingen und andere, die zwei Tagritte und zwei fremde Nachtlager von uns entfernt sind und die morgen

ihre vermorschten Tore öffnen, wenn der Herzog Bernhard von Weimar in seinem Elsaß einen Trompeter aufsitzen läßt und gegen sie ausschickt! . . . Fürwahr, ein Scherz ohne Salz, den ich der Hofkanzlei von Wien kaum zutrauen kann! — Ich bitte, Herrlichkeit, kehren wir zu Gesichtspunkten zurück, die unser würdig sind.»

Wenn auch der Herzog den naiven oder doch für naive Leute bestimmten Vorschlag des Hofes von Wien nur angewendet und benutzt hätte, um Zeit zu gewinnen, so fühlte er sich immerhin verletzt durch die rasche und rücksichtslose Zurückweisung desselben. Aber seine Empfindlichkeit fand kaum in einer etwas steifern Haltung Ausdruck.

«Eure Gnade», sagte er, «hat es der eigenen Hartnäckigkeit zuzuschreiben, wenn die Verhandlung stockt und nach neuen Auskünften und Abfindungen gesucht wird, um die Herren Grisonen zufriedenzustellen.»

«Zufriedenzustellen?» wiederholte der Bündner befremdet. «Doch nicht anders als durch die volle Zurückgabe unsers Eigentums?»

«Zufriedenzustellen», betonte der Herzog langsam, «auf billige Weise.»

«Meine durch die edle Donna Lukretia gestellte Bedingung», versetzte der Bündner gereizt, «lautet auf völlige Zurückgabe unsrer Länder, auf die Herstellung des Status ante. Diese Forderung versprach Eure Herrlichkeit zu befriedigen.»

«Nicht wörtlich diese Forderung, sondern die Herren Grisonen überhaupt zu befriedigen», versetzte der Herzog mit Würde.

Georg Jenatsch warf einen prüfenden Blick auf die kleine List, ob sich darunter eine Gefahr berge. Dann blitzte er den Herzog mit ausgelassenen und mutwilligen Augen an.

«Ein sinnvolles Silbenstechen, zu dem sich Eure Herrlichkeit herabläßt», sagte er heiter. «Damals im Drange der Gefahr klügelte ich nicht über ein Wort, auf das ich, wie die Dinge liegen, auch jetzt keinen Wert setze. Größern dagegen — weil wir es einmal mit der Vieldeutigkeit der Worte zu tun haben, lege ich auf einen andern Ausdruck, der freilich auch nur aus Silben und Buchstaben besteht. Nicht ewiger Friede zwischen Spanien-Österreich und Bün-

den» soll über dem endgültigen Dokumente, das wir beraten, stehen, sondern — wenn ich etwas dabei zu sagen habe — «Vertrag oder Bündnis».

«Friede ist ein schönes Wort», bemerkte der Herzog mit heiliger Miene.

«Zu schön für uns friedlose Sterbliche», erwiderte der Bündner bitter. Dann fuhr er lächelnd fort: «Schreibt doch der heilige Augustinus, wie Eure Herrlichkeit weiß, der Krieg sei nur der Vorläufer oder die Eingangshalle des Friedens, und jener diene nur dazu, um zu diesem zu führen. — Wie dem sei, die beiden Gottheiten sind allzu nahe verwandt, als daß wir der einen gegen die andere trauen dürften! — Also: Vertrag oder Bündnis! Ein bescheidenes Wort für eine irdische Sache!»

Er setzte ernst werdend hinzu: «Der Gewissensskrupel Eures Gebieters, der Katholischen Majestät, der ihr — wie mir Eure Herrlichkeit mitteilte — verbot, mit einer unkatholischen Macht ein Bündnis zu schließen, ist jetzt ohnedies gehoben.»

«Wie das?» fragte der Herzog mißtrauisch.

«Dieses Mal kann Bünden als katholische Macht gelten», behauptete Jenatsch kalt, «da, die italienischen Herrschaften mitgezählt, die Mehrzahl seiner Bewohner und das unterhandelnde Staatsoberhaupt selber diesen Glauben bekennen.»

«Eure Gnade hat den Schritt getan», bemerkte Serbelloni unangenehm gerührt. «Ich freue mich als guter Christ unendlich darüber und beglückwünsche Eure Gnade aufs aufrichtigste.» Und er warf ihm einen Blick grenzenloser Verachtung zu. «Es mag Euch hart angekommen sein.»

Jenatsch hatte ein leichtfertiges Wort auf der Zunge, aber plötzlich wurde sein Gesicht zorn dunkel, und er rief trotzig: «Leicht oder hart — genug — es ist getan!»

Seine Heftigkeit schien ihm selbst aufzufallen, er nahm sich zusammen und fuhr flüsternd fort: «Ich vernehme, daß die Katholische Majestät meiner Sinnesänderung Beifall zollt. Diesseits der Pyrenäen aber hat mich dieser reuige Schritt zu meinem freudigen Erstaunen mit dem Pater Joseph ausgesöhnt. Er schrieb mir neulich neben anderen guten Nachrichten, sein Gönner, der Kardinal Richelieu, finde den Bericht des Herzogs Rohan über die Märzereig-

nisse in Chur lückenhaft und wünsche eine vollständige Darstellung derselben von meiner Hand.»

Es entstand ein Stillschweigen.

«Bei ruhiger Betrachtung der Dinge, Sennor», sagte dann Serbelloni, der sein Erschrecken mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit beherrschte, «und maßvoller Verteilung der Dinge sind wir nicht so weit auseinander, als es einem Unkundigen scheinen möchte. Zwei Punkte nur, zwei Punkte sind bestritten. Spanien verlangt, wie ich Eurer Gnade eröffnet habe und sie nun selbst billigen wird, für das Valtellin unsern katholischen Glauben als Staatsreligion — dies das Wichtigere. Daneben während der Dauer des Krieges freien Paß für die Truppen der Katholischen Majestät über den Stelvio.»

«Was den größern Punkt betrifft», erwiderte Jenatsch ohne Zögern, «so bin ich der Fanatiker meiner jungen Jahre nicht mehr. Das Veltlin bleibe katholisch, da die größere, ja die volle Zahl seiner Bewohner unsern Glauben bekennt. Wir Bündner beurlauben nach demselben Grundsatz die Kapuziner des untern Engadins, wo neun Reformierte gegen einen katholischen Christen stehn. — Gestehet, Herr, ich bin willfährig und entgegenkommend! Haltet mir Gegenrecht — verzichtet auf den Paß.» Und er reichte dem Herzog eines der auf dem Tische liegenden Papiere zur Unterzeichnung.

Dieser aber weigerte sich mit einer bedauernden Handbewegung:

«Noch nicht. Keine Überstürzung! Spanien muß den Paß besitzen.»

Ein unheimliches Feuer fuhr aus den Augen des Bündners, und es war, als ob sich seine Haare trotzig sträubten über der eisernen Stirne.

«Ich kann den Paß nicht in Eure Hände geben», rief er mit mühsam gemäßigter Stimme, «will ich mein Bündnen in redlichem Frieden halten zwischen Frankreich und Spanien. — Ihr erstickt uns! — Gebt Raum, daß wir atmen können zwischen zwei Riesen, die sich noch lange bekriegen werden!»

Und der Bündner warf seine gewaltigen Arme wie ein Schwimmer auseinander, als mache er Platz für die Ströme seiner Heimat.

Der Herzog fühlte sich von dieser alle Form verletzenden Gebärde peinlich berührt. Sie erinnerte ihn daran, welcher Mann vor ihm saß. Er dachte an das von ihm begünstigte Attentat des Obersten gegen die Freiheit des guten Herzogs, und er ärgerte sich zu dieser Stunde, daß dieser rohe Emporkömmling an einem fürstlichen Manne, an einem seinesgleichen, Gewalt geübt habe.

Er richtete sich in stolzer Steifheit empor und hohnlächelte: «Will Eure Gnade mir die Hand zwingen? Ich bin kein Herzog Rohan! Und nicht in Chur sind wir, sondern in Mailand.»

Das war ein unzeitiges Wort.

Der unvermutet ausgesprochene, dem Bündner einst so teure Name des von ihm Verratenen verwundete ihn wie eine persönliche Beleidigung, oder es starrte ihn das Medusenhaupt seiner unblutigen, aber schlimmsten Tat an. Er erbleichte und verlor die Fassung.

«Der Paß ist eine Unmöglichkeit!» schrie er den Herzog an. «Macht ein Ende und unterzeichnet!»

«Sennor», sagte dieser kalt, «ich muß mich fragen, wen ich vor mir habe. Eure Gnade unterscheidet sich von ihren Landsleuten nicht zu ihrem Vorteil. Ich habe oft mit Bündnern, auch von der protestantischen Partei, unterhandelt und erfand sie stets als weise, mäßige, tugendhafte Männer, die sich und die Stellung ihres kleinen Landes niemals mißkannten. — Wie Eure Gnade sich eben ausdrückte, spricht nur ein Welteroiberer wie Alexander oder — ein Rasender.»

Georg Jenatsch war von seinem Sitze aufgesprungen. Mit brennenden Augen und geisterhaft verfärbtem Haupte stand er vor dem Herzog.

«Wen Eure Herrlichkeit vor sich hat? — Keinen weisen, tugendhaften Mann, nein, wahrhaftig nicht! — Sondern einen Menschen, der sein Vaterland ganz und völlig retten wird — koste es, was es wolle! Das ist mein Schicksal, und ich will es erfüllen.

Hört mich, Herzog: Als ich Bünden hierherkommend verließ, strömte im Dorfe Splügen das Volk zusammen und flehte mich unter Tränen an, ihm den Frieden heimzubringen. Und «mich jammerte des Volkes», wie geschrieben stehet. Da kam ein alter Prädikant mit langem weißem

Haar und Barte hergewankt — er glich meinem Vater, Herzog — und warnte mich mit beweglichen Worten vor der spanischen Hinterlist. Ich aber hob mich in den Bügeln, reckte vor allem Volke die drei Eidfinger aus und schwur, daß es durch das Gebirge tönte: «Ich rette Bünden, so wahr mir Gott helfe! Und müßte ich Spanien und Frankreich wie zwei Rüden aneinanderhetzen, bis sie sich zerfleischt haben!» — Und . . ., Herrlichkeit . . .», sagte er sich besinnend, «so werde ich tun, wenn Ihr nicht heute, nicht in dieser Stunde meinen Vertrag unterzeichnet!»

Und wieder erhob Georg Jenatsch die drei Schwurfinger.

«So wahr diese Hand», rief er, und sein Dämon trieb ihn, «den Pompejus Planta erschlagen und dieser Mund den guten Herzog betrogen hat!»

Serbelloni betrachtete den Maßlosen aufmerksam. Dieser Ausbruch ungezähmter Wildheit hätte den Bündner in seinen Augen auf die Stufe eines Ungefürchteten hinuntergesetzt, wenn ihm Georg Jenatsch im Laufe der Unterhandlung nicht tägliche Proben eines durchdringenden Verstandes und einer wildgewachsenen, aber der seinigen mindestens ebenbürtigen Staatskunst gegeben hätte. So erregte diese überreizte Tatkraft eher seine Besorgnis, und im Interesse seiner eigenen Stellung fing er an zu wünschen, diesen auf eine gefährliche Weise außerhalb aller Regeln Fechtenden ohne Schaden loszuwerden.

Inzwischen hatte sich Jenatsch wieder völlig gefaßt, und der Herzog sah einen Krieger und Staatsmann sich gegenüberübersitzen, der seine scharfe und besonnene Rede an ihn richtete.

Der Oberst suchte Serbelloni zu überzeugen und überzeugte ihn auch wirklich, daß ein erneutes Bündnis mit dem getäuschten Frankreich durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, sondern trotz seiner Abenteuerlichkeit in der Lage der Dinge begründet wäre.

«Die französische Eminenz ist ein großer Geist», sagte er, «und wird, was sie Persönliches gegen mich hat, um der Dinge willen verwinden. Sie wird mir bereitwillig den Rücken decken, wenn ich mein Bünden wieder in den französischen Interessenkreis ziehe. Anderseits soll es an mir nicht fehlen. Die Festungen des Veltlins sind schon in meiner Hand. In wenig Tagen ist unser ganzes, noch nicht ab-

gerüstetes Heer hinübergeworfen, und ich lasse die stets bereitwilligen Veltliner ihren bündnerischen Patronen schwören, ohne mich um irgendeinen Einspruch so viel zu kümmern!» Und er blies leicht über die Fläche seiner Hand hin.

«Gerade jetzt», fuhr er fort, «da die launische Bellona auf dem deutschen Kriegstheater Spanien-Österreich wieder spröder sich erzeigt, müßte diese rasche Wendung der Bündnerdinge die Interessen der katholischen Majestät empfindlich schädigen. Bedenkt, ob der unwiederbringlich versäumte Augenblick der Unterzeichnung meines Vertrages nicht auch die persönliche Beziehung Eurer Herrlichkeit zum Hofe von Madrid einigermaßen erkälten könnte! . . . Ohne Vergleichung — es ist Euch bekannt, wie gänzlich der edle Herzog Rohan durch seine Unkenntnis unserer bündnerischen Art und Natur seinen staatsmännischen Ruhm zerstört hat. Das darf Euch nicht begegnen. — Für mich laßt Euch nicht bangen. Ich würde mich bei der katholischen Majestät zu rechtfertigen wissen und dieselbe von dem notwendigen Verlauf der Dinge unterrichten lassen.»

Der Oberst neigte sich geheimnisvoll gegen den Gubernatore und flüsterte etwas von einem durch seine Bekehrung ihm geöffneten geistlichen Wege und Zugange zum Ohre der Majestät von Spanien.

Serbelloni sah sich im Netze. Es wuchs in ihm ein tödlicher Haß gegen den Tollkühnen und Hinterlistigen, den er am liebsten gleich hier in Mailand aufgehoben und vernichtet hätte. Das lag in seiner Macht; aber seine Klugheit und sein Stolz verboten ihm diesen Mißbrauch derselben. Ihm geziemte, den völkerrechtlich unverletzlichen Gesandten ungefährdet heimziehen zu lassen.

Mit ununterschiedenem Verträge?

Nein. Er traute es diesem Menschen zu, daß er seine Drohung verwirkliche, und in diesem Falle stand ihm selbst die königliche Ungnade in sicherer Aussicht.

Was aber seine Tatkraft dem Bündner gegenüber am meisten lähmte, war der geistliche Einfluß, den der Niederträchtige durch seinen Übertritt auf die gottesfürchtige Seele Philipps IV. gewonnen zu haben schien; denn dieser entzog sich jeder Berechnung.

«Beruhigt Euch, Sennor», sagte er majestätisch. «Eure

Gnade hat sich unnötig erhitzt und ist der Ermüdung einer eingehenden, umständlichen Staatsverhandlung ungewohnt. Bedient Euch mit einer Limonade. Wir werden überlegen, wir werden eine ruhige Stunde abwarten.»

Der Bündner hatte den Vertrag, wie er in seinem Sinne und von seinem Schreiber verfaßt war, wieder zwischen den Papieren, die den Tisch bedeckten, hervorgezogen und legte ihn dem Herzog zum andern Male vor.

«Alles Heutige», sagte er, «ging ja nur von dem leichtfertigen Vorschlage Österreichs aus und war nur ein Übungsspiel und Turnier der Geisteskräfte, über die Tatsachen hinwegfahrend, ohne sie zu ändern . . . Laßt uns, Herrlichkeit, diese selbst ohne Flitter und Zutat ins Auge fassen. — So liegen sie, und diese Lösung verlangen sie. — Macht ein gutes Ende», bat Georg Jenatsch herzlich, «und ich werde Eure große und weise Politik zu rühmen wissen.»

Sei es, daß der Herzog dieser Schmeichelei recht geben, sei es, daß er den Anblick eines Menschen, der ihm gedroht hatte, nicht länger ertragen wollte, er langte, während er mit hochgezogenen Brauen die Punkte des Vertrags noch einmal langsam durchging, mechanisch nach der Feder.

Jenatsch ergriff sie, tunkte sie ein und überreichte sie mit einer liebenswürdigen Verbeugung und einem Anfluge seiner alten Unwiderstehlichkeit dem spanischen Staatsmanne.

Als die Unterzeichnung vollzogen war, wandte sich der Herzog zu dem bündnerischen Bevollmächtigten und ersuchte denselben, ihm wenigstens noch ein paar Tage zu schenken, um die bei einem Vertragsabschlusse üblichen Gaben und Gnadenketten in Empfang zu nehmen. Dann geleitete er ihn bis an die Schwelle des Gemaches.

Mit langsamen Schritten zurückkommend, blieb er in der Mitte der Halle stehen:

«Dieser Mensch ist mir zu nahe getreten», sprach er zu sich. «Er darf nicht leben bleiben.»

Dreizehntes Kapitel

Der Wald rötete sich an den Halden und die geleerten Fruchtbäume verstreuten leise ihre goldenen Blätter, als in den letzten sonnigen Tagen der hart entbehrte Beichtiger der Frauen von Cazis nach langem Fernsein aus Mailand wieder ins Domleschg zurückkehrte. Pater Pankraz hatte die Herstellung seines Klosters in Almens, für die er sich bei den Vertragsverhandlungen in Mailand verwendete, nicht erlangt; aber er brachte andere wundersame und hochofreuliche Nachrichten. Schon am Abende nach seiner Ankunft begab er sich nach Riedberg und begehrte eine Unterredung mit dem Fräulein, dem er mit freudeglänzenden Augen erzählte, Seine Exzellenz der Herr General Jenatsch, der frühere Todfeind ihrer gutkatholischen Familie, sei vor einem Monate, nachdem er die Generalbeichte seiner Sünden abgelegt und vollständige Absolution erhalten, in den mütterlichen Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt.

Bei diesem Berichte schaute er das Fräulein triumphierend an. Er schien ihr Schicksal mit diesem erfreulichen Ereignisse in Zusammenhang zu bringen und anzunehmen, mit allen übrigen Freveln und Sünden sei durch diesen großen Akt der Buße auch der Tod ihres Vaters vom Gewissen des Mörders abgewaschen und vor Gott und Menschen gesühnt. Sie aber erbleichte, und als er einer Antwort der Schweigenden mit schlaun, erwartungsvollen Blicken entgegensah, sagte sie endlich, sich fassend: «Das ist ein unerhörtes Wunder der göttlichen Gnade, daß ich ihr dafür nur auf *eine* Weise meinen Dank zu bezeugen weiß — wenn ich bei den Frauen in Cazis den Schleier nehme.» — Eine Antwort, welche die langgeschulte Menschenkenntnis des Paters zuschanden machte. Er hatte es sich leichter gedacht, das, wie er wohl wußte, seit Jahren an Jenatsch hangende Gemüt Lukretias von einer alten Rachepflicht zu befreien, die dem praktischen Manne, wenn er sie auch nicht gerade verwarf und der ehrwürdigen Landessitte gemäß achtete, doch, besonders in diesem Falle, mit der christlichen Liebe und weltlichen Klugheit unvereinbar erschien.

Lukretia war über die Mitteilung des Paters erschrocken. Daß es Jenatsch mit der Abschwörung seines protestantischen Glaubens ein Ernst sei, das, wußte sie, war unmöglich. Es kam ihr vor, als habe er damit seine erste, innerste Überzeugung verleugnet, als sei er sich nun ganz untreu geworden und habe sein Selbst vernichtet. Und was hatte ihn dazu vermocht? Konnte er diese unlautere Tat mit seiner Liebe zu Bünden entschuldigen und wie seine Untreue an Herzog Rohan als eine Notwendigkeit seines Schicksals darstellen?

Was immer ihn dazu getrieben, es konnten nur Rücksichten und Berechnungen sein, denen der Jürg von ehedem unzugänglich gewesen wäre.

Immerhin war eine Schranke zwischen ihm und ihr, deren sich ihr schwaches Herz zuletzt noch getröstet hatte, damit gefallen.

Hoher Schnee bedeckte das stille Tal und lastete auf Dach und Turm des Schlosses Riedberg. Da verlautete gegen Ende Jänner, der feste Friede mit Spanien-Österreich, der Bündens alte Grenzen und Freiheiten herstelle, sei endlich abgeschlossen, dank der alles berechnenden Klugheit und eisernen Beharrlichkeit des größten Mannes, den das Land je besessen; Jürg Jenatsch habe das Bündnis im Spätsommer mit dem Herzog Serbelloni in Mailand beraten und die Ratifikation der Höfe von Wien und Madrid sei zögernd, aber noch vor Jahresende dort eingetroffen. Es wurde bekanntgemacht, Bündens Gesandter werde in den nächsten Wochen in Chur einziehen und das mit den Bändern und Riegeln vorsichtiger Klauseln gegen jede Anfechtung gewährte und mit den kaiserlichen und königlichen Unterschriften und Sigillen bekräftigte Dokument in feierlicher Sitzung den Räten von Bünden überreichen.

In den ersten Tagen des Februar war Tauwetter eingetreten. Der Föhn brauste durch die Schluchten der Via mala und stöhnte und pfiß um die alten Mauern von Riedberg. Die Luft war lau, als wollte der Frühling vorzeitig ins Land brechen, aber schwer drohende Wolken bedeckten den Himmel, und unheimlich klang in der Nacht das Rieseln des schmelzenden Schnees und das Brau-

sen der übermächtigen, durch das sternlose Dunkel eilenden Bäche.

Lukretia stand am Fenster, und ihr Blick bemühte sich, die Nebel zu durchdringen, die längs der Falten des Heizenberges krochen und über das jenseitige Rheinufer und die Heerstraße wie graue Schleier herabhingen. Es bewegte sich darin ein langer, unterbrochener Zug, und ferner verwirrter Lärm drang in einzelnen Tönen zu ihr herüber. Sprengende Reitergruppen ließen sich erraten, und leises Schellengeklingel der Lasttiere wurde vom Winde herübergeweht.

Das konnte nur der als Überbringer der Friedensurkunde nach Chur ziehende Jenatsch sein! Doch immer und immer bewegte es sich von neuem in den Nebeln, und jetzt schien ein Teil des zurückgebliebenen Trosses, da wo die Straße nach Riedberg sich abzweigt, vom Zuge sich zu trennen und die Richtung nach dem Schlosse einzuschlagen.

Sollte er es wagen, Lukretia auf seinen Triumphzug, der Welt zum Schauspiel, abholen, sie mitführen zu wollen als seine schwierigste Beute!

Doch nein, — er war voraus. Sie hatte durch eine Lücke der Nebelwolke seinen glänzend geschirrten Rappen vorüberblitzen sehn, und ihr war vorgekommen, das Tanzen des Pferdes und eine Handbewegung des Reiters könnte einen Gruß für sie bedeuten.

Der Nebelstaub verwandelte sich unterdessen in Regen; die Pferde auf der Riedberger Straße aber tauchten jetzt bei einer Wendung ganz nahe zwischen den feuchten Wiesen auf. Es war des Fräuleins Vetter Rudolf, diesmal mit einem für seine bedrängten Umstände zahlreichen Geleite berittener Knechte, der sein Gastrecht im festen Hause seines Oheims geltend machte. Die meisten seiner Leute zeigten ein verdächtiges und unsauberes Aussehen. Er mochte sie, nach ihrer Statur und Bewaffnung zu urteilen, in den nach Süden abfallenden Tälern Graubündens geworben haben. Nur einen in der Rotte sicherlich nicht. Es war ein wahrer Riese, derb von Gliedern und rot von Gesichtsfarbe, in dem Lukretia einen wegen seiner sprichwörtlichen Körperstärke weithin gefürchteten Raufbold, den Wirtsohn von Splügen, erkannte. Er hatte sich gegen den Regen eine Bärenhaut wie einen Haubenmantel übergehängt und blickte

unter der Schnauze und den Ohren des erlegten Ungetüms wie ein tierischer Waldmensch hervor.

Lukretia ließ das wilde Gesinde, das seine Ankunft mit Musketenschüssen kundtat, durch ihren Kastellan in einem Nebengebäude unterbringen und bewirten. Den unwillkommenen Vetter empfing sie erst am Abendtische, an welchem ihre Dienerschaft teilzunehmen pflegte und Lukas das Amt des Hausmeisters versah.

Nachdem die Tischgenossen sich entfernt hatten, begehrte Rudolf eine Unterredung mit seiner Base und blieb ungebeten im Gemache zurück, wo Lukas auf einen Wink des Fräuleins das Abräumen des Tafelgerätes nur langsam und zögernd besorgte. Die Gegenwart des alten Knechtes hielt ihn nicht ab, vor sie hinzutreten und ihr mit leiser Stimme Drohungen zuzuflüstern. Er warf ihr ins Gesicht, daß er wohl wisse, wer für den neuen Despoten Bündens, der morgen in Chur seinen prunkenden Einzug halten werde, in Mailand die ersten Botendienste getan. «Der Verschwender ist mir mit seinem fürstlichen Gefolge und seinen kostbaren Berberhengsten über den ganzen Berg auf den Fersen gewesen», sagte er neidisch. «In Splügen mußte ich ihm die Straße freigeben, wenn ich nicht immerfort seine Knaben hinter mir über die Armut des Planta wollte spotten hören!»

Lukretia gab den Zweck ihrer Reise nach Mailand ruhig und stolz zu.

Da warf der Freche jede Scheu von sich und bezichtigte sie vertraulicher Abhängigkeit von dem Obersten. «Es ist Zeit, mit ihm ein Ende zu machen», schrie er ihr zu. «An Betrogenen und Beschimpften, die wie ich nach diesem gemeinen Blute dürsten, ist heute Überfluß, seiner Feinde sind in Spanien so viel wie in Frankreich!

Du aber, Lukretia, hast die heilige Pflicht der Rache schmählich vergessen und bist deines Vaters ganz unwürdig geworden! — Weg mit ihm, lieber heute als morgen! Der Mörder des Pompejus Planta soll sich der Gunst seiner Tochter nicht berühmen! Mir fällt es zu, die Ehre des Hauses wieder herzustellen. Sobald der Verräter auf dem Rücken liegt, werde ich dich als mein Weib heimführen. Ich lasse die Güter der Planta nicht von unberechtigten Händen verzetteln.»

Das Fräulein antwortete nicht. Aber Lukas, dem das Herz vor Ingrimm schwoll, als er seine Herrin so unwürdig behandelt sah, trat, die Fäuste ballend, neben sie. Aufrecht und bleich, mit geschlossenen Lippen stand Lukretia vor ihrem Beleidiger. «O wie gut weißt du, daß jedes deiner Worte eine Lüge ist», stöhnte sie endlich aus gepreßtem Herzen und verließ das Gemach.

Ehe sie die Tür ihres Turmzimmers hinter sich verschloß, hatte sie ein Knechtlein nach Cazis hinüberschickt, um den Pater Pankraz auf den Riedberg zu holen. Aber der Pater war nach Almens berufen worden, und es war nicht denkbar, daß man ihn von dort in der schlimmen Sturmnacht zurückkehren ließ. Er werde morgen in der Frühe hinüberkommen, ließ Schwester Perpetua berichten.

Jetzt war Lukretia allein. Sie trat ans Fenster und schaute in das nächtliche Land hinaus. Der Sturm schwieg, aber kein Stern stand am Himmel. Schwere niedere Dunstgebilde verdeckten den Mond und ließen kaum auf ihren zerrissenen Säumen einen schwachen Widerschein seines Lichtes ahnen. Überall schwarze, drückende Massen des Gebirgs und der Wolken. Mitternacht ging vorüber, und immer noch saß Lukretia am Turmfenster und hörte ratlos und ohne klare Gedanken dem dumpfen Rauschen des Rheines zu.

Wie ein riesenhaftes dunkles Unheil stand vor ihr, was aus ihrem Leben geworden. Aber das Leid um ihren Vater, eine vertraute Jugend, ihre jetzige Verlassenheit und die Schrecken der Zukunft sanken in ein unbestimmtes, dumpfes Schmerzgefühl zurück, aus dem ein einziger, stärker und stärker ertönder Vorwurf emporstieg und ihr ans Herz griff: Sie war ihres Vaters nicht würdig. Sie hatte ihre Rache versäumt.

Konnte sie nicht jetzt noch von dieser Last sich befreien? Nicht jetzt noch einem Feigling das Recht nehmen, sie im Einklange mit ihrem eigenen Herzen einer leichtfertig vergessenen Kindespflicht anzuklagen? Nein! Sie war zu schwach dazu! — Nein, sie wollte nicht stark genug sein.

Ihr allein gehörte das Recht der Rache, und sie übte es nicht aus; aber sie erbehte vor Zorn, als sie sich es möglich dachte, daß ein anderer es ihr entreißen könnte . . . Freilich, daß Rudolf dies gelinge, das war ihr auch jetzt, da sie ihn

im höchsten, widerwärtigsten Wutaufwande seiner feigen Natur gesehen, durchaus unglaublich. Wie sollte diese Viper ihren stolzen Adler erreichen!

Aber sie erschrak vor dem Zwiespalte ihrer eigenen Seele, vor ihrer Ohnmacht, die alte Rache zu hegen, und vor ihrer verzehrenden Eifersucht auf jeden, der in ihr Amt eintreten konnte.

So beschloß sie, ein Ende zu machen und der Welt abzusagen.

Jenseits der Klosterschwelle war sie sicher. Sie verzichtete ja dort auf all ihren Besitz, opferte ihre stolze, immer bekämpfte Liebe, verzichtete auf die zu lange wie ein Heiligtum bewahrte Rache. — Jenseits der Klosterschwelle konnte weder Jürgs frevelhafte Werbung noch Rudolfs ekler Eigennutz sie mehr erreichen.

Im Schlosse war es ruhig geworden. In den Dörfern brannte kein Licht; nur von Cazis drang ein matter Schimmer über den Rhein. Er kam aus der Klosterkirche, wo die Schwestern schon Frühmette sangen. Dort war ihre Friedensstatt offen, und sie zögerte nicht länger an der Pforte. Sie goß Öl in ihre Lampe, die erlöschen wollte, und begann ihre Papiere zu ordnen. Sie stellte über alle ihre Güter Schenkungsurkunden aus zugunsten der Schwestern in Cazis und gedachte, in ihrem Gemache eingeschlossen zu bleiben bis zur Ankunft des Paters Pankraz. Nachdem alles vollendet war, legte sie sich angekleidet noch kurze Zeit zur Ruhe.

Gegen Morgen erhob sich der Föhn von neuem mit heulender Wut, wie er nach der oft wiederholten Erzählung des alten Knechtes in jener Nacht getobt, als ihr Vater erschlagen wurde. Sie fiel in einen unruhigen Schlummer, aus welchem sie, von den Geräuschen des Sturmes geweckt, immer wieder emporfuhr.

Ein Traum führte sie in die Todesstunde ihres Vaters. Sie sah ihn — groß und blütig lag er hingestreckt, und jammernd wollte sie sich über ihn werfen —, aber die Leiche verschwand, sie stand allein und hielt das gerötete Beil in der Hand, während sie die Rosse der Mörder mit stampfenden Hufen enteilen hörte. Ein neuer Windstoß rüttelte am Turme und ließ die Fensterscheiben des Gemaches in ihrer Bleifassung erklinkern. Lukretia erwachte.

Im Hofe hörte sie Pferdegetrappel und das Knarren des sich öffnenden Tors. Sie eilte ans Fenster und sah in der stürmischen Morgendämmerung zwei Pferde wegtraben. Das eine war der Schimmel ihres Vettters. Erstaunt ließ sie Lukas rufen. Er war nicht mehr auf dem Schlosse, sondern mit Herrn Rudolf nach Chur verritten, dessen Gefolge, wie ihr gesagt wurde, Befehl erhalten hatte, später aufzubrechen, um zur Mittagszeit mit dem Herrn in der Schenke Zum staubigen Hüttlein bei Chur zusammenzutreffen.

Daß der treue Lukas nach dem Auftritte von gestern mit Rudolf Planta weggeritten, daß er sie ohne Urlaub verlassen, was er noch nie getan, das war Lukretia unbegreiflich und erfüllte sie mit schlimmen Ahnungen. Sie betrat die Kammer des Alten und öffnete eine hölzerne Truhe, worin er mit eigensinniger Verehrung das Beil aufbewahrte, das ihren Vater erschlagen hatte und das sie zum schmerzlichen Ärger des greisen Knechtes nie hatte sehen wollen. Die Truhe war leer. Lukretia erbleichte. Die mit dem Blute ihres Vaters benetzte Waffe also war ihr entrissen; die ihr allein zustehende Rache sollte heute schon von den Händen eines Feiglings oder von denen ihres Knechtes vollzogen werden! Das Blut der Planta stürzte ihr wild zum Herzen und empörte sich gegen solch unwürdigen Eingriff. Die Entsagung der verwichenen Nacht entschwand ihrem Gemüte. Heute war sie noch die Herrin auf Riedberg — heute war sie noch die Erbin ihres Vaters und waltete zum letzten Male ihres Amtes.

Was morgen komme, war ihr gleichgültig, lag doch wie ein stiller Friedhof das Kloster Cazis dort über dem Rhein.

Noch warf sie einen Blick hinaus in die trübe, sturmgepeitschte Gegend, ob der Pater nicht komme. Sie wollte ihm die von ihr in der Nacht geschriebenen und besiegelten Dokumente übergeben. Aber Stunden verstrichen, und er kam nicht. Das Gefolge Rudolfs war seinem Herrn nachgeeilt. Jetzt ließ auch sie satteln und ritt nach Chur, von ihrem jüngsten Knechte, dem Sohne des alten Lukas, begleitet.

Sie wollte zu Georg, ihn warnen und retten oder ihn mit reinen, gerechten Händen töten. «Jürg ist mein!» sagte sie zu ihrem Herzen.

Erst gegen Mittag klopfte der verspätete Pater ans Tor und hörte mit Schrecken von dem Erscheinen Rudolfs, und daß das Fräulein in der Frühe nach Chur verreist sei. Eine vertraute Magd hatte den Auftrag, den Kapuziner in das Turmzimmer zu führen, wo ihre Herrin zu schreiben pflegte. Dort fand er die Schenkungsurkunden in vollständiger Ordnung und die schriftliche Erklärung, daß Lukretia Planta der Welt entsage und im Kloster Cazis den Schleier nehme.

Nachdenklich und traurig stand der Mönch vor diesen Zeugen eines schweren und schmerzlich vollendeten Seelenkampfes. Die Entscheidung erfreute ihn weniger, als es von einem echten Sohne des heiligen Franziskus zu erwarten gewesen wäre. Auch beunruhigte ihn Lukretias Ritt nach Chur. Er wußte, daß sein Beichtkind in schwierigen Lagen die kleinen Hilfsmittel und Auswege weltlicher Klugheit nicht fand, daß Lukretias Gefühle mit unzerstörbarer Liebe im einmal Ergriffenen wurzelten, daß ihre Gedanken mit erschreckender Gewalt in der einmal betretenen Bahn fortstürzten. Es war ihm oft aufgefallen, daß ihr nahe lag und sie natürlich fand, was andern als gefahrvoll und unerhört erschien, und daß sie es in aller Einfachheit tat.

Er horchte die Dienstleute über die Vorfälle der vergangenen Nacht aus, und ihm wurde immer bänger. Er steckte die Urkunden sorgfältig zu sich, bestieg sein Eselchen und ritt trotz Wind und Wetter ohne Aufenthalt gen Chur, wo er Lukretia bei der greisen Gräfin Travers zu finden hoffte, fest entschlossen, wenn so oder so ein Unheil geschehen sei, das Fräulein nach Cazis in Sicherheit zu bringen.

Vierzehntes Kapitel

Zu derselben Stunde saß in seinem Hause zu Chur Ritter Doktor Fortunatus Sprecher mit einem geehrten Gaste an der festlich besetzten Mittagstafel. Die erwärmte Stimmung der Tischgesellschaft und der solide Reichtum des Gemaches stand in behaglichem Widerspruche mit dem Unwetter draußen auf der Gasse, wo der rauschende Orkan den schmelzenden Schnee von den Dächern warf und mit

ohnmächtiger Wut an den vergoldeten Eisengittern rüttelte, die in unten weit ausgebauchter Korbform die breiten Fenster von hellem Glase schützten.

Der mit Silber und venezianischen Kelchen besetzte Tisch nahm die Mitte des Zimmers ein. Der größte, ebenso reiche als heimatlich behagliche Schmuck dieser schönen Familienstube war ihr kunstreich geschnitztes Nußbaumgetäfel, das durch zierliche korinthische Holzsäulen in zwölf mit Trophäen gefüllte Felder geteilt war. Das oberste Gesimse wurde von Karyatiden in halber Figur getragen, zwischen welchen ein ringsherumlaufender Holzfries die verschiedenen Szenen einer Jagd mit Schützen, Hunden und zum Teil fabelhaftem Getier in erhabener Arbeit darstellte, auf welches Werk der Doktor mit Recht besonders stolz war. Die Stelle des Deckengemäldes vertrat das kühngeschnitzte Wappen der Sprecher von Bernegg.

Die Ecke des Zimmers füllte, stattlich und kranzgekrönt, das warme Gebäude des Kachelofens. Ein großartiger und zugleich kurzweiliger Anblick! Denn da entfaltete sich zwischen zartgefärbten Engeln und Fruchtschnüren in mehreren Bilderreihen die ganze Geschichte des Erzvaters Abraham. Die biblischen Szenen waren in violetten, gelben und blauen Umrissen und Schattierungen mit großem Fleiße auf die weißen Kacheln gemalt und durch daruntergesetzte geistreiche Reimsprüche erklärt und nutzbar gemacht.

Der Tischgenossen waren jetzt nur noch drei. Die jüngern Kinder des Hauses, welche das untere Ende der Tafel eingenommen und in bescheidener Stille ihr Essen stehend verzehrt hatten, waren beurlaubt worden. An dem Ehrenplatze, zwischen dem Hausherrn und seinem blonden Töchterlein, saß, als gefeierter Gast, der Herr Amtsbürgermeister Heinrich Waser. Heute, am Tage der öffentlichen Überreichung der Friedensakte, wozu ihn seine, den drei Bünden immer besonders gewogene Vaterstadt, die Republik Zürich, abgeordnet hatte, befand er sich in voller Amtstracht und im Schmucke seiner bürgermeisterlichen Kette. Die höchste Würde des Staates war ihm um seiner besonnenen Leistungen und mit berechneter Bescheidenheit nur nach und nach ans Licht gestellten Verdienste willen ungewöhnlich früh und neidlos zuteil geworden, denn er stand, frisch und lebenslustig, erst am Eingange der Vier-

zigerjahre. Ein Hauch von Jugendlichkeit schwebte auf seinen vom Gastmahle geröteten Zügen, deren frühere bewegliche Feinheit sich zum behäbigen Ausdrucke einer wohlwollenden, aber ans Schlaue streifenden Klugheit ausgeprägt hatte.

Heute sah er bewegt aus, besonders wenn er mit seiner Nachbarin sprach, deren Worten und Mienen er eine prüfende, liebevolle Aufmerksamkeit schenkte. Ihr kindliches Köpfchen, das auf einem lichten Halse über dem blauen Tuchkleide und den von ihrer Mutter geerbten Holländerspitzen des durchsichtigen Flügelkragens schwebte, hatte für ihn etwas äußerst Anziehendes. Die weiche Rundung des hellen Gesichtes, der damit übereinstimmende sanfte Glanz ihrer unter langen blonden Wimpern und angenehm gelockten Haaren hervorleuchtenden Augen machten einen Eindruck von befriedigter Ruhe, welche Herrn Waser an die silberne Luna erinnerte, wie sie sich in den klaren Wassern des Zürchersees spiegelt. Immer sehnlicher wünschte er, dieses anmutige Gestirn möchte glückbringend an seinem Abendhimmel aufgehen.

Obgleich des Doktors Lebensauffassung infolge seines galligen Temperamentes im ganzen eine trübe war, sah er dem unter seinen Augen sich vorbereitenden häuslichen Ereignisse nicht ohne väterliche Befriedigung entgegen. Aber seine Gedanken waren zerstreut. Herr Waser hatte ihm in allem Vertrauen vor der Mittagstafel eine Kunde mitgeteilt, mit welcher er Fräulein Amantia nicht vorzeitig, nicht heute betrüben wollte — die Kunde vom Tode des Herzogs Rohan. Ein deutsches Flugblatt, das denselben mit rührenden Worten beschrieb, war nach Zürich gelangt, und Waser hatte es für seinen geschichtskundigen Freund mitgebracht.

Überdies beschäftigte diesen der jeden Augenblick erwartete Einzug des Triumphators in Chur, dessen Persönlichkeit ihm von jeher fremdartig und widerwärtig gewesen und dem er am wenigsten verzeihen konnte, daß er das Sprechersche Haus, eine Festung der Ehre, wie der Doktor früher mit Stolz zu sagen gewohnt war, durch Verrat befleckt hatte.

Doch sonderbar! Was der Bürgermeister dem Fräulein in dieser Stunde festlichen Zusammenseins noch verschwei-

gen wollte, schien einen magnetischen Zug auf dessen ahnungsvolles Gemüt auszuüben, wenigstens kam Amantia heute in Gedanken und Worten von dem guten Herzog Heinrich Rohan nicht weg und konnte bei diesem Anlasse nicht umhin, auch seines tapfern Adjutanten mit Interesse sich zu erinnern.

Herr Waser ließ für seinen Mitbürger keine übertriebene Vorliebe blicken. Der Bravour und dem aufgeweckten, gebildeten Geiste Wertmüllers widerfuhr von seinem Munde Gerechtigkeit, aber er schüttelte bedenklich den Kopf über des Lokotenenten schneidiges und den Widerspruch absichtlich reizendes Wesen, womit er seine Landsleute beunruhige und sich eine unangenehme Berühmtheit in seiner Vaterstadt zugezogen habe. So selten er in Zürich verweile, sei es ihm gelungen, durch seine Ausfälle gegen eine hohe Geistlichkeit Abscheu, durch sein hochmütiges Geringschätzen der in ihrer Art interessanten städtischen Angelegenheiten allgemeine Mißbilligung und durch allerlei physikalischen Hokusfokus, der ihn dem freilich törichtten Verdachte der Zauberei aussetze, bei dem gemeinen Manne unheimliche Furcht zu erregen. So habe er sich in Zürich den Weg verrammelt und das Zutrauen einer löblichen Bürgerschaft in alle Zukunft verscherzt, welches doch, nebst einem reinen Gewissen, die Lebensluft des echten Republikaners sei. — «Das schlimmste aber an dem jungen Manne», schloß der mehr als billig erregte Bürgermeister, «ist sein Mangel an aller und jeder Pietät — denn, ich bitt' Euch, innig verehrte — dürft' ich sagen innig geliebte! — Jungfer Sprecherin, was ist alles Wissen und Können der Welt ohne die Grundlage eines religiösen Gemütes!»

«Was mir den Lokotenenten wert machte», sagte Fräulein Amantia fast beschämt, «war seine Treue an dem edlen Herzog Heinrich. Da hat er sich als echten Kavalier gezeigt neben dem Verräter Georg Jenatsch, der mir trotz seines gewinnenden Wesens immer wie ein böser Geist vorkam, wenn er über unsere Treppen zum Herzog hinaufsprang.»

«Ein schwer zu beurteilender Charakter», sagte der zürcherische Bürgermeister, indem er, in einen traurig ernsten Ton übergehend, sich an Herrn Fortunatus wandte. «In einem Stücke wenigstens überragt Georg Jenatsch unsere

größten Zeitgenossen — in seiner übermächtigen Vaterlandsiebe. Wie ich ihn kenne, so strömt sie ihm wie das Blut durch die Adern. Sie ist der einzige überall passende Schlüssel zu seinem vielgestaltigen Wesen. Ich muß zugeben, er hat ihr mehr geopfert, als ein aufrechtes Gewissen verantworten kann. Aber», fuhr er zögernd und mit gedämpfter Stimme fort, «ist es nicht ein Glück für uns ehrenhafte Staatsleute, wenn zum Heile des Vaterlandes notwendige Taten, die von reinen Händen nicht vollbracht werden können, von solchen gesetzlosen Kraftmenschen übernommen werden — die dann der allwissende Gott in seiner Gerechtigkeit richten mag. Denn auch sie sind seine Werkzeuge — wie geschrieben steht: Er lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche.»

«Das ist ein seltsam gefährlicher Satz», rief Herr Fortunatus entrüstet, «den ich erstaunt bin unter den Betrachtungen und Maximen Eurer Gestrengen zu finden! Damit ist man auf geradem Wege, die schlimmsten Verbrechen zu rechtfertigen. Bedenkt, wie leicht solch ein gesetz- und gewissenloser Mensch, einmal in seine unberechenbare Bahn geschleudert und von seinen Leidenschaften wie von einem Orkan getrieben, sein eigen gelungen Werk zerstört. Wißt Ihr, wohin es schon mit Jürg Jenatsch gekommen ist? Ich erfahre aus zuverlässigen Quellen, daß er bei den Verhandlungen in Mailand dem an seinen Vorschlägen mäkkelnden Herzog Serbelloni wie ein Rasender gedroht hat, er rufe die Franzosen wieder nach Bünden, wenn Spanien nicht seinen Willen tue, ja, daß er, um den Beichtvater Seiner Hispanischen Majestät zu gewinnen — denn er wollte einen andern Einfluß gegen den Serbellonis zu Madrid in die Waagschale werfen — seinen angestammten evangelischen Glauben freventlich abgeschworen hat.»

«Da sei Gott vor», sagte der Bürgermeister aufrichtig erschrocken.

«Und was fängt unser kleines Land mit diesem jetzt müßig gewordenen und an Taten noch ungesättigten Menschen an», fuhr Sprecher fort, «der unsern engen Verhältnissen entwachsen und von seinen beispiellosen Erfolgen trunken ist bis zum Wahnsinn? — In den Pausen seiner Unterhandlungen zu Mailand hat er in unserer Grafschaft Chiavenna, wo er sich von den drei Bünden zum Lohne

seines Verrats an Herzog Heinrich die ganze Zivil- und Militärgewalt unumschränkt übertragen ließ, gewirtschaftet wie ein ausschweifender Nero und einen mehr als fürstlichen Hofhalt geführt. Ich könnte Euch manches davon erzählen, denn ich verzeichne seine Taten allwöchentlich mit dem scharfen Griffel der Klio, dessen Spitze ich übrigens zu niemandes Gunsten abstumpfen würde, nicht einmal zugunsten eines Sohnes oder — Schwiegersohnes», schloß Herr Fortunatus mit trübem Lächeln.

«Gott gnade uns, welch ein Unwetter!» rief Fräulein Amantia, unter diesem Schreckensruf ein zartes Erröten verbergend, und wirklich hatte sich der Sturm draußen verdoppelt, und seine Stöße, welche die Gitterverzierungen am Fenster wegzureißen drohten, ließen das feste Haus erbeben und die Gläser auf der Tafel leise klingen. Es öffnete sich die Tür, eine erschrockene Magd erschien und berichtete, der alte Glockenturm zu Sankt Luzi sei, nachdem man ihn einige Male habe schwanken sehen, in dem Unwetter krachend zusammengestürzt, gerade als der Oberst Jenatsch mit seinem Gefolge durch das Tor eingeritten.

«Das ist nicht ohne Bedeutung», sagte ernst Herr Fortunatus, während die Männer ans Fenster traten. «Wir wissen aus Tito Livio und haben auch hier die Erfahrung öfter gemacht, daß die Natur mit der Geschichte in geheimem Zusammenhange steht, große Begebenheiten vorausfühlt und mit ihren Schrecknissen ankündigt und begleitet.»

Unter andern Umständen hätte wohl der Bürgermeister diese abergläubische Bemerkung mit einem feinen Lächeln beantwortet, diesmal aber konnte er sich eines peinlichen Eindrucks nicht erwehren. Das Zusammenstürzen des Luzienturmes erinnerte ihn an die dem Veltlinermord vorhergehenden Tage seines Aufenthaltes in Berbenn, an die damaligen Zeichen und Wunder und an den blutigen Tod der schönen Lucia.

Der Sturm schien sich ausgetobt zu haben, aber die Luft war feucht und schwer, und dunkle Wolken hingen tief herab. Die Gasse hatte sich mit geringem Volke von zerzaustem und verstörtem Aussehen gefüllt. Jetzt sprengte ein Reiter um die Ecke in juwelenglänzender roter Tracht und wehendem Mantel, den Hut mit den flatternden Federn fest in die Stirn gedrückt. Es war Jürg Jenatsch, der seinen

unruhigen Rappen hart vor dem Sprecherschen Haus bändigte und sich nach seinem Ehrengelcit umsah, das, vom Sturme aufgehalten, eine Straßenlänge hinter dem Voran-jagenden zurückgeblieben war.

Waser konnte seinen Blick von der Erscheinung des Jugendfreundes nicht verwenden. Er hing wie gebannt an dem starken Ausdruck des metallbraunen Angesichts. Auf den großen Zügen lag gleichgültiger Trotz, der nach Himmel und Hölle, nach Tod und Gericht nichts mehr fragte. Das Auge blickte fremd über den erreichten Triumph hinweg — welches unbekannte Ziel ergreifend? — Und wieder tauchte dem Bürgermeister eine alte Erinnerung auf: der Brand von Berbenn. Er sah Jürg, die schöne Leiche in den Armen, mit jenem aus Glut und Kälte gemischten Ausdrucke, den er nie hatte vergessen können. Wie kommt es, fragte er sich, daß Jürg heute auf dem Gipfel des Ruhmes gerade so dreinschaut wie damals in der Tiefe des Elends?

«Seht einmal», flüsterte Sprecher, durch die gleichgültige Haltung des ihn nicht beachtenden Reiters gereizt, «der Abtrünnige trägt die Ordenskette Sankt Jakobi von Compostella!»

Waser antwortete nicht, denn ihm zu Häupten ertönte — eine Seltenheit zu Anfang des Frühjahrs — dumpfes Donnerrollen, und jäh zerriß ein falber Blitz die niederhängenden Wolken.

«Der Strahl des Gerichts!» murmelte Sprecher erbleichend.

Auch Waser glaubte, Feuer vom Himmel habe den Trotzigcn getroffen; aber als seine geblendeten Augen wieder aufblickten, saß Jenatsch unbewegt auf dem sich bäumenden, stampfenden Rappen. Er zwang sein Tier mit fester Hand. Er allein schien Blitz und Donner nicht bemerkt zu haben.

Waser verweilte nicht mehr lange. Es drängte ihn, Jürg aufzusuchen, um den peinigenden Eindruck, den dieser aus der Ferne auf ihn gemacht, durch ein paar freundschaftliche Worte von Mund zu Munde zu brechen. Dies gedachte er noch vor der feierlichen Ratssitzung zu tun. Sprechers Stimmung gegen Jenatsch konnte, war seine Befürchtung, in Bünden eine verbreitete sein. Ich will ihn beschwören, sagte sich Waser, daß er sich bescheide und, nachdem er das Friedensdokument dem Rate übergeben und so den Höhe-

punkt seiner ruhmvollen Bahn erreicht hat, sich eine Weile zurückziehe, um den Neid der Götter und der Menschen nicht zu reizen. Er möge, wollte Waser ihm andeuten, seine kriegerische Laufbahn im Auslande fortsetzen oder den Versuch machen, ob es ihm gelinge, durch Begründung eines häuslichen Herdes auf seinen Gütern in Davos seine unruhige Seele auf stillere Wege zu führen.

Von Herrn Fortunatus unter die Hauspforte geleitet, hatte sich Waser bei diesem erkundigt, wo Jenatsch absteige, und der Ritter in bitterm Ton geantwortet: «Wie könnt Ihr fragen, verehrter Freund? Natürlich im bischöflichen Hof.»

Als der Bürgermeister, von einem Diener geleitet, durch die hallenden Gänge der bischöflichen Residenz schritt, tönte ihm durch eine Türe zur Rechten die wohlbekannte Stimme seines Freundes in heftiger Erregung entgegen. Sie war im Zwiegespräch, um nicht zu sagen im Wortwechsel, mit einer andern, etwas fetten und schwerfälligen. Er wurde von dem bischöflichen Kammerdiener in ein gegenüberliegendes Zimmer geführt, und dieser ging, ihn anzumelden. Die fernen Stimmen wurden unhörbar, kurz darauf aber wurde eine Tür im Gange aufgerissen. Es war Jenatsch, der Urlaub nahm.

«Macht Euch keine Rechnung darauf, Gnaden», hörte Waser ihn auf dem Gange draußen mit heiserer, fast schreiender Stimme zurückreden. «Daraus wird nichts! Ich will keine hergestellten Klöster im Lande! Ich dulde keine geistlichen Übergriffe!»

«An diesem Eurem Ehrentage, Herr Oberst», beruhigte man von innen mit salbungsvollem Tone, «will ich Euch mit unsern bescheidenen Wünschen nicht belästigen, bin ich doch gewiß, daß unsere kleinen Meinungsverschiedenheiten sich mit der Zeit von selbst ausgleichen werden, jetzt, da Ihr im Glauben wiedergeboren und aus einem Saulus ein Paulus geworden seid.»

Die Zimmertür flog auf, und Jürg schritt seinem Jugendfreunde mit ausgebreiteten Armen entgegen. Er faßte ihn an beiden Schultern: «Auch einer, der sein Ziel erreicht hat!» sagte er mit dem alten fröhlichen Lachen. «Ich gratuliere, Herr Bürgermeister!»

«Es ist mir eine besondere Freude», erwiderte Waser, «daß ich, kaum mit meiner neuen Würde bekleidet, von meinen gnädigen Herren zu deinem Triumphe nach Chur abgeordnet bin. Du hast, ich muß es dir sagen, das Un-erhörte getan und das Unmögliche erreicht.»

«Wenn du wüßtest, Heini, um welchen Preis und mit welchen Verrenkungen meines Wesens! Noch in den letzten Augenblicken wollten sie meine Heimat um das von mir Erraffte betrügen. — Da habe ich die letzte Karte ausgespielt — eine schmutzige Karte . . ., puh! Aber ich drängte vorwärts, vorwärts, damit der Fieberschauer meines Lebens nicht ohne Frucht bleibe, nicht umsonst sei. Nun bin ich am Ziele, und gern möcht' ich sagen: Ich bin müde!, wäre nicht ein Dämon in mich gefahren, der mich vorwärts ins Unbekannte, ins Leere peitscht.»

«Mit jenem letzten unsaubern Mittel», sagte Waser bang und nur an einem Gedanken haftend, «meinst du doch nicht den Abfall von unserm helvetisch-reformierten Glauben zum Papismus? . . . Das wird nicht, kann nicht sein!»

«Und ist es», rief der andere mit frevler Heiterkeit, «so hab' ich eine Fratze gegen eine Fratze getauscht!»

«Du hast in Zürich Gottesgelahrtheit studiert . . .», sagte Waser erschüttert, wandte sich ab und bedeckte das Angesicht mit beiden Händen. Schwere Tränen rannen durch seine Finger.

Da schlug Jenatsch den Arm um ihn und sagte in einem zornmütigen Humor: «Flenne mir nicht wie ein Weib, Bürgermeister! Was ist denn da Besonderes? Da habe ich ganz andere Dinge auf meinem soliden Gewissen!» . . . Dann plötzlich den Ton wechselnd, fragte er dringend: «Was habt Ihr denn in Zürich für Bericht von der bei Rheinfelden von Herzog Bernhard den Kaiserlichen gelieferten Schlacht? Ich weiß noch nichts Näheres», fügte er bei, «in Thusis hieß es, Rohan sei leicht verwundet.»

Waser versetzte mit unsicherer Stimme: «Sein Zustand war gefährlicher, als man anfangs glaubte . . .», hier hielt er inne.

«Heraus mit der Sprache, Heinrich», rief Jenatsch rauh, «er ist gestorben?» Und es ging wie ein grauer Todesschatten über sein Antlitz.

In diesem Augenblick ertönte — Herrn Waser sehr unwillkommen, der noch gern seinen Freund gewarnt und sein eigenes Gemüt in ruhigem Gespräch mit ihm erleichtert hätte — die Glocke, welche die beiden auf das Rathaus rief.

Jenatsch ergriff die Rolle, welche Bündens Rettung enthielt, hob sie gegen Waser empor und rief: «Teuer erkaufte!»

Letztes Kapitel

Auf dem Rathause zu Chur wurden nach dem Schlusse der feierlichen Sitzung, in welcher Georg Jenatsch das Friedensdokument überreicht hatte, Vorbereitungen zu einem glänzenden Feste getroffen, mit dem ihn die Stadt am Abende desselben Tages ehren wollte. Es war Fastnachtszeit, und die Churerinnen freuten sich auf den fröhlichen Anlaß; der Winter war den durch die Geselligkeit der frühern Jahre Verwöhnten allzu still und ernsthaft vergangen, sie hatten die erfindungsreiche Galanterie der französischen Edelleute vermißt, die allwöchentlich aus der nahen Rheinfestung nach Chur zu eilen pflegten. Heute sollte das Versäumte nachgeholt werden. Die Väter der Stadt hatten sich nicht geweigert, die weite, bequeme Halle, wo sie zur Sommerszeit das Heil des Landes berieten, dem wirbelnden Reigen und der Maskenfreiheit aufzutun, und in den beiden zur Rechten und zur Linken auf diesen Saal sich öffnenden Sitzungszimmern die Schenktische rüsten zu lassen.

Das eine dieser Nebengemächer, vor dessen Eingang die schmale, vom Hausflur auf den weiten Saal führende Wendeltreppe ausmündete, war die Kammer der Justitia, deren aus Holz geschnitztes, buntbemaltes Bildnis, auf einem phantastischen Sitze von Hirschgeweihen thronend, an drei Ketten von der Decke herunterhing. Unter dem Bilde stand ein hoher Holzbock, und auf diesem der beliebte Festwirt, der das mächtige Geweih geschäftig mit Wachskerzen besteckte. Während seine Hände sich beeilten, ging auch seine Zunge nicht müßig. Sie ließ gewichtige Worte fallen in einen Kreis junger Leute, welche das seidene geschlitzte Festwams mit dem breit ausgelegten Spitzenkragen, das reichbebänderte Beinkleid und die verwe-

gensten Schuhrosetten zur Schau trugen, dabei schon den Becher handhabten, um, wie sie sagten, die Festweine zu prüfen, und die Aussprüche des Redseligen lustig aufzufangen, ihn zu immer neuen Mittheilungen ermunternd.

«Also, Vater Fausch», lachte ein flotter Geselle, «Ihr seid es, der das Genie des Obersten aus den Windeln gewickelt hat, wodurch Ihr, ich will nicht sagen die kleine, aber die verborgene Ursache großer Dinge geworden seid! Gesteht, Ihr habt ihm auch seinen Plan eingehaucht, der eines Niccolô Macchiavelli würdig ist! Warum aber habt Ihr die Hauptrolle darin nicht selbst übernommen?»

«Daß es probat sei, Frankreich gegen Hispanien und Hispanien gegen Frankreich zu hetzen», versetzte der Kleine, eine Kerze in der Hand, von seiner Höhe herunter, «und dann den Kopf leise aus der Schlinge zu ziehn, das mag ich Jürg in vertraulichen Stunden wohl angedeutet haben zur Zeit, als wir in der schönen Stadt Venezia zusammentrafen. Selbst aber das Geschäft übernehmen konnte ich nicht, wenn ich nicht dem herben Weine meiner Denkungsart einen unechten Beisatz geben und meine demokratische Vergangenheit beschämen wollte. Nie sah Bünden einen ehrenvollen Tag als jenen großen, da ich die französische Ambassade über die Grenze wies.» Und Fausch machte eine gebieterische Gebärde mit einer Wachskerze.

«Bekannt! Bekannt wie die Schöpfungsgeschichte!» scholl es aus allen Ecken. «Etwas anderes, Vater Lorenz! — Erzählt uns lieber, wie Ihr, ein hartgesottener Ketzer, Kellermeister bei Seiner Bischöflichen Gnaden geworden seid.»

«Gern, meine Herren», versetzte Fausch, «es ist in unsern Zeiten eine lehrreiche Geschichte.

Als Seine Gnaden für ihren weltberühmten bischöflichen Keller einen Mann nach ihrem Herzen, ausgerüstet mit den erforderlichen Kenntnissen und Tugenden suchten, schrieben sie mir nach Venedig, an meiner ihnen wohlbekannten Person sei nur eines, das sie störe — die Verschiedenheit des Glaubens. Sie meinten, ihr Malanser würde ihnen nicht schmecken, wenn ihr Kellermeister und Mundschenk die bestimmte Aussicht hätte, dereinst in der Flamme ewigen Durst zu leiden, und drangen heftig in mich, zum Besten ihres Kellers und meiner Seele die protestantischen Ketzereien abzutun. Lorenz Fausch aber, meine

Herren, blieb fest und gelangte doch ans Ziel. Die Unterhandlung schloß damit, daß Gnaden einsahen, ein Apostat wäre nicht der Mann, ihnen reinen Wein einzuschenken.»

Fausch verstummte, denn eben war ein junges Ratsglied zu der Gruppe getreten und erzählte mit Lebhaftigkeit, wie stolz der Oberst dem Bürgermeister Meyer die Urkunde überreicht und in wie wohlgesetzten Worten das zürcherische Standeshaupt den Glückwunsch seiner Vaterstadt zu Bündens glorreicher und wunderbarer Wiederherstellung vorgebracht habe.

«Der Heini Waser hat gleichfalls mit mir auf derselben Schulbank geschwitzt», rief Meister Lorenz von seinem Holzbock herunter. «Auch ein Pfiffikus! Aber mit unserm Jenatio verglichen, ein Ingenium zweiten Ranges. Wenn mein Jürg mir nur nicht hoffärtig wird! — Ich will heute abend die Maskenfreiheit benützen, um ihm sein erstes geringes Kleid, den Pfarrock, und die unterste Staffel seines Ruhms, die arme Kanzel, in heilsame Erinnerung zu bringen. Gebt mir auf den Spaß wohl acht, ihr Herren! Ich schleiche als Küster hinter ihm her und spreche ihn um den Liedervers zu seiner Predigt an, so wahr ich Lorenz Fausch heiße.»

Unterdessen hatten sich alle Lichter entzündet, und der Saal begann sich zu füllen. In den Nischen der breiten Fenster flüsterten junge Damen und verzeichneten auf ihren Fächern die Tänze, welche sie den vor ihnen stehenden Kavalieren versprochen. Allmählich erschienen auch die Standespersonen, voran der Amtsbürgermeister Meyer mit seiner vornehm blickenden Gemahlin, welche, den runden Hals und die vollen Arme mit Perlenschnüren umwunden, in einem golddurchwirkten Schleppkleide neben dem stattlichsten der Gatten einherschritt. Bald nach ihnen betrat den Saal der Ritter Doktor Fortunatus Sprecher, den alles sich wunderte hier zu erblicken. Auch war sein Antlitz trüb und unfestlich. Der allen rauschenden Vergnügungen abholde Doktor hatte wohl sich heute Gewalt angetan, um seines zürcherischen Freundes und Gastes willen, den er auch damit ehrte, daß er durch ihn sein liebliches Töchterlein aufführen ließ. Die Sprecherin sah in ihrem weißen Seidenkleide und dem vorn von einer Blume aus Edel-

gestein zusammengehaltenen Florwölklein um Nacken und Schulter an der Hand des ehren- und tugendfesten Bürgermeisters glücklich und verschämt aus, fast wie eine züchtige Braut.

Während Herr Waser sie unter ihre Freundinnen führte, welche dem Treppenaufgang und der Kammer der Justitia gegenüber am andern Ende des Saales jugendliche Gruppen bildeten, klangen die Stufen von Männertritten, und Jenatsch betrat mit einem zahlreichen Gefolge seiner Offiziere die Tanzhalle. Sein gewaltiger Körperbau und sein feuriges Antlitz machten ihn noch immer zum Mächtigsten und Schönsten unter allen.

Noch stand er, von vielen Seiten begrüßt, neben dem Bürgermeister Meyer und seiner Gemahlin in der Mitte des Saales, als zu nicht geringem Schrecken dieser Magistratsperson der Doktor Sprecher mit einer Totengräbermiene sich unfern von ihnen unter den Kronleuchter stellte und, mit einer Bewegung der Rechten Schweigen verlangend, also zu reden anhub:

«Manche von euch fragen mich, werte Mitbürger, was diese Trauer meines Angesichts bedeute, die ich vergeblich um des heutigen Ehrenfestes willen unter der Maske der Heiterkeit zu verbergen trachte. Wollet es mir verzeihen, wenn ich ein großes Leid, das mir widerfahren ist, nicht länger verheimliche, weil ich überzeugt bin, daß es in vollstem Maße auch das eure ist, und wollet es den Boten nicht entgelten lassen, der eure Freude in Trauer verwandeln muß.

Unser hoher Gönner und treuester Freund, der Herzog Heinrich Rohan, hat das Zeitliche gesegnet.»

Hier wanderte Sprechers Blick durch die erst lautlos schweigende und jetzt bei seinem letzten Worte bestürzte Gesellschaft. «Ein Flugblatt mit dem Berichte seines Endes ist eben in meine Hände gekommen. Wollt ihr die traurige Zeitung anhören?» fragte er, ein bedrucktes Papier aus der Brusttasche ziehend.

«Leset, leset!» ertönte es von allen Seiten.

Sprecher trocknete sich die Augen und begann:

«Allen evangelischen Herren, Städten und Landschaften deutscher Nation geschieht hiermit Kunde, daß Herzog Bernhard von Weimar bei Schloß und Stadt Rheinfelden

eine glänzende Viktoria über die Kaiserlichen erfochten hat. In dieser Feldschlacht, die zwei Tage dauerte, wurde der in der Tracht eines gemeinen Reiters in unsern Reihen mitfechtende Herzog Heinz Rohan von dem Feinde nach tapferer Gegenwehr und erlittener Verwundung zum Gefangenen gemacht; am zweiten Tage aber bei erneutem Angriffe von dem Hauptmann Rudolf Wertmüller und seinem Reiterfähnlein mit fürtrefflicher Tapferkeit herausgehauen und im Triumphe ins Lager zurückgeführt. Herzog Bernhard ließ ihn in sein Zelt bringen, allwo die Wunde untersucht und ungefährlich, der edle Herr aber sehr schwach befunden wurde. Herr Bernhard wich nicht von seiner Seiten. Am fünften Tage danach, als es mit Herzog Heinz zum Sterben gehen sollte, verlangte er nach einem geistlichen deutschen Lied, wie er solche im Heer sonderlich gern hatte singen hören. Da versammelten sich wohl hundert Mann aus dem Lager, Reiter und Fußvolk, alle wohl geübt und erfahren in dieser fröhlichen Kunst, vor dem Gezelt des Herzogs und sangen ihm ein neu geistlich Lied, das unlängst in das Lager gekommen war und bald große Gunst gefunden hatte. Nach dem Gesätzlein:

Wohl dir, du Kind der Treue!
 Du hast und trägst davon
 Mit Ruhm und Dankgeschreie
 Den Sieg und Ehrenkron . . .

tat sich sachte das Gezelt auf, und man winkete, daß der Herr selig verschieden sei. Als die Ärzte ihn öffneten, um ihn einzubalsamieren, fanden sie das Herz von Kummer nis gänzlich zerstöret. So fuhr dahin in Ehren der edle Herzog Heinz aus Welschland. Wenn einst, wie wir alle unverrücket hoffen, das Deutsche Reich erneuert wird in evangelischer Freiheit und großer Gloria, so wird man auch dieses gottesfürchtigen welschen Herzogs gedenken, dieweil er glaubenshalber aus seinem Vaterlande gewichen und, nachdem er sich seiner hohen Ehren demütiglich abgetan, im evangelischen deutschen Heere einen frommen Reiters- tod gestorben ist. Amen.»

Tiefe Bewegung hatte sich der ganzen Versammlung bemächtigt, es bildeten sich leise redende Gruppen. Wie damals, da der Herzog am Tore von Chur Abschied nahm,

stand Jenatsch eine Weile allein mit verfinstertem Antlitz.

Da trat der Bürgermeister Meyer auf ihn zu und redete ihn herzlich und ehrerbietig an: «Wir Churer glauben Eurer Genehmigung gewiß zu sein, Herr Oberst, wenn wir Euch vorschlagen, das Euch gebotene Dank- und Ehrenfest auf einen spätern Tag zu verlegen. Habt Ihr doch selbst besser als jeder andere das unserm Lande wohlgewogene Gemüt des guten Herzogs gekannt, und müßte es Euch doch selber schmerzen, wenn wir seinen Tod bei Fackelschein und Reigentanz mit hartem Herzen zu feiern den Anschein hätten.»

Der Oberst schwieg und ließ seine dunkeln Blicke verächtlich über die undankbare Menge schweifen, die über einen Verschollenen und Toten die Gegenwart ihres Retters vergaß.

An dem obern Ende des Saals wurden die Lichter schon ausgelöscht, und die geschmückten Frauen ließen sich von ihren Kavalieren zur Treppe geleiten. Herr Sprecher hatte, einer der ersten, das Rathaus verlassen. Besorglich legte sich eine Hand auf den Arm des Obersten, und als er verstimmt sich umwandte, sah er in das fragende Gesicht des zürcherischen Bürgermeisters, der die in Tränen aufgelöste Amantia wegführte.

«Ich muß mit dir reden! Heute noch, Jürg! Bleibst du hier?» flüsterte Waser, und als Jenatsch ihm leicht zunickte: «So komm' ich wieder.»

Jetzt reckte sich der Oberst zu seiner ganzen Höhe empor und sagte, das Haupt trotzig zurückwerfend, zu dem noch seiner Antwort harrenden Meyer, doch so, daß seine bebende Stimme durch den ganzen Saal klang:

«Ich will mein Fest, Bürgermeister. Geht oder bleibt nach Eurem Belieben!»

Verwirrung füllte den Saal, unheimliche Dämmerung hatte sich zu verbreiten begonnen, in deren Schutz die meisten angesehenen Churer und fast alle Frauen sich unbemerkt entfernt hatten. Doch auf des Obersten herrisches Wort entzündeten sich die Lichter von neuem und beleuchteten den beginnenden Reigen. Aber die Gäste waren andere geworden, und die Feier schien sich in eine wilde Lustbarkeit verwandeln zu wollen.

Bevor Waser die Treppe erreichte, war sein Auge an einer großen Frauengestalt in dunkler venezianischer Tracht haften geblieben, die dem Strome der forteilenden, den Stufen zudrängenden Churerinnen allein entgegenschritt. Es war etwas in der eigentümlichen Haltung dieses edelgeformten Hauptes, in der traurigen Glut dieser durch die samtene Halbmaske blickenden, suchenden Augen, das ihn seltsam schaurig berührte.

Er sah ihr nach, wie sie, das Gewühl der Tanzenden meidend, die Kammer der Justitia betrat. Diese hohe, reiche Gestalt kannte er nicht, aber sie mußte auch Jenatsch aufgefallen sein, denn der Oberst richtete sogleich seinen Gang nach derselben Schwelle. Ob er sie überschritt, das sah Waser nicht mehr, das Gedränge auf der Treppe wurde jetzt so groß, daß der Bürgermeister seiner ganzen Würde und Vorsicht bedurfte, um die verwirrte Amantia ungefährdet durch den Engpaß zu bringen. Es war ein toller Maskenzug, der die Treppe hinaufstürmte, wilde Gesellen unter der Führung einer kolossalen Bärin, der ein großes Schild mit dem Wappen der drei Bünde an einer Kette um den zottigen Hals hing.

Sobald Waser die heimgeleitete Amantia einer alten Dienerin übergeben hatte, eilte er wieder nach dem Rathause zurück, ohne nach dem Doktor zu fragen, dem er es nicht leicht verzieh, daß er das unschuldige Flugblatt in so feindseliger und hinterlistiger Weise zur Beleidigung des Obersten ausgebeutet hatte.

Schon von fern sah er vor dem Staatsgebäude ein unsicher beleuchtetes, verworrenes Gewühl, und es ward ihm schwer, bis zur Hauptpforte vorzudringen. Die gleichen Masken, denen er vor einer halben Stunde auf der Treppe begegnet war, entstürzten jetzt dem Hausflur in wilder Hast. Inmitten des an die dreißig Vermummte zählenden Haufens glaubte er plötzlich im Scheine einer sprühenden Fackel die ungeheure Bärin zu erblicken, die zerzaust und blutig mit einer über die Schultern gelegten Puppe oder Leiche davonschritt. Waser hatte die Türe erreicht. Er warf einen Blick auf die Wendeltreppe, sie füllte sich eben wieder mit taumelnden Gästen, die wirr durcheinanderschrien und hastig davoneilten.

Oben verstummte mit abgerissenen Tönen die Musik.

Jetzt gewahrte Waser hart neben sich einen untersetzten Franziskanermönch, dessen von der Kapuze beschattetes Augenpaar er forschend auf sich gerichtet fühlte. Eine Maske war das nicht. Der Mönch warf seine regentriefende Kapuze zurück, und Waser erkannte das nüchterne, geisteskräftige Gesicht des Paters Pankraz und seine klug blitzenden Augen. Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

«Tun wir uns zusammen, Herr Bürgermeister», sagte der Pater leis, aber eindringlich. «Welt und Kirche, Ehrenkette und Kutenstrick im Bunde werden durch den tollsten Spuk dringen! Ich lese auf Eurem Gesicht, daß Ihr wie ich in Sorge seid um den Obersten. Etwas ist droben vorgefallen. Was sie dort fortschleppen — ich habe das niederhangende Haupt scharf angesehen —, war der tote oder ohnmächtige Rudolf Planta. Um den ist's kein Schade, und an der Fastnacht sind blutige Köpfe nichts Besonderes, aber gut ist's doch, wenn wir hinaufkommen!»

Bei diesen Worten schob er den Bürgermeister in eine gesicherte Ecke und stellte sich vor ihn, denn ein paar trunkene Offiziere stürzten sich eben, mit den Degen fuchtelnd, in die Menge hinunter.

Der Pater verschwieg seine Hauptsorge — Lukretia. Er war, durch das Unwetter verspätet, vor einer Stunde erst in Chur angelangt, hatte die alte Gräfin Travers, die, hinfällig wie sie war, sich frühzeitig zur Ruhe gelegt hatte, zwar nicht gesehn, aber von der Dienerschaft erfahren, das Fräulein sei noch vor Mittag angelangt, habe ihrer Muhme Gesellschaft geleistet und sich dann, wie sie zuweilen zu tun pflegte, in ein für ihren Besuch immer bereitgehaltenes Gemach zurückgezogen, um sich umzukleiden. Erst vor kurzem habe sie, in ein weites Übergewand gehüllt, das Haus wieder verlassen. Ihr Knecht, der Sohn des Riedberger Kastellans, sei ihr auf diesem Gange mit der Fackel vorangeschritten. Wohin sie sich habe geleiten lassen, wußte niemand zu sagen.

Pankratius hatte aus dem Berichte der Dienstleute zu Riedberg Verdacht geschöpft, der junge Planta, den er für einen Feigling hielt, möchte in Bünden beherztere Genossen gefunden haben. Er fürchtete, der Neid der mächtigen Familien, die Georg Jenatsch beleidigt hatte, könnte, durch

seinen letzten größten Erfolg aufgestachelt, in mörderische Gewalttat ausbrechen. Damit mußte Lukretias Verschwinden zusammenhängen, denn bei ihrer Gemütsart zweifelte er nicht, daß sie als Mitschuldige oder als Warnerin in das Unheil verflochten sei. Dieses aber schwebte über dem Haupte des Obersten — als die eine oder die andere war sie in seine Nähe gebannt, und er eilte, die dort zu suchen.

Und Lukretia war es gewesen, deren ernste, feierliche Gestalt dem zürcherischen Bürgermeister in der Verwirrung des Aufbruchs im Saale begegnet und deren Schritten Jenatsch mit aufglühender Freude in die Kammer der Justitia gefolgt war.

«Willkommen, Lukretia!» rief Georg der sich nach ihm Umwendenden entgegen. «Ich danke dir, daß du an meinem Feste nicht fehlst. Du bringst mir die Freude! Die Welt ist mir schal geworden, ihre Beuten und Ehren sind mir ein Ekel! Gib mir meine junge, frische Seele wieder! Sie ging mir längst verloren — sie blieb bei dir. Gib sie mir mit deinem treuen Herzen! Du hast sie darin aufbewahrt!» Er umfaßte sie mit beiden Armen und drückte ihr Haupt, dem die Maske entfiel, an seine Brust.

«Hüte dich, hüte dich, Jürg!» flüsterte sie, seiner Umschlingung widerstrebend, und erhob zu ihm Augen voll unendlicher Angst und Liebe.

Er mißverstand sie. «Ich weiß es schon», rief er, «auf Riedberg wird keine Hochzeit gefeiert! Kehre niemals dorthin zurück! Du bleibst bei mir auf ewig! Wir verreiten noch heute nach Davos! — Jetzt aber zum Reigen!» —

Im Saale erklang eine rauschende wilde Tanzweise. Jenatsch löste seinen Deggürt, warf die Waffe auf einen Sitz und umfaßte Lukretia fester. Ihre Augen hafteten starr an der Tür, wo, hereinblickend, verlarvte Gestalten sich drängten. Sie hatte die scharfe widrige Stimme Rudolfs vernommen.

Jetzt stellte sich eine kleine Ungestalt im langen schwarzen Rocke eines Küsters mit lächerlichen Bücklingen vor den Obersten. Die Schiefertafel in der einen, ein Stück Kreide in der andern Hand, fragte sie näselnd: «Welchen Psalm oder Liedervers beliebten der Herr Pfarrer von Scharans heute vor der Predigt singen zu lassen?»

Jenatsch erkannte sogleich das große Haupt und die kurzen ehrlichen Finger des Kellermeisters Fausch. «Ei, du bist zu fett für eine Kirchenmaus!» rief er ihm zu. «Doch mein Verslein sollst du haben:

Selig lebt und freudig stirbt,
Wen die Lieb' umfängen . . .!

Das laß mir singen.»

Der Kellermeister warf einen listig beobachtenden Blick auf die sich umschlungen Haltenden und drückte seine dicke Person, als wollte er sie von seiner Gegenwart befreien, so rasch er konnte, durch die Masken an der Türe in den Saal hinaus, wo die Paare, vom Rasen der Geigen und Pauken fortgerissen, immer schneller vorüberwirbelten. Fausch hatte nicht bemerkt, wie ängstlich Lukretia bestrebt war, ihm, Jenatsch mit sich fortziehend, auf dem Fuße zu folgen.

Schon war es zu spät. Das Zimmer füllte sich mit einem wilden Maskenhaufen, und es war eine Unmöglichkeit geworden, den umdrängten Ausgang zu gewinnen. Auch dachte Jenatsch nicht mehr daran. Er war versunken in die wunderbare, wie von zerstörenden innern Flammen beleuchtete Schönheit seiner Braut und führte sie, dem Maskenspiel in der Mitte des Gemaches Raum gebend, in eine Fensternische. Doch das den Zug anführende Bärenungeheuer mit den Wappen der drei Bünde auf der Brust schritt schwerfällig auf ihn zu, streckte, ihm auf den Leib rückend, die rechte Tatze aus und begann mit brummen-der Stimme: «Ich bin die Respublica der drei Bünde und begehre mit meinem Helden ein Tänzlein zu tun!»

«Das darf ich nicht ausschlagen, obgleich ich meine Dame ungern lasse», erwiderte Jenatsch und reichte der Bärin, den Fuß wie zum Tanze hebend, bereitwillig die Rechte. Diese aber schlug die beiden Tatzen um die gebotene Hand und packte sie mit eiserner Mannesgewalt. Zugleich zog sich der Larvenkreis enü um den Festgehaltenen zusammen, und überall wurden Waffen bloß.

Lukretia drängte sich fest an die linke Seite des Umstellten, wie um ihn zu decken. Sie hatte ihm keine Waffe zu bieten. Wieder traf die Stimme Rudolfs ihr Ohr. «Dies, Lukretia, für die Ehre der Planta», flüsterte er dicht hinter ihr, und sie sah, mit halbgewandten Haupte, wie seine

feine spanische Klinge vorsichtig eine gefährliche Stelle zwischen den Schulterblättern Georgs suchte. Sie hatte sich von Jenatsch vorwärtsziehen lassen, denn dieser streckte sich, den ihn umschließenden Kreis seiner Mörder mitreißend, nach dem nahen Kredenzische aus und erreichte dort mit der freien Linken einen schweren ehernen Leuchter, dessen gewichtigen Fuß er gegen seine Angreifer schwang, die von vorn fallenden Hiebe parierend.

Da schmettete ein Axtschlag neben ihr nieder. Sie erblickte ihren treuen Lukas, ohne Maske und barhaupt, der, von hinten vordringend, ein altes Beil zum zweiten Male auf Rudolfs bleiches Haupt fallen ließ und ihn anschrie: «Weg, Schurke! Das ist nicht deines Amtes.» Dann warf er den Sterbenden auf die Seite, drückte Lukretia weg und stand mit erhobener Axt vor Jenatsch. Der Starke, der schon aus vielen Wunden blutete, schlug mit wuchtiger Faust seinen Leuchter blindlings auf das graue Haupt. Lautlos sank der alte Knecht auf Lukretias Füße. Sie neigte sich zu ihm nieder, und er gab ihr mit brechendem Blicke das blutige Beil in die Hand. Es war die Axt, die einst den Herrn Pompejus erschlagen hatte. In Verzweiflung richtete sie sich auf, sah Jürg schwanken, von gedungenen Mördern umstellt, von meuchlerischen Waffen umzuckt und verwundet, rings und rettungslos umstellt. Jetzt, in traumhaftem Entschlusse, hob sie mit beiden Händen die ihr vererbte Waffe und traf mit ganzer Kraft das teure Haupt. Jürgs Arme sanken, er blickte die hoch vor ihm Stehende mit voller Liebe an, ein düsterer Triumph flog über seine Züge, dann stürzte er schwer zusammen.

Als Lukretia ihrer Sinne wieder mächtig wurde, kniete sie neben der Leiche, das Haupt des Erschlagenen lag in ihrem Schoße. Das Gemach war leer. Um die über ihr schwebende Gestalt der Justitia waren die Lichter heruntergebrannt, und das Wachs fiel ihr in glühenden Tropfen auf Hals und Stirn. Neben ihr stand Pankraz und legte die Hand auf ihre Schulter, während unter der Türe Fausch dem Bürgermeister Waser das Ereignis jammernd erzählte.

Willig wie ein Kind folgte sie dem Mönch, der sie von der Unglücksstätte wegführte. Waser aber übernahm die Leichenwache.

Nicht lange blieb er allein. Als das erste Entsetzen vor-

über war und die Verwirrung der Gemüter sich löste, kamen die Häupter der Stadt eines nach dem anderen in die Totenkammer und klagten um Bündens größten Mann, seinen Befreier und Wiederhersteller.

Sie verzichteten darauf, die Urheber seines Todes, die ihnen als die Werkzeuge eines notwendigen Schicksals erschienen, vor Gericht zu ziehen. Keine neue Parteiung und Rache sollte aus seinem Blute entstehen — er hätte es selbst nicht gewollt. Aber sie beschlossen, ihn mit ungewöhnlichen, seinen Verdiensten um das Land angemessenen Ehren zu bestatten.

Worterkklärungen und historische Hinweise

- Abbas* Abt
- ab irato* im Zustand des Zorns
- Acheron* Fluß der Unterwelt in der griechischen Sage
- Achilles* in der Sage der tapferste griechische Held vor Troja, bis auf die Ferse unverwundbar
- affektioniert* geneigt
- Agave* Gattung der Amaryllis-Gewächse, in Mexiko wird aus ihrem Saft Pulque (Schnaps) gewonnen
- Agonie* Todeskampf
- Ajaccio* Hauptstadt der Insel Korsika (Geburtsort Napoleons I.)
- Albrecht*, Kurfürst von Mainz 1490 bis 1545, Gegner der Reformation, Luther bekämpft seinen Ablasshandel
- aldinisch* von „Aldinen“ = Druckwerke des 15. und 16. Jahrhunderts aus der von Aldus Manutius in Venedig gegründeten Presse
- Alsatia (Alsace)* Elsaß
- Ambassadeur* Botschafter
- ambrosisch* von Ambrosia
[griechisch]: die Speise, die den Göttern Unsterblichkeit verleiht
- Amor* der römische Liebesgott
- Amphitryon* sagenhafter König, Lustspiel von Plautus
- Äneas* trojanischer Held; eine Dichtung des Vergil behandelt diesen Sagenstoff
- ante – post* vorher – nachher
- Antistes* Tempelvorsteher, auch als Name für den Bischof gebraucht
- Apollo* griechischer Gott des Lichtes, der Dichtung usw.
- Apostat* von seinem Glauben Abgefallener
- Appierstraße* lateinisch Via Appia, alte römische Heerstraße von Rom nach Capua
- Aquileja* Gemeinde in Nordostitalien
- Archipelagus* Name der Inselwelt zwischen Griechenland und Kleinasien
- Ares* griechischer Kriegsgott
- Ariosto*, Ludovico italienischer Dichter, 1474–1533, Hauptwerk: Stanzenepos „Der rasende Roland“
- Aristophanes* griechischer Lustspiel-dichter, um 445 – um 385 v. Chr.
- Armada* bewaffnete Macht
- Arve* Zirbelkiefer
- Ashtanax* Gestalt der griechischen Sage, war als Rächer Trojas prophezeit und wurde deshalb bei der Eroberung Trojas von der Mauer gestürzt
- Athene* Pallas Athene, griechische Göttin, berühmteste Darstellung von Phidias im Parthenon in Athen
- Attila (Etzel)* gotisch „Väterchen“, König der Hunnen, gest. 453
- Auguren* altrömische Priester, die den Willen der Götter zu erforschen hatten
- Aulularia* Lustspiel von Plautus
- Aurora* lateinisch Morgenröte, römische Göttin
- Ave* sei begrüßt, heil!
- Bacchanal* Fest des Bacchus im alten Rom, auch zügelloses Trinkgelage
- Baglione*, Giovanni italienischer Maler, 1571–1644
- Bajard* Pierre du Terrail, 1476–1524, der „Ritter ohne Furcht und Tadel“, französischer Feldherr
- Barbaren* ursprünglich griechisch Ausländer, Fremde
- Bartholomäusnacht* auch Pariser Bluthochzeit; in der Nacht zum 24. 8. 1572 wurden in Paris und in der Provinz über 20 000 Hugenotten ermordet. Veranlaßt durch die Königinmutter von Medici, erfolgte diese Nacht wenige Tage nach der Hochzeit des protestantischen Heinrich von Navarra, später Heinrich IV.

Bataille Schlacht

Bayles Diktionär «Dictionaire historique et critique» [2 Bände, Rotterdam 1695/97] des französischen Philosophen und Aufklärers Pierre Bayle, 1647–1706; 1741/44 deutsch von Gottsched

Becket, Thomas englischer Erzbischof, um 1118 – um 1170, 1173 heiliggesprochen, war bis zur Reformation der englische Nationalheilige

Belial hebräisch Verderber, Name des Teufels

Bellini, Giovanni um 1430–1515, bedeutendster Maler der venezianischen Frührenaissance

Bellona altrömische Kriegsgöttin

*Bergamasker*hirt aus den Bergamasker Alpen, Teil der Lombarischen Alpen in den Südlichen Kalkalpen

Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar 1604–1639, Feldherr des Dreißigjährigen Krieges

Boileau-Despréaux, Nicolas französischer Dichter, 1636–1711, Hauptwerk: das Lehrgedicht «Die Dichtkunst»

Bombast Wortschwall, Schwulst

Borgo Name vieler Ortschaften Italiens, außerhalb der alten Stadtmauer gelegene Vorstädte

Breve apostolischer Brief, kurze Papsturkunde

Breviarium lateinisch Kurzbuch, als «Brevier»: Gebetbuch für die katholischen Geistlichen und Klosterinsassen

Brutus, Marcus Junius 85–42 v. Chr., Haupt der Verschwörung gegen Caesar

Cajetan Thomas de Vio, 1469–1534, Dominikaner, war 1518 als päpstlicher Legat auf dem Reichstag in Augsburg, wo er mit Luther verhandelte

Calembourg Wortspiel, Witzwort

Calvin, Johann 1509–1564, gründete mit Zwingli die reformierte Kirche

Camoes, Luís de portugiesischer Dichter, 1524/25 – 1580

Camposanto heiliges Feld, ein meist durch Bogengänge geschlossener Friedhof

cara bambina liebe Kleine

Caesar Borja Borgia, 1475 oder 1476 bis 1507, einer der rücksichtslosesten Gewaltmenschen der italienischen Renaissance

Camargo Name einer Tänzerin

Cäsar, Gajus Julius Feldherr und Staatsmann aus dem Geschlecht der Julier, 100–44 v. Chr.

Casa Santa Heiliges Haus

Casse-Cou Wagehals

Catalpa indianisch Trompetenbaum

Cerberus meist Zerberus, Höllenhund in der griechischen Sage

Charon in der griechischen Sage der Fährmann, der die Verstorbenen in die Unterwelt über den Fluß Acheron setzt

Chastelard, Pierre de französischer Dichter, 1540–1563, nur ein Lied erhalten

Chier Wein von der griechischen Insel Chios

chimärisch erträumt, unwirklich

Chios griechische Insel im Ägäischen Meer

Cicero, Marcus Tullius römischer Staatsmann und Redner, 106–43 v. Chr., durch seine Schriften großer Einfluß auf das abendländische Denken

Civis turicensis Züricher Bürger

Cloaca Maxima der große Abflußkanal für Abwässer im alten Rom

Coligny, Gaspard de Führer der Hugenotten, 1519–1572, wurde in der Bartholomäusnacht ermordet

Condé Prinzentitel einer Seitenlinie der Bourbonen

Consilium abeundi Ausschluß von einer Hochschule

coram domino Azzolino in Gegenwart von Herrn A.

coram populo vor dem Volk

Coromandel Ostküste Südindiens

Cortesie höfisches Betragen

Cromwell, Oliver englischer Staatsmann, 1599–1658

dahlen tändeln

damaszieren hauptsächlich in Damaskus geübte Tätigkeit des Härtens und Schmückens von Eisen und Stahl, besonders Klingen

Dekretalen päpstliche Weisungen, Entscheidungen von Rechtsfällen

Deposition Hinterlegung, Aussage
desperat verzweifelt

Dionysos griechischer Gott der Fruchtbarkeit, besonders des Weinbaus

Dioskuren Söhne des Zeus, Kastor und Pollux

distinguendum est es muß unterschieden werden

Doctor utriusque juris Doktor beider Rechte, des römischen und des kanonischen

Drommete Trompete

Dryade Baumgeister der griechischen und römischen Sage

Dryas die Pflanzengattung Silberwurz

ecce siehe

egli – ella er – sie

ennetbirgisch so wurden acht Landvogteien im Tessin genannt, die bis 1798 von den Eidgenossen als Untertanenland verwaltet wurden
Epaminondas Staatsmann und Feldherr Thebens, 420–362 v. Chr.

Epheben Jünglinge zwischen 18 und 20

Epikureer Genußmensch

Epistolae obscurorum virorum die „Dunkelmännerbriefe“, teilweise von Hutten verfaßte satirische Briefe in parodiertem Mönchslatein
Eppich Volksname verschiedener Pflanzen wie Efeu, auch Sellerie, Petersilie

Erasmus von Rotterdam der bedeutendste Humanist, 1465 oder 1466 bis 1536

etruskisch von Etrurien, Landschaft im alten Italien, heutige Toskana

Eumeniden Rachegöttinnen
exorzieren den Teufel austreiben
Ezzelino da Romano Parteigänger Kaiser Friedrichs II., 1194–1259

Facezia inedita nicht herausgegebener Schwank

Facies hippocratica vom Tod gezeichnetes Gesicht

Fama Gerücht, Nachrede

Fatum Schicksal

Fauteuil vollgepolsterter Sessel

Ferge Fährmann

Fideikommiß lateinisch *fidei commissum*: zu treuen Händen überlassen, eine Einrichtung des deutschen Rechtes, wonach ein Familienvermögen geschlossen in der Hand eines Familienmitgliedes blieb

Foliant großes Buch

Fortiter tapfer

Frundsberg, Georg von kaiserlicher Feldhauptmann, 1473–1528, Landsknechtsführer unter Maximilian I. und Karl V. „Vater der Landsknechte“

Fugger Augsburger Kaufmannsfamilie, seit dem 14. Jahrhundert, bedeutendstes Bank- und Handelshaus des Frühkapitalismus

Galopin Laufbursche

Garfield, James Abram 20. Präsident der USA, 1831–1881

Generalstaaten in der ehemaligen Republik der Vereinigten Niederlande die Versammlung der von den sieben Provinzialstaaten gewählten Abgeordneten

Gentiana Pflanzengattung

Genien Schutzgeister

Giorgio, guardati Hüte dich, Jörg

Grazien Göttinnen der Anmut

grazioso anmutig

Guadalquivir Fluß in Südspanien

Gubernator Führer, ursprünglich lateinisch Steuermann

Guise, Franz französischer Herzog, 1519–1563, entfesselte 1562 die Hugenottenkriege, streng katholisch

- Guise, Heinrich* dessen Sohn, 1550 bis 1588, Führer der katholischen Liga von 1576
- Habemus pontificem . . .* Wir haben einen Papst . . .
- Habit* Amtstracht, Kleidung
- Hades* in der griechischen Göttersage Fürst der Unterwelt, auch: Unterwelt
- Harun al Raschid* abbasidischer Kalif, 763 oder 766–809, Figur in «Tausendundeine Nacht»
- Heinrich IV.* König von Frankreich, 1553–1610, Calvinist, Führer der Hugenotten, trat 1593 zum Katholizismus über («Paris ist eine Messe wert»)
- Hekatombe* Massenopfer, im alten Griechenland ein Opfer von 100 Rindern
- Helgen* eine geneigte Ebene, auf der ein Schiff gebaut wird und vom Stapel läuft
- Helios* der griechische Sonnengott
- Herakles* berühmtester Held der griechischen Sage, zahlreiche Darstellungen in der frühgriechischen Kunst
- Hidalgo* spanische und portugiesische Standesbezeichnungen des niederen Adels
- Hofmannswaldau, Christian Hofmann* von 1617–1679, verfaßte Epigramme, geistliche Gedichte
- Holbein, Hans d. J.* 1497/8–1543, «Totentanz», 58 Holzschnitte
- Homo* sum ich bin ein Mensch
- Horen* die griechischen Göttinnen der Jahreszeiten, auch die Zeiten des Stundengebetes
- imaginär* eingebildet, nur scheinbar
- Ingenium* angeborene Art, Erfindungskraft
- in vino veritas* im Wein ist Wahrheit
- ipso facto* durch die Tat selbst
- Istrien* Halbinsel in der Adria, zu Jugoslawien gehörig
- Ithaka* eine der jonischen Inseln Griechenlands
- Jacta est alea* Der Würfel ist gefallen
- jansenistisch* von Jansenismus, einer katholischen Bewegung des 17. und 18. Jahrhunderts, die nach Cornelius Jansen (1585–1638) benannt wurde
- Juan von Österreich*
- Juan de Austria* Sohn Kaiser Karls V., 1547–1578, 1576 spanischer Statthalter in den Niederlanden
- Julius, Papst* 1443–1513
- Juno* altitalienische Göttin (Ehe und Geburt)
- Jürg Jenatsch* 1596–1639
- Kabale* geheimer Anschlag, Ränke, Intrigen
- Kalligraphie* Schönschreibekunst
- Kapitol* die Burg des alten Rom, religiöser und politischer Mittelpunkt des römischen Reiches
- Kappadozisch* nach Kappadozien, Gebirgslandschaft im östlichen Kleinasien, Provinz des alten römischen Reiches
- Karl I., König von England* 1600 bis 1649, von Cromwell zum Tode verurteilt, enthauptet
- Karl V., Kaiser* 1500–1558, 1521 «Wormser Edikt» gegen die lutherische Reform der Kirche
- Karyatide* Mädchenfigur, die an Stelle einer Säule das Gebälk von Bauwerken trägt
- Kassandra* Seherin in der griechischen Sage, die Unglück voraussagt
- Klarinen* hohe Trompeten, von Bach verwendet
- Kleitos* Feldherr und Freund Alexanders des Großen
- Klerisei* Anhang der Kleriker, auch Klerus = der geistliche Stand
- Komtur* Verwalter eines Ritterordens, auch Inhaber einer Ordensstufe
- konditionieren* in Dienst stehen
- Konjugation* Zuordnung, Abwandlung
- Konklave* die Kardinalsversammlung zur Papstwahl; auch streng abgeschlossener Raum

Konstantin I., der Große römischer Kaiser, 288–337. Von ihm angeblich die «Konstantinische Schenkung», die, um 750 entstanden, erst im 15. Jahrhundert als Fälschung entlarvt wurde

Konvolut Bündel, Sammelband

Kopernikus, Nikolaus Astronom, 1473–1543

Kretin geistig schwacher (mißgestalteter) Mensch

Krypte in der frühchristlichen Zeit unterirdische Grabkammer, später Grabstätte geistlicher und weltlicher Würdenträger

La Fontaine, Jean de französischer Fabeldichter, 1621–1695

Landquart rechter Nebenfluß des Rheins im Kanton Graubünden

Laetificor archangelice . . . ich freue mich erzengegleich . . .

Lästrygonen Riesenvolk bei Homer

Latwergen Arzneiform, Gemisch mit Pflanzenmus

Lauine Lawine

Laura Petrarcas Angebetete, die ihn in seinem dichterischen Schaffen inspirierte, aber nie erhörte

Leda in der griechischen Sage die Gemahlin des spartanischen Königs Tyndareos; Mutter der Dioskuren

Lemuren in der altrömischen Sage die Geister der Verstorbenen

Leo X. Papst aus der Familie der Medici, 1475–1521

Leonidas König von Sparta, fand 480 v. Chr. bei der Verteidigung der Thermopylen den Tod

Lepanto Hafenstadt in Griechenland, die venezianisch-spanische Flotte erfocht dort am 7. 10. 1571 einen Sieg über die Türken

Lernäische Hydra neunköpfiges Ungeheuer im Sumpf von Lerna bei Argos, dem für jeden abgeschlagenen Kopf zwei neue nachwuchsen

Lethe in der griechischen Sage Fluß der Unterwelt, aus dem die Seelen der Verstorbenen Vergessenheit tranken

Levante die Länder um das östliche Mittelmeer

Libertät Freiheit, Vorrecht

Liktoren Amtsdienner der höheren Beamten im alten Rom

Livius, Titus römischer Geschichtsschreiber, um 59 v. Chr., – 17 n. Chr., römische Geschichte in 142 Büchern

Locanda Dorfschenke

Lohenstein, Daniel Caspar von Dichter, 1635–1683

Lokotenent Leutnant (wörtlich Stellvertreter)

Longin nach den Pilatus-Akten der Name des Hauptmanns unter dem Kreuz, der Christus den Lanzenstich beibrachte

Macchiavelli, Niccolo italienischer Politiker und Geschichtsschreiber, 1469–1527, Hauptwerk: «Il principe»

Majordom Hausmeister

Malepartus Höhle des Reineke Fuchs

Mänade rasendes Weib aus dem Gefolge des Dionysos

Manlius römisches Patriziergeschlecht

Mansfeld, Ernst Graf von Feldherr im Dreißigjährigen Krieg, 1580 bis 1626

Medici, Cosmus, der Alte Stadtherr von Florenz, 1389–1464

Medusenhaupt Kopf der Medusa, die in der griechischen Sage den Betrachter versteinert

Mentiris impudenter du lügst unverschäm

Mentiris impudentissime du lügst am unverschämtesten

Mentor in der griechischen Sage der Freund des Odysseus und Lehrer des Telemachos

Milton, John englischer Dichter, 1608 bis 1674, Hauptwerk: das Epos «Paradise Lost» (das verlorene Paradies)

Misericordia Mitleid

modest bescheiden

mourir ou parvenir sterben oder überleben

Mümpelgard war von 1488–1793
württembergisch, deutscher Name
der französ. Stadt Montbéliard
Musaget der Musenführer, Beiname
des Gottes Apollo

Musen, die neun

Melpomene Muse der Tragödie

Kalliope Muse der erzählenden
Dichtung

Terpsichore Muse des Tanzes

Polyhymnia Muse des Gesangs

Euterpe Muse der Tonkunst

Erato Muse der Liebesdichtung

Thalia Muse des Lustspiels

Urania Muse der Sternkunde

Klio Muse der Geschichte

Najade griechischer Mythos: Wasser-
nymphe

Namur Stadt und Provinz in Belgien

Navarra geschichtliche Landschaft
beiderseits der Pyrenäen

Navarra, Heinrich von Heinrich IV.,
König von Frankreich

Nekromantie Weissagung durch To-
tenbeschwörung

Nereiden in der griechischen Sage
Meeresnymphen, die fünfzig Töch-
ter des Meergottes Nereus

nondum noch nicht

non liquet wörtlich: es ist nicht
offenbar

Nobildonna Edeldame

Nymphe in der griechischen Sage
niedere weibliche Naturgottheit

obiit diem . . . er starb als letzter sei-
nes Geschlechts, er ruhe in Frieden

Oktogon Achteck, Zentralbau über
achteckigem Grundriß

Optimus maximus der Allerhöchste

Orbis pictus die Welt in Bildern

Orestes Gestalt der griechischen Sage,
Muttermörder

Paladin treuer Gefolgsmann

Pamplona Hauptstadt der Provinz
Navarra im nördlichen Spanien

Pankraz Heiliger, nach der Überlie-
ferung mit 14 Jahren (304?) in Rom
enthauptet

Paracelsus Beiname des Theophrastus
Bombastus von Hohenheim, Philo-
soph und Arzt, um 1494–1541

Parricida Vaternörder

Parzen römisch Geburtsgöttinnen
(Schicksalsgöttinnen, griechisch die
Moiren)

Passer sur le ventre über den Haufen
werfen

Patavinität Sprachgebrauch in Padua

Pazifikationsedikt Friedensstiftungs-
erlaß

Pélerin et Voyageur Pilger und Rei-
sender

Pelide auch Peleide, Sohn des Peleus,
d. h. Achilles

Pentheus König von Theben

pereat er komme um

per fas oder nefas durch Recht oder
Unrecht

Perseus in der griechischen Sage ein
Sohn des Zeus; tötete die Gorgone
Medusa

Perugia Provinz Italiens in Umbrien
mit gleichnamiger Hauptstadt

Petarde ein mit Pulver gefülltes Me-
tallgefäß zum Sprengen von Mauern

Petrarca, Francesco italienischer
Dichter und Gelehrter, 1304–1374,
bedeutender Humanist. Schrieb So-
nette, Kanzonen, ein Epos und philo-
sophische Schriften

Philipp II., König Sohn Kaiser
Karls V., 1527–1598, herrschende
Gestalt der Gegenreformation, Va-
ter des Don Carlos

Philoktet Held der griechischen Sage,
tötete den Paris, worauf Troja fiel

Philtrum Liebestrank

phrygische Mütze kegelförmige Zip-
felmütze, Urbild der Freiheitsmütze

Pickelhering komische Bühnengestalt
bei den englischen Komödianten

Pikardie ehemalige Provinz in Nord-
frankreich

Pikenier Soldat mit Langspieß

Pisano, Niccolo italienischer Bild-
hauer, um 1225 – bald nach 1278

Pius IX. Papst von 1846–78, lebte von
1792–1878

Planta, Pompeius aus dem schweize-

- rischen Adelsgeschlecht *Planta* in Graubünden. Wurde 1621 von Jürg Jenatsch ermordet
- Plaudite amici* Klatscht Beifall, Freunde
- Plautus, Titus Maccius* römischer Komödiendichter, 251–184 oder 183 v. Chr. Werke: *Amphitruon*, *Aulularia* u. a.
- Poggio Bracciolini, Gian-Francesco* Humanist, 1380–1459, bekannt sein «*Liber facetiarum*», eine Sammlung z. T. gewagter Anekdoten und Schwänke
- Polyphen* einer der Zyklopen, wurde von Odysseus überlistet und geblendet
- Pomeranzen* Südfrucht, ursprüngliche Form der Apfelsine
- Potator – aleator* Säufer – Spieler
- poverello* armer Kleiner
- Prädikant* Prediger
- Praefatio* Vorspruch
- Präzipizien* Abstürze
- précieuse* kostbar
- probante* mit Genehmigung
- Progetto* Projekt oder Idee
- Proteus* in der griechischen Sage ein weissagender Meergris mit der Gabe, sich in viele Gestalten zu verwandeln
- Prevveditore* Verweser
- Psyche* in der Antike Verkörperung der Seele
- Ptolemäus, Claudius* Geograph, Astronom und Mathematiker, etwa 85–160 n. Chr. in Alexandria
- pugnans cum rege* kämpfend mit dem König
- Pylos* bei Homer Residenz des greisen Nestor, griechischer Ort an der Westküste Messeniens
- Querele* Klage
- Refektorium* Speisesaal eines Klosters
- Reislauf* Kriegsdienst als Landsknecht in fremdem Sold
- Relation* Beziehung, Bericht
- Remedur* Heilung, Abhilfe
- Res publica* Staat, Staatsangelegenheiten
- Rex* König
- Rhadamanthus* in der griechischen Sage ein König auf Kreta, Totenrichter in der Unterwelt
- Rhätia* römische Provinz, die Graubünden, Tirol und Südbayern umfaßte
- Rhodanus* lateinischer Name für Rhone
- Richelieu, Kardinal Armand* Herzog von 1585–1642, einer der größten Staatsmänner Frankreichs
- Rohan, Henri* Herzog von Führer der Hugenotten, 1579–1638
- Rotunde* Rundbau
- Sabiner* Volksstamm der Italiker, der im mittleren Apennin lebte
- Sacchi, Andrea* italienischer Maler, 1599–1661
- Sakrilegium* die Entweihung heiliger Orte oder Sachen
- säkularisieren* Überführung geistlichen Besitzes in weltlichen
- salva guardia* Schutzwache
- Salvokondukt* Geleitbrief
- Satyr* in der griechischen Mythologie Feld- und Waldgeist im Gefolge von Dionysos
- Sbirre* Häscher
- Sbosalizien* Verlobungszeremonien
- scelera horrenda, abominanda* furchtbare, verabscheuungswürdige Verbrechen
- schwarzer Prinz* Eduard (Prinz von Wales), benannt nach seiner Rüstung, 1330–1376
- Scudéry, Madeleine de* französische Schriftstellerin, 1607–1701
- Senectus* Greisenalter
- Septimer* Paß in den Alpen, Graubünden, 2310 m ü. M.
- Sermon* Predigt, Rede
- Servet, Michael* spanischer Arzt und Theologe, 1511(?)–1553, wurde auf Betreiben Calvins in Genf als Gotteslästerer verbrannt
- Severus, Lucius Septimius* römischer Kaiser, 146–211
- Sickingen, Franz* von Reichsritter, 1481–1523, kaiserlicher Hauptmann,

- später von Hutten für den Humanismus und die Revolution gewonnen
- Sigismund* deutscher Kaiser, 1368 bis 1437
- Silen* in der griechischen Sage Begleiter des Bacchus
- Sistina* Sixtinische Kapelle, päpstliche Hauskapelle im Vatikan, mit den Fresken Michelangelos
- Sisyphus* in der griechischen Sage ein König von Korinth, der in der Unterwelt zur Strafe ein Felsenstück auf den Gipfel eines steilen Berges wälzen mußte, von dem es aber immer wieder herabrollte
- Skaliger* das fürstliche Geschlecht der Scala beherrschte Verona von 1260 bis 1387. Can Grande, 1291–1329, nahm Dante Alighieri, 1265 bis 1321, bei sich auf, als er 1302 aus seiner Vaterstadt Florenz fliehen mußte
- Sokrates* eine der Hauptgestalten der griechischen Philosophie, 470–399 v. Chr.
- Soldanelle* Alpenglöckchen, Primelgewächs
- Sophistik* Lehre der Sophisten, die die Träger der antiken Aufklärung und Bildungsbewegung waren
- Sottise* Dummheit, Grobheit
- Status ante* vorheriger Zustand
- Stelvio* Stilfser Joch
- Strabo* griechischer Geograph, 63 v. Chr. bis 20 n. Chr.
- stygisch* von «Styx»: Fluß in der Unterwelt der griechischen Sage
- Subordination* Unterordnung
- Tarquin* König Roms aus dem Geschlecht der Tarquinier, um 500 v. Chr.
- Telemachos* Sohn des Odysseus
- Terzerol* kleine Pistole
- Thersites* bei Homer der häßlichste Mann im griechischen Heer vor Troja. Da feig und frech, von Odysseus gezüchtigt
- Thetis* eine Meeresgöttin in der griechischen Sage, Mutter des Achilles
- Thibaut, Theobald IV.*, Graf der Champagne, König von Navarra, französischer Dichter, 1201–1253
- Thyrusstab* der in einem Pinienzapfen endende Stab des Dionysos und der Mänaden
- Tiara* Kopfbedeckung
- Titlis* Jurakalkstock der Urner Alpen
- Tizian* italienischer Maler, 1476/7 bis 1576
- Tout doucement* ganz zart
- tragieren* tragisch spielen
- Triarier* im römischen Heer die altgediente Kerntroop im dritten Glied der Legion
- Trimm* in der Schiffssprache Längsrichtung
- Triregnum* Dreierherrschaft
- Tritonen* in der griechischen Sage Meeresgottheiten, halb Menschen, halb Fische
- tutti quanti* alle miteinander
- Tympanum* in der Antike flache Rahmentrommel
- Ulrich Herzog von Württemberg* 1487 bis 1550
- Ultima latet* die letzte bleibt verborgen
- usque ad martyrium* bis zum Martyrium
- Vale* lebe wohl
- Verbi divini* Minister Diener am Wort Gottes
- Vercingetorix* Keltenfürst, Führer des Gallieraufstandes 52 v. Chr., 46 v. Chr. hingerichtet
- Vestalin* Priesterin der Vesta, altitalienische Göttin der Herde, Rundtempel auf dem Forum
- voltigieren* gewandt springen
- Wasa* schwedisches Adelsgeschlecht, dem Gustav Adolf entstammte
- Zwingli, Ulrich* Reformator der deutschsprachigen Schweiz, 1484 bis 1531
- Zyklopen* Gestalten der griechischen Sage, bei Homer einäugige Riesen

Register der Gedichte nach Anfängen und Überschriften

Abendrot im Walde	33	Aus der Höhe	46
Abendwolke	40	Aus der Schiffsbank mach' ich	
Abschied von Korsika	94	meinen Pfühl	38
Alle	138	Aus Henkersfäusten flogen zum	
Allerbarmen	55	Himmel sie empor	87
Alles war ein Spiel	102		
Als das Mütterlein erkrankt	95	Bacchus in Bünden	67
Als der Bernina Felsentor	79	Baut, junge Meister, baut	
Als der Herr mit mächtger		hell und weit	182
Schwinge	86	Begegnung	48
Als ich jüngst vom Pfad		Bei der Abendsonne Wandern..	40
verirrt war	63	Bemeßt den Schritt! Bemeßt	
Alte Schrift	72	den Schwung!	44
Alte Schweizer	93	Benvenuto, sprich, was	
Am Brunnen überflutet im		schmiedest	196
Dämmerlicht	88	Berggeist, ich höre deine	
Am Gestade Palästinas,		Ströme rauschen	69
auf und nieder	153	Bettlerballade	142
Am Grab der Republik		Bist du die träumende Bacche?	121
ist er gestanden	219	Blicke gen Himmel gewandt ..	127
Am Himmelstor	152	Blüten schweben über deinem	
Am Himmel wächst der Sonne		Grabe	11
Glut	30	Bollwerk und Mauer trutzen ..	97
Am Horizonte glomm des		Brautgeleit	13
Abends Feuer	71	Brütend liegt ein heißes	
Am Strande des Gelobten		Schweigen	43
Lands	146	Burg «Fragmirnichtnach»	71
An dem Bauernhaus vorüber ..	55		
An dem kleinen Hofe von		Camoëns	183
Navarra	18	Camoëns, der Musen Liebling	183
An des Jahres Wende		Cäsar Borjas Ohnmacht	192
sprach ich	105	Chor der Toten	199
An wolkenreinem		Conquistadores	185
Himmel geht	38		
Auf das Feuer mit dem goldnen		Da die Hirten ihre Herde	139
Strahle	7	Da find' ich dich! In	
Auf dem Canal Grande	84	Wintergraus	205
Auf der Appierstraße zieht ein		Da mit Sokrates die Freunde	
Heer	135	tranken	101
Auf diesem kurzen		Dämmergang	117
Bergesrasen hier	156	Das Auge des Blinden	207
Auf Goldgrund	39	Das Bächlein nimmt nach der	
Auf mondenhellem Lager	210	Loire den Gang	213
Auf Ponte Sisto	198	Das begrabene Herz	104
Aufsteigt der Strahl,		Das bittere Trunklein	32
und fallend gießt	88	Das Boot stößt ab von den	
Aus der Eltern Macht		Leuchten des Gestads.....	10
und Haus	14	Das Ende des Festes	101

Register der Gedichte

Das Geisterroß	131	Der Rheinborn	62
Das Gemälde	72	Der Ritt in den Tod	129
Das Glöcklein	56	Der römische Brunnen	88
Das Goldtuch	172	Der schöne Tag	10
Das heilige Feuer	7	Der Schreckliche	196
Das Heiligtum	134	Der Schwarze Prinz	170
Das Heute	49	Der sterbende Cromwell	218
Das Heut ist einem jungen Weibe gleich	49	Der Stromgott	123
Das Joch am Leman	130	Der Tod und Frau Laura	158
Das kaiserliche Schreiben	153	Der tote Achill	90
Das Münster	178	Der Triumpfbogen	80
Das Reiterlein	213	Der tunkene Gott	125
Das Seelchen	56	Der verwundete Baum	32
Das Strandkloster	97	Des Meisters hohle Wange brennt	178
Das tote Kind	27	Die alte Brücke	59
Das verlorene Schwert	133	Die Ampel	105
Das Weib des Admirals	210	Die Bank des Alten	58
Das weiße Spitzchen	53	Die brave Marthe tat, was sie vermocht'	85
Dein Bogen, grauer Zeit enstammt	59	Die drei gemalten Ritter	175
Den Hauptmann Daxelhofen ..	220	Die Dryas	16
Den ich pflanzte, junger Baum	31	Die einen liegen tot mit ihren Wunden	130
Denkst, Freund, des wilden Knabenspiels du noch	57	Die Fei	15
Der Berg der Seligkeiten	144	Die Felswand	62
Der Blutstropfen	109	Die Füße im Feuer	215
Der Botenlauf	127	Die Gaukler	146
Der Daxelhofen	220	Die Gedanken des Königs René	159
Der fromme Lautenschläger Herr René	159	Die gefesselten Musen	24
Der Gallier letzte Burg und Stadt erlag	133	Die gezeißelte Psyche	89
Der Gesang der Parze	128	Die gelöschten Kerzen	19
Der Gesang des Meeres	96	Die gezeichnete Stirne	157
Der gleitende Purpur	171	Die Jungfrau	14
Der Hengert	64	Die Kapelle der unschuldigen Kindlein	87
Der Kaiser spricht zu Ritter Hug	140	Die Kartäuser	87
Der Kaiser und das Fräulein ..	60	Die Karyatide	211
Der Kamerad	106	Die Ketzerin	162
Der Landgraf	203	Die kleine Blanche	18
Der Lieblingsbaum	31	Die Korsin	95
Der Marmorknabe	12	Die Krypte	182
Der Mars von Florenz	160	Die Lautenstimmer	33
Der Meister malt ein kleines zartes Bild	85	Die Mutter mahnt mich abends	12
Der Mönch von Bonifazio	164	Die Narde	85
Der Musensaal	91	Die Rechte streckt' ich schmerzlich oft	36
Der Pilger und die Sarazenin ..	148	Die Rehe	75
Der Rappe des Komturs	204	Die Rose von Newport	217
Der Reisebecher	52	Die Schlacht der Bäume	80
		Die Schlittschuhe	47

Register der Gedichte

Die Schule des Silen	119	Ein Jüngling irrt im Waldesraum	16
Die Schweizer des Herrn von Tremouille	189	Ein Klosterhof, ein Lenzestag ..	173
Die Seitenwunde	191	Ein Knabe wandert über Land..	200
Die Söhne Haruns	143	Ein kurzes Schwert gezückt in nerviger Rechten	121
Die spanischen Brüder	205	Ein leuchtend blauer Tag	80
Die sterbende Meduse	121	Ein Lied Chastelards	18
Die tote Liebe	117	Ein Pilgrim	221
Die toten Freunde	10	Einsam und dunkelzackig stand	309
Die Türme von Florenz umblaut	160	Ein Schiff befuhr das Meer	122
Die Veltlinertraube	43	Einsiedel	176
Die verstummte Laute	209	Engelberg	307
Die wunderbare Rede	135	Englein singen aus dem blauen Tag	29
Die zwei Reigen	66	Entgegen wandeln wir	117
Die Zwingburg	77	Eppich	27
Don Fadrique	188	Eppich, mein alter Hausgesell ..	27
Don Fadrique bringt ein Ständchen	188	Er nickt mit seinem großen Haupt	95
Du lebst meerüber	117	Erntegewitter	39
Du öffnest, Sklave, deinen Mund	184	Er steht an ihrem Pfühl in herber Qual	56
Durch das Marktgedräng von Namur	207	Es fährt der Wind gewaltig durch die Nacht	137
Durch den dreigeteilten Bogen	131	Es geht mit mir zu Ende	202
Du scherzest, daß ein Datum ich vergaß	104	Es hat den Garten sich zum Freund gemacht	27
Du warest mir ein täglich Wanderziel	33	Es herrscht' ein König irgendwo	24
Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!	171	Es sprach der Geist: Sieh auf!	
Ein ärmlich, düster brennend Fackelpaar	8	Es war im Traume	138
Ein Bergesrückten stillbesonnt ..	144	Es war in Avignon am Karneval	158
Ein betrogen Mägdlein irrt im Walde	32	Ewig jung ist nur die Sonne	45
Ein bißchen Freude	37	Feindselig, wildzerrissen steigt die Felswand	62
Ein blendendes Spitzchen blickt über den Wald	53	Fern von dem fürstlichen keuschen Gemahl	75
Ein Cherub schritt das Tal empor	66	Fiebernacht	69
Eine glückgefüllte Gondel	81	Fingerhütchen	20
Einem Tagelöhner	45	Firnelicht	54
Einer Toten	112	Flut und Ebbe	99
Ein firnbeglänzttes Alpental	307	Fra Dolcin, der Ketzer	162
Eingelegte Ruder	37	Frau Agnes und ihre Nonnen ..	173
Ein gewaltger Herd mit glühnden Kohlen	19	Frau Berte, hört: Ihr dürftet nun	175
Ein halbes Jährchen hab' ich nun geschwommen	98	Fremdling, unter diesem Schutte	24
Ein jäher Blitz. Der Erntewagen schwankt	39	Friede auf Erden	139
		Frühling, der die Welt umblaut	28
		Fülle	7
		Galaswinte	141
		Gebrochen ist der alte Twing ..	77

Register der Gedichte

Geh nicht, die Gott für mich erschuf	116	Ich lag an einem Raine	27
Genug ist nicht genug	7	Ich lag im Gras auf einer Alp ..	56
Gespenster	71	Ich liebe, Nymphe, deine keusche Flut	34
Gestern fand ich, räumend eines langvergeßnen Schrankes Fächer	52	Ich sehe dich, den Kranz im Haar	13
Göttermahl	55	Ich sehe sie auf Sacchis süßem Bilde	87
Greif aus, du mein junges, mein feuriges Tier	129	Ich würd' es hören	58
Halb vom Hades schon bezwungen	194	Ihr Heim	113
Harun sprach zu seinen Kindern	143	Ihr Mägde, schaut, was ihr im Schreine habt!	172
Hat sich die Kelter gedreht?	114	Il Penseroso	184
Heim bin ich aus dem Morgenland	147	Im Garten schritt ich durch die Lenzesnacht	111
Herr Heinrich Guise schrieb ..	212	Im Hof des Louvre trägt ein Weib	211
Herr Karl war verdrossen	189	Im Saale jubelt Hochzeit	141
Herr König, ich bin Steffens Kind	167	Im Spätboot	38
Herr Konrad Schmid legt' um die Wehr	204	Im Vatikan vor dem vergilbten Marmorsarg	90
Hesperos	103	In den ächzenden Gewinden ..	46
Heut atm'ich mit den Sommerlüften	43	In den Armen seines Jüngsten..	155
Heute deiner zu gedenken	107	In den Lüften schwellendes Gedröhne	49
Heute fanden meine Schritte ..	45	In den Wald bin ich geflüchtet	33
Heut ward mir bis zum jungen Tag	106	In der Capuletti Vigna graben ..	12
Hier am Sarazenturme	80	In der Nacht, die die Bäume mit Blüten deckt	8
Hier – doch keinem darfst du's zeigen	118	In der schattendunkeln Laube ..	119
Himmelsnähe	54	In der Sistina	196
Hirtenfeuer	116	In der Sistina dämmerhohem Raum	196
Hoch an der Windung des Passes	63	In der Wiege schlummert ein schönes Römerkind	128
Hoch am Septimer	60	In die Schule bin ich gegangen	211
Hochzeitslied	14	In diesen Liedern suche du	102
Hohe Station	63	In einem fernen, umbrandeten Land	99
Hör, Ohm! In deiner Trödelkammer hangt	47	In einem Winkel seiner Werkstatt las	184
Hugenottenlied	211	In einer Strumnacht	137
Hussens Kerker	202	In Harmesnächten	36
Ich bedacht' es oft in diesen Tagen	42	In jungen Jahren war's	110
Ich bin den Rhein hinaufgezogen	62	In kühler Tiefe spiegelt sich ..	10
Ich bin einmal in einem Tal gegangen	58	In meiner Firne feierlichem Kreis	54
		Ins Museum bin zu später Stunde	39
		Ja	86

Register der Gedichte

Jedem, außer an die Toten	30	Michelangelo und seine Statuen	184
Jetzt rede du!	33	Mich führte durch den Tannenwald	48
Jüngst am Libanon in einem Kloster	148	Miltons Rache	219
Jüngst im Traume sah ich auf den Fluten	111	Mir sitzt zu Hause jung gezähmt	203
Jüngst trug ein Traum auf dunkler Schwinge mich	91	Mir träumt', ich komm' ans Himmelstor	152
Jüngst verlockt' es mich im Abendglimmen	72	Mit dem Stifte les' ich diese Dinge	5
Jung Tirel	166	Mit dem Tode schloß ich Kameradschaft	106
Jung Tirel, fuhrest über See? ..	166	Mit edeln Purpurröten	26
Kaiser Friedrich der Zweite	155	Mit einem Jugendbildnis	118
Kaiser Sigmunds Ende	175	Mit kümmernden Gedanken schief ich ein	36
König Etzels Schwert	140	Mittagsruhe haltend auf den Matten	61
Konradins Knappe	156	Mit zwei Worten	153
Korsen, löst des Portes Ketten!	164	Mondnacht und Flut	15
La Blanche Nef	167	Morgengraun. Die Karawane windet	123
Läg' dort ich unterm Firneschein	58	Morgenlied	26
Lange Jahre sah ich dich	45	Mourir ou parvenir!	212
Lang vorüber ging ich den Gehegen	113	Möwenflug	100
La Röse	79	Möwen sah um einen Felsen kreisen	100
Laß scharren deiner Rosse Huf!	116	Nach der ersten Bergfahrt	53
Lenzfahrt	30	Nach einem Niederländer	85
Lenz Wanderer, Mörder, Triumphator	27	Nachtgeräusche	9
Lenz, wer kann dir widerstehn?	30	Nächtliche Fahrt	122
Lethe	111	Nahe wieder sah ich glänzen ..	51
Licht und lauter Bläue! Recht ein Wandertag!	175	Napoleon im Kreml	95
Liebchen fand ich spielend	107	Neujahrsglocken	49
Liebe Kinder, wißt ihr, wo	20	Nicht vom letzten Schlittengleise	41
Liebesflämmchen	12	Nicola Pesce	98
Liebesjahr	114	Nieder trägt der warme Föhn ..	28
Liebes Kind, du bist gemagert..	53	Nina, laß den Schlummer fahren!	197
Liederseelen	8	Noch einmal	70
Ließest unter uns dich nieder ..	116	Noch einmal ein flüchtiger Wandergesell	70
Lutherlied	200	Novembersonne	46
Maientag	29	Oft in meinem Abendwandel hefte	41
Meine eingelegten Ruder triefen	37	Ohne Datum	104
Meine Strahlen sind geknickte Speere	98	Olbaumsilber, Myrte, Lorbeer, Pinie	94
Mein Jahr	41		
Mein Stern	41		
Melde mir die Nachtgeräusche .	9		
Mich denkt es eines alten Traums	104		

Register der Gedichte

O Liebe, wie schnell verrinnest du	16	Tag, schein herein! und Leben, flieh hinaus!	78
Papst Julius	194	Tarpeja	88
Pentheus	120	Thespesius	124
Pergoleses Ständchen	197	Thibaut von Champagne	147
Petrus, schreib – zu seinem Kanzler	153	Traumbesitz	24
Prinz Bertarit bewirtet Veronas Bettlerschaft	142	Trüb brennt der Schenke Kerzenlicht	72
Reife Goldorangen fallen sahn wir heute	114	Trüb verglomm der schwüle Sommertag	35
Reisephantasie	61	Über einem Grabe	11
Requiem	40	Über ihre Tore statt der Muse	191
Säerspruch	44	Über schwarzem Tannenhange	103
Schillers Bestattung	8	Unruhige Nacht	106
Schlummernd jüngst in Waldesraum	33	Unter den Sternen	50
Schneewittchen	115	Vater Lucas sprach beim Frühstück	64
Schneewittchen hast im Scherz du dich genannt	115	Venedig	83
Schnitterlied	39	Venedig, einen Winter lebt' ich dort	83
Schreitend meinen Höhenpfad	46	Venedigs erster Tag	81
Schutzgeister	51	Vision	63
Schwarzer Prinz und König Hans	170	Vor der Ernte	38
Schwarzschattende Kastanie ..	9	Vor der Königsburg in nächt'ger Stunde	218
Schwüle	35	Vor einer Büste	121
Sehnsucht ist Qual	18	Votivtafel	36
Sie haben mit dem Beile dich zerschnitten	32	Waldnacht. Urmächtige Eichen	134
Sie kommen mit dröhnenden Schritten entlang	93	Wanderfüße	42
Sie mochte gern an seiner Schulter lehnen	209	Was pocht mir an das Fenster?	176
Sie schreitet in bacchisch bevölkertem Raum	120	Was treibst du, Wind?	29
's ist im Sabinerland ein Kirchentor	221	Weib, verrate mir, von wem gerufen	157
Sonntags	34	Weihgeschenk	107
So stille ruht im Hafen	40	Weihnacht in Ajaccio	114
Spiel	57	Weinsegen	43
Spielzeug	107	Weißer Marmorstufen steigen ..	125
Sprengende Reiter und flatternde Blüten	217	Wer bin ich? Einer, welcher unterging	192
Stapfen	110	Wer in der Sonne kämpft, ein Sohn der Erde	50
Süß ist das Dunkel	198	Wetterleuchten	111
Tag, schein herein! Die Kammer steht dir offen	78	Wie fühl' ich heute deine Macht	112
		Wie heilt sich ein verlassen Herz	37
		Wie pocht' das Herz mir in der Brust	54

Register der Gedichte

<p>Wild zuckt der Blitz. In fahlem Lichte steht ein Turm 215</p> <p>Wir schnitten die Saaten 39</p> <p>Wir Toten, wir Toten sind größere Heere 199</p> <p>Wo die Tannen finstre Schatten werfen 55</p> <p>Wolken, meine Kinder, wandern gehen 96</p> <p>Wo sah ich, Mädchen, deine Züge 14</p> <p>Wo stürzend aus rätischen Klüften der Rhein 67</p>	<p>Wo von alter Schönheit Trümmern 89</p> <p>Wo weiß die Landquart durch die Tannen schäumt 71</p> <p>Zur Zeit der Lese war's im Winzerhaus 109</p> <p>Zwei edle Spanier halten Wacht 185</p> <p>Zwei Greise ruhten unter einer Pinie 124</p> <p>Zwei Segel 102</p> <p>Zwei Segel erhellend 102</p> <p>Zwiesgespräch 98</p>
------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

HUTTENS LETZTE TAGE

<p>Abendstimmung 280</p> <p>Abfahrt 305</p> <p>Als ich entlang das helle Seeestad 248</p> <p>Als ich gen Zürich ritt im Abendschein 247</p> <p>Als ich von hoher Schule Weisheit troff 232</p> <p>Als in Pavia ich studierte 235</p> <p>Am Ufer drüben seh aus einem Schlot 266</p> <p>Anzeige 300</p> <p>Ariost 253</p> <p>Astrologie 251</p> <p>Bin ich ein Dichter? 255</p> <p>Blaufarbne Krüge brachten her sie dann 276</p> <p>Da mirs zum erstenmal das Herz bewegt 223</p> <p>Das fallende Laub 289</p> <p>Das Gebet 271</p> <p>Das Geflüster 231</p> <p>Das Hütlein 240</p> <p>Das Huttenlied 264</p> <p>Das Kindlein in Mainz 241</p> <p>Das Kreuz 302</p> <p>Das Lied des Welschen wandelt voller Glanz 255</p>	<p>«Der arme Heinrich» 299</p> <p>Der Edelstein 247</p> <p>Der Florentiner grollte vor sich her 280</p> <p>Der kleine Ferge 278</p> <p>Der Komtur 248</p> <p>Der letzte Brief 301</p> <p>Der letzte Humpen 256</p> <p>Der Morgen graut – des Pilgers Stätte leer? 273</p> <p>Der Pfarrer 284</p> <p>Der Pilger 268</p> <p>Der «Ritter ohne Furcht und Tadel 235</p> <p>Der Schaffner 277</p> <p>Der Schmied 266</p> <p>Der Stoff 232</p> <p>Der Strom des Lebens 304</p> <p>Der Trunk 276</p> <p>Der Ufenau vorüber glitt ein Kahn 264</p> <p>Der Uli 258</p> <p>Der Vater sprach zu mir mit leisem Hohn 245</p> <p>Der Vetter Hans 235</p> <p>Der wilde Hutten 292</p> <p>Der Zaubrer Faust erschien am Hof zu Mainz 239</p> <p>Des Morgens lacht wie eine junge Frau 280</p>
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Register der Gedichte

Deutsche Libertät	265	Glücklichselig schreit ich hier	292
Die Ablaßbude	239	Göttermord	289
Die Beichte	288	Herr Konrad der Komtur vergaß	
Die Bilderstürmer	275	mich nicht	256
Die deutsche Bibel	259	Herr Ritter, habt Ihr, sagt mir's	
Die erste Nacht	227	im Vertraun	283
Die Feder leg' ich weg	253	Herzog Ulrich	292
Die Flut	250	Heut aber tat ich, was die	
Die Gebärde	244	Frommen freut	289
Die Landung	225	Heut fiel mir wieder ein	303
Die Mahlzeit	269	Heut geht am See ein endlos	
Die Mainzerspieße	243	Glockenspiel	251
Die Menschheit	297	Heut hat man mit Soldaten	
Die Traube	301	mir getischt	278
Die Vorrede	261	Heut ist der erste leidenvolle	
Ein christliches Sprüchlein	303	Tag	302
Ein frommer Tag, da ich, gestreckt		Heut klang ein Beil	289
ins Gras	259	Heut saß ich armer Ulrich	
Ein grauser Wetterschlag!	271	still daheim	299
Ein heidnisches Sprüchlein	303	Heut übermochte mich – seit	
Ein lustig Trommeln zieht den		langer Zeit	261
Strand entlang	265	Hier schreit ich über meinem	
Ein müdes Ruder rauscht	284	Grabe nun	288
Ein schöner Mensch, mit dem		Homo sum	252
das Glück gedahlt	235	Huttens Hausrat	227
Epistolae obscurorum virorum	233	Ich halte Leib und Geist	
Erasmus	261	in strenger Zucht	252
Erinnrung plaudert leise		Ich hört's im Traum	227
hinter mir	231	Ich reise. Freund, ein Boot!	305
Er steht am Strand und scheint		Ich schau mich um in meinem	
hinauszusehn	269	Kämmerlein	227
Er wars! Mir pocht das Herz ..	292	Ich schaute – wundersamer	
Erwerben wollt ich fremder		Morgentraum	297
Muse Gunst	237	Ich sprach: So, Hutten, kanns	
Es war in Brüssel vor dem		nicht länger gehn	275
Ständehaus	240	Ihr lieben Sterne	251
Es wendet sich das Jahr	290	Im Paradiese selber träfe man	277
Feldmann	299	In meine Kammer blickt das	
Fiebernacht	273	blaue Licht	250
Frau Schwermut setzt sich heute		In meinen Leidensnächten ohne	
neben mich	261	Stern	303
Freund Holbein, fehlt im		Jacta est alea	246
Totentanze dir	301	Je schwerer sich ein Erdensohn	
Gelassen schreitet dort		befreit	260
im Ackerfeld	258	Konsultation	229
Gib deine Weisheit kund!	229	Land, Wasser, Himmel – rings	
Gibst auf der Welt ein Herz ..	286	dasselbe Grau	299
Gloriola	231		

Register der Gedichte

Laß, Ruodi, deinen Nachen		Ritter, Tod und Teufel	228
sachter gehn	278	Romfahrt	237
Lügendeister	239		
Luther	260	Scheiden im Licht	304
		Schiffer, wie nennst du dort	
Mein Ende steht bevor	300	im Wellenblau	225
Mein lieber und gewogner		Schweizer und Landsknechte ..	278
Prugner, merk	301	Sie machten mir ein Kämmerlein	
Mich drückt der Föhn	268	bereit	243
Mir war: ich fuhr in halber		Sturm und Schilf	295
Finsternis	304	's war in der Krone	244
Mißverständnis	245		
Mit glühnden Spuren ist der		Und, sieh, da wälzte sich das	
Tag entflohn	281	Rad der Zeit	239
Mit Gott zu hadern ist nicht			
wohlgetan	295	Vermächtnis	280
Mythos	283	Verschärfte Schmerzen foltern	
		mein Gebein	304
Nachdem ich meinen großen			
Wurf getan	246	Was die Glocken sagen	251
Nachtgespräch	281	Weil etwas kahl mein Kämmerlein	
		ich fand	228
O Mainz, du lustger Sitz	241	Wir malten eine Sonnenuhr	
		zum Spaß	231
Paracelsus	286	Wir scharten uns zu lustgem	
		Mummenschanz	233
Reife	290		

INHALT

Gedichte	5
Vorsaal	7
Stunde	26
In den Bergen	51
Reise	78
Liebe	102
Götter	119
Frech und fromm	139
Genie	183
Männer	200
 Huttens letzte Tage	223
Die Ufenau	225
Das Buch der Vergangenheit	231
Einsamkeit	250
Huttens Gast	268
Menschen	275
Das Todesurteil	286
Das Sterben	292
Dämonen	299
Engelberg	307
 Novellen I	369
Das Amulett	371
Der Schuß von der Kanzel	430
Plautus im Nonnenkloster	476
Gustavs Adolfs Page	504
Das Leiden eines Knaben	548
Die Hochzeit des Mönchs	600
Jürg Jenatsch	685
 Wörterklärungen und historische Hinweise .	915
Register der Gedichte	923

WITHDRAWN

PT
2432
.A1
1965
v.1

Ac. 71191

leyer, Conrad Ferdinand

ämtliche Werke

P
2
i
v

[illegible]

